

Franziska Seise

PATENSCHAFTEN MIT GEFLÜCHTETEN KINDERN

Affektbewältigung und Emotions-
arbeit zwischen Begegnung
und Abgrenzung



[transcript]

EmotionsKulturen | EmotionCultures

Franziska Seise
Patenschaften mit geflüchteten Kindern

Editorial

Die Reihe **EmotionsKulturen / EmotionCultures** versammelt Arbeiten, die sich aktuellen Fragestellungen der Emotionsforschung aus einer innovativen transdisziplinären Perspektive annähern. Im Mittelpunkt stehen vornehmlich empirische Studien aus dem Bereich der Sozial- und Kulturanthropologie, die – in jeweils enger theoretischer und/oder methodischer Verzahnung mit weiteren Disziplinen – Prozesse der sozialen und kulturellen Modellierung von Emotionen und Affekten untersuchen.

Zentrale Themenspektren betreffen die Genese emotionaler Ordnungen in ihrem Wechselspiel mit sozio-kulturellen, historischen und politischen Strukturen. Die Reihe spannt dabei den Bogen von der Sozialisation von Emotionen in der Kindheit bis zu deren Transformation im Alter und schließt damit auch konfliktive Rekonfigurationen des Emotionalen vor dem Hintergrund veränderlicher Lebensbedingungen mit ein. Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf den mit Migrations-, Globalisierungs- und Transnationalisierungsprozessen verbundenen emotionalen und affektiven Dynamiken.

The series **EmotionCultures** is a collection of works centered around current questions raised in interdisciplinary and innovative research on emotions. At the core are empirical studies from Social and Cultural Anthropology that analyze processes of social and cultural modeling of emotions – always in close theoretical as well as methodological connection to various other disciplines.

Key topics concern the generation of emotional codes in interaction with socio-cultural, historical, and political structures. Thus, this series ranges from the socialization of emotions in childhood to their transformation with increasing age. It incorporates reconfigurations of emotions against the backdrop of changing life conditions. Furthermore, a particular focus rests upon the emotional dynamics inherent to processes of migration, globalization, and transnationalization.

Die Reihe wird herausgegeben von Birgitt Röttger-Rössler und Anita von Poser.

Editorial Board:

Prof. Dr. Helene Basu, Ethnologie, Universität Münster

Prof. Dr. Dr. Thomas Fuchs, Psychiatrie & Philosophie, Universität Heidelberg

Prof. Dr. Douglas Hollan, Cultural Anthropology, UCLA

Prof. Dr. Heidi Keller, Psychologie, Universität Osnabrück

Prof. Dr. Christian von Scheve, Soziologie, FU Berlin

Dr. Maruška Svašek, Social Anthropology, Queens University Belfast

Franziska Seise (Dr. phil.), geb. 1989, ist Postdoktorandin am Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung in Halle (Saale) in dem Projekt »Situated Care: Subjectivity, Knowledge, and Labor«. Die Forschungsschwerpunkte der Sozial- und Kulturanthropologin sind Psychologische Anthropologie mit einem Fokus auf Migration, Integration und Diversität, Islam, Emotionskonzepten, Affect Studies sowie Mental Health.

Franziska Seise

Patenschaften mit geflüchteten Kindern

Affektbewältigung und Emotionsarbeit zwischen Begegnung und Abgrenzung

[transcript]

Dieses Buch ist eine überarbeitete Version der im Jahr 2025 verteidigten Dissertation mit dem Titel »Zwischen Begegnung und Abgrenzung: Affektbewältigung und Emotionsarbeit in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen«, Freie Universität Berlin, Fach Sozial- und Kulturanthropologie.

Die Open Access Publikation wurde gefördert durch den Publikationsfonds der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>. Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Franziska Seise

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus

Umschlagabbildung: Linoldruck »Corona-Zusammenschluss« von Elena Tietze im Rahmen des Praktikumprojektes »Integration als dialogischer Prozess«, erstmals veröffentlicht auf ENCOUNTER (2021): <https://www.encounter-blog.com/de/patenschaften-einblicke-in-begegnungen-und-gedanken/>

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839479377>

Print-ISBN: 978-3-8376-8330-1 | PDF-ISBN: 978-3-8394-7937-7

Buchreihen-ISSN: 2511-7459 | Buchreihen-eISSN: 2702-9115

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Danksagung	9
1. Einleitung: Berlin – eine hochsegregierte Stadt?	11
1.1 Struktur der Arbeit	15
1.2 Anmerkungen	18
2. Vom Forschen über Berliner Patenschaften	21
2.1 Mein Weg ins Feld	21
2.2 Multiple Involviertheit – diverse Perspektiven	28
2.2.1 Als Patin im Feld	30
2.2.2 In der eigenen Nachbarschaft forschen	34
2.2.3 Engagiert forschen?!	36
2.3 Ein Feld geprägt von Umbrüchen	44
2.3.1 Methoden	45
2.3.2 Zugänge	48
2.3.3 ... und alles stand still	51
2.4 Eine emotions- und affekttheoretische Perspektive	54
2.4.1 Affekte und Emotionen	54
2.4.2 Gefühlsregeln und Emotionsarbeit	56
2.4.3 Affektbewältigung und <i>affective communities</i>	58
3. Integration und Ehrenamt	63
3.1 Migrations- und Integrationsdebatten	63
3.1.1 Deutschland ist (k)ein Einwanderungsland	64
3.1.2 Integration	67
3.1.3 Deutsche Leitkultur	71
3.1.4 Bestrebungen einer offenen Gesellschaft	74
3.2 Freiwilliges Engagement	79
3.2.1 Strukturwandel im Ehrenamt	80
3.2.2 Zwischen Selbstverwirklichung und (gesellschaftlicher) Verantwortung	85

3.2.3	Kontrolle zivilgesellschaftlicher Engagementstrukturen	91
3.2.4	Engagement für Geflüchtete	97
4.	Patenschaften – Konzepte, Erwartungen und Zielsetzungen	103
4.1	Forschung zu Mentoring und Patenschaften	104
4.1.1	Mentoring- und Patenschaftsformate	105
4.1.2	Evidenzbasierte Wirkungsmessung	110
4.1.3	Qualitative Forschung und kritische Stimmen	112
4.2	Patenschaften – was sie sein können und sollen	121
4.2.1	Freizeit oder Schule? – Zielsetzungen und Bedürfnisse	123
4.2.2	Dimensionen der Asymmetrie	127
4.2.3	»Dann müsst ihr vielleicht in Vorleistung gehen«	133
4.2.4	Streben nach Gegenseitigkeit und Augenhöhe	139
4.2.5	»Von Kindern wird erwartet, zurückhaltend und schweigsam zu sein«	144
4.3	Pat:innen als Erziehungsinstanz	147
4.3.1	Selbstwirksamkeit	148
4.3.2	Eins-zu-Eins	154
4.3.3	»Pat:innen gesucht – erleuchtet und reflektiert«	157
5.	Eine Verbindung eingehen	163
5.1	Schneebälle und Engel – Zielgruppen und deren Akquise	163
5.2	Erstgespräche	169
5.3	Jonglage in der Blackbox – Auswahl und Matching der Parteien	173
5.4	Vorbereitung und Kennenlernen	179
5.5	Herausforderungen der Koordinatorinnen	183
6.	Patenschaftsgeschichten	193
6.1	Franziska: »Was ich sagen kann, was ich vielleicht auch sagen sollte«	194
6.1.1	Die Höhen und Tiefen der Beziehungsentwicklung	196
6.1.2	Zwischen kritischer Selbstreflexion und dem Streben nach Selbstwirksamkeit	211
6.2	Sophie und Laura: »Wir sind da, solange sie das möchten«	217
6.2.1	Verantwortung für den Bildungserfolg der Kinder	220
6.2.2	Was heißt schon Integration?	222
6.3	Maria: »Ich versuche im Service zu sein«	224
6.3.1	Zuschreibungen und Erwartungshaltungen werden nachjustiert	226
6.3.2	Zwischen eigenen Bedürfnissen und Anpassung	229
6.3.3	Ein Blick zurück: »Meine Zuneigung war auf jeden Fall echt«	234
6.4	Michael: »..., dass es irgendwie so 'was löst«	237
6.4.1	Ein positiver Einfluss auf die Erziehung	239
6.4.2	Erwartungen der Mutter	242
	Exkurs Eltern – Safia: »Das Blöde ist, dass wir hier auch keine Familie haben«	245
	Exkurs Jugendliche – Hamed: »Das Vertrauen gibt mir Mut, 'was Größeres anzufangen«	252
6.5	Lisa: »Wir haben uns gefunden – so richtige Love-Story«	254
6.5.1	Das Kind steht im Zentrum der Beziehung	256
6.5.2	Die Beziehung verändert sich so schnell... ..	259

6.6 Eva: »Man will ja auch 'ne gute Patin sein«	260
6.6.1 Integration in die Familie	264
6.6.2 Komplexe Machtgefüge und unerwartete Vulnerabilitäten	271
6.6.3 Ein Blick zurück: »Ich bin als Mensch mit ihren Werten kompatibel«	275
7. Affekte in Forschung, Patenschaften und Gesellschaft	277
7.1 Affekte in zwischenmenschlichen Nahbeziehungen erforschen	283
7.2 Affektbewältigung und gemeinschaftliche Sinnstiftung	286
7.3 Von der Patenschaft in die Gesellschaft	290
Epilog: »Ein Selbstverständnis als lernendes System«	297
Literatur	301

Danksagung

Eine (anthropologische) Forschung und deren Ergebnisse, allen voran die Dissertationschrift und die hierauf folgende Veröffentlichung, entspringen niemals allein der Schöpfungskraft der Ethnologin. Sie gründen stets auf einem weit verzweigten Netzwerk von Beziehungen. An dieser Stelle möchte ich dieses Netzwerk kurz umreißen und jene Personen aufführen, ohne die dieses Buch nicht zustande gekommen wäre.

Allen voran möchte ich meiner Patenjugendlichen, die nunmehr eine erwachsene und verheiratete Frau ist, meinen Dank aussprechen. Ohne sie hätte ich viele unmittelbare Einblicke und Erkenntnisse, die zu unverzichtbaren Säulen meiner Forschung gediehen, entbehrt. Unsere langjährige Beziehung wurde zu einer besonderen Erfahrung, die bis heute meinen Blick auf die Stadt Berlin, auf Prozesse zunehmender Diversifizierung, auf die (Un-)Möglichkeiten von Begegnungen und Engagement sowie auf deren politische Bedingtheit maßgeblich prägt. Weiterhin bedanke ich mich bei den Studierenden, die an der Fokusgruppe meiner Forschung teilnahmen. Der gemeinsame und vertrauensvolle Austausch und das rücksichtsvolle und sensible Miteinander, die sich über die Monate entwickelten, waren für mein eigenes Erleben als Patin eine bedeutsame Stütze. Auf diesem besonderen Austausch basieren entscheidende analytische Schritte und Theoretisierungen, die die Richtung meiner Forschung lenkten und die mir die Bedeutung der gemeinschaftlichen Sinnsuche und Wissensgenerierung vergegenwärtigten. Ein ganz besonderer Dank gilt zudem Mirjam Ekermann und Kerstin Falk, die mir als Koordinatorinnen des Berliner Vereins WIR GESTALTEN zunächst den entscheidenden Zugang zu meinem Forschungsfeld ermöglichten. Über die vergangenen Jahre profitierte jedoch nicht nur meine Forschung von unserem Verhältnis, das ich stets als vertrauensvoll, ehrlich, respektvoll und neugierig erlebte. Es entwickelten sich Freundschaften, die mich bis heute akademisch und persönlich bereichern. WIR GESTALTEN war und ist dabei nicht vorstellbar ohne die vielen haupt- und ehrenamtlichen Mitwirkenden sowie die regelmäßigen Besucher:innen des Kiezcafés, die mir ebenso wie die beiden Koordinatorinnen stets offen und unterstützend begegneten. In unzähligen informellen Gesprächen und Interviews habt ihr mich an euren Gedanken und Erfahrungen teilhaben lassen. Vielen Dank.

Akademisch begleiteten mich zuvorderst meine Doktormutter Prof. Dr. Birgitt Röttger-Rössler sowie meine Zweitgutachterin Prof. Dr. Anita von Poser, die diese Arbeit in

allen Stadien ihrer Entstehung stets mit Interesse und Ermutigung, einem offenen Ohr für meine Fragen und Unsicherheiten sowie wertvollem theoretischen, inhaltlichen und methodologischen Feedback unterstützten. Birgitt Röttger-Rössler entfachte bereits in meinem Studium am Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin mein Interesse für die Ethnologie der Emotionen und später für die Psychologische Anthropologie. Bei ihr genoss ich das große Privileg, mich akademisch und persönlich in einem Umfeld entwickeln zu dürfen, das sich durch eine produktive Mischung aus Vertrauen, Verantwortungsübertragung, ermutigender Förderung, aber vor allem auch Freiheit auszeichnete, meine Interessen und Stärken zu erkunden und zu vertiefen. Ich verstehe sie bis heute als eine wegweisende Mentorin. Meinen früheren Kolleg:innen in Berlin, insbesondere Kathrin Bauer, Kristina Mashimi, Karoline Buchner, Max Schnepf und Ursula Probst möchte ich ebenfalls für einen inspirierenden und zugleich freundschaftlichen Austausch danken, der sich insbesondere mit einem Kaffee in der Hand spontan zwischen geöffneten Bürotüren entfaltete und häufig weit über unsere Forschungen und Lehraufgaben hinausreichte. Während meiner Tätigkeit in Berlin diffundierten die in dem Sonderforschungsbereich »*Affective Societies* – Dynamiken des Zusammenlebens in bewegten Welten« angesiedelten äußerst produktiven, innovativen und inspirierenden Forschungstätigkeiten auf ungemein bereichernde Weise in die theoretische und methodologische Ausrichtung meines Projektes. Hierfür danke ich allen dort Wirkenden.

Während meiner Mitarbeit am Seminar für Ethnologie (SfE) der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg an dem Lehrstuhl von Prof. Dr. Anita von Poser, bei der ich bereits in meinem Bachelorstudium in Berlin das erste Seminar zu Emotionen besuchte, stellte ich meine Dissertationsschrift schließlich fertig. Das dortige produktive und unterstützende Arbeitsumfeld half mir in den letzten herausfordernden Zügen meiner Arbeit entscheidend dabei, mein Ziel im Blick zu behalten. Am SfE durfte ich schließlich erfahren, warum das Promotionsprojekt in unserer Disziplin so häufig als *rite de passage* bezeichnet wird. Dem ganzen Kollegium gilt mein herzlicher Dank. Ich möchte an dieser Stelle insbesondere Anna-Lena Wolf danken, deren ethnologische Expertise und freundschaftlicher Rückhalt besonders in den letzten aufreibenden und ereignisreichen Monaten meiner Promotion für mich so wertvoll waren. Karoline Buchner und Edda Rohrbach danke ich für ihre fachlich versierte Unterstützung beim Korrekturat meiner Dissertationsschrift. Ebenso möchte ich mich bei meiner Projektmanagerin Pia Werner von transcript für die gewissenhafte, entgegenkommende und verständnisvolle Begleitung auf den letzten Schritten bis zur Veröffentlichung meines Buches bedanken.

Mein Promotionsprojekt sowie die Veröffentlichung dieses Buches wären mir ohne den bedingungslosen Rückhalt meiner Familie und Freund:innen sowie meines Partners nicht möglich gewesen. Sebastián Sánchez, Kerstin, Frank und Claudia Seise, Christa Klette, Jasmin Alsultan und Peter Staikos: Ihr wart da und habt mich mit Geduld, Zuspruch und Liebe in jenen Momenten (aus-)gehalten, in denen ich mich dem Rest meines sozialen Umfeldes nicht mehr zumuten wollte. Euch gelten mein tiefer Dank und meine Verbundenheit, die weit über dieses Projekt hinausreichen.

1. Einleitung: Berlin – eine hochsegregierte Stadt?

Mit dem Fahrrad fahre ich knapp zehn Minuten von meinem Zuhause im Berliner Stadtteil Gesundbrunnen zum Verein WIR GESTALTEN (WG) im angrenzenden Stadtteil Wedding. Fünf Minuten benötige ich, um zu dem Haus meiner Patenjugendlichen zu gelangen. Meine Nachbarschaft, in der ich zu Beginn meiner 18-monatigen Feldforschung bereits seit sechs Jahren lebe, erkunde ich gern zu Fuß und mit dem Rad. Hierher hat es mich bislang jedoch noch nie verschlagen, obwohl die Adresse alles andere als abgelegen ist. An der Klingel am Hauseingang meiner Patenjugendlichen werde ich von einem Kind gefragt, was ich dort mache. Das Gebäude wirkt auf den ersten Blick prekär und heruntergekommen. Ich vermute einen Bau aus den 1970–80er Jahren. Balkone dienen vielfach als Abstellkammern, vor dem Haus türmt sich illegal abgestellter Sperrmüll (was jedoch auch in den besser betuchten Bezirken Berlins keine Seltenheit ist), die Haustür lässt sich nicht schließen und der Geruch im Treppenhaus regt mich zur Eile an. Ich wolle jemanden besuchen, antworte ich. Die offensichtlich irritierte Gegenfrage, »Hier?!«, die einem kurzen Scan meiner Erscheinung folgt, bejahe ich. Im Haus meiner Patenjugendlichen wohnen überwiegend Menschen mit sogenanntem »Migrationshintergrund«. Viele der Familien mit Fluchterfahrung, die die Zielgruppe des Vereins WG bilden, wohnen ebenfalls in diesem Hauskomplex und sind untereinander bekannt. Der Reaktion des Kindes zufolge ziehen Besuchende, die nicht in diese Kategorie zu passen scheinen, Aufmerksamkeit auf sich.

Trotz der räumlichen Nähe zu meinem Wohnort erlebte ich während meiner Forschung wiederholt Formen sozialräumlicher und lebensweltlicher Segregation¹ innerhalb einzelner Nachbarschaften. Viele Ecken des Stadtteils, in dem ich wohne, lernte ich erst mit meinen Forschungspartner:innen kennen. Orte und Straßen, die mir bereits vertraut waren, begann ich mit ihnen durch eine völlig neue Brille zu betrachten. Dieser Segregation könnten Patenschaften, so eine der Koordinatorinnen des Vereins WG in einem Interview mit mir, durch die Stiftung von Beziehungen entgegenwirken:

1 Mit der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Segregation, ihren Ursachen und Folgen sowie den damit einhergehenden normativen Implikationen diesbezüglicher politischer Maßnahmen beschäftigt sich etwa die Soziologin Monika Alisch (2018).

[W]ir leben ja in Berlin in 'ner hochsegregierten Stadt. Also, klar verändert sich der Wedding, durch die Beuth-Hochschule und es gibt jetzt viele Studierende dort, aber wenn man so kleinteilig auf die Wohnblöcke guckt, ja, also da wo unsere [Paten-]Kinder leben, da leben wahrscheinlich wenig Studenten dazwischen. Und die Menschen bekommen keinen Kontakt auf der Straße zueinander. Dazu sind die Milieus einfach zu unterschiedlich. Also es braucht einfach Vereine, die Kontakte herstellen, also Begegnungsmöglichkeiten schaffen. Und das kann sein beim gemeinsamen arabischen Kochabend [...]. Aber Patenschaften sind halt 'ne super Möglichkeit, um wirklich in Beziehung zu treten und auch in das Leben des anderen einzutauchen. [...] [A]lso einerseits im Hinblick auf Bildung, aber auch so dieser persönliche Kontakt, da muss noch wahnsinnig viel passieren. Also das ist ja nicht, dass wir da von einer vielfältigen Gesellschaft reden können, also im Sinne, dass wir wirklich zusammenleben und uns auf allen Ebenen austauschen und unterstützen würden. Das passiert nicht automatisch. (Interview 17.05.2019)

Susanne Wessendorf beschreibt in ihrer Monografie *Commonplace Diversity* (2014), dass sich private Beziehungen trotz einer intensivierten Diversität im wohnräumlichen Umfeld – in Bezug auf Differenzierungslinien wie ethnische Zugehörigkeit, *race*, Alter, Bildung, sozioökonomische Schicht etc. – überwiegend homogen gestalten. Die Sozialanthropologin beobachtet:

While cultural diversity as such is not perceived as something unusual in public space, commonplace diversity does not translate into patterns of social relations in more personal relations. Thus, people live together in public and semi-public space, but most of them socialize apart in private. (Ebd., S. 12)

Wessendorf beschreibt in ihrer Arbeit den Londoner Stadtbezirk Hackney. Ihre Darstellungen zu den überwiegend homogenen Kontakten in der privaten Sphäre lassen sich jedoch meiner Erfahrung nach ohne Weiteres auch auf Berliner Bezirke übertragen, die von erhöhter Diversität geprägt sind. Wie die Koordinatorin in dem obigen Interviewausschnitt feststellt, fehlt es auch in Berlin an lebensweltlichen Begegnungen und Beziehungen zwischen Menschen, die in unmittelbarer Nähe zueinander wohnen.

Wird in Deutschland von Diversität gesprochen, ist damit zumeist eine kulturelle oder ethnische Vielfalt gemeint, die sich vor allem auf Migrationsphänomene des 20. Jahrhunderts oder auch rezentere Fluchtbewegungen bezieht (Warstat/Dilger 2021a, S. 8, 17) (s. 3.1). Dabei steht vielfach die nationalstaatliche Zugehörigkeit und besonders auch das Herkunftsland der Migrantinnen im Vordergrund: Im Mikrozensus 2019 (Statistisches Bundesamt 2020) werden im Bundesländervergleich Angaben zum jeweiligen Anteil von ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ an der Gesamtbevölkerung gemacht, wobei nach dem Vorhandensein der deutschen Staatsangehörigkeit, Migrationserfahrung und Geburtsland differenziert wird. Berlin hatte laut Mikrozensus 2019 eine Gesamtbevölkerung von 3,77 Millionen Menschen. Von diesen hatten 1,32 Millionen Menschen sogenannte ›ausländische Wurzeln‹, von denen wiederum 543.000 Menschen die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen. Die Mehrzahl der ›Berliner mit Migrationshintergrund‹ kam derzeit aus der Europäischen Union, davon etwa 114.000 aus Polen (Der Tagesspiegel 2020). Das Statistische Bundesamt definiert den Begriff

›Migrationshintergrund‹ folgendermaßen: »Eine Person hat einen Migrationshintergrund, wenn sie selbst oder mindestens ein Elternteil die deutsche Staatsangehörigkeit nicht durch Geburt besitzt.« (Statistisches Bundesamt 2020, S. 4)² In Berlin hatten im etwa gleichen Zeitraum 182.000 Menschen einen türkischen und 154.000 Menschen einen arabischen Hintergrund. Der Bezirk Mitte mit seinen Stadtteilen Gesundbrunnen und Wedding, in denen sich mein Forschungsfeld befand und in dem ich lebte, hatte mit 54 % den höchsten Anteil an ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ in der Hauptstadt (Der Tagesspiegel 2020). Hier ließen sich ab den 1970er Jahren viele angeworbene Gastarbeiter:innen nieder, da der Wohnraum vergleichsweise günstig war.

Im Mikrozensus werden außerdem Aussagen zur Haushaltsstruktur von ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ getätigt, zu ihrem Schulabschluss, Beschäftigungsverhältnis und Einkommen, ihrem Sozialversicherungsstatus, Geschlecht und Alter, dem Geburtsland der Eltern, ihrer Aufenthaltsdauer in Deutschland (und der ihrer Eltern) und ihren Migrationsmotiven. Diese Kriterien werden jeweils der ›Bevölkerung ohne Migrationshintergrund‹ gegenübergestellt. Die Erhebungen beinhalten folglich verschiedene Differenzlinien, die Vielfalt zwar abbilden können, welche jedoch kaum zueinander in Beziehung gesetzt werden – etwa hinsichtlich der Einflussnahme des Schulabschlusses, des Geburtslands (der Eltern) und der Migrationsmotive auf den aktuellen Sozialversicherungsstatus.³ Derartige statistische Darstellungen werden neben einer unzureichend intersektionalen Betrachtungsweise von verschiedenen weiteren Problematiken begleitet wie etwa einer Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdzuschreibung (bspw. hinsichtlich Gruppenzugehörigkeiten), einer Reproduktion und Verstärkung essentialistischer und diskriminierender Zuschreibungen und einer Exotisierung des Fremden,

-
- 2 Zur Problematik des Begriffes ›Migrationshintergrund‹: »Der Begriff ›mit Migrationshintergrund‹ hat die Funktionalität der alten nicht-adäquaten Benennungen von ›Andersheit‹ innerhalb der Gesellschaft vollständig übernommen, hat zugleich aber das Potential, diese auf Jahrzehnte festzuschreiben. Fortan kann im deutschen Kontext auch jemand mit eingewanderten Urgroßeltern noch als ›mit Migrationshintergrund‹ gelten – vor allem, wenn er/sie einen Namen oder ein Aussehen hat, das als nicht-deutsch konnotiert ist.« (Mannitz/Schneider 2014, S. 85) Auf die Entstehung des Begriffes, die kulturessentialistische Grundannahme, die ihm zugrunde liegt, sowie die Konsequenzen für die so Bezeichneten gehe ich in Kapitel 3.1 konkreter ein. Ich verwende in dieser Arbeit den Begriff migrantisiert, um den Prozess der Andersmachung (engl. *othering*) und die damit einhergehende Konstruktion und abwertende Zuschreibung des ›Fremden‹ zu betonen. Von migrierten oder migrantischen Akteuren spreche ich hingegen, wenn deren Migrationserfahrung in dem jeweiligen Kontext von Relevanz ist. Auch die fortwährende Festschreibung als Geflüchtete wurde im Verlauf meiner Forschung sowohl von betroffenen Jugendlichen als auch von Patenschafts koordinierenden hinterfragt und kritisiert. Da jedoch die Fluchterfahrung der Zielgruppe ein entscheidender Bestandteil der Projektbeschreibungen und damit auch der koordinierenden Vorbereitungs- und Begleitarbeit für die in dieser Arbeit zu beschreibenden Patenschaften war und ebenfalls die Erwartungen von Freiwilligen an ihre Patenkinder prägte, verbleibe ich bei dem Begriff der Geflüchteten.
 - 3 Auch das Vielfaltsbarometer der Robert Bosch Stiftung bedient sieben Kategorien, »die besonders zentral für das Leben der Menschen in Deutschland sind, nämlich: Lebensalter, Behinderung, Geschlecht, sexuelle Orientierung, ethnische Herkunft, Religion und sozioökonomische Schwäche« (Arant et al. 2019, S. 25). Auch dieser Bericht vermag die verschiedenen Dimensionen nicht zueinander in Beziehung zu setzen.

die allesamt zu einer verkürzten Darstellung hochkomplexer Phänomene und Erfahrungen führen (Warstat/Dilger 2021a, S. 19ff.). Der Theaterwissenschaftler Matthias Warstat und der Sozial- und Kulturanthropologe Hansjörg Dilger stellen dazu Folgendes fest:

[D]ie Datenlage zur Abbildung kulturell-ethnischer Diversität [ist] in institutionellen Zusammenhängen selbst außerordentlich vage – und birgt zusätzlich die Herausforderung der (Nicht-)Beschreib- und Abbildbarkeit kultureller Pluralität an den für das Zusammenleben der Zivilgesellschaft zentralen Stellen und Einrichtungen. (Ebd., S. 8)

Vielfalt muss weit über ethnische und nationalstaatliche Zugehörigkeiten hinausgedacht werden.⁴ Die Kontrastierung mit der ›Bevölkerung ohne Migrationshintergrund‹ im Mikrozensus macht jedoch deutlich, dass Herkunft – sei es die eigene oder die der Eltern – nach wie vor ein entscheidendes Kriterium in der Erfassung und Beschreibung von Vielfalt darstellt und Entscheidungsträgerinnen in ihren Handlungen informiert. Die ›Bevölkerung ohne Migrationshintergrund‹ figuriert dabei als Norm.

Im Kontext der sogenannten ›Flüchtlingskrise‹⁵ 2015/2016 ist die Frage des Umgangs mit sozialer und kultureller Vielfalt nicht nur neuerlich zu einem umkämpften politischen Thema in Deutschland geworden, sondern hat auch die Initiierung zahlreicher zivilgesellschaftlicher ›Integrationsprogramme‹ ausgelöst, die darauf abzielen, migrieren oder geflüchteten Menschen bei der Eingliederung zu helfen. Zunehmend setzen sich in diesem Feld bereits vielfältig erprobte Formate durch, die Integration und den Weg zur Chancengleichheit als dialogisches Geschehen begreifen und entsprechend in der Betreuungsarbeit dyadische Konstellationen vorsehen. Eine dieser Formen bilden Patenschaften, welche gezielt Begegnungen über verschiedene, intersektional verflochtene Differenzlinien hinweg ermöglichen sollen. In meinem Forschungsfeld waren dies Herkunft, Religion und Sprache, Alter und Geschlecht sowie formale Bildung und sozioökonomische Schicht. Diese Kategorien korrelierten wiederum mit diversen Wertesystemen, Moralvorstellungen und Konzepten (etwa hinsichtlich Erziehung) sowie nicht zuletzt auch mit Zuschreibungen von Ressourcen und Bedürftigkeit, welche entschei-

-
- 4 Der Anthropologe und Migrationsforscher Steven Vertovec prägte mit seinem Artikel *Super-diversity and Its Implications* (2007) den Begriff der *Super-Diversität*, mit dem er am Beispiel Großbritanniens betonte, wie überholt das damalige Verständnis von Migration, Vielfalt und Multikulturalismus war. Das intersektionale Zusammenspiel von Herkunftsländern, Migrationsrouten, Alter, Sprachen, Geschlecht und Sexualität, Religion, (transnationaler) Vernetzung, Bildungshintergrund, sozioökonomischem sowie rechtlichem Status, Zugang zum Arbeitsmarkt, sozialräumlicher Verteilung migrierter Menschen ebenso wie der Resonanz, die diese vonseiten staatlicher Akteure und der sie umgebenden Mehrheitsbevölkerung erleben, bedinge heute, so der Autor, eine bislang nie dagewesene Form der migrationsbedingten Vielfalt (ebd., S. 1049).
- 5 Der Begriff der *Flüchtlingskrise* ist äußerst umstritten. Die Anthropolog:innen Seth Holmes und Heike Castañeda beziehen sich in ihrer Verwendung des Krisenbegriffes auf eine an Gramsci angelehnte Definition von Krise, »as a moment in the war of position and war of maneuver when hegemony and the architecture of a social world are at stake, with future structural and symbolic realities unknown« (Holmes/Castañeda 2016, S. 13). Der Begriff der *Krise* meint hier also einen Moment, in dem hegemoniale Sichtweisen und Sicherheiten, sprich die Grundfesten des sozialen Gefüges, in Frage gestellt werden.

dend die Begegnungen und Beziehungen prägten, die sich in Patenschaften entwickeln konnten.

Etwa drei Jahre nach dem in der einleitenden Vignette geschilderten Erlebnis, welches die Segregation Berlins illustriert, bin ich während des Monats Ramadan zum Fastenbrechen bei der Familie eingeladen. Als ich ankomme, halten sich vor dem Haus meiner Patenjugendlichen wieder Kinder auf – diesmal eine Gruppe von Jungen, von denen ich zwei ermahne, sich nicht gegenseitig zu hauen. Ein dritter mustert mich dabei neugierig und fragt, ob ich die Lehrerin von Malisa sei, der kleinen Schwester meiner Patenjugendlichen. Ich kläre ihn über die Beziehungskonstellation auf. Er scheint nicht weiter überrascht und quittiert meine Erklärung nur mit einem Nicken. Während des Fastenbrechens überrascht mich meine Patenjugendliche Lara mit ihrem Vorschlag, uns von der Familie zurückziehen, um in Ruhe zu essen. Anders als zu Beginn unserer Patenschaft gerät unser Gespräch nicht mehr ins Stocken. Wir haben eine Vielzahl an Themen, über die wir uns in vertrauter Atmosphäre austauschen. Auch sind wir uns unserer Präsenz im Leben der anderen sicherer geworden als am Anfang.

In den drei Jahren meiner Patenschaft mit Lara erlebte ich viele Höhen und Tiefen. Ich dachte immer wieder, die Beziehung sei eingeschlafen, um dann erleichtert festzustellen, dass wir wieder zueinanderfanden, obwohl mit der verstreichenden Zeit und auch aufgrund der Einschränkungen durch die COVID-19-Pandemie die Abstände unserer Treffen – anfangs wöchentlich – sich wiederholt auf ein bis zwei Monate spannten. Ein erster Vergleich dieser beiden kurzen Episoden lässt erkennen, dass Patenschaften das Potenzial haben, einen Raum der Begegnung zu schaffen, der nicht nur für die direkt an der Beziehung Beteiligten an Natürlichkeit gewinnt, sondern auch für Außenstehende zu einer bekannten Konstellation wird und vermag, die sozialräumliche und lebensweltliche Segregation aufzuweichen.

Die Beziehungsdynamiken und Prozesse der Wissensvermittlung, die diese besondere Form der Begegnung aufweisen können, die expliziten und impliziten Erwartungen, Zuschreibungen und Aushandlungen sowie die affektiv-emotionalen Erfahrungen der beteiligten Akteure soll die vorliegende Arbeit näher beleuchten. Dies geschieht vor dem Hintergrund der politischen und gesellschaftlichen Diskurse und Praktiken um die Themenfelder Migration und Integration sowie der Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zivilgesellschaftlicher Vereinsarbeit.

1.1 Struktur der Arbeit

Die vorliegende Arbeit ist in sieben Kapitel untergliedert. Das auf die Einleitung folgende zweite Kapitel, »Vom Forschen über Berliner Patenschaften«, widmet sich der Beschreibung meines Forschungsfeldes, den Rahmenbedingungen und Besonderheiten meiner Forschung sowie den fachtheoretischen Grundlagen, die mein Erkenntnisinteresse prägten. Ich stelle zunächst die räumlichen Begebenheiten des Vereins WG, die im Zeitraum meiner Forschung durch große Umbauarbeiten geprägt waren, sowie die Menschen vor, die sich dort hauptberuflich und ehrenamtlich engagierten oder Teil der Zielgruppen des Kiezcafés und der Patenschaftsprojekte waren. Weiterhin beschreibe ich meine erste Kontaktaufnahme zum Verein sowie mein anfängliches

Navigieren im Feld. Ich gehe auf die diversen Rollen ein, die ich in den 18 Monaten meiner Feldforschung einnahm, sowie auf deren Auswirkung auf meine Perspektiven, mein Erkenntnisinteresse und die Datenerhebung. Von besonderer Bedeutung waren dabei meine eigene Patenschaft zu einem damals 15-jährigen Mädchen, eine Fokusgruppe, die ich mit Studierenden des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie der Freien Universität Berlin (FU Berlin), wo ich als Wissenschaftliche Mitarbeiterin beschäftigt war, etablierte, sowie das Forschen zu Hause. Daraufhin widme ich mich den von mir verwendeten Methoden der Datenerhebung und -auswertung und bestimme meine Zugänge zu den verschiedenen Akteursgruppen näher. Weiterhin schildere ich die Auswirkungen der COVID-19-Pandemie auf meine Forschung. Schließlich erläutere ich meine spezifische Perspektive auf Patenschaften, die in der Psychologischen Anthropologie wurzelt und Emotionen und Affekte gesondert in den Blick nimmt.

Das dritte Kapitel, »Integration und Ehrenamt«, widmet sich den beiden großen Diskurs- und Praxisfeldern, in denen ich mein Forschungsfeld als Bestandteil der zivilgesellschaftlichen Geflüchtetenarbeit, welche Begegnung, Teilhabe, Chancengleichheit und Integration anstrebt, primär verorte. Zunächst werden die Migrationsbewegungen in die Bundesrepublik Deutschland sowie deren Umgang mit ihnen thematisiert. In diesem Zuge sind sowohl die Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland, Integrationsdiskurse und -praktiken sowie die damit verwobenen Vorstellungen des »kulturell Fremden« und einer »deutschen Leitkultur« relevant. Obwohl in diesem Kontext meist ein defizitäres Bild migrantisierter Akteure gezeichnet wird, in welchem diese als eine Belastung für das soziale und wirtschaftliche Gefüge der BRD gesehen werden, sind zunehmend auch Bewegungen zu verzeichnen, die eine offene Gesellschaft anvisieren. Hierin werde ich das Integrationsverständnis von WG einordnen. Daraufhin führe ich die Engagementlandschaft in Deutschland ein. Hierfür werfe ich zunächst einen Blick auf den Strukturwandel, der sich in den vergangenen Jahrzehnten vom traditionellen Ehrenamt hin zu freiwilligem Engagement vollzog. Dabei werden der Staat und private Mittelgeber als bedeutsame Akteure in den Aushandlungen über individuelle, kollektive und gesellschaftliche Ressourcen, Bedürfnisse und Prekaritäten beleuchtet. Abschließend soll das Engagement für Geflüchtete als besonderer Modus der freiwilligen Tätigkeit dargestellt werden, in welchem tradierte Hierarchievorstellungen und Machtgefüge zwischen »Globalem Norden« und »Globalem Süden« zum Tragen kommen (können), die jedoch zunehmend von den Beteiligten reflektiert und hinterfragt werden.

Das vierte Kapitel, »Patenschaften – Konzepte, Erwartungen und Zielsetzungen«, schärft die Perspektive auf Patenschaften als spezifische Formate freiwilligen Engagements. Hierfür stelle ich zunächst den Stand der Mentoringforschung dar. Neben einer Vielzahl an Patenschafts- und Mentoringformaten ist dabei die Dominanz überwiegend US-amerikanischer Studien zur evidenzbasierten Wirkungsmessung hervorzuheben, neben denen qualitative Ansätze, die sich dem *Wie* der Beziehungsgestaltung auf Ebene der sich begegnenden Akteure widmen, ebenso wie kritische Arbeiten nach wie vor die Ausnahme bilden. Daraufhin werden Patenschaften als eine Beziehungsform eingeführt, die sich bislang einer einheitlichen Definition entzieht und bei der die Beteiligten auf kein geteiltes kulturelles Modell zurückgreifen können. Patenschaften changieren zwischen verschiedenen Beziehungsverhältnissen, was sich sowohl als

Vorteil beschreiben lässt, aber auch als Herausforderung verstanden werden muss. Vor dem Hintergrund dieser konzeptuellen Offenheit treffen in den Begegnungen unterschiedliche Erwartungen und Zielsetzungen von Koordinatorinnen, Pat:innen und Patenfamilien aufeinander, die im Verlauf der Beziehungsentwicklung miteinander verhandelt werden müssen. Gemeinsam ist allen Patenschafts- und Mentoringformaten ein komplexes Asymmetriegefüge, welches auf strukturelle Ungleichheiten zwischen den sich begegnenden Akteuren zurückzuführen ist. Dieses wird in der Hilfebeziehung reproduziert und verstärkt. Dennoch verfolgen gerade Pat:innen in ihren Beziehungen häufig Ideale der Gegenseitigkeit und Augenhöhe. In Patenschaften mit geflüchteten Kindern kommt zu dieser ohnehin komplexen Ausgangslage noch eine soziokulturelle Dimension hinzu, die sich vor allem in divergierenden Verhaltensregistern zwischen den Pat:innen und den Patenfamilien bemerkbar machen kann. Es sind nicht zuletzt diese Verhaltensregister, die die Freiwilligen – verstanden als zusätzliche Erziehungsinstanz – durch die individuelle Förderung in Eins-zu-Eins-Beziehungen und die Vermittlung von Selbstwirksamkeit bei ihren Patenkindern modellieren sollen. All dies birgt vielfach affektiv-emotionale Anstrengungen für die Beteiligten und ein entsprechendes Konfliktpotenzial in den Patenschaftsbeziehungen.

Kapitel fünf, »Eine Verbindung eingehen«, widmet sich den Prozessen der Akquise, der Vorbereitung, dem Matching⁶ und schließlich dem Kennenlernen der Pat:innen und Patenkinder. In diesen Prozessen stellen sowohl die strukturellen Vorzeichen patenschaftlicher Engagementstrukturen, die diversen Bedürfnisse und Prekaritäten der zu vermittelnden Parteien als auch die Erfahrungen und Zuschreibungen der Koordinatorinnen entscheidende Weichen für die anzubahnenden Begegnungen. Die Herausforderungen und Anstrengungen, die sich aus dieser anspruchsvollen Koordinationsarbeit ergeben, stelle ich abschließend dar, denn es sind nicht zuletzt sie, die die individuellen Patenschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsräume entscheidend vorbestimmen.

In Kapitel sechs erzähle ich sechs Patenschaftsgeschichten. Die vorangegangenen Kapitel bilden den Kontext ab, in den diese spezifischen Fallbeispiele eingeordnet werden müssen. Die Geschichten beziehen sich überwiegend auf die Perspektive von Pat:innen, sind jedoch gespickt mit Exkursen zu den Sichtweisen von Eltern und einem Patenjugendlichen. Ich beginne dieses sechste Empiriekapitel mit meinem eigenen Fallbeispiel. Mit der Darstellung und der Analyse meiner eigenen Erfahrungen hoffe ich, den nachfolgenden Patenschaftsgeschichten gewissermaßen einen selbstkritischen Prolog vorwegzustellen, mit dem ich einen moralisierenden Zeigefinger auf etwaige problematische Erfahrungen und Gedanken anderer Pat:innen zu vermeiden suche. Vielmehr ist es mein Anliegen, beginnend mit meinem autoethnografischen Fallbeispiel, die Komplexität der Begegnung und die vielen Herausforderungen und Schattenseiten als genuines Merkmal dieses Formates aufzuzeigen, welches einer kontinuierlichen und sensiblen Begleitung bedarf. Dieses sechste Kapitel zeichnet sich durch eine Vermischung

6 In der vorliegenden Arbeit verwende ich den emischen Begriff des *Matchings*. Dieser wird von Praktiker:innen im deutschsprachigen Raum aus dem Englischen übernommen, um die Zusammenführung von Pat:in und Patenkind zu einem Tandem zu beschreiben. Der Begriff des *Matchings* wird vielfach konjugiert, wodurch Neologismen entstehen wie etwa: »Die Parteien wurden gematcht«.

beschreibender und analytischer Passagen aus. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass der Prozess der Datenerhebung, aus dem sich die Patenschaftsgeschichten speisen, bereits vielfach von analytischen Reflexionen durchzogen war. Dies trifft sowohl auf meine eigene Patenschaft zu, die ich in meinen Aufzeichnungen und im Austausch mit Gesprächspartnern fortwährend reflektierte, als auch auf die Fokusgruppe, deren Essenz der gemeinsame Austausch und die Reflexion war. Auch Interviews waren mitunter durchzogen von gemeinsamen Überlegungen zu den geteilten Erfahrungen. Da die beständige Reflexion der Rollen, die die Freiwilligen in der Beziehung einnehmen können und wollen, oftmals bedeutsamer Bestandteil der eigenen Patenschaftserfahrung ist, würde eine klarere Trennung beschreibender und analytischer Passagen der Komplexität der Erfahrung nicht gerecht werden.

Kapitel sieben beinhaltet einen zusammenfassenden Rückblick auf die Ausführungen und inhaltlichen Schwerpunkte der Arbeit. Weiterhin kondensiert das Kapitel abschließend die Erkenntnisse der Arbeit bezogen auf eine methodologische Annäherung an Affekte, die Rolle von Emotionen, Affekten und Anstrengungen in Patenschaftsbeziehungen sowie mögliche Umgangsstrategien mit paternalistischen und abwertenden Denk- und Handlungsmustern in Hilfebeziehungen mit migrantisierten oder geflüchteten Akteuren. Diese Strategien können richtungsweisend für Begegnungen in der Einwanderungsgesellschaft sein.

1.2 Anmerkungen

Ich übernehme die gegenderte Schreibweise *Pat:innen* als emischen Begriff, den meine Forschungspartnerinnen im Feld verwendeten und der auch in der deutschsprachigen Mentoringforschung (vgl. Jakob/Schüler 2023b) derzeit üblich ist, um einer geschlechtersensiblen Sprache gerecht zu werden. Gleichwohl verwende ich den Begriff der *Patenschaft*, der ebenfalls überwiegend von den Akteuren in meinem Forschungsfeld verwendet wurde. Meine Gesprächspartner:innen verzichteten hier zumeist auf den Begriff der *Pat:innenschaft*, wie ihn etwa Laura Gozzer (2022) konsequent in ihrer Monografie anwendet. Neben dem Versuch, einer geschlechtergerechten Ausdrucksweise durch den Doppelpunkt Rechnung zu zollen, verwende ich im Verlauf meiner Arbeit zudem das generische Maskulinum (*Akteure*), das generische Femininum (*Forscherinnen*) sowie auch Neutralisierungen (*Studierende*). Damit folge ich einerseits einem Bemühen, »maskulinen und femininen Personenreferenzen eine mögliche generische Lesart« (Kotthoff 2017, S. 98) zuzusprechen und versuche andererseits, einen sensiblen Umgang mit Personenreferenzen über den Satz hinaus im Text zu verankern (ebd.).

Ich verwende für die Darstellung von Interviews, informellen Gesprächen sowie Beobachtungen (insbesondere für die Patenschaftsgeschichten im sechsten Kapitel) vielfach das ethnografische Präsens, um stilistisch eine Unmittelbarkeit von empirischen Einblicken herzustellen. Diese Unmittelbarkeit soll keineswegs Neutralität oder Objektivität symbolisieren und die Konstruiertheit der beschriebenen Szenen verschleiern, welche bereits im Moment des Erlebens sowie im Zuge des späteren Protokollierens, der Datenanalyse sowie der Niederschrift meiner Ergebnisse meiner Selektion und Interpretation unterlagen. Ich bin jedoch der Ansicht, dass die Verwendung des Präsens vermag,

die Intensität und Spezifik der beschriebenen Momente sowie die Positionierungen der Akteure besser zu transportieren als retrospektive Darstellungsweisen. Hierdurch wird zugleich stilistisch eine Annäherung an jene affektiven Erfahrungsdimensionen ermöglicht, die sich durch ihre Unmittelbarkeit und Flüchtigkeit oftmals gängigen Kommunikationsmodi und klassischeren Erhebungsinstrumenten entziehen. Zusammenfassende Beschreibungen und interpretierende Passagen sowie die Darstellung meines Forschungsvorgehens grenze ich hiervon durch die Verwendung des Präteritums ab. Allgemeingültige(re) Rückschlüsse, Analysen und Abstraktionen, die über den Kontext der jeweils beschriebenen Szenen und Verhältnisse hinausgehen, sind hingegen ebenfalls im Präsens gehalten. Da (selbst-)reflektierende und analysierende Momente, wie erwähnt, durch das gewählte methodische Vorgehen (s. 2.3) in besonderem Maße bereits die Phase der Datenerhebung durchdrangen, kommt es in dieser Arbeit zwangsläufig zu komplexen Wechseln der Perspektiven und Zeitformen, die ich bewusst einsetze. Eine Abgrenzung zwischen einer beschreibenden und einer interpretativ-analytischen Perspektive ist unabhängig vom methodischen Forschungsdesign jedoch nie trennscharf zu bewerkstelligen. Darum verstehe ich jede stilistische Festlegung in diesem Zusammenhang als bedingt hinlänglichen Kompromiss.

Der Verein WIR GESTALTEN ebenso wie seine beiden Koordinatorinnen wurden in gegenseitiger Absprache nicht anonymisiert. Zum einen wäre eine Anonymisierung des Trägers und seiner hauptamtlichen Mitarbeiterinnen einerseits durch das Zitieren öffentlicher Darstellungen auf der Internetseite von WG und andererseits aufgrund der überschaubaren Berliner Patenschaftslandschaft nur oberflächlich möglich gewesen. Eine kurze Recherche würde den Verein und seine Akteure identifizierbar werden lassen. Um dies zu vermeiden hätte ich den gesamten Kontext meines Forschungsfeldes entscheidend verfremden müssen, was stark im Widerspruch zu seiner Signifikanz für mein Forschungsdesign und meine Ergebnisse gestanden hätte. Zum anderen entgegeneten mir die Koordinatorinnen von WG, wann immer ich die Frage der Anonymisierung stellte, dass die Organisation als Ganzes sowie auch die einzelnen Akteure hinter ihren Praktiken, Entscheidungen und Aussagen stünden. Eine der Koordinatorinnen schrieb in einem E-Mail-Austausch hierzu: »Wenn ich etwas so gesagt habe, dann darf das auch jeder wissen.« (20.10.2024) Vor Einreichung meiner Dissertationsschrift legte ich den Koordinatorinnen mein Manuskript vor und bat sie um ihre Rückmeldung. Basierend auf einem gemeinsamen Gespräch verfasste ich anschließend einen Epilog, der u.a. die Stichworte »rassismuskritische Selbstreflexion« und »Selbstverständnis als lernendes System« beinhaltete.

Für meine übrigen Gesprächspartner:innen verwende ich in der vorliegenden Arbeit Pseudonyme. Die Patenkinder der Studierenden der Fokusgruppe wählten zum Zeitpunkt der Veröffentlichung unserer Vignetten (s. 2.2.3) selbst ihre Pseudonyme. Dieses Vorgehen nutzten wir zugleich als Modus, um bezüglich des Vorhabens, über unsere Patenschaftserfahrungen zu schreiben und die Ergebnisse zu veröffentlichen, Transparenz herzustellen. Mit zwei der Patinnen (6.3 und 6.6) legten wir im Zuge der Besprechung ihrer Patenschaftsgeschichten gemeinsam Pseudonyme fest. Für meine übrigen Gesprächspartner:innen wählte ich selbst Pseudonyme.

2. Vom Forschen über Berliner Patenschaften

Im Mittelpunkt meines Forschungsinteresses stand die Frage, wie in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen Diversität erlebt und gelebt, d.h. in konkreten Interaktionen ausgestaltet wird. Hieraus leitete ich folgende Unterfragen ab: Wie gehen Pat:innen und Patenkinder mit Differenzen um, die sie in Wertvorstellungen, Orientierungen und Verhaltensstilen miteinander wahrnehmen? Wie werden diese ggf. durch Dritte mediiert? Wie gestalten sie die grundsätzlich asymmetrische Konstellation der Mentorate aus, in welchen (erwachsene) Pat:innen als Wissensvermittler fungieren und (minderjährige) Patenkinder die Unerfahrenen und Lernenden sind? Welche Ziel- und Wertsetzungen sowie Erziehungsvorstellungen prägen die verschiedenen Trägervereine und inwieweit werden diese von den einzelnen Pat:innen geteilt und umgesetzt? Wie ist die Patenschaftsbeziehung konzeptualisiert und auf Basis welcher Kriterien werden die Freiwilligen und die Patenkinder ausgewählt und zusammengebracht? In welcher Form werden die Familien der minderjährigen Patenkinder in den Prozess eingebunden? Welche affektiven und emotionalen Dynamiken lassen sich innerhalb dieser vielschichtigen Beziehungsgeflechte beobachten und wie beeinflussen sie die jeweiligen Interaktionen?

2.1 Mein Weg ins Feld

Im Januar 2019 nahm ich zu dem Weddinger Verein WG Kontakt auf, dessen Hauptaugenmerk zu diesem Zeitpunkt auf der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften mit Kindern und Jugendlichen mit Fluchterfahrung lag.¹ Indem ich mich entschied, meine Forschung in einem Verein durchzuführen, der sich schwerpunktmäßig Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen widmete, begrenzte ich mein Feld auf bedeutsame und nachhaltige Weise. Ich erlangte keinen vergleichbar umfangreichen Zugang zu anderen Vereinen und deren Akteuren. Entsprechend sind die Aussagen, die ich in dieser Arbeit tätige, nicht ohne Weiteres übertragbar auf Patenschaftsprojekte, die

1 Ich kontaktierte zuvor einen anderen Berliner Verein, der über den E-Mail-Verteiler des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie einen Aufruf an neue Ehrenamtliche startete. Dieser empfahl mir daraufhin eine Kontaktaufnahme zu WG.

andere Zielgruppen anvisieren. Ende Oktober 2021 wählte ich mit dem nahenden zweiten Lockdown der COVID-19-Pandemie in Deutschland den Ausstieg aus dem Feld und beendete meine systematische Datenerhebung. In Form von Freundschaften zu den Koordinatorinnen und ehemaligen Patinnen sowie einer Reflexionsgruppe für neue Ehrenamtliche pflege ich jedoch bis heute auf verschiedene Weise Kontakt zu WG und dessen Akteurinnen. Der Austausch mit ihnen hat bis zuletzt die Art und Weise geprägt, wie ich über mein Forschungsthema spreche und schreibe, da ich nie vermocht habe, die Forscherinnenbrille gänzlich abzulegen.

WG entstand aus dem freiwilligen Engagement von Gemeindemitgliedern der Baptistenkirche Wedding. Eine besonders aktive Sozialarbeiterin aus der Gemeinde nahm damals zu den Familien aus der direkten Nachbarschaft Kontakt auf, organisierte ein Mädchencafé und Breakdance-Battles. 2006 wurde dann der sozial-diakonische Verein gegründet, der die Stadtteilarbeit der Kirche institutionell und personell unterstützen sollte. Der intensive Kontakt mit Kindern und Familien aus dem Kiez machte einen Bedarf an schulischer Hilfe und einem festen Rahmen sichtbar, wie mir eine der Koordinatorinnen in einem Interview erklärte, woraufhin sich weitere Gemeindemitglieder bereit erklärten, Patenschaften einzugehen. Die damaligen Lernpatenschaften konzentrierten sich vor allem auf die schulische Hilfe und waren von einem pragmatischen Ansatz geprägt. Die umfangreiche Begleitung der Patenschaften, die ich während meiner Forschung erlebte, fand damals noch nicht statt, wie die Koordinatorin weiter ausführt: »[M]an kannte sich sowieso und [es] war klar, die treffen sich halt irgendwie und lernen da zusammen. Und das war's so ungefähr. Also Vermittlungsarbeit kurz und dann ist da, glaub' ich, nicht viel an Extra-Betreuungsarbeit passiert.« (Interview 17.05.2019) Im Verlauf der Jahre wurden die Patenschaften dann zunehmend weiterentwickelt und professionalisiert. Mit der sogenannten ›Flüchtlingskrise‹ 2015/2016 verlagerte der Verein mittels einer Finanzierung von Aktion Mensch² sowie der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie schließlich seinen Fokus auf Patenschaften für Kinder und Jugendliche mit Fluchterfahrung. Es entstanden die Programme »Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder« und »Izui für Flüchtlingskinder«. Der Verein definiert Patenschaften auf seiner Internetseite wie folgt:

*Patenschaften sind freiwillige, längerfristige aber zeitlich begrenzte Lern- und Freizeitbeziehung [sic!] zwischen einer erfahrenen Person und einer Person, die sich in bestimmten Bereichen weiterentwickeln möchte. Die erfahrene Person nennen wir Pat*in (oder Mentor*in); die Person, die gerne Neues lernen möchte, nennen wir Patenkind (oder Mentee). In unseren Patenschaftsprojekten geht es immer darum, persönliche Beziehungen aufzubauen, die durch das Interesse am anderen bestimmt sind. Denn gute Beziehungen haben entsprechend der Mentoringforschung immer einen nachhaltig posi-*

2 Aktion Mensch wurde 1964 gegründet und ist seither ein bedeutender Akteur im sozialen Bereich. Die Organisation setzt sich laut ihres Internetauftritts »für Solidarität, soziale Gerechtigkeit, das Recht auf Selbstbestimmung und auf Teilhabe aller Menschen in unserer Gesellschaft ein. Finanziell fördert sie Projekte und Einrichtungen der Behindertenhilfe und -selbsthilfe sowie der Kinder- und Jugendhilfe, indem sie Erlöse aus Lotterie und Spenden zielgerichtet weitergibt« (Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie).

ven Effekt auf die Entwicklung von Neugierde, Selbstwirksamkeit und letztlich mehr Chancengleichheit. (WIR GESTALTEN e.V. d; Herv. i.O.)

Die hierin bereits angesprochene grundsätzliche Asymmetrie zwischen Pate und Patenkind³, die Bedeutsamkeit der sich entwickelnden zwischenmenschlichen Beziehung und Idealvorstellungen von Kindesentwicklung und Chancengleichheit, die wiederum eng an Integrationsvorstellungen gekoppelt sind, bildeten wichtige Eckpfeiler meines Forschungsinteresses, die ich im Verlauf dieser Arbeit ausführen werde. Ebenso bedeutsam ist der Anspruch des gegenseitigen Kennenlernens und Voneinander-Lernens, welcher Stereotypen und Parallelgesellschaften entgegenwirken soll: »Die Kiezpatenschaften wollen damit aktiv und progressiv ›an der Basis‹ zum gegenseitigen Verständnis und friedvollen Miteinander von Menschen verschiedener Kulturen und Religionen in unserer Stadt beitragen.« (Ebd.)

In einer ersten E-Mail an die Koordinatorin Kerstin, die im Verein WG verantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit war, erklärte ich, mich für die

Erfahrungen, Hoffnungen und Potentiale aber auch Konflikte [zu interessieren, die] sich hinter der abstrakten Vorstellung einer zunehmenden gesellschaftlichen Vielfalt verbergen, die besonders durch rezente Flucht- und Migrationsbewegungen aktuell an politischer Relevanz gewinnt. Welcher Umgang wird mit dieser Diversität und den damit zusammenhängenden Chancen und Herausforderungen gefunden? Die Linse, über die ich mir dieses zugegebenermaßen große Feld erschließen möchte, sind Berliner Mentoring-Programme. (E-Mail-Korrespondenz vom 28.01.2019)

Noch vor unserem ersten Treffen, in dem ich den Verantwortlichen ausführlich von meiner Forschungsidee berichten und über mögliche Methoden sprechen würde, antwortete mir Kerstin, dass mein Forschungsinteresse spannend sei und sie und der Verein mich darin gern unterstützen möchten. Zugleich sensibilisierte sie mich jedoch dafür, dass ich die ethnografische Methode der teilnehmenden Beobachtung, mit der sie als promovierte Geografin vertraut war, nicht einfach im Sinne einer Begleitung der Patenschaftstandems umsetzen könne. Die Beziehungen seien häufig fragil und noch im Entstehen begriffen, und eine dritte Partei würde das empfindliche Miteinander, das sich zwischen einem Kind und einem Erwachsenen bildet, irritieren, wenn nicht gar gefährden:

[Wir] hatten [...] schonmal eine Anfrage einer Promotionsstudentin, die zu Patenschaften Geflüchteter Erhebungen durchführen wollte. Der Zugang erwies sich als sehr schwer. Unsere Tandems kennen sich zum Teil noch nicht sehr lange. Für die Ehrenamtlichen ist es selbst oft nicht leicht, Zugang zu den Kindern zu bekommen. Sie finden erst nach und nach ihre Interessen heraus und bauen Vertrauen auf. Es fällt ihnen schwer, den Sinn eines Forschungsvorhabens (v.a. den Eltern) zu erklären. Die meisten wollen nicht bei ihren Begegnungen beobachtet werden. Selbst unsere seit

3 Die vermittelten Mentees waren bei WG in der Regel im Alter von sechs (der Verein legte den Schuleintritt als untere Grenze fest) bis 17 Jahren. Somit war der Begriff der Patenkind^{er} mitunter unpassend und wurde sowohl von Vereinsseite als auch von Pat:innen kritisch hinterfragt und ersetzt (z.B. Patenschaftspartner oder Patenjugendliche).

drei Jahren bestehenden Tandems haben abgelehnt, weil das Kind das nicht wollte.
(E-Mail-Korrespondenz vom 29.01.2019)

Da ich ohnehin einen möglichst gesamtheitlichen Überblick über die verschiedenen Tätigkeiten des Vereins erlangen und alle beteiligten Akteure kennenlernen wollte, brachte ich mich von da an in das Kiezcafé ein, dem von WG organisierten Nachbarschaftstreff. In diesem wurden Kindern aus dem Kiez an einem Nachmittag in der Woche verschiedene Freizeitangebote gemacht. Ich lernte das Kiezcafé als einen Raum kennen, den zuvor – vorerst – Mütter für sich und ihre Kinder beanspruchten. In den größtenteils muslimischen Familien waren sie es oftmals, die für die Betreuung der Kinder zuständig waren.

Die gut miteinander vernetzten Mütter des Kiezcafés nutzten die Zeit, in der ihre Kinder unterhalten wurden, um sich in gemütlicher Kaffeerunde auszutauschen. Während der Verein Kaffee, Säfte, Wasser und frisch geschnittenes Obst zur Verfügung stellte, brachten die Frauen häufig Süßigkeiten und Snacks mit. Die Gespräche unter den Frauen fanden vorrangig auf Arabisch statt, was von den Koordinatorinnen immer wieder problematisiert wurde und bei neuen Ehrenamtlichen oftmals Irritation hervorrief. Zumeist seien es zehn Frauen, erklärte mir eine selbstbewusste Frau Anfang dreißig, die dem Wunsch ihrer vier Kinder, jeden Mittwoch ins Kiezcafé zu kommen, selten widersprach. Während wir uns unterhielten, warf sie immer wieder einen prüfenden Blick auf ihre Kinder und rief ihnen lautstark Anweisungen (auf Deutsch) zu. Sie und auch die anderen Mütter vertrauten jedoch zumeist darauf, dass die Mitarbeitenden im Kiezcafé die Kinder im Blick behielten und sich kümmerten, auch wenn die Koordinatorinnen von WG immer wieder betonten, dass Aufsichtspflicht und Verantwortung bei den Müttern verblieben.

Die Koordinatorinnen erklärten mir zu unserem ersten Treffen, dass die Frauen und Kinder, die das Angebot des Kiezcafés in Anspruch nahmen, nicht die Patenfamilien seien. Die Mehrzahl der Kiezcafé-Mütter hatte einen libanesisch-palästinensischen Hintergrund und kam über Freundinnen, Verwandte und Nachbarinnen zum Verein. Einige der nachbarschaftlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen unter ihnen bestanden bereits im Libanon. Die Familien der Patenschaften für geflüchtete Kinder gelangten hingegen erst in den vergangenen Jahren nach Berlin. Sie kamen überwiegend aus Syrien. Im Verlauf meiner Forschung verlor diese offensichtliche Trennung jedoch an Schärfe. Auch syrische Frauen und ihre Kinder nahmen zunehmend am Kiezcafé teil und auch sie traten häufig über Beziehungen zu den ›alteingesessenen‹ Frauen mit dem Verein in Kontakt. Männer waren – abgesehen vom Geschäftsführer und einer Honorarkraft, die Lehramt studierte – selten anwesend. Obwohl die Kinder mittwochs sichtlich begeistert den Kontakt zu dem Lehramtsstudenten suchten, nahmen die anwesenden Mütter das Kiezcafé vielfach als Raum für Frauen wahr. Mirjam, die zweite Koordinatorin von WG, die neben der Organisation des Kiezcafés hauptsächlich für das Matching und die Begleitung der Patenschaftstandems verantwortlich war, erklärte mir jedoch, dass die Geschlechtertrennung früher weitaus strikter war. Selbst der Pastor habe dann schüchtern an die Tür geklopft und erfragt, ob er eintreten dürfe. So sei das heute nicht mehr. Die Koordinatorin befürwortete diese Entwicklung mir gegenüber und stellte allzu strikt geschlechtergetrennte Räume in Frage. Hierdurch tritt die Sicht auf Interaktionsräume zwischen den Geschlechtern bereits als Differenzlinie zwischen den sich begegnenden

Akteuren in Erscheinung. Angesichts einer 75 %igen Frauenquote unter den Pat:innen betonte die Koordinatorin immer wieder, wie bereichernd es wäre, würden sich mehr Männer zum patenschaftlichen Ehrenamt bereit erklären.⁴ Das Geschlechterungleichgewicht hat verschiedene Gründe, auf die ich später näher eingehen werde.

Parallel zum Kiezcafé wurde von zwei Honorarkräften und einer Ehrenamtlichen des Vereins zudem eine Hausaufgabenhilfe angeboten, zu der vor allem die jugendlichen Kinder der Kiezcafé-Frauen kamen. Das wöchentliche Kiezcafé war zudem Anlaufstelle für Interessierte. Sowohl potenzielle Ehrenamtliche als auch an einer Patenschaft interessierte Familien sowie weitere Personen mit Beratungsbedarf suchten hier Kontakt zu den Koordinatorinnen. Mirjam erklärte mir mit einem Lächeln, dass sie eigentlich den ganzen Tag in den Vereinsräumen verbringen könne, es gebe immer etwas zu tun, da ständig jemand vorbeikäme.

Während der ersten Wochen meiner Forschung befand sich der Verein noch in der Baptistenkirche, einem zweistöckigen Haus mit Backsteinfront an einer der Haupteinkaufsmeilen des Arbeiterviertels. Anfang 2019 befand sich die Kirche zwischen einem Jobcenter, ein- und zweistöckigen Gebäuden, welche Möbelläden, Moscheen, ein Casino und eine Autowerkstatt beherbergten und einer Brache. Die Straßenecke erfuhr in den darauffolgenden sechs Jahren jedoch einen sichtlichen Wandel, was repräsentativ für den gesamten Kiez steht. Im Jahr 2025 erhoben sich auf den benachbarten Grundstücken der Kirche nunmehr hohe, moderne Gebäude, die Büroräume und Einkaufsmöglichkeiten beherbergten. War die Kirche zu Beginn meiner Forschung zwischen den vormals niedrigen Bauten noch gut von der Straße sichtbar, trat sie nunmehr hinter der sie um viele Stockwerke überragenden Architektur in den Hintergrund. Beim erstmaligen Betreten der Kirche blickte ich auf eine große Bühne, hinter der sich das Taufbecken der Gemeinde befand. An der Wand dahinter hing ein über zwei Meter hohes Kreuz. Beides war jedoch nur zu den Gottesdiensten auf den ersten Blick einsehbar und ansonsten von einer Projektionswand verstellt. Die Wände waren bunt bemalt. Der Raum wurde dominiert von einem beeindruckenden Kletterturm, der auch zum Kiezcafé als Highlight galt. Neben dem Kletterturm standen alte Sofas. Die Kirche verfügte zudem über eine funktionale Küche und einen Tresen. Von den hinteren, nicht einsehbaren Gängen führten neben den Toiletten kleinere Räume ab, in denen die Hausaufgabenhilfe stattfand und Spielsachen, Bücher sowie Bastelmaterialien untergebracht waren. Die kleinen runden Tische und die Stühle, an denen sich die Frauen im Kiezcafé niederließen, standen gestapelt unter den hohen Fenstern. Sie wurden jeden Mittwoch für das Kiezcafé von Neuem arrangiert und danach wieder weggeräumt, um den nachfolgenden Gruppen die Möglichkeit zu bieten, den Raum nach ihren Bedürfnissen zu gestalten. Die Kirche war also ein multifunktionales Gebäude. Zumeist bildeten die Tische eine Art Insel, die hauptsächlich den Müttern vorbehalten war. Obwohl sich auch Kerstin und Mirjam immer wieder in die Runde gesellten, nahmen die anderen Ehrenamtlichen und auch Interessierte meist etwas abseits Platz, wenn sie sich nicht gerade in Aktion mit den Kindern befanden. Zeitweise gestattete der Pfarrer einer benachbarten muslimischen Gemein-

4 Vor meinem Forschungszeitraum waren bei WG zeitweise auch mehr Männer ehrenamtlich engagiert.

de, das Freitagsgebet in der Kirche abzuhalten. Dann wurden auf dem abgenutzten und stellenweise beschädigten Parkett Gebetsteppiche ausgebreitet.

Das Gebäude war sanierungsbedürftig. Eine großzügige Spende sowie die Mitgliedsbeiträge der Gemeinde erlaubten schließlich den Um- und Ausbau der Kirche und die Baptistengemeinde samt Verein zog im Sommer 2019 zunächst in die benachbarte ehemalige Autowerkstatt um. Die Gemeindemitglieder steckten viel Liebe, Zeit und Mühen in den Umbau dieser Interimsräumlichkeiten, damit sie für die Übergangszeit sowohl funktional als auch gemütlich wurden. Die neuen Räume waren jedoch viel kleiner als das Kirchengebäude, obwohl auch hier eine Küche, eine Kletterwand, separate Räumlichkeiten für die Nachhilfe und Platz für Sitzgruppen und Spielzeug angelegt wurden. Eine Jugendliche, die regelmäßig die Nachhilfe besuchte, fragte mich einmal, warum wir denn jetzt umgezogen seien, das alte Haus sei viel schöner und größer gewesen. Sie käme schon seit ihrer Kindheit hierher. Diese Aussage, die von sichtlichem Unverständnis und Enttäuschung geprägt war, kann als stellvertretend für eine veränderte Dynamik im Kiezcafé aufgefasst werden, denn mit dem Umzug in die Werkstatt verringerte sich die Zahl der Mütter, die mit ihren Kindern jeden Mittwochnachmittag kamen, nachhaltig.

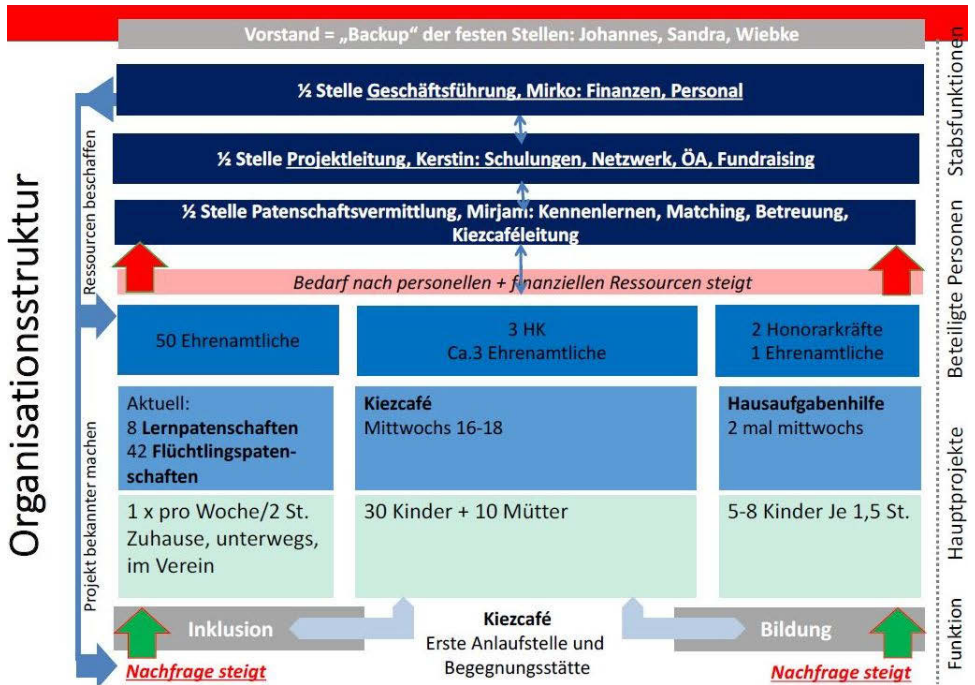
WG verfügte im Zeitraum meiner Forschung über drei feste halbe Arbeitsstellen: einen Geschäftsführer, dem die Finanzen und das Personalmanagement oblagen; eine Projektleitung, die Netzwerk- und Öffentlichkeitsarbeit sowie Fundraising betrieb und die Schulungen für die Ehrenamtlichen organisierte; und eine Patenschaftsvermittlerin, die das Kennenlernen und Matching der beteiligten Parteien, die Begleitung der Tandems sowie das Kiezcafé koordinierte. Diese drei festen Stellen wurden durch drei ehrenamtliche Vorstandsmitglieder aus der baptistischen Gemeinde unterstützt. Im Juni 2020 gab es laut Organigramm (Abb. 1), das den neuen Pat:innen in einer verpflichtenden Einführungsveranstaltung im Sinne der Transparenz zur Verfügung gestellt wurde und das Bestandteil des *Handbuch für Pat*innen*⁵ ist, 50 Patenschaften. Darunter waren acht Lernpatenschaften, die, im Gegensatz zu den 42 Flüchtlingspatenschaften, nicht den freizeitlichen Bereich, sondern die schulische Hilfe fokussierten.⁶ Im wöchentlich stattfindenden Kiezcafé waren drei Honorarkräfte und meistens drei Ehrenamtliche beschäftigt. Obwohl einige der Ehrenamtlichen im Kiezcafé den Verein bereits mehrere Jahre begleiteten, war die Fluktuation hier deutlich höher als unter den Honorarkräften. Die parallel

5 Das Handbuch ist ein von der Koordinatorin verfasstes Dokument, welches WG Pat:innen als Link zur Verfügung stellt: »Wir wollen dir mit dem Handbuch ein Handwerkszeug mitgeben, das dir bei der Gestaltung und Durchführung deiner Patenschaft helfen soll.« Als internes Dokument von WG belege ich Zitate hieraus nicht mit einer Quellenangabe und führe das Dokument nicht im Literaturverzeichnis auf.

6 Die Trennung zwischen Lern- und Freizeitpatenschaften war jedoch nicht kategorisch. Die Koordinatorin betonte einerseits immer wieder, dass Lernen nicht immer einen direkten Bezug zur Schule habe und besonders freizeitliche Lernformen wichtig für die Kindesentwicklung seien. Im ersten Lockdown der COVID-19-Pandemie im Frühjahr 2020 verschob sich andererseits der Fokus vieler Patenschaften aufgrund der Ungerechtigkeiten im Bildungssystem, die durch Homeschooling verstärkt und sichtbar wurden, vielfach von einem Fokus auf den freizeitlichen Bereich hin zu schulischer Unterstützung.

zum Kiezcafé stattfindende Hausaufgabenhilfe war mit zwei Honorarkräften und einer Ehrenamtlichen aufgestellt.

Abb.1: »Und so sieht WIR GESTALTEN e.V. als Grafik aus«



WIR GESTALTEN e.V.: Handbuch für Pat*innen (Stand: 2019)

Der Verein WG ist Mitglied im Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften (KiPa). Dieses vernetzt die verschiedenen Trägerorganisationen in der Hauptstadt miteinander und bietet Plattformen des Austauschs in Form verschiedener Arbeitsgruppen zu den Themen Empowerment, Qualität und Kinderschutz, Öffentlichkeitsarbeit, Veranstaltungen und neue Mitglieder. Aus einem anfänglichen regelmäßigen Stammtisch zum Austausch wurde 2012 der Verein Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften gegründet, der im Sommer 2021 36 Mitglieder versammelte. Ziel des Netzwerks ist es, den Erfahrungsschatz der verschiedenen Vereine einander zugänglich zu machen. Neben dem Austausch untereinander widmet sich das KiPa-Netzwerk vor allem der Öffentlichkeitsarbeit und der Mittelakquise und kommuniziert die Belange der Mitglieder in verschiedene Öffentlichkeiten und in die Politik. Während Kerstin bis zum Februar 2021 eines der drei Vorstandsmitglieder war, war Mirjam zu diesem Zeitpunkt »Dienstälteste« in der AG Qualität und Kinderschutz.

2.2 Multiple Involviertheit – diverse Perspektiven

Im Laufe meiner Forschung nahm ich in verschiedenen Momenten und Kontexten unterschiedliche Rollen ein, die mit jeweils eigenen Positionalitäten, Erwartungshaltungen und Verantwortlichkeiten korrelierten. Entlang dieser Rollen wurden mir diverse Perspektiven zuteil, die es mir erlaubten, anhand eigener Erfahrungen und Einblicke entscheidende Erkenntnisse über unterschiedliche Beziehungsdynamiken zu gewinnen. Auch erhielt ich hierdurch Möglichkeiten der Teilnahme und Teilhabe an den Tätigkeiten des Vereins sowie des Berliner Trägernetzwerkes, Zugänge zu Pat:innen sowie zu der Perspektive von Patenkindern und ihren Eltern, die ohne diese *multiple Involviertheit* vermutlich nicht möglich gewesen wären. Ich navigierte verschiedene soziale Räume und verhandelte diese mitunter strategisch, teils intuitiv oder auch unbewusst. Diese multiple Involviertheit prägte entscheidend meine Beziehungen im Feld, methodologische Überlegungen und somit natürlich auch die Prozesse der Datenerhebung. Dabei stellt die bedeutendste Dimension dieser multiplen Involviertheit meine eigene Patenschaft dar, auf deren Bedeutung ich im nachfolgenden Abschnitt, »Als Patin im Feld«, dezidiert eingehe. Im Sommer 2024, als ich gemeinsam mit einer der Koordinatorinnen über den Beginn meiner Forschung reflektierte, gab diese zu, zunächst skeptisch gewesen zu sein. Für sie hätte schließlich meine Bereitschaft und mein Wunsch, selbst eine Patenschaft einzugehen, den entscheidenden Unterschied gemacht: Erst dadurch könne man verstehen, was da zwischenmenschlich passiere. Sie selbst pflegte ebenfalls mehrere Jahre eine Patenschaft und griff auf diese Erfahrungen in der Begleitung von Patenschaften regelmäßig zurück.

Ich nahm im Zeitraum von Mitte Februar 2019 bis Oktober 2020 an den Aktivitäten des Weddinger Vereins teil. Diese umfassten neben dem bereits beschriebenen wöchentlichen Kiezcafé auch Mitarbeiterinnenbesprechungen, die Jahresversammlungen 2019 und 2020, diverse Ausflüge, die Sommerfeste 2019 und 2020 und die Weihnachtsfeier 2019. Seit Mai 2020 bin ich aktives und somit auch zahlendes Mitglied bei WG, wodurch mein Mitwirken im Verein schließlich formalisiert wurde. Ich nahm außerdem mit meiner Patenjugendlichen an dem partizipativen Forschungsprojekt »Perspektivwechsel – Kooperative und partizipative Forschung zur Stärkung der gesellschaftlichen Teilhabe von Menschen mit Fluchtgeschichte in der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg«, gefördert vom vhw, Bundesverband Wohnen und Stadtentwicklung e.V., teil (vgl. Beer et al. 2024). Dieses Projekt widmete sich der gesellschaftlichen Teilhabe von Geflüchteten und versuchte mittels der Photovoice-Methode einzufangen, wie die Patenkinder und ihre Pat:innen ihre Umgebung und die gemeinsame Beziehung wahrnahmen. In diesem Projekt wurde ich zunehmend auch in die Auswertungsgespräche nach den Workshoptreffen sowie in die Planung der Fotoausstellung einbezogen, die in der benachbarten städtischen Bibliothek nach dem ersten COVID-19-Lockdown im Sommer 2020 stattfand. Zudem nahm ich zeitweise auch an der AG Qualität des KiPa-Netzwerkes, an dessen Jahresmitgliederversammlung sowie verschiedenen Workshopformaten und Versammlungen teil. Von September 2019 bis September 2020 führte ich zudem mit neun Studierenden des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie der FU Berlin das Praktikumsprojekt »Integration als dialogischer Prozess« durch, das ich im Abschnitt »Lehre und außerakademische Öffentlichkeiten« ausführlich schildere.

Einführungsveranstaltungen, Workshops, AG-Treffen des KiPa-Netzwerkes, Ehrenamtsabende oder Erstgespräche begannen meist damit, dass sich die Anwesenden kurz vorstellten. Bis zuletzt stellte dies für mich eine Herausforderung dar, da ich meine multiple Involviertheit stets versuchte transparent zu beschreiben, die Anwesenden jedoch nicht mit einer allzu langen Beschreibung meiner verschiedenen Rollen strapazieren wollte. Wenn die Koordinatorin die einleitenden Worte meiner Vorstellung gegenüber Interessierten im Kiezcafé oder bei Vermittlungsgesprächen neuer Patenschaften übernahm, verwies sie meist darauf, dass ich eine Forschung mache und eigentlich immer bei allem dabei sei und mich für alles interessiere, was der Verein tut – eine gut verständliche Zusammenfassung des holistischen Interesses, das die Sozial- und Kulturanthropologie ausmacht. Diese Beschreibung führte jedoch nicht immer dazu, dass der Mehrwert dieses Anspruchs für die Adressierten auch nachvollziehbar war.

Ich begann meine Vorstellung zumeist damit, mich selbst als Patin darzustellen. Dies positionierte mich als Insiderin, deren Interesse an den verschiedenen Aktivitäten auch persönlicher Natur war. Hierdurch meinte ich, meine Anwesenheit über ein abstraktes Forschungsinteresse hinaus zu legitimieren. Ich kompensierte damit eine Befürchtung, die viele Anthropolog:innen trotz Langzeitforschung nie vollständig abzulegen vermögen: Eindringling in einem fremden Feld zu sein. Als Patin teilte ich hingegen viele der Erfahrungen, von denen mir berichtet wurde, und konnte eigene Erzählungen beisteuern, die die Komplexität der besprochenen Phänomene illustrierten. Meiner Positionierung als Patin fügte ich dann meist hinzu, dass ich an der Universität arbeite und mich auch im Rahmen einer Forschung für Patenschaften und die durch sie entstehenden Beziehungen interessiere. Ich versuchte also mit einfachen Worten deutlich zu machen, dass ich an den Veranstaltungen immer mit mehrfachem Interesse und unterschiedlichen Perspektiven teilnahm. Bei Einführungsveranstaltungen und Netzwerktreffen unterstrich ich dies häufig mit einem kleinen Notizbuch, in dem ich Stichpunkte festhielt, die ich später in ausführliche Feldnotizen umwandelte. Erst- und Vermittlungsgespräche wollte ich damit nicht irritieren und notierte mir zumeist kurz danach das Erlebte in meinem Feldtagebuch.

Wie sehr ich mit dem Fortschreiten meiner Forschung von Außenstehenden zunehmend mit WG assoziiert wurde und wie sehr meine Forscherinnenrolle dabei mitunter in den Hintergrund trat, wird an folgender Situation deutlich: In der Projektanschubphase von »Wirkung Hoch Drei«, einem Wirkungsmessungsprojekt des KiPa-Netzwerkes, welches dezidiert die Perspektive von Patenkindern einfangen wollte – ein in der Forschungslandschaft zu Mentoring und Patenschaften fast vollständig ausgeblendetes Themenfeld – meldete ich mich nach Absprache mit den Koordinatorinnen von WG als mögliche Moderatorin. Das Projekt erschien mir methodologisch spannend und zudem erhoffte ich mir hierdurch einen weiteren Zugang zu der Perspektive der Patenkinder. Dies führte jedoch dazu, dass ich von Netzwerkseite wiederholt als Mitarbeiterin von WG eingeordnet wurde. Beispielsweise kontaktierte die Projektkoordination von »Wirkung Hoch Drei« zuerst mich, um abzusprechen, wie viele Patentandems WG beisteuern würde, und inwiefern wir auch selbst Workshops ausrichten können. Ich entgegnete, das mit den Koordinatorinnen absprechen zu müssen, kam jedoch nicht umhin, zumindest vorläufig im Namen des Vereins eine Aussage zu tätigen.

2.2.1 Als Patin im Feld

Laura Gozzer reflektiert am Ende ihrer Ethnografie über zwei Patenschaftsprogramme in München (s. auch 4.1) eindrucklich die Parallelen zwischen Pat:innen und Ethnograf:innen: »Beide Beziehungsformen oszillieren [...] zwischen professionellen und persönlichen Beziehungen [...].« (Gozzer 2022, S. 396) Hinzu kommen die Parallelen einer »vorab gesetzten ›Fremdheit‹« (ebd.), die beiden Beziehungskonstellationen inhärente Emotionsarbeit, Modi des empathischen Anerkennens und Unterstützens, und der Vertrauensaufbau, der wiederum abhängig von den Zugängen ist, die man zum Gegenüber erhält (ebd., S. 396f.). Als zentrales Unterscheidungskriterium benennt Gozzer die jeweilige Motivation von Pat:innen und Ethnograf:innen: »Während Pat:inenschaftsbeziehungen von Institutionen als Ehrenamt arrangiert werden, initiieren Ethnograf:innen Forschungsbeziehungen zunächst aufgrund wissenschaftlicher Interessen.« (Ebd., S. 397) Es war genau dieses Unterscheidungskriterium, welches in meiner eigenen Forschung zu Patenschaften mit geflüchteten Kindern verschwamm. Von Anfang an war mein Motiv, mich selbst in eine Patenschaft zu involvieren, sowohl geleitet von meinem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse als auch von einer komplexen persönlichen Motivlage. Meine eigene Patenschaft bildete die autoethnografische Säule meiner Forschung. Carolyn Ellis, eine der bekanntesten Figuren im Feld der Autoethnografie, hält zu diesem besonderen Modus der Forschung Folgendes fest:

As a genre of writing and research, autoethnography starts with personal experiences and studies »us« in relationships and situations. Doing autoethnography involves a back-and-forth movement between experiencing and examining a vulnerable self and observing and revealing the broader context of that experience. (Ellis 2007, S. 13f.)

Obwohl ich auch mit meinen weiteren Rollen einen hohen Grad an Immersion in mein Forschungsfeld erlebte, stand mein eigenes Erleben bei diesen nicht im Zentrum der Beschreibungen und Analysen. Die Erfahrungen als Patin nutze ich in dieser Arbeit in einem autoethnografischen Sinne hingegen bewusst »for the purpose of offering unique insights about social life about a specified topic—insights not possible using other methods« (Adams/Herrmann 2023, S. 2). Dabei nehmen insbesondere die Emotionen und Affekte (zur Unterscheidung beider Begriffe s. 2.4.1), welche ich in und im Zusammenhang mit meiner Patenschaft erfuhr, eine zentrale Funktion ein:

As writers and researchers, we just don't know things; we feel them. Good autoethnography does not downplay the fact that people are emotional beings. We experience love, anger, despair, joy, bliss, disgust, and all the other feelings that comprise the range of human emotions. In good autoethnography, the narrative's verisimilitude is built through the author's emotional integrity. (Ebd.)

Meine eigenen Emotionen und Affekte als forschende Patin erlaubten mir Einblicke und Erkenntnisse, die mir ohne diese radikalste Form der Binnenperspektive verwehrt geblieben wären. Entsprechend trifft hier Autoethnografie auf *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018), bei der die Reflexion der affektiv-emotionalen Erfah-

rungsdimension der Forschenden zum bewusst eingesetzten epistemischen Werkzeug wird. Mein eigenes Fallbeispiel ist aufgrund der Dichte der Erfahrungen das umfangreichste und ist den anderen Fallbeispielen vorangestellt. Hierin finden sich zentrale Aspekte des Patinnenseins wieder, die auf die nachfolgenden Fallbeispiele gewissermaßen vorbereiten. Ich werde jedoch auch an anderen Stellen in meiner Arbeit Einblicke in meine eigenen (Patenschafts-)Erfahrungen geben, »[to] analyze and describe crucial research results through systematically practiced emotional reflexivity« (Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019, S. 288).

Bereits wenige Wochen nach meinem ersten Kontakt wurde ich im April 2019 selbst in eine Patenschaft mit einem 15-jährigen Mädchen gematcht. Als ich von Mirjam zuvor nach meinen Präferenzen gefragt wurde, gab ich an, dass ich mir eine Patenschaft mit einer Jugendlichen besser vorstellen könne als mit einem jüngeren Kind. Durch meine frühere Tätigkeit in einem sozialpädagogischen Bildungsprojekt, in dem ich Schulabbrecher:innen hauptsächlich Englisch- und Mathematikunterricht gab und damit meinen Teil dazu beitrug, sie auf ihrem Weg zur Nichtschülerprüfung zu begleiten, hatte ich mit der Altersgruppe ab 15 Jahren bereits Erfahrung gesammelt. Mirjam machte mir dann den Vorschlag, eine Patenschaft mit Lara einzugehen. Drei ihrer sieben Geschwister hatten zu diesem Zeitpunkt bereits Patenschaftserfahrungen. Die Koordinatorin suggerierte mir, dass ich somit sicher auch mit den anderen Patinnen in Kontakt treten könne, was sowohl für meine Forschung als auch für meine eigene Patenschaftserfahrung vorteilhaft sei. Ich besprach mit der Koordinatorin, dass es wichtig sei, meiner zukünftigen Patenjugendlichen und auch deren Vater gleich zu Beginn im Vermittlungsgespräch meine Doppelrolle als Patin und Forscherin deutlich zu machen. Als der Moment des Kennenlerngesprächs gekommen war, bat Mirjam eine Dolmetscherin aus dem Kreis der Honorarkräfte zum Gespräch hinzu, die ihr Bestes gab, Begriffe wie *interkulturelle Begegnung*, *Beziehungsgestaltung* und *Anthropologie* ins Arabische zu übersetzen. Besonders beim Begriff der *interkulturellen Begegnung* geriet sie sichtlich ins Stocken und die Stirn des Vaters warf mit jedem Moment, den sich die Übersetzungsleistung in die Länge zog, tiefere Falten. Er setzte dem Thema zunächst ein Ende, indem er hinsichtlich möglicher Interviewgespräche mit ihm und seiner Frau übersetzen ließ: »Wir lernen uns erst einmal kennen und dann ergibt sich alles Weitere.« (26.03.2019) Das war für mich und auch Mirjam für den Moment in Ordnung. Sie resümierte im Nachgang des Gesprächs mit mir, dass der Wunsch, alle Eventualitäten im Voraus abzuklären, sehr deutsch sei und die Patenfamilien das Ganze meist lockerer sähen.⁷ Obwohl es in diesem Moment keineswegs mein Anliegen war, mir das Einverständnis für künftige Gespräche und Interviews zu sichern, sondern es mir vielmehr um Transparenz bezüglich meiner

7 Eine ähnliche Reaktion erlebte der Anthropologe John Mathias als er versuchte, mit seinem Schlüsselinformanten Semesh den Rahmen seiner kollaborativen Forschung festzulegen: »Over the past few years, however, as our interactions have expanded and deepened, I have come to see that Sumesh's initial lack of interest in a contractual alliance was not a misunderstanding, let alone evidence of distrust. He wanted a more flexible, personal relationship, a friendship grounded in a common political vision. Rather than a contract, he wanted to begin from camaraderie.« (Mathias 2010, S. 213f.) Auf ähnliche Weise verstand ich die Reaktion von Laras Vater. Der Rahmen, innerhalb dessen ich Gespräche mit ihm und seiner Frau führen würde können, war abhängig von der Beziehung, die sich zwischen uns entwickeln würde.

Doppelrolle ging, sah ich ein, dass die Situation an dieser Stelle nicht mehr hergab, als Letztere lediglich zu erwähnen.⁸

Ich versuchte infolgedessen, gegenüber meiner Patenjugendlichen im Verlauf unserer Treffen immer wieder einzuwerfen, dass mich Patenschaften nicht nur interessierten, weil wir miteinander eine solche führten, sondern auch weil ich eine Forschung zum Thema machte. Sie quittierte dies zumeist mit einem Nicken. Ich bin mir bis heute unschlüssig, ob diese Reaktion bedeutete, dass ihr das bereits klar war, dass es für sie keine größere Relevanz besaß, oder dass sie nicht genau verstand, was das bedeutete, jedoch nicht weiter nachfragen wollte. Vermutlich war es eine Mischung der drei Möglichkeiten. So auch als ich sie zu einem unserer Treffen mit an die Universität nahm: Wir liefen durch die Mensa, besuchten die großen Hörsäle, aßen in einem studentischen Café Kuchen und verweilten in der eindrucksvollen philologischen Bibliothek der FU mit ihrem geodätischen Kuppeldach. Als wir einen Abstecher in mein Büro machten, zeigte ich ihr die Postkarten zum Thema Patenschaften, die zu einem meiner ersten Workshops im Verein gestaltet wurden, und die neben meinem Schreibtisch hingen. Ich lenkte ihre Aufmerksamkeit darauf und erklärte, dass die Postkarten in meinem Büro hingen, weil die Patenschaften auch für meine Arbeit wichtig seien. Die Reaktion war die übliche.

In welchem Ausmaß meine Doppelrolle die Beziehung zu Lara prägte, wird in einer Vignette deutlich, die ich zum Zwecke der Veröffentlichung der Ergebnisse des studentischen Praktikumsprojektes (s. 2.2.3) verfasste:

Zu einem bemerkenswerten Treffen mit Lara habe ich nie ein Protokoll oder anderweitige Gedächtnisstützen angefertigt. Und es ist genau dieser Umstand, der die Erfahrung bedeutsam macht. Wir treffen uns am Abend, bevor ich in die Weihnachtsferien fahre. Die Zeit vor dem Jahreswechsel ist bekannterweise zumeist alles andere als besinnlich und geruhsam und die Vorstellung, mich nach dem Treffen mit Lara während des Packens, oder bereits im Kreise meiner Familie am nächsten Tag hinzusetzen und wie üblich ein ausführliches Gedächtnisprotokoll zu unserem Treffen anzufertigen, ruft in mir Widerstreben und Unlust hervor. Ich entscheide mich darum, dieses Treffen einmal *off the record* laufen zu lassen und der üblichen Prozedur von Reflexion und Verschriftlichung zu entziehen. Ich erlebe diese Begegnung als unglaublich entspannt, persönlich und nah: Lara kommt zu mir nach Hause, wir backen Plätzchen, malen Mandalas aus und haben Spaß dabei. Während der ganzen Zeit hören wir Mudi, Laras Lieblingsrapper.

Zu unserem Pat:innentreffen [hiermit ist die Fokusgruppe gemeint] im neuen Jahr tauschen wir uns dann über unsere jüngsten Erfahrungen aus, und ich bezeichne dieses Treffen als eines der schönsten, das ich in meiner Patenschaft bislang hatte – weil ich den Druck des Reflektierens und Protokollierens herausnahm und weil wir etwas taten, das uns beiden Spaß zu machen schien. Letzteres funktioniert mal mehr, mal weniger gut. Nicht selten sind es die Pat:innen, die sich den Wünschen der Patenkinder

8 De facto führte ich mit Laras Eltern nie Gespräche, die ich im Rahmen meiner Forschung konkret geplant hätte, sondern gewann einen Eindruck ihrer Perspektive in kürzeren informellen Gesprächen, meist übersetzt von den Kindern der Familie. Das lag nicht zuletzt an den Sprachbarrieren, die zu ihnen bestanden. Weiterhin fürchtete ich, meine Beziehung zu Lara und ihrer Familie zu irritieren, indem ich möglicherweise den Anschein erweckte, ich würde ihre Familie und deren Fluchterfahrung beforschen.

und -jugendlichen anpassen, was nicht zuletzt mit dem oftmals beträchtlichen Altersunterschied zusammenhängt.

Die hier zwei Monate später niedergeschriebenen Gedanken basieren somit nicht auf unmittelbaren Gedächtnisprotokollen, die helfen, konkrete Gesprächsinhalte und Interaktionen zu erinnern. Ich besinne mich lediglich auf ein Gefühl, eine Stimmung, die geprägt schien von einer neuen Form der Vertrautheit. Das verführt natürlich, weit mehr als beim Rückgriff auf sorgfältig geführte Notizen, dazu, blumig zu rekonstruieren und filterlos hineinzuiinterpretieren. Doch mir geht es hier um einen anderen Aspekt, mit dem sich alle Studierenden [unserer Fokusgruppe] (und sicher alle Anthropolog:innen im Verlaufe ihrer Feldforschungen) bereits auf die ein oder andere Weise auseinandergesetzt haben: Die Antizipation des bevorstehenden Protokollierens und Reflektierens macht etwas mit einem selbst, sie prägt die Wahrnehmung und Positionierung im Moment des Erlebens entscheidend mit. Ich ließ [in jenem vorweihnachtlichen Beisammensein] weitestgehend ab von den zahlreichen Filmen, die normalerweise bei diesen Treffen parallel im Hinterkopf ablaufen und mir stets eine gewisse Anspannung bescheren, da die Interpretation des Erlebten bereits im Moment des Erlebens beginnt. Ich gewann den Eindruck, dass sich mein Hineinfallenlassen in die Begegnung und das Abnehmen der Forscherinnenbrille an diesem Abend (bis zu welchen Grad dies wirklich möglich ist, ist eine andere Frage) nicht nur auf mich, sondern zugleich auch auf mein Gegenüber, auf den affektiven Raum zwischen uns, auswirkte. Auch Lara wirkte ruhiger und zugleich offener als sonst. Im Sinne des ethnografischen Forschens kann der Verzicht auf das Protokollieren kein Dauerzustand sein. Jedoch erlaubte mir diese vorweihnachtliche Pause von meiner Forschung die Reflexion darüber, wie sehr meine Rolle als Anthropologin fortwährend die Begegnung mit Lara mitbestimmt. Lara und ich erinnern uns des Öfteren an diesen Abend. Auch ihr scheint er in guter Erinnerung zu bleiben.

Nach dem Abschluss meiner Datenerhebung verzichtete ich größtenteils darauf, Feldnotizen zu unseren Treffen anzufertigen. Die Leichtigkeit und Natürlichkeit, die ich in der obigen Vignette zum Ausdruck zu bringen versuchte, etablierte sich zu einer neuen Norm in unserer Beziehung. Die ›Forscherinnenbrille‹ war für meine Erfahrung als Patin jedoch nicht ausschließlich eine Belastung.

Spätestens seit der *Writing Culture*-Debatte ist die kritische Selbstreflexion unabdinglicher Baustein der ethnologischen Methodologie. Im Modus der *affective scholarship* soll diese Selbstreflexion nun auf die affektiv-emotionale Erfahrungsebene der Forschenden ausgeweitet werden. Um diese epistemisch nutzbar zu machen, unterstützt eine regelmäßige Dokumentation, wie die Sozial- und Kulturanthropolog:innen Stodulka, Dinkelaker und Thajib (2019, S. 284f.) darlegen:

[T]he researcher's emotional literacy and reflexivity can be trained through regular documentation of affective experience (whether unsettling, overwhelming, difficult, pleasurable, or simply ordinary). The act of documenting it helps it become a habitual mode of affectively aware perception and attention to the researched phenomena. [...] Attending to and documenting affective experience during fieldwork fosters understandings of field relations, while preserving them for later-stage analyses.

Dabei unterstützt die epistemisch fruchtbare Reflexion zugleich bei der Verarbeitung der Affekte und Emotionen der Forschenden. Ein solcher Habitus der Dokumentation und kritischen Selbstreflexion als Forscherin und die Distanzierung, die sich aus der analytischen Perspektivierung des Erlebens ergibt, wurden für mich zu wertvollen Möglichkeiten, meine Rolle als Patin zu verstehen und auszufüllen. Sie halfen mir in Momenten von Irritation, Unsicherheit und Verletzung in der Patenschaft, »to let off steam« (ebd., S. 284), und unterstützten mich dabei, die Erfahrung zu durchdringen. Zugleich führten die Unmittelbarkeit, mit der ich verschiedene Aspekte in der Begegnung mit meiner Patenjugendlichen, ihrer Familie oder auch der Vereinsarbeit erlebte, zur Identifizierung von Schlüsselmotiven in meiner Forschung. Dies galt insbesondere in Bezug auf die Anstrengungen, die mit den Rollenaushandlungen in Patenschaften und der Verhandlung der unterschiedlichen Bedürfnisse, Erwartungen und Ansprüche der an der Patenschaft beteiligten Akteure einhergehen.

Weiterhin erlaubten meine multiple Involviertheit und insbesondere meine Rolle als Patin nicht nur Zugänge zu verschiedenen Akteuren, vor allem zu anderen Pat:innen, sondern ermöglichten es mir darüber hinaus, ihre Erfahrungen zu teilen bzw. besser nachvollziehen zu können. Meine eigenen Anekdoten, die ich in Interviews und Gesprächen wiederholt einbrachte und von deren affektiven und ungefilterten Gehalt ich in der späteren Beschäftigung mit meinem Material wiederholt überrascht war, lenkten dabei vielfach den Austausch mit meinen Gesprächspartner:innen. In diesem Austausch mit anderen Pat:innen und Koordinatorinnen fand ich eine weitere Plattform der Bewältigung meiner Erfahrungen. Denn er bildete für mich ebenfalls ein Ventil, durch welches ich der Erfahrung gemeinsam mit meinen Gegenübern nachspüren, ihr Sinn verleihen und sie in ein zusammenhängendes Narrativ, ja später sogar ein theoretisches Konzept kleiden konnte. Zugleich evozierten meine Narrative vielfach affektiv-emotionale Reaktionen und Gesprächsinhalte bei meinen Gesprächspartner:innen. Ich beobachtete bei anderen Pat:innen ebenfalls das Bedürfnis, die Erfahrung zu teilen, über das Erlebte zu sprechen und Resonanz zu erfahren. Ich bezeichne diese Formen des Austauschs daher als *affektive Triangulation*. Triangulation bezeichnet in der Sozial- und Kulturanthropologie den Versuch, anhand verschiedener Methoden vielfältige Daten zu einem Themenfeld zu erheben und hierdurch einer einseitigen Darstellung des untersuchten Phänomens entgegenzuwirken. Der Austausch mit anderen Pat:innen und Koordinatorinnen, in dem ich meine eigenen Erfahrungen in der Patenschaft artikuliert und zur Diskussion stellte und damit zugleich vergleichbare Narrative evozierte, ermöglichte mir, eine Vielstimmigkeit und ein Korrektiv in den autoethnografisch geprägten Bereich meiner Forschung zu bringen, sodass eine affektive Dialektik entstand. Das Motiv dahinter war jedoch nicht nur epistemischer Natur, sondern entsprang zugleich jenem Bedürfnis nach Erfahrungsbewältigung und Sinnsuche.

2.2.2 In der eigenen Nachbarschaft forschen

Auch das Berliner Setting meiner Forschung prägte entscheidend den Verlauf meines Projektes. Ich führte meine Forschung in der Nachbarschaft durch, die ich mein Zuhause nenne. Das brachte verschiedene Vor- und Nachteile mit sich: Die städtische Umgebung meines Forschungsfeldes war mir bereits – wie zu Beginn dargestellt – auf eine spezifi-

sche Weise vertraut. Dennoch lernte ich den Kiez und dessen Bewohner:innen neu kennen: Ich entdeckte Orte, an denen ich zuvor achtlos vorbeigegangen war und teilte Erfahrungen mit Menschen, die ich bis dahin nicht zu meinem sozialen Umfeld zählte. Ich war nicht mit der Herausforderung konfrontiert, mich in einer unbekannten Umgebung zu rechtfinden zu müssen und diese in einer Fremdsprache zu navigieren – obwohl sich im Verlauf meiner Forschung wiederholt bestätigte, dass arabische Sprachkenntnisse hilfreich gewesen wären und mir sicherlich den herausfordernden Zugang zu den Patenfamilien erleichtert hätten. Ich kehrte grundsätzlich nach meinen Aufenthalten im Feld in meine eigenen vier Wände zurück. Vielfach kam ich direkt von meiner Tätigkeit an der Universität ins Kiezcafé oder traf mich mit Lara. Mein Berufs- und Privatleben liefen parallel zu meiner Forschung weiter. Das gestaltete sich mitunter höchst herausfordernd, da ich die alltäglichen Ansprüche und Aufgaben, die unvermindert weiter an mich herangetragen wurden, mit meiner Immersion ins Forschungsfeld verhandeln musste. Zugleich konnte ich mich in meine gewohnte Umgebung zurückziehen, wenn die Eindrücke zu überwältigend wurden. Diese Verquickung meines Privat- und Berufslebens mit meiner Forschung lässt sich an einem Tag anschaulich illustrieren:

Es ist ein Mittwoch und ich unterrichte am Vormittag das Seminar »Transkulturelle Beziehungen und Begegnungen«. Hieran nimmt die Mehrzahl der Studierenden der Fokusgruppe teil, darunter auch Karoline, die Patin der Schwester von Lara. Laras ältere Schwester wird sich an diesem Tag verloben. Karoline und ich sind zu dem Anlass eingeladen und nervös. Am Nachmittag vor der Feier, nach dem Seminar, kommt Karoline noch einmal in mein Büro und wir verpacken gemeinsam das Geschenk für ihre Patenjungendliche. Später treffen wir uns an der Haltestelle um gemeinsam zu der Feier zu gehen. Der Termin wurde aufgrund familiärer Umstände bereits mehrfach verschoben. Wegen eines Trauerfalls in der Familie des Verlobten findet die Feier nun nicht – wie sonst üblich – in einer der großen Feierhallen in Berlin statt, sondern etwas bescheidender bei der Familie meiner Patenjungendlichen zu Hause.

Als wir die Wohnung betreten, begrüßt mich eine junge Frau, die ich erst auf den zweiten Blick ganz verblüfft als Lara erkenne. Der Abend gehört den Frauen. Alle sind herausgeputzt. Obwohl auch ich mich in Schale geworfen habe, fühle ich mich underdressed. Viele der Frauen tragen farbenfrohe und ausladende Kleider und sind perfekt geschminkt. Lange Haare werden offen oder in einer aufwendigen Hochsteckfrisur getragen. Frauen aller Altersgruppen schweben beinahe ätherisch durch die Räume der Wohnung. Es liegen Nervosität und Unruhe in der Luft und erst einige Zeit später lassen die Anwesenden sich im Wohnzimmer nieder. Karoline und ich haben zu diesem Zeitpunkt bereits im hinteren Teil des Zimmers Platz genommen. Außer dem Vater der Verlobten und dem zukünftigen Bräutigam, die sich zu festgesetzten Abläufen ebenfalls im Wohnzimmer einfinden, sind keine Männer anwesend. Das Wohnzimmer füllt sich mehr und mehr mit Menschen. Ich hätte zuvor nicht für möglich gehalten, dass eine solche Anzahl in eine Mietwohnung passen würde. Immer wieder denke ich, dass ein solches Ereignis in dem Haus, in dem ich wohne, undenkbar wäre. Die Luft wird schnell stickig. Die eisige Winterluft, die durch die schmalen Ritzen der verhangenen Fenster dringt, ändert daran nichts.

Karoline und ich sitzen unweit einer hin und wieder übersteuernden Bassbox. Neben der dritten Patin in der Familie, die etwas später mit einer Freundin ebenfalls zur Feier

kommt, sind Karoline und ich die einzigen Anwesenden, die nicht des Arabischen mächtig sind. Das wirkt sich bedauerlicherweise auf unsere Möglichkeiten aus, mit unseren Sitznachbarinnen in Kontakt zu treten, da diese wiederum einer älteren Generation angehören und kein Deutsch sprechen. Wir tun unser Bestes, dennoch gestikulierend einen freundlichen Austausch zustande zu bringen. Die Stimmung wird aufgeheizter, besonders als die zukünftige Braut in ihrem prachtvollen Kleid den Raum betritt und beginnt mit den Anwesenden zu tanzen. Sie sieht aus wie eine Prinzessin, denke ich. Der Raum wird immer wieder gefüllt von trillernden Segenswünschen. Später werden Essensboxen eines nahegelegenen Imbisses herumgereicht, deren Inhalt die Anwesenden auf ihrem Schoß verzehren. Die Frauen tanzen, mal allein, mal an den Händen gefasst im Kreis. Zu späterer Stunde übersetzt mir Lara die Aufforderung ihrer Mutter, dass die Reihe nun an mir sei. Nicht ohne Karoline und auch Josefine mit in das Zentrum der mir unangenehmen Aufmerksamkeit zu ziehen, nehme ich meine Pflicht wahr. Als ich Lara auffordere, solidarisch mitzutanzten – sie hat mir schließlich diese Bühne eingebrockt – teilt sie mir im Vorübergehen abwinkend mit, dass sie den Tanz nicht kenne – er sei syrisch.

Erschöpft und etwas überreizt mache ich mich gemeinsam mit Karoline zu späterer Stunde auf den Heimweg. Dieser bunte und laute Abend endet für mich nach einer kurzen S-Bahnfahrt in meinem eigenen Bett. Ich genieße die Ruhe und kann dennoch so voll an Eindrücken nicht gleich Schlaf finden. Mir schwirrt noch immer der Kopf. Am kommenden Tag gestatte ich mir etwas später als sonst üblich ins Büro zu fahren, wo ich meinen Kolleginnen von den Erlebnissen berichte und beginne, meine Feldnotizen anzufertigen. Dieser Tag versinnbildlicht mein Oszillieren zwischen intensiven Erfahrungen in meinem Forschungsfeld und meinem gewohnten Alltag.

2.2.3 Engagiert forschen?!

Neben meiner akademischen Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin arbeitete ich, wie bereits erwähnt, für zwei Jahre parallel dazu in einem Bildungsprojekt, das Schulabbrecher:innen einen alternativen Weg zu Abschlüssen und damit den Übergang in Ausbildungen bzw. weiterführende Schulen ermöglichen sollte. Durch dieses Berufsfeld wurde ich in praktischer Hinsicht mit den Tücken und Ungerechtigkeiten des deutschen Bildungssystems konfrontiert. Diese Tätigkeit komplettierte meine akademische und häufig sehr theorielastige Arbeit und legte die Grundlage für meinen Anspruch, mein Promotionsprojekt engagiert zu gestalten.

Doch was bedeutet eine engagierte, angewandte, kollaborative und partizipative Forschung – Begrifflichkeiten, die trotz definitorischer Unterschiede Schnittstellen aufweisen und vielfach synonym verwendet werden?⁹ In diesen Attributen äußern sich

9 Ein weiteres hiermit eng verwandtes Theorie- und Praxisfeld ist jenes der *Public Anthropology*. In der Einleitung zu dem Sammelband *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer* (2025b), der aus dem gleichnamigen von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Netzwerk hervorgegangen ist, heben die Herausgeber:innen Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder und Thomas G. Kirsch dessen Aktualität und historische Kontinuität hervor: »Während Ethnolog:innen schon lange mit verschiedenen (auch nicht-textuellen) Formaten der Wissensvermittlung arbeiten, sind das Feld der »öffentlichen Ethnologie« und die damit verbundenen Themen, Konzepte und Praktiken in der jüngeren Vergangenheit ver-

Ansprüche, die das Fach der Sozial- und Kulturanthropologie seit seiner Entstehung in unterschiedlichen Ausprägungen begleiten (Low/Merry 2010, S. S204ff.) und vielfach mit der Forderung nach dessen Dekolonisierung einhergehen (Cervone 2016). Die engen persönlichen Beziehungen, die im Rahmen ethnologischer Langzeitforschung entstehen, die Erforschung von Strukturen und Dynamiken, die Ausdruck historisch gewachsener Machtasymmetrien, Ungleichheiten, Benachteiligungen, Diskriminierungen und Gewaltspiralen sind, sowie die damit verbundene wiederkehrende und kritische Reflexion von Ethik und Methodik im Fach führten immer wieder zu Debatten: Was sind legitime Forschungsfelder – und für wen? Wie entstehen Daten und wie können sie dargestellt werden? Welchen Akteuren gegenüber sind Forschende Rechenschaft schuldig? Wem und zu welchem Zwecke sollten Forschungsergebnisse zugänglich gemacht werden? Was bedeutet Reziprozität? Wann und wie können und sollen Anthropologinnen sich mit Forschungspartnerinnen und deren Agenden alliieren? Und welche Konsequenzen haben all diese Fragen für Methodologie, Zugänge und Beziehungen im Feld sowie die Datengenerierung? Wie ist mit damit verbundenen Herausforderungen und Dilemmata umzugehen? Das Feld engagierter Anthropologie greift dabei Fragen um Verantwortung und Verantwortlichkeit auf, die bereits die *Writing Culture*-Bewegung adressierte, erweitert jedoch die damaligen Debatten um Fragen der Repräsentation um die Auseinandersetzung mit Formen und Möglichkeiten der Partizipation. Kurz: Reflexivität im Text wird auf Reflexivität außerhalb des Textes ausgeweitet (Kirsch 2018, S. 2).

Das Spektrum engagierter Anthropologie lässt sich zwischen zwei Extrempositionen verorten: D'Andrades (1995) Kritik an den *moral models* von Forschenden mit ihrem impliziten kulturellen Bias, die jedweden Engagement zugrunde liegen, und seine Verteidigung wissenschaftlicher Objektivität einerseits und andererseits Scheper-Hughes' (1995) Anspruch, dass anthropologisches Schaffen immer *ethically grounded* sein müsse und moralischer Relativismus (abgeleitet von Kulturrelativismus) nicht länger haltbar sei, bilden dabei die zwei rahmenden Pole. Doch inwiefern kann wissenschaftlich-objektive Neutralität im Feld behauptet werden, wenn doch bereits die Wahl des Forschungsfeldes sowie die angewandte Methodologie (subjektive) ethische Überlegungen beinhalten (ebd., S. 423)? Zudem zeugt Scheper-Hughes zufolge die Distanz zu Forschungssubjekten und ihrem politischen Kampf keinesfalls von Neutralität, da Nicht-Handeln ebenfalls (politische) Konsequenzen hat (ebd., S. 418). Wie kann mit der Forderung von Forschungspartner:innen an die Forschenden umgegangen werden, die vermeintliche Neutralität und Objektivität aufzugeben (Linstroth 2016; Kirsch 2018, S. 5)? Besonders bezogen auf komplizenhafte Allianzen der Sozial- und Kulturanthropologie im Kolonialismus und koloniale Kontinuitäten, die bis heute die Grundlage globaler Ungerechtigkeiten,

stärkt in den Fokus der Fachdiskussionen gerückt. Aktuelle Verständnisse von Public Anthropology im deutschsprachigen Raum sind dabei insbesondere von anglophonen Fachdebatten geprägt – sowohl aus dem Bereich der Public und Engaged Anthropology als auch damit verbundenen Perspektiven der Feminist Anthropology –, aus denen jeweils zentrale Elemente in diesen sich gegenwärtig neu formierenden Teilbereich ethnologischen Arbeitens einfließen.« (Dilger et al. 2025a: 16f.) Während sie die Grenze zwischen öffentlicher und engagierter Anthropologie als fließend bezeichnen, ziele Ersterer noch stärker als Letzterer auf die »Vermittlung anthropologischen Wissens in breite Öffentlichkeiten« (ebd.: 17) ab.

sozioökonomischer Disparitäten, Machtasymmetrien und Abhängigkeiten bilden, habe das Fach geradezu die Pflicht, sich gegen menschliches Leiden zu engagieren, wie Low und Merry (2010, S. S211) betonen. Eine solide wissenschaftliche Basis sowie eine fortwährende sensible Reflexion der eigenen Position und Positionalität sollten dabei stets die Grundlage jedweden (politischen) Engagements im Feld darstellen (Scheper-Hughes 1995, S. 421ff.).

In Abhängigkeit von den Formen des Engagements müssen sich engagierte Anthropolog:innen mit diversen Dilemmata und Herausforderungen auseinandersetzen. Dazu gehören beispielsweise institutionelle Barrieren:

Departmental or university norms along with corporate and company norms of what constitutes a legitimate work product, guidelines of what is publishable, the organization and structure of professional meetings, and the funding rules of granting agencies contribute to silencing advocacy and activism. (Low/Merry 2010, S. S212)

Weiterhin wurde Emotionalität und moralischen Bewertungen, welche politisch und ethisch positionierte Texte besonders prägen, in bis dato gängigen Modi der Repräsentation lange Zeit kaum Raum zugestanden. Schwierigkeiten entstehen auch, wenn die eigenen ethisch-moralischen Ansprüche, die *moral models*, um D'Andrades Begriff aufzugreifen, sich von denen der Forschungspartnerinnen unterscheiden und Ergebnisse somit unaussprechlich werden – was besonders beim *studying-up* heikel wird (ebd., 213; Kirsch 2018, S. 28f.) – oder die Offenlegung der Ergebnisse die Agenda der Forschungspartner gefährden würde (ebd.). Immer wieder müssen engagierte Anthropolog:innen zudem das lang debattierte Spannungsverhältnis zwischen Universalismus und Partikularismus bzw. Relativismus verhandeln. Forschende müssen zudem abwägen, wann die Äußerung von Kritik an Gesellschaften und Regierungen, die nicht ihre eigenen sind, legitim ist, um nicht in neokoloniale, imperiale und missionarische Zurechtweisungen und Besserwissertum zu verfallen (Low/Merry 2010, S. S212ff.). Auch ein konzeptioneller Spagat zwischen einem strategischen Essentialismus auf der einen und der fachtheoretisch lang etablierten Kritik am Kulturbegriff auf der anderen Seite begleitet die engagierte Forschung immer wieder, was z.B. besonders in Fällen um die Verteidigung von Landrechten indigener Gruppen sichtbar wird (Hale 2006).

Low und Merry (2010, S. S203) benennen sechs Kategorien, in die sie verschiedene Formen engagierter Forschung einordnen.¹⁰ Sie unterscheiden dabei zwischen »(1) sharing and support, (2) teaching and public education, (3) social critique, (4) collaboration, (5) advocacy [und] (6) activism«. Mit *sharing and support* verweisen die Autorinnen auf alltägliche Praktiken von Freundschaft oder auch Verwandtschaft, geteilte Visionen und Ideale von Gerechtigkeit, die den meisten Formen zeitgenössischer anthropologischer Forschung zugrunde liegen. Auch das Teilen von Ressourcen – die Basis anthropologischer Verantwortlichkeit und Reziprozität – schließt diese Kategorie ein. *Teaching and public education* bezieht sich auf Formen des Unterrichtens, Aufklärens und Einbeziehens, sowohl von Forschungspartnern und außeruniversitären Publika, als auch von Studierenden-

10 Low und Merry (2010, S. S207) unterstreichen, dass diese Kategorien lediglich einem analytischen Zweck dienen und Überschneidungen ihnen inhärent sind.

den, wobei Letztere mitunter aktiv in Forschungsprozesse eingebunden werden (ebd., S. S207f.). »Thus, ›teaching‹ as an engaged activity has many forms, include classroom teaching, community outreach, training, workshops, and numerous other pedagogical and didactic forms, including serving as a public intellectual.« (Ebd., S. S208) *Social critique* bezieht sich auf anthropologisches Wirken, das seine Methoden und Theorien verwendet um Machtverhältnisse und Ungleichheitsstrukturen aufzudecken, sei es bezogen auf Gesundheitsversorgung, Entwicklungsdynamiken und Umweltschutz, Genozid und Menschenrechtsverletzungen, geschlechterspezifische Gewalt, Kriegsfolgen, oder auch die missbräuchliche und diskriminierende Verwendung alltäglicher Konzepte wie Kultur, *race* und Modernisierung (ebd., S208f.). In die Kategorie um *collaboration* ordnen die Autorinnen Projekte ein, in denen Forschende im Feld teilnehmen, um die Ziele der Forschungspartnerinnen umzusetzen. Dies kann eine geteilte Leitung von Forschungsprojekten bis hin zu der Beteiligung von Anthropolog:innen an Politikgestaltung bedeuten. Auch Formen der *Public Anthropology* werden hierzu gezählt (ebd., S209f.). *Advocacy* beschreibt das Wirken von Forschenden

to assist local communities in organizing efforts, giving testimony, acting as an expert witness in court, witnessing human rights violations, serving as a translator between community and government officials or corporations, and helping local groups use international principles such as human rights by working to vernaculize them. (Ebd., S. 210)

Activism schließlich sei den Autorinnen zufolge nur schwer von *advocacy* zu trennen, wobei Aktivismus in besonderem Maße die Verantwortung adressiere, die Anthropologie in den Dienst der Dekolonisierung zu stellen. Loyalitäten werden hier umso komplexer, wenn Forschende für NGOs, Regierungsorganisationen o.Ä. arbeiten und ihre Verantwortlichkeiten und Verbindlichkeiten zwischen Wissenschaft, ihren Forschungspartnerinnen und der arbeitgebenden Institution verhandeln müssen (ebd., S. S211).

Ich möchte diesen Überblick nutzen, um meine eigene Forschung konkreter im Feld engagierter Anthropologie und kollaborativer Methoden zu verorten. Ich fokussiere im Folgenden die Aspekte (2) *teaching and public education*, (4) *collaboration* sowie (3) *social critique* um meine Methodik und Positionierung sowie meine Positionalität im Feld näher auszuführen.

Lehre und außerakademische Öffentlichkeiten

Der Schwerpunkt des Engagements meiner Forschung liegt im Bereich der Lehre und öffentlichen Bildung: Mit der Unterstützung von Kolleg:innen initiierte ich das kollaborative Praktikumsprojekt »Integration als dialogischer Prozess« zwischen dem Institut für Sozial- und Kulturanthropologie der FU Berlin und WG und koordinierte und begleitete hierin Studierende der Sozial- und Kulturanthropologie, die ebenfalls Patenschaften eingingen. Ihnen sollte die transkulturelle Begegnung (im Rahmen der zivilgesellschaftlichen Integrations- und Geflüchtetenarbeit), die Verschiebung und Relativierung der eigenen Perspektive sowie die Reflexion der Patenschaftsbeziehung und der eigenen Positionalität und Positionierung hierin – allesamt Schwerpunkte eines anthropologischen Studiums – erfahrbar gemacht werden. Auf der anderen Seite stand die Überle-

gung, dass das Studium der Sozial- und Kulturanthropologie Wissen um und Sensibilität für die Diversität von Lebensformen vermittelt, die wiederum für die Begegnung in einer Patenschaft bedeutsam sein könnten. Unter diesen Vorzeichen formierte sich eine Gruppe mit neun Bachelor-Studierenden, in der wir in regelmäßigen Abständen miteinander unsere Erfahrungen in den Patenschaften diskutierten und reflektierten und alltägliche Grundannahmen und -begriffe kritisch hinterfragten. Eine fachtheoretische Grundlage dieser Diskussionen und Reflexionen bildete das Bachelor-Seminar »Transnationale Beziehungen und Begegnungen«, an dem die Studierenden teilnahmen. Dieses widmete sich Migrations- und Transnationalismustheorien sowie Debatten um Integration und Teilhabe. Anhand dieser Ansätze sollte die Komplexität der Migrationserfahrung und die daraus entstehenden sozialen Netzwerke, die zumeist einseitige Erwartungshaltung in politischen und medialen Integrationsdebatten, kulturessentialistische Grundannahmen in Identitätsdiskursen, strukturelle Benachteiligungen von Minderheiten im Bildungssystem und Formen sogenannter »interkultureller Begegnungen« vermittelt werden. Diese Ansätze bildeten nicht nur einen theoretischen Bezugsrahmen für unsere Gruppendiskussionen, sondern prägten auch die fachtheoretische Grundlage meiner Forschung.

Mit folgenden Worten beschrieb Elena, eine der Teilnehmenden am Praktikumsprojekt, in einer Vignette unsere Gruppengespräche:

Alle zwei Wochen treffen wir uns in einem Café an der Uni. Alle Mitstudierenden, die eine Patenschaft angefangen haben und Franziska, die ihre Promotionsarbeit über Patenschaftsbeziehungen schreibt. Wir sitzen gemütlich beisammen, trinken Tee und Kaffee, frühstücken in aller Ruhe. Wir erzählen uns von unseren Patenschaften, von den Erfahrungen, die wir mit den Kindern und Jugendlichen machen und von den Personen, die wir kennenlernen. Das alles jedoch höchst kritisch, immer hinterfragend und in ständiger Reflexion mit uns selbst. Was bedeutet es für uns, eine Patenschaft einzugehen? Bezeichnen wir die Beziehung als Freundschaft oder eher als Arbeit? Passt uns der Begriff des Ehrenamtes? Und welche Rollen nehmen wir je nach Situation in der Patenschaft ein? Sind wir nun Lehrer:innen, Freund:innen, wie Geschwister oder doch nur unbezahlte Babysitter:innen? Das ist schwer zu sagen. Häufig sind es verschiedene Rollen zugleich.

Wie gehen wir an diese Beziehung heran und was ändert sich, wenn wir in unserer Gruppe in einem so regen Austausch miteinander stehen? Die Gruppentreffen sind angenehm, es ist schön zusammen zu sitzen und seinen Gedanken und Sorgen freien Lauf zu lassen. Aber sie ändern auch unsere Sichtweise auf die Patenschaften. Wir bekommen einen analytischeren Blick, überlegen uns schon während der Zeit mit den Patenkindern, was wir im Nachhinein gerne aufschreiben würden. Verhalten uns vorsichtiger, versuchen eine Ebene gemeinsamer Augenhöhe zu erreichen. Aber ist das überhaupt möglich zwischen Kindern und Erwachsenen bzw. Jugendlichen und Studierenden? Oder handelt es sich hier nur um ein Ideal, eine Idee, die wir verwirklicht sehen wollen?

Und dann ist da noch die Frage, inwieweit es den Patenkindern bewusst ist, wie viele Gedanken und Überlegungen diese Patenschaften begleiten, ja wie wenig Lockerheit und Ungezwungenheit zeitweise in den einzelnen Treffen liegen. Wie reden wir in unseren Gruppentreffen über die Kinder und Jugendlichen, und wie schützen wir ihre Privatsphäre? Vor allem vor dem Hintergrund, unseren Austausch an die Öffentlichkeit zu

bringen, müssen wir uns diesen Aspekten verstärkt widmen. Wir wollen keine intimen Details ausplaudern, Geheimnisse von Jugendlichen verraten oder jemanden vor den Kopf stoßen. Wir wollen nur versuchen, einen Einblick in Patenschaften zu gewähren, in die vielen Berg- und Talfahrten der Beziehung, die Emotionen, den Prozess.

Der Einbezug der Studierenden sollte ihnen neben der eigenen Erfahrung in der Patenschaft auch einen Einblick in anthropologische Forschung geben: Wiederholt brachte ich prominente Themen meiner erhobenen Daten in unsere Diskussions- und Reflexionsrunden ein, erläuterte mein Vorgehen und die entsprechenden Abwägungen und erfragte Feedback dazu. Damit selektierte ich die besprochenen Inhalte vor und sensibilisierte die Gruppe entlang meiner aktuellen analytischen Schlüsselkategorien. Unsere Gruppensitzungen bildeten ein fachtheoretisch gerahmtes und moderiertes Austauschformat. Wir kamen ein Jahr lang im Abstand von zwei Wochen immer wieder zusammen. Damit entstand zugleich eine Fokusgruppe von Menschen mit ähnlichen Erfahrungen, in der wir über Themen sprachen, die außerhalb unserer Gruppe wenig Resonanz erfuhren. Auch ich nutzte diesen Raum um einprägsame, irritierende und emotionale Momente aus meiner Patenschaft zu besprechen und Rückmeldung zu erfahren.

Das Praktikumsprojekt war aufgrund seines institutionalisierten Rahmens Teil der Studienleistung der teilnehmenden Studierenden. Diese waren angehalten, sowohl an unseren Gruppentreffen als auch an den Weiterbildungsangeboten des Vereins regelmäßig teilzunehmen. Die Begegnungen mit den Patenkindern und unsere Austauschtreffen waren damit der Freiwilligkeit eines ›reinen‹ Ehrenamts enthoben, was jedoch einen Vorteil gegenüber den begrenzten zeitlichen Kapazitäten der sonstigen Freiwilligen darstellte: Mit regelmäßigen Stammtischen bot WG all seinen Pat:innen die Möglichkeit, untereinander Erfahrungen, Unsicherheiten, Irritationen und Konflikte auszutauschen. Dieses Format wurde jedoch von den Ehrenamtlichen aufgrund begrenzter zeitlicher Kapazitäten oftmals nur sporadisch genutzt, obwohl ein solcher Austausch gerade zu Beginn der Patenschaftsbeziehung von entscheidender Bedeutung sein kann. Die Studierenden, die an dem Praktikumsprojekt teilnahmen, waren hingegen darauf eingestellt, zeitliche Kapazitäten, die über die wöchentlichen Treffen mit ihren Patenkindern hinausgingen, für die Dokumentation und die gemeinsame Reflexion ihrer Erfahrungen einzuplanen. Die Koordinatorinnen von WG betonten wiederholt, dass ein großer Mehrwert meines Wirkens im Verein darin bestanden habe, dass das Praktikumsprojekt äußerst engagierte und reflektierte Pat:innen in den Verein gebracht habe. Dabei sei unsere regelmäßige Reflexion besonders bemerkbar gewesen.

So wie ich selbst nahmen die Studierenden innerhalb des Vereins aber vor allem auch gegenüber ihren Patenkindern ebenfalls eine Doppelrolle ein, wie Elenas obige Vignette illustriert: Auch sie begleitete die Antizipation der Verschriftlichung ihrer Erlebnisse, auch ihr Interesse ging über das bloße Ehrenamt hinaus und auch sie mussten sich mit Fragen um Ethik und Transparenz ebendieser Doppelrolle auseinandersetzen. Wir diskutierten diese Aspekte immer wieder ausführlich, bilden sie doch eine entscheidende Säule des methodologischen Rüstzeugs, das Anthropolog:innen in ihrer Ausbildung vermittelt wird. Ich erkenne darin einen bedeutsamen Mehrwert der kollaborativen Forschung mit Studierenden: Das Praktikumsprojekt bereicherte die Studierenden nicht nur um die Erfahrungen mit ihren Patenkindern und deren Famili-

en, es setzte darüber hinaus jene im Studium vielfach besprochenen fachtheoretischen und methodologischen Ansätze in die Praxis um.

Für meine Forschung hatte diese Fokusgruppe einen unschätzbaren Wert. Durch sie erhielt ich einen unmittelbaren Zugang zu den Erfahrungen, Gedanken und Gefühlswelten von Pat:innen sowie auch später Kontakt zu ihren Patenkindern und deren Eltern. Beides wäre mir ohne einen derartigen kollaborativ-partizipativen Ansatz sicher verwehrt geblieben. Zugleich erlebte ich die Rückmeldung zu meinen eigenen Erfahrungen als wichtiges Korrektiv gegenüber einer unreflektierten Generalisierung meiner autoethnografischen Erfahrungen und als wichtige Stütze im Reflexionsprozess über meine Positionalitäten und Positionierungen. Darüber hinaus erfuhr ich den Austausch auch affektiv-emotional als äußerst hilfreich und ausgleichend für mein Erleben als Patin.

Ein Ergebnis dieses Praktikumsprojektes sind ethnografische Vignetten und Reflexionen (Seise et al. o. D.), die im Mai 2021 im Encounter-Blog in vier Sprachen (neben Deutsch auch Arabisch, Farsi und Englisch) erschienen. Über mehrere Monate diskutierten wir, welche Erfahrungen sich eigneten, in diesem Format veröffentlicht zu werden, welche Inhalte wir transportieren wollten und worauf bei der Verschriftlichung geachtet werden sollte (Anonymisierung, die Vermeidung von Stereotypen, ein möglichst vielfältiges Abbild unserer Erfahrungen etc.). Unsere Texte wurden von der Motivation geleitet, einer außeruniversitären Öffentlichkeit einen Einblick in unsere Erfahrungen zu gewähren und damit den Begriff der Patenschaft greifbar und lebendig zu machen. Wir informierten mit unseren Texten über eine Form des zivilgesellschaftlichen Engagements in der Arbeit mit Menschen mit Fluchterfahrung und setzten uns mit dem häufig verwendeten Begriff der *interkulturellen Begegnung* auseinander – eine Form der *public education* nach Low und Merry.

Über das Verfassen von Vignetten sollten sich die Studierenden dem ethnografischen Schreiben annähern. Wir thematisierten verschiedene Aspekte von Patenschaften, die von unterschiedlichen Rahmenbedingungen sowie den diversen Hintergründen der beteiligten Akteure geprägt wurden. Die Vignetten waren der Versuch, den eigenen Erlebnissen, Gedanken und Unsicherheiten eine Stimme zu geben. Sie sollten die Diversität, Ambivalenzen, Zweifel und Erkenntnisse kommunizieren, die eine einheitliche Definition des Formates der Patenschaft – nach der wir immer wieder gefragt wurden und die wir unsererseits immer wieder suchten – häufig unmöglich erscheinen lassen. Im gemeinsamen Prozess des Niederschreibens wurde jedoch deutlich, dass wir uns ein Stück weit in allen Darstellungen wiedererkennen konnten. Diese Erkenntnis bildet eine Brücke vom Einzelfall zur geteilten Erfahrung und verweist auf den Stellenwert von Empathie und Verstehen im gegenseitigen Austausch.

Kollaborative Momente

Ich treffe mich im Februar 2023 mit Mirjam auf einen Kaffee. Es ist ein privates Treffen, der Zeitraum meiner Datenerhebung liegt lange zurück. Wir sprechen über Gott und die Welt, aber natürlich kommen wir auch immer wieder auf die Patenschaften, die Vereinsarbeit und die mit ihr einhergehenden Herausforderungen zu sprechen. Ich nutze derartige Treffen, um die Themen, die mich beim Schreiben meiner Dissertation beschäftigen, anzusprechen. Ich mache das einerseits, um Mirjam als Koordinatorin und eine meiner wichtigsten Forschungspartnerinnen im Sinne der Transparenz darüber zu informie-

ren, wo ich gerade stehe und wie weit fortgeschritten ich im Schreibprozess bin. Andererseits ist diese Form des Austausches für mich bedeutsam, um sicherzustellen, dass ich auf dem richtigen Weg bin, die Schwerpunktsetzung und Argumentation meiner Arbeit nachvollziehbar sind und Schlüsselaspekte und Verknüpfungen sinnvoll hergestellt werden. Vieles von dem, was ich heute erzähle, ist Mirjam vertraut. Ich kann jedoch auch beobachten, dass meine Ausführungen für sie neue Perspektiven und Querverbindungen aufwerfen. Sie wiederum ordnet manche meiner Interpretationen und analytischen Schlussfolgerungen für mich neu ein. Diese Gespräche sind für mich äußerst fruchtbar und stimulierend. Sie geben mir neue Motivation für den Schreibprozess und unterstreichen die Relevanz meines Projektes in Momenten, in denen die monotone und isolierte Schreibtischarbeit droht, diese zu verschleiern. Ich habe den Eindruck, dass auch Mirjam von diesen Gesprächen profitiert. Es sind Insider-Gespräche, in denen sie ihre Emotionen und Erfahrungen in dem Wissen besprechen kann, dass ich mit dem Kontext und den Herausforderungen ihrer Arbeit vertraut bin. Ich spreche heute die affektiv-emotionalen Herausforderungen an, die Pat:innen in ihrem Engagement erleben, und die Notwendigkeit, diese zu begleiten und ihrer Reflexion genügend Raum zu geben. Ein weiteres unserer Themen ist die andauernde Prekarität, die die Arbeit in diesem Format begleitet: Der Verein verfügt nicht über die notwendigen Strukturen, eine solch aufwendige Begleitung dauerhaft umzusetzen.

Mirjam lädt mich daraufhin ein, an der kommenden Besprechung des Kernteams von WG teilzunehmen. Ich gebe auch in dieser Runde einen kurzen Überblick über den derzeitigen Stand meiner Forschung und spreche auch hier die von Pat:innen erlebten Herausforderungen und die Notwendigkeit einer engeren Begleitung an. In dieser Runde wird abermals deutlich, dass die Tätigkeitsbereiche, die Mirjam mit der Vermittlung und Begleitung der Patenschaften abdeckt, oftmals ihre Kapazitäten übersteigen und sie entlastet werden müsste. Wir besprechen ein mögliches Begleitformat für neue Pat:innen, in dem diese idealerweise im ersten halben Jahr in einer festen Gruppe zu Reflexionstreffen zusammenkommen und ihre Erfahrungen besprechen können. Die Treffen der neu erdachten Reflexionsgruppe sind angelehnt an die von mir begleitete studentische Fokusgruppe. Einmal monatlich würden wir uns fortan treffen, Pat:innen könnten selbst Gesprächsthemen mitbringen. Mit meinem fachtheoretischen Hintergrund und den Ergebnissen aus meiner Forschung, meiner eigenen langjährigen Patenschaftserfahrung und meiner Vertrautheit mit den Arbeitsweisen des Vereins würde ich die Moderation der Treffen ehrenamtlich übernehmen. Ich freue mich, wieder einen direkten Praxisbezug zu meiner Forschung herstellen zu können und antizipiere die motivierende Wirkung, die dieses Austauschformat auf meinen Schreibprozess haben würde.

Wir diskutieren ausführlich, wie wir die Pat:innen erreichen und eine Verbindlichkeit sicherstellen könnten. Warum sollten sie über mehr zeitliche Kapazitäten verfügen als die vielen Generationen von Pat:innen vor ihnen? Wie bereits erwähnt, besuchten diese die vom Verein angebotenen Stammtische, Workshops und Weiterbildungen nur äußerst unregelmäßig. Ich unterstreiche meine Ansicht, dass eine fehlende Auseinandersetzung mit den Erfahrungen in der Patenschaft eine für Pat:innen und Patenkind ungünstige bzw. schädliche Dynamik hervorbringen kann. Wir planen, der kapazitätsbedingten Unverbindlichkeit mit wohlwollendem Druck zu begegnen: Eine moderierte Reflexion über die eigene Patenschaft in einer Gruppe von Menschen mit vergleichbaren

Erfahrungen soll von vornherein als fester Bestandteil des Engagements betrachtet und als solcher an neue Ehrenamtliche kommuniziert werden. Die Reflexionsgruppe findet seither monatlich statt und neue Pat:innen werden nachdrücklich aufgefordert, zumindest jedes zweite Treffen wahrzunehmen.

Gesellschaftskritik

»Social critique in its broadest sense refers to anthropological work that uses its methods and theories to uncover power relations and the structures of inequality.« (Low/Merry 2010, S. S208) Das Beschreiben von Machtbeziehungen und Ungleichheitsstrukturen hat neben der wissenschaftlichen Erkenntnis auch immer eine politische Relevanz, denn oftmals findet eine wechselseitige Beeinflussung statt zwischen öffentlichen und politischen Debatten und Diskursen einerseits und wissenschaftlichen Ansätzen, Theorien und Forschungsfragen andererseits.

Mit meiner Forschung hoffe ich zu einem Verständnis dazu beizutragen, wie historisch tradierte Machtasymmetrien und explizite sowie implizite Zuschreibungs- und Abgrenzungsprozesse das Potenzial und die Grenzen zivilgesellschaftlichen Engagements in der Geflüchtetenarbeit prägen und wie diese Asymmetrien und Prozesse sich im ehrenamtlichen Umgang mit Vielfalt niederschlagen. Der Schwerpunkt meiner Arbeit gilt der Begegnung, dem Handeln und der Kommunikation der beteiligten Pat:innen, der Patenkinder und deren Eltern sowie der Vereinskoordinatorinnen. Mir ist dabei besonders wichtig, möglicherweise unbeholfene, unreflektierte und Rassismus und Ausgrenzung reproduzierende Praktiken, Äußerungen und Dynamiken nicht dem Verschulden individueller Akteure zuzuschreiben – obwohl ich argumentieren werde, dass sie von diesen sensibel moderiert reflektiert werden müssen –, sondern ihren Ursprung und ihre Einbettung in übergreifende Politiken, Diskurse und Debatten zu veranschaulichen. Letzteren nähert sich die Arbeit in den folgenden Kapiteln zunächst über die Themenfelder Migration und Integration sowie Ehrenamt an, um dann über die Vorstellungen, Zielsetzungen und Praktiken des Vereins in die empirischen Fallbeispiele ausgewählter Patenschaftsbegegnungen überzuleiten.

2.3 Ein Feld geprägt von Umbrüchen

Mein Forschungsfeld war von drei Rahmenereignissen geprägt. Da ist zum einen der sogenannte ›Sommer des Willkommens‹ zu nennen. Im Sommer und Herbst 2015 erreichten etwa 1,1 Millionen Menschen, von denen sich die Mehrzahl auf der Flucht vor dem syrischen Bürgerkrieg befand, die Bundesrepublik Deutschland. Diese große Anzahl an neu hinzugekommenen Menschen und die darauffolgenden Herausforderungen, politischen Entscheidungen und gesellschaftlichen Entwicklungen sowie deren mediale Repräsentation korrelierten mit einer außergewöhnlich hohen Motivation zum zivilgesellschaftlichen Engagement in der Bevölkerung. Sie führten schließlich zu vielfältigen staatlichen und privaten Finanzierungsmöglichkeiten für Projekte, die speziell für geflüchtete Kinder und Jugendliche Patenschaften ermöglichen sollten und bestimmten damit auch maßgeblich die Ausrichtung des Vereins WG. Umgekehrt konstatierten die Koordinatorinnen des Vereins später einen Zusammenhang zwischen der wieder suk-

zessive abnehmenden positiv gerahmten Darstellung Geflüchteter in den Medien und öffentlichen Diskursen und der zurückgehenden Zahl potenzieller Ehrenamtlicher, die sich für eine Patenschaft interessierten.¹¹ Der Verein bemühte sich entsprechend, über diverse Kanäle (Ehrenamtsbörsen, E-Mail-Verteiler, Plakatwerbung etc.) neue Ehrenamtliche zu akquirieren.

Zweites bedeutendes Ereignis war die Umbausituation, in der sich die baptistische Gemeinde und damit auch WG während des Großteils meiner Forschung befand. Wie ich bereits dargelegt habe, führten die Interimsräumlichkeiten in der ehemaligen Autowerkstatt dazu, dass einige der Familien, die vormals regelmäßig das Kiezcafé besucht hatten, diesem nunmehr fernblieben oder bestenfalls noch sporadisch vorbeikamen. Die Vereinsangebote hatten trotz der erwähnten Bemühungen mit dem Umzug in die ehemalige Werkstatt offensichtlich an Attraktivität eingebüßt. Daran wird deutlich, dass die Zielgruppen weit mehr an die räumlichen Begebenheiten gewöhnt und affektiv gebunden waren, als erwartet, obwohl sich die ehemalige Werkstatt direkt neben der Kirche befand. Die Umbausituation stellte auch die Vereinsmitarbeitenden vor Herausforderungen im Tagesgeschäft: Zum einen waren die neuen Räume für Interessierte schwerer auffindbar, weil sie – im Gegensatz zu der Kirche – von der Straße nicht einsehbar waren. Wegweisende Plakate schafften hier nur wenig Abhilfe. Häufig lotsten Mirjam und Kerstin neue Ehrenamtliche und Familien, mit denen sie verabredet waren, per Telefon oder holten sie direkt an der Straße ab. Es ist anzunehmen, dass einige von ihnen gänzlich am Weg scheiterten und auch ›Laufkundschaft‹ dem Verein fernblieb. Im Sommer 2021 waren die Umbaumaßnahmen noch nicht abgeschlossen und das neu angelaufene Projekt des Vereins »check it out! Ausprobieren. Gestalten. Entwickeln«, das einen Großteil der Aktivitäten in den neuen multifunktionalen Räumen der ausgebauten Kirche geplant hatte, musste – auch COVID-19-bedingt – vorerst auf den Außenraum ausweichen.

Auf die tiefgreifenden Einschnitte, die die Pandemie ab März 2020 als drittes Rahmenereignis für die Vereinsaktivitäten und meine Forschung bedeutete, gehe ich weiter unten in diesem Kapitel »... und alles stand still.« gesondert ein.

2.3.1 Methoden

Meine multiple Involviertheit prägte entscheidend die Methoden, die ich während meiner Forschung anwendete. Im wöchentlichen Kiezcafé, den Vereinsausflügen, Mitarbeitertreffen, Pat:innen-Stammtischen, den verschiedenen Workshop- und Weiterbildungsangeboten von WG, den AG-Treffen des KiPa-Netzwerkes, den Jahresmitgliederversammlungen des Vereins und des Netzwerks sowie im partizipativen Photovoice-Projekt oszillierte der Schwerpunkt meiner Involviertheit zwischen Beobachtung und teilnehmender Beobachtung. Dabei trat im Verlauf meiner Forschung der Aspekt der Teilnahme zunehmend in den Vordergrund. Jedoch vermochte ich zu keinem Zeitpunkt – auch nicht lange nach Ende der offiziellen Datenerhebungsphase – den

11 Für die Verstrickung der Ereignisse um und nach dem Sommer 2015 mit dem Patenschaftsformat sowie die Konsequenzen, die der Schwerpunkt auf Geflüchtete für die alteingesessene Zielgruppe der Familien im Kiezcafé bedeutete, siehe 5.1.

Habitus der Beobachtung abzustellen. Ich bemühte mich, die Gesprächsinhalte sowie auch meine (Selbst-)Beobachtungen so detailliert wie irgend möglich in Feldnotizen und Feldprotokollen festzuhalten, die ich sowohl handschriftlich führte als auch mit einem Diktiergerät aufnahm.

Ich nahm an fünf von WG organisierten Einführungsveranstaltungen für neue Pat:innen teil und konnte die neun Erstgespräche der Studierenden meiner Fokusgruppe beobachtend begleiten. An weiteren Erstgesprächen, die Teil des Aufnahme- und Vermittlungsprozesses aller potenziellen Pat:innen sind (s. 5.2), nahm ich nicht teil, da diese Gespräche mitunter vertraulichen Inhalts waren und Mirjam die Privatsphäre der neuen Ehrenamtlichen schützen wollte. Sie lud mich jedoch zu zehn Kennenlerngesprächen ein, in denen Pat:innen erstmals auf Patenkinder und Eltern trafen. In diesen zog ich mich ebenfalls auf die Beobachterinnenrolle zurück. Daneben nahm ich die 13 Treffen der Fokusgruppe mit dem Diktiergerät auf. Während der COVID-19-Pandemie kamen acht virtuelle Gruppentreffen hinzu, die ich ebenfalls aufzeichnen konnte. Die Studierenden der Fokusgruppe erteilten mir die Erlaubnis, die Motivationsschreiben, mit denen sie sich für das Projekt bewarben, in meine Analyse einzubeziehen. Als Patin war ich zudem Teil des E-Mail-Verteilers, den Mirjam und Kerstin für die Korrespondenz mit den Ehrenamtlichen nutzten. Weiterhin wurde ich in den Verteiler des KiPa-Netzwerkes aufgenommen. Die zirkulierten E-Mails und Protokolle der Teambesprechungen und der Kiezcafés, die Flyer, Leitfäden und Materialien zur Vermittlung und Begleitung neuer Pat:innen, die Internetseite des Vereins sowie Zeitungsartikel und Stellungnahmen des Netzwerks sind ebenfalls Bestandteil meiner Daten.

Ich führte vier leitfadengestützte Expert:inneninterviews mit Projektkoordinatoren und zehn leitfadengestützte narrative Interviews mit Pat:innen, vier mit Eltern, von denen drei in Anwesenheit der Patenkinder stattfanden, und eins mit einem Patenjugendlichen. Die Gespräche dauerten zwischen einer und drei Stunden. Von meinen Gesprächspartner:innen erhielt ich jeweils die Erlaubnis, diese aufzuzeichnen. Besonders die Interviews mit den Pat:innen, die überwiegend in Cafés stattfanden, waren vielfach geprägt von Episoden, in denen ich ausführlich über eigene Erlebnisse und Gedanken als Patin berichtete und meine Doppelrolle gezielt einsetzte. Ebenso wie in den Gruppengesprächen im Rahmen des Praktikumsprojektes erhielt ich hierdurch wichtige Rückmeldungen zu meinen autoethnografisch erhobenen Daten. Daneben erwiesen sich meine Gesprächsanteile als wertvolle Stimuli, die meine Gesprächspartner ihrerseits zu weiteren Erzählungen und Überlegungen anregten. Dank der entspannten Atmosphäre in den Cafés und den beidseitigen Gesprächsanteilen gewannen die Interviewsituationen eine gewisse Natürlichkeit.

Die Interviews mit den Eltern erwiesen sich als förmlicher und herausfordernder, obwohl ich für diese in drei von vier Fällen zu den Familien nach Hause eingeladen wurde. Eine Mutter kannte ich gut aus dem Kiezcafé, die anderen Gespräche wurden mir von den Patinnen der Kinder vermittelt. Diese Eltern kannte ich also nur flüchtig bis gar nicht. Die Gesprächssituationen waren von meiner Rolle als Forscherin geprägt, die mit ihren Fragen das Gespräch lenkte. Die Antworten meiner Gesprächspartnerinnen waren entsprechend besonders zu Beginn weit weniger narrativ als die der Pat:innen. Ich erhielt den Eindruck, dass die Eltern nervös waren und das Gefühl hatten, spezifisches Wissen würde abgefragt. Darum berichtete ich auch in diesen Gesprächen wiederholt

von meinen Erfahrungen als Patin oder den anonymisierten Anekdoten anderer Patenschaften, um die Gesprächsdynamik aufzulockern und sie vermehrt in Richtung eines gegenseitigen Austauschs zu lenken. Zudem hatte ich in den Elterngesprächen den Eindruck, stärker mit dem Verein und dessen (sozialpädagogischer) Expertise assoziiert zu werden. Sprachliche Schwierigkeiten verstärkten mitunter zusätzlich die Distanz, die sich aus den diversen Zuschreibungen ergaben.

Besonders in einem Interview mit den Eltern der Patenkinder zweier Studierender aus der Fokusgruppe wurde ich mit Sprachbarrieren konfrontiert. Diese hatte ich aufgrund der Schilderungen der beiden Patinnen sowie meiner Anwesenheit beim Vermittlungsgespräch bereits antizipiert, ihr Ausmaß jedoch unterschätzt. Zudem war ich von der Anwesenheit der Patenkinder beim Gespräch ausgegangen, die eine sprachliche Brücke zwischen mir und ihren Eltern hätten schlagen können. Ich hatte gehofft, sie würden auch eigene Wortbeiträge hinzufügen, wie es in einem vorherigen Eltern-Patenkind-Gespräch der Fall war. Die Situation gestaltete sich jedoch anders, denn die Kinder waren nicht zu Hause. Dadurch war der Austausch mit den Eltern meinerseits durch umfangreiches Gestikulieren, häufiges Nachfragen und den Versuch, eine möglichst einfache Sprache zu verwenden, geprägt. Trotz der sprachlichen Hürden erlangte ich den Eindruck, dass wir uns über – für beide Parteien, wie ich hoffte – bedeutsame Aspekte verständigen konnten. Für ein weiteres Gespräch mit einer Mutter, von dem ich annahm, dass sich ähnliche sprachliche Herausforderungen ergeben würden, bat ich eine der Honorarkräfte des Vereins um Übersetzungshilfe, die bereits bei dem Vermittlungsgespräch der besagten Patenschaft anwesend war und somit sowohl Mutter als auch Patenkind kannte. Derartige persönliche Bekanntschaften können dazu führen, dass sensible Thematiken umgangen werden, aus Angst, Informationen preiszugeben, die über Umwege an falsche Ohren gelangen könnten. In diesem Gespräch schien jedoch das Gegenteil der Fall: Die bereits vorhandene Bekanntschaft der beiden Frauen und die sensible und zugleich eindrückliche Art und Weise, mit der Maisa von eigenen herausfordernden Erfahrungen im Zusammenhang mit ›ihrem Migrationshintergrund‹ berichtete, führten zu einem lebendigen Austausch.

Neben offiziellen Interviews führte ich zahlreiche informelle Gespräche, hauptsächlich mit Koordinatorinnen und Pat:innen, vereinzelt auch mit Patenkindern und deren Eltern, deren Inhalte ich ebenfalls in ausführlichen Feldnotizen festhielt.

Ein bedeutender Bestandteil meiner Datenerhebung waren zudem die Treffen mit meiner Patenjugendlichen Lara. Auch diese protokollierte ich akribisch. Dabei konzentrierte ich mich sowohl auf unsere Aktivitäten als auch auf unsere Gesprächsinhalte, versuchte jedoch auch meine Gedanken und Überlegungen, Erwartungshaltungen und besonders meine Stimmungen und Gefühle festzuhalten und zu reflektieren.

Meine Interviewleitfäden erstellte ich auf Grundlage erster Sichtungen meines Materials, wobei ich prominente, unklare und komplexe Themenbereiche aufnahm. Entlang diesen lenkte ich auch informelle Gespräche und meine Aufmerksamkeit in Momenten teilnehmender Beobachtung. Im Zuge der Datenauswertung codierte ich mein Datenmaterial zunächst entlang einer Codeliste mit inhaltlich geclusterten Themenbereichen, die ich an meine Forschungsfragen anlehnte. Diesen Schritt ergänzte ich mit einer Form des offenen Codierens, dessen Ergebnisse ich wiederum in meine Codeliste rückführte. Ein entscheidender Aspekt meiner Datenerhebung und -auswertung war der Ansatz

der *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018), der sich auf produktive Weise mit dem autoethnografischen Pfeiler meiner Forschung verband (s.o.). Die erhöhte affektive Intensität, die ich in verschiedenen Momenten meiner multiplen Involviertheit, und dabei besonders in meiner Rolle als Patin erfuhr und dokumentierte, war für mich in vielerlei Hinsicht erkenntnisgenerierend. Das betraf sowohl die Datenerhebung – wie erwähnt, band ich Erzählungen hierüber bewusst in informelle Gespräche und Interviews ein und machte damit meine Gefühle wiederholt zu einem erzählstimulierenden Gegenstand – als auch die spätere Auswertung meines Materials: Dokumentierte Emotionen und Affekte deuteten auf Herausforderungen, Anstrengungen und Irritationen sowie auf hierauf bezogene Umgangsstrategien hin, die ich entsprechend codierte und analysierte. Der autoethnografische Teil meiner Forschung lenkte also entscheidend, womöglich über die üblichen und viel diskutierten Wechselwirkungen zwischen Forschenden und Feld hinaus, meine Aufmerksamkeit, mein Erkenntnisinteresse sowie die Auswertung und Analyse meiner Daten. Entsprechend setzte ich sowohl in der Dokumentation meiner Felderfahrungen als auch im Austausch mit der Fokusgruppe einen Schwerpunkt auf die Reflexion hierüber und bemühte mich um eine entsprechend transparente Darstellung meiner Ergebnisse: Welche Überlegungen begleiteten und prägten mein Handeln in meiner Patenschaft? Welchen Einfluss nahmen die Gesprächsanteile der jeweils beteiligten Akteure in unterschiedlichen Austauschformaten? Welche Gesprächsimpulse evozierten welche Narrative bei meinem Gegenüber? Hervorzuheben ist jedoch, dass ich die verschiedenen Facetten meiner multiplen Involviertheit im Verlauf meiner Forschung nicht immer vermochte strategisch einzusetzen. Retrospektiv betrachtet war ich auf diese intensive Beteiligung methodologisch nicht ausreichend vorbereitet. In einer vergleichbar angelegten Studie wäre es daher empfehlenswert, in der Dokumentation der eigenen Erfahrungen ein spezielles Augenmerk auf das Changieren zwischen verschiedenen Rollen und Verantwortlichkeiten und deren Auswirkungen auf die Beziehungen im Feld und die Prozesse der Datenerhebung zu legen. Diesbezüglich könnte es sinnvoll sein, dieser besonderen Dynamik im Forschungstagebuch einen gesonderten Abschnitt in der Reflexion zuzugestehen.

2.3.2 Zugänge

Ich habe bereits dargelegt, dass sich der Zugang zu anderen Pat:innen aufgrund meiner Erfahrung als Patin vergleichsweise natürlich ergab und sich der Austausch vielfach unvoreingenommen und auf Augenhöhe entwickelte. Besonders die informellen Gespräche lassen sich entsprechend als Austausch zwischen *peers* beschreiben. Das führe ich jedoch nicht nur auf die geteilte Patenschaftserfahrung, sondern auch auf einen vergleichbaren akademischen und sozioökonomischen Hintergrund sowie eine ähnliche politische Grundgesinnung zurück. Wir entstammten dem gleichen soziokulturellen Milieu. Das traf gewissermaßen auch auf die Koordinatorinnen von WG zu. Auch zu ihnen entwickelte sich aufgrund meiner ständigen Präsenz bei den Aktivitäten des Vereins bald ein vertrauensvolles und informelles Verhältnis. Oftmals war ich anwesend, wenn sich die beiden Frauen über herausfordernde Situationen austauschten, oder sie erzählten mir direkt davon. Dann diskutierten wir, wie die beschriebenen Umstände einzuordnen waren und wie damit umgegangen werden konnte.

Zur Gruppe der Eltern gestaltete sich der Zugang weitaus schwieriger, was ich auch darauf zurückführe, dass sie nach den anfänglichen Vermittlungsgesprächen meist wenig Kontakt zum Verein und dessen Koordinatorinnen hatten. Zu den Eltern, mit denen ich Gespräche führte, nahm ich durch die Studierenden meiner Fokusgruppe, das Kiez-café oder durch einen Paten, mit dem ich bereits ein Interview geführt hatte, Kontakt auf. Auf das Angebot von Mirjam, mir zusätzliche Kontakte zu vermitteln, griff ich nicht zurück. Ich befürchtete, dass hierdurch die Distanz im Gespräch durch die Rolle der Koordinatorin als Vermittlerin – gegenüber der die Eltern womöglich eine Bringschuld empfanden – nochmals verstärkt werden könnte. Weiterhin entpuppten sich Sprachbarrieren als große Hürde. Arabisch- und Farsikenntnisse hätten hier ein entscheidendes Gelingenskriterium dargestellt. Einige Familien schienen zudem bewusst eine interviewwähnliche Gesprächssituation zu vermeiden, die sie als unangenehme Art der Wissensabfrage einstufen. Nicht zuletzt waren viele von ihnen auch das Label *Geflüchtete* leid, das ihnen bis heute beständig zugeschrieben wird, was sich in eine generelle Skepsis und Zurückhaltung gegenüber Gesprächsanfragen übersetzte. Warum dann nicht Daten zu den Familien über die Pat:innen erheben? Zum einen war die Mehrzahl der Pat:innen mit den gleichen Sprachbarrieren konfrontiert wie ich. Ihnen erschlossen sich die familiären Hintergründe und Dynamiken vielfach nur schwer. Ein weiterer entscheidender Punkt waren ethische Überlegungen. Eine gewisse Unsicherheit, wie mit vertraulichen Informationen über die Familien umzugehen war, begleitete mich, die Studierenden der Fokusgruppe sowie auch viele meiner Interviewpartner:innen über den gesamten Forschungszeitraum. Pat:innen, die in einen Austausch mit mir einwilligten, sparten sensible Details über ihre Patenfamilien weitestgehend aus, bzw. bemühte ich mich später, diese nicht in meiner Arbeit wiederzugeben. Somit ist der Fokus auf der Perspektive der Pat:innen nicht nur das Ergebnis beschränkter Zugangsmöglichkeiten, sondern auch eine Konsequenz forschungsethischer Überlegungen und Diskussionen.

Retrospektiv verdient diese äußerst komplexe Gratwanderung, die dazu beitrug, dass sich die Patenfamilien in meiner Forschung vergleichsweise wenig konturieren lassen, eine kritische Distanznahme. Fragen nach Transparenz, Anonymisierung und den Möglichkeiten und Grenzen eines *informed consent* haben unbestreitbar dazu beigetragen, die Sozial- und Kulturanthropologie als Disziplin weiterzuentwickeln und ihren wissenschaftlichen Beitrag vor dem Hintergrund einer machtkritischen und postkolonialen Wende sinnvoll zu behaupten. Eine solche verstärkte Sensibilität bei Studierenden und Nachwuchswissenschaftlerinnen unterstreichen insbesondere meine Erfahrungen in und mit der Fokusgruppe. Es stellt sich in diesem Zusammenhang jedoch die Frage, wann eine Überreizung forschungsethischer Reflexionen und die Sorge vor einer mutmaßlich unfreiwilligen Extraktion von Wissen in einer epistemischen Paralyse münden. Sind Forschungsdaten, die nicht auf einem eindeutigen *informed consent* beruhen, aus einer forschungsethischen Perspektive automatisch fragwürdig? Unter welchen Umständen kann und sollte hierauf vielleicht sogar bewusst verzichtet werden? Hieraus lässt sich ein Appell an unser Fach formulieren, diese herausfordernden Reflexionsleistungen, die eine sinnvolle Positionierung von (jungen) Forschenden zwischen epistemischer Paralyse und notwendiger forschungsethischer Zurückhaltung verhandeln, mit einem verstärkten Augenmerk ermutigend und produktiv zu begleiten.

Wie sich bereits aus dem ersten E-Mail-Austausch zum Verein andeutete, war mein Zugang zu den Patenkindern ebenfalls herausfordernd. Obwohl die Patenkinder den Dreh- und Angelpunkt des Patenschaftsformates bildeten, bestand im Verein wenig Raum für den direkten Kontakt zu ihnen. Die von WG angebotenen Workshopformate richteten sich überwiegend an Pat:innen. Bei Angeboten für die Patenschaftstandems waren es ebenfalls zumeist die Ehrenamtlichen, über die der Verein den Kontakt zu den Familien und Kindern herstellte. Ausnahmen dazu bildeten die Patenschaften mit jenen Kindern, die mit ihren Müttern und Geschwistern regelmäßig ins Kiezcafé kamen und zu denen die Koordinatorinnen entsprechend häufiger persönlichen Kontakt pflegten. Während meiner Forschung wurden zusätzlich Halbjahresgespräche mit den Tandems etabliert, die idealerweise nach den ersten sechs Monaten stattfinden sollten. In diesen erkundigte sich Mirjam bei Patenkindern und Pat:innen, wie die Patenschaft laufe, ob die Parteien sie weiterführen wollten, welche Wünsche und Erwartungen sie begleiteten und welche Ziele sie sich gemeinsam setzen wollten (s. 6.1). Aufgrund begrenzter Kapazitäten und besonders auch der massiven Kontaktbeschränkungen in Pandemiezeiten hinkte Mirjam diesen Gesprächen jedoch weit hinterher. Stattdessen nahm sie in den ersten Monaten der Pandemie wiederum gezielt Kontakt zu den Pat:innen auf, um sich zu erkundigen, inwiefern diese den Kontakt zu den Patenkindern in den schwierigen Zeiten halten konnten und um sie gleichzeitig in ihrer Bedeutsamkeit für die Kinder zu bekräftigen. Amina, eine der arabischsprachigen Honorarkräfte des Vereins und selbst langjährige Besucherin des Kiezcafés, nahm währenddessen Kontakt zu den Patenfamilien auf und erkundigte sich nach ihrem Ergehen. Entsprechend bildeten direkte und regelmäßige Zugänge zu den Patenkindern und deren Perspektive bei WG eher die Ausnahme.

In den beschränkten Zugängen, die ich während meiner Forschung herstellen konnte, erkenne ich folglich einen epistemischen Wert: Sie spiegeln gewissermaßen die einseitigen und begrenzten Kontaktmomente des Vereins zu den verschiedenen Akteursgruppen – Pat:innen, Eltern und Patenkinder – wider.¹² Über die Perspektive der Patenkinder erfuhr ich vielfach aus zweiter Hand von den Erzählungen ihrer Pat:innen. Daneben führte ich vereinzelt informelle Gespräche mit Patenkindern während des Kiezcafés, im Rahmen von Workshopangeboten oder dem partizipativen Photovoice-Projekt

-
- 12 Dieser paradoxen Leerstelle der Stimme der Patenkinder im Patenschaftsformat war sich auch das KiPa-Netzwerk bewusst: Das Projekt »Wirkung Hoch Drei« wurde entsprechend konzipiert, um sich der Wirkung von Patenschaften bei Patenkindern zu widmen. Mittels aufwendig gearbeiteter Tagebücher für Patenkinder und -jugendliche, die diese dazu bewegen sollten, über ihre Erfahrungen und Wünsche zu reflektieren, und ebenso aufwendig durchdachter Fragebögen, die sowohl offene als auch geschlossene Fragen zur Patenschaft beinhalteten (bei denen das Hauptaugenmerk in der Auswertung jedoch insbesondere auf den geschlossenen Fragen lag), versuchte das Projekt, die häufig fehlende Perspektive der Patenkinder und -jugendlichen einzufangen. An die Tagebücher und Fragebögen sollten die Kinder im Rahmen von Workshops herangeführt werden, zu denen Patentandems zwar gemeinsam eingeladen wurden, in denen Pat:innen und Patenkinder bzw. -jugendliche dann jedoch getrennt voneinander mittels verschiedener Methoden über die gemeinsame Beziehung reflektieren sollten (vgl. Amoruso/Amoruso-Stenzel/Häseler o. D.). Aufgrund verschiedener Hürden, zu denen die begrenzten Kapazitäten von Koordinierenden und Ehrenamtlichen zählten, konnte das Projekt jedoch nicht im gewünschten Umfang umgesetzt werden.

»Perspektivwechsel«. Von umso entscheidender Bedeutung für meine Annäherung an die Stimme der Patenkinder war der Austausch mit meiner Patenjugendlichen.

2.3.3 ... und alles stand still.

Rückblickend waren es drei Momente im Feld, in denen ich realisierte, dass der März 2020 einen Wendepunkt nicht nur in meiner Forschung, sondern in unser aller Leben darstellen würde. Der erste fand während eines Ausflugs mit dem Kiezcafé zum Schlittschuhfahren am 5. Februar 2020 statt. Die Nachricht, dass sich ein Virus global verbreitete, war zum allgegenwärtigen Gesprächsthema geworden. Allerdings fehlte diesem vielfach noch die Dringlichkeit und Schärfe, die jedoch nicht mehr lange auf sich warten ließen. Ein Junge von 9 Jahren, der regelmäßig mit seinen Geschwistern ins Kiezcafé kam, lief gekünstelt hustend herum und erklärte allen, die es hören wollen, dass er Corona habe – ein Scherz, der sich auf die aufsteigende Angst und Panik einiger weniger bezog, die von der Mehrheit jedoch noch nicht geteilt wurden. Einige Tage später, wieder in den Vereinsräumen zum Kiezcafé, erklärte mir eine der Koordinatorinnen, deren Mann in einem Bundesministerium arbeitete, besorgt und mit gesenkter Stimme, dass sie dort seit Wochen nur noch den Notstand besprachen. Es sei nicht mehr eine Frage ob, sondern wann eine globale Pandemie ausgerufen werde. Während ich den Spaß des Jungen noch albernd mit »Ja, ja, ich habe auch Corona« abtat, beunruhigte mich die Sorge der Koordinatorin zutiefst.

Am Freitag, den 27. Februar 2020 kamen Koordinator:innen verschiedener Trägervereine des KiPa-Netzwerkes zur Kick-Off-Veranstaltung des Workshopformats »Wirkung Hoch Drei« zusammen und besprachen Inhaltliches und Organisatorisches. Begrüßungen fanden nun fast ausschließlich kontaktlos statt, was für derartige Zusammenkünfte unüblich war. Eine stark hustende Teilnehmende zog irritierte Blicke auf sich. Während der Veranstaltung erreichte mich ein Anruf der Personalabteilung der FU Berlin: Meine Dienstreiseerlaubnis für den European Mentoring Summit in Barcelona, zu dem ich in der kommenden Woche hätte aufbrechen sollen, wurde aufgrund der pandemischen Lage zurückgezogen. Mir lief ein Schauer über den Rücken. Noch während dieser Veranstaltung erfuhren wir, dass ab dem kommenden Montag die Schulen in Berlin vorerst geschlossen blieben – eine Maßnahme, die keine der Anwesenden bislang erlebt hatte. Diese Information schockierte uns, da klar war, dass dieser Beschluss weitreichende Konsequenzen für alle Patenkinder haben würde. Mirjam und ich ließen das Treffen anschließend gemeinsam in einem Café ausklingen. Für viele Monate sollte das der letzte persönliche Kontakt mit meinen Forschungspartner:innen sein. Ein Café betrat ich erst wieder im darauffolgenden Sommer.

Die Pandemie, die damit einhergehenden Kontaktbeschränkungen, aber auch die mentalen und psychischen Folgen für alle Betroffenen nahmen starken Einfluss auf meine Datenerhebung und die Kontakte zu meinen Forschungspartner:innen. Von einem Tag auf den anderen konnte das Kiezcafé nicht mehr stattfinden, ich konnte mich nicht mehr zu Interviews verabreden, traf meine Patenjugendliche lange Zeit nicht persönlich und die Treffen der Fokusgruppe fielen zunächst weg. Das Kiezcafé fand nach einigen Wochen virtuell statt, doch es wurde nur äußerst spärlich von einzelnen Kindern besucht, die die Mitarbeitenden mühsam einzeln akquirierten. Mütter kamen nicht hin-

zu. Für die Mitarbeitenden und Honorarkräfte ebenso wie für mich bildeten die virtuellen Zusammenkünfte jedoch eine Zäsur im sonst monotonen Alltag, in dem sich alle Beteiligten anfänglich noch sichtlich bemüht zurechtzufinden suchten. Die Treffen der Fokusgruppe hielt ich nach einigen Wochen der neuerlichen Orientierung ebenfalls virtuell ab, doch die Abstände, in denen wir zusammenkamen, wurden größer. Eine gewisse Schockstarre und Ratlosigkeit spürte ich nicht nur am eigenen Leib, sondern auch bei meinen Forschungspartner:innen. Meine Datenerhebung hatte sich bis zur Pandemie sehr dynamisch und produktiv entwickelt. Diese Dynamik vermochte ich jedoch mit den einsetzenden Kontaktbeschränkungen über digitale Formate nicht aufrechtzuerhalten.

Nach dem ersten Lockdown in Berlin, fast vier Monate nach der beschriebenen Auftaktveranstaltung von »Wirkung Hoch Drei«, führte ich im Juni 2020 wieder Interviews und der Verein beraumte wieder vereinzelte Aktivitäten mit kleineren Gruppen unter Einhaltung der Hygienebestimmungen an. Ich traf mich auch wieder mit Lara. Die Regelmäßigkeit unserer Treffen hatte jedoch spürbar abgenommen. Das hörte ich auch von vielen anderen Pat:innen. Manche schafften es nicht, den Kontakt zu ihren Patenkindern wieder aufzunehmen, oder mit der Regelmäßigkeit zu versehen, die die Treffen vor dem Ausbruch der Pandemie ausgemacht hatten. Viele waren mit dem Ringen um eigene Stabilität beschäftigt. Im Sommer 2021 erklärten mir die Koordinatorinnen von WG resigniert, dass sie – wenn alles ausgestanden sei – wieder neu Zielgruppenakquise betreiben müssten: Viele der über die vergangenen Jahre aufgebauten Kontakte, besonders auch zu den Familien im Kiezcafé, seien nachhaltig weggebrochen. Die Pandemie versah die persönlichen Beziehungen und Begegnungen, die das Herzstück der Vereinsaktivitäten bildeten, mit einem enormen Einschnitt. Besonders Patenschaften als *Begegnungsformate*, die den unmittelbaren zwischenmenschlichen Kontakt anstrebten, wurden nachhaltig von den staatlichen Vorgaben und individuellen Einschätzungen, die sich aus der pandemischen Gefährdungslage ergaben, beeinflusst. Bis heute sind die Nachwirkungen zu spüren. Im Mai 2020 verfasste ich hierzu einen kurzen Text, der die aktuelle Situation für Patenschaften und die Dilemmata umriss, in denen sich viele Pat:innen wiederfanden. Dieser Text war für mich eine Strategie, um die damaligen Geschehnisse und meine diesbezüglichen Empfindungen zu verarbeiten. Ich erwog zudem, den Text WG für dessen Netzwerk- und Öffentlichkeitsarbeit zur Verfügung zu stellen, da insbesondere in den ersten Monaten der COVID-19-Pandemie von Praktiker:innen ebenso wie von Seiten der Mentoringforschung die Auswirkungen der Pandemie auf Patenschaften reflektiert und Möglichkeiten ausgelotet wurden, digitale Formate für die Tandems nutzbar zu machen. Ich sah jedoch schließlich davon ab und der Text versank über viele Monate in meiner Schreibtischschublade.

Patenschaften in der Krise.

Natürlich beeinflusst die Corona-Krise eine Patenschaft. Beziehungen werden künstlich gematcht, oftmals zwischen (jungen) Erwachsenen und Kindern oder Jugendlichen. Meist teilen die Parteien auf den ersten Blick wenig. Über viele Wochen und Monate entwickeln sie dann idealerweise ein vertrauensvolles und stabiles Verhältnis, das einer natürlichen Beziehung, ohne die Vermittlung einer dritten Partei, immer näher kommt. Gemeinsamkeiten werden entdeckt, Kompromisse gefunden, Kommunikationsstrategien und Rollen in der Patenschaft implizit und explizit verhandelt.

Und dann kommt die Kontaktsperre, die es untersagt, sich im gewohnten und unbeschwerten Rahmen zu treffen. Man argwöhnt, inwiefern sich die Familien an dieses Kontaktverbot halten. Versagt man sich selbst mit preußischer Strenge wochenlang soziale Kontakte, die, wie man nach einiger Zeit schmerzlich feststellt, entscheidend zur eigenen mentalen Gesundheit beitragen, möchte man natürlich diesen so hart erkämpften Erfolg gegen das Virus – wie uns in regelmäßigen Abständen auch Kanzlerin Merkel oder RKI [Robert Koch Institut]-Präsident Wieler ermahnen – nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, indem man auf das *social distancing* zu Familien verzichtet, von denen man nicht weiß, wie konsequent diese das Kontaktverbot händeln.

Der Rat, den patenschaftlichen Austausch in den virtuellen Raum zu verlegen, ist schneller gegeben als umgesetzt. Haben die ersten Videochats und Telefonate noch positiv gestimmt, wird vielen schnell klar, dass sie nicht den persönlichen Kontakt ersetzen können. Je jünger das Patenkind, desto schwieriger gestaltet sich das. Und das soll auch nicht verwundern, waren es doch bei vielen Patentandems nicht unbedingt lange Gespräche, die die gemeinsamen Treffen charakterisierten, sondern vielmehr die Aktivitäten, die eben gerade wegen der physischen Präsenz besonders waren.

Dass Patenschaften gerade in der Krise für die Patenkinder wichtig sind, ist vielen natürlich klar. Pat:innen können beim Homeschooling unterstützen, Abwechslung in den Alltag bringen und ein Gefühl der Verlässlichkeit vermitteln, das aktuell mehr denn je gebraucht wird. Denn eines ist in den letzten Wochen deutlich geworden: Soziale Schieflagen und Bildungsungerechtigkeiten werden in der Viruskrise um ein Vielfaches verstärkt. Wie sollen Eltern ihre Kinder bei den Schulaufgaben zu Hause unterstützen, wenn sie selbst nie oder nur wenige Jahre zur Schule gegangen sind – meist in einem völlig anderen Kontext? Umso stärker ist das Gefühl bei den Pat:innen, die Kinder und Jugendlichen im Stich zu lassen, wenn man es aufgrund der eigenen Gefühlslage und fehlenden Struktur nicht schafft, den Kontakt aufrechtzuerhalten. Viele Pat:innen sind es gewöhnt, dass sie diejenigen sind, die Treffen initiieren, nachhaken, wenn Reaktionen auf sich warten lassen und am Ball bleiben. Die eigene Verfassung, die tägliche Anstrengung, Struktur und Optimismus im Alltag beizubehalten und depressive Verstimmungen in Schach zu halten, tragen jedoch nicht dazu bei, die Rolle einer geduldligen, nachsichtigen und akzeptierenden Patin einzunehmen. Da kann die Feststellung, dass es den Patenkindern unter den aktuellen Umständen aufgrund ihrer sozioökonomischen Lage umso schwerer fällt, Struktur zu schaffen und zu bewahren, die Laune abermals herabsetzen. Absprachen, die nicht eingehalten werden, treffen dann auf gespannte Nerven und einen kurzen Geduldsfaden. Das Ergebnis ist häufig, dass man kontaktscheuer und müde wird, die Initiative zu ergreifen.

Wie lange bleiben die oftmals so fragilen Beziehungen in dieser Zeit intakt? Die aktuelle Digitalisierung von Patenschaftsbeziehungen hilft natürlich, die Krise zu überbrücken. Deutlich wird für viele jedoch, dass dieser virtuelle Kontakt persönliche Treffen nicht ersetzen und den Prozess der Entfremdung nur verlangsamen kann. (14.05.2020)

Die Effekte der Pandemie spürte nicht nur der Verein WG. Die Pandemie schlug eine besonders tiefe Kerbe in die Engagementlandschaft im sozialen Sektor im Allgemeinen (Jakob 2021, S. 96).

2.4 Eine emotions- und affekttheoretische Perspektive

Akademisch wurde ich in der Psychologischen Anthropologie und hier besonders in der Ethnologie der Emotionen sozialisiert. Hierdurch wurde mein Erkenntnisinteresse entscheidend geprägt und mein Blick richtete sich entsprechend früh in meiner Forschung auf das affektive und emotionale Erleben in Patenschaften. Herausfordernde Situationen und damit einhergehende Anstrengungen erwiesen sich von Anbeginn als eine zentrale Erfahrungsdimension. Nachfolgend werde ich einen kurzen Überblick über die für meine Arbeit relevanten Theorieansätze geben, um meine späteren Interpretationen und Analysen fachtheoretisch zu verorten.

2.4.1 Affekte und Emotionen

Für meine Arbeit erweist sich eine Unterscheidung zwischen den Konzepten von Affekt und Emotion als notwendig. Diese wurden lange Zeit – vor allem in der Ethnologie – zu meist synonym verwendet, »wobei der Begriff Emotion der gebräuchlichere ist« (Röttger-Rössler 2016, S. 5). Dabei überwogen konstruktivistische Ansätze: »[E]motions are viewed as *bodily dimensions of experience* (feelings) formed by social and cultural conceptualizations that the perceiving subject relates to other actors, objects, and events.« (Röttger-Rössler 2018, S. 241; Herv. i.O.) Ich orientiere mich an der Erarbeitung der beiden Konzepte im Sammelband *Key Concepts* (Slaby/von Scheve 2019) des interdisziplinären Sonderforschungsbereiches der FU Berlin »*Affective Societies* – Dynamiken des Zusammenlebens in bewegten Welten«. Menschen werden hierin nicht als abgegrenzte Entitäten begriffen, innerhalb derer sich Emotionen und Affekte ausbilden. Stattdessen werden sie als durch und durch relational zu ihrer sozialen und materiellen Umgebung betrachtet. Affekte bilden die Substanz und Basis all jener relationalen Dynamiken. Durch sie konstituieren sich das (menschliche) Sein und seine Möglichkeiten in der Welt (Slaby/Mühlhoff 2019). Angelehnt an ein solch radikal relationales Subjektverständnis beschreiben die Philosophen Jan Slaby und Rainer Mühlhoff Affekte wie folgt:

For human actors, affects are material and ideational relations that, in the short term, increase or diminish their agential and existential capacities in relation to their surroundings and all other actors and entities present in a situation. In the longer term, affective relations constitute human and non-human actors, insofar as affective relations over time both establish and subsequently modulate – make, unmake, remake – individual capacities and dispositions. (Ebd., S. 27)

Zugleich weisen die Autoren darauf hin, dass sich Affekte ein Stück weit jeder noch so sorgfältigen Konzeptualisierung entziehen und ihnen etwas Vages, schwer Greifbares eigen ist:

While it is our goal to approach the social and political prevalence of affect with conceptual rigor and terminological clarity, it is evident that no degree of conceptual elaboration will exhaust the phenomena under study. Affect tends to outrun even its most encompassing and nuanced conceptualizations. (Ebd., S. 39)

Die hier formulierte Unmöglichkeit, Affekte abschließend zu konzeptualisieren, übersetzt sich in multiple Herausforderungen Affekte empirisch zu beforschen: »Vor allem in der ethnologischen Forschung mit ihrer starken Fokussierung elaborierter kultureller Bedeutungssysteme ist diese Dimension lange ein blinder Fleck geblieben.« (Röttger-Rössler 2016, S. 6) Inwiefern meine Forschung einen Beitrag leisten kann, diesen blinden Fleck zu adressieren, lege ich abschließend in 7.1 dar.

An definitorischer Kontur gewinnen Affekte durch ihre analytische Abgrenzung von Emotionen. Emotionen und Affekte lassen sich jedoch nicht als gegensätzlich voneinander kontrastieren, wie der Soziologe Christian von Scheve zusammen mit Jan Slaby hervorhebt. Vielmehr können sie als zwei sich ergänzende und ineinander übergehende Komponenten eines Sich-in-Beziehung-zu-Anderen-Setzens begriffen werden. Emotionen werden dabei als kognitiv verarbeitete und versprachlichte Konzepte affektiver Erfahrungen gefasst, wodurch diese sogleich in ihrer Intensität und körperlichen Erfahrung verändert werden (von Scheve/Slaby 2019, S. 44f.). Von Scheve und Slaby fassen folgendermaßen zusammen:

Roughly, whereas »affect« stands for pre-categorical relational dynamics and »feeling« for the subjective-experiential dimension of these affective relations, »emotion« signifies consolidated and categorically circumscribed sequences of affective world-relatedness. (Ebd., S. 43)

Emotions thus are conceived of as object- or situation-directed affective comportments that are sorted into culturally established and linguistically labeled categories or prototypes, such as, for instance, fear, anger, happiness, grief, envy, pride, shame, and guilt. (Ebd.)

Emotionen als kognitiv erfasste, konzeptualisierte und versprachlichte Dimension affektiven Erlebens weisen eine soziokulturelle sowie auch idiosynkratische Prägung auf, die sich in spezifischen Emotionsrepertoires (von Poser et al. 2019) und Gefühlsregeln niederschlägt. Diese wiederum werden im Verlauf der Sozialisation durch explizite und implizite Prozesse erworben (Röttger-Rössler 2019a). Obwohl eine solche »Gefühlsbildung« (ebd.) überwiegend in der Kindheit stattfindet, ist sie keineswegs auf diese Zeitspanne begrenzt, da sich gesellschaftliche Anforderungen an Individuen im Verlauf ihrer Biografie ändern können und auch Gesellschaften als Ganzes ständigen Wandlungsprozessen unterliegen, die entsprechende Anpassungen in den Repertoires und Regeln erforderlich machen können (ebd., S. 61; von Poser et al. 2019, S. 244). Als Beispiele hierfür lassen sich Migrationserfahrungen benennen – ebenso aber auch soziale Beziehungen, welche über die gewohnten sozialräumlichen Netzwerke hinaus gehen wie etwa Patenschaften.

Als derartige soziokulturell codierte Wahrnehmungsraster beinhalten Emotionen zugleich Handlungsstrategien, da sie Akteure mit Gefühls- und Verhaltensregistern und »Klassifikationssysteme[n] sowie Alltagspraktiken« (Röttger-Rössler 2016, S. 5) ausstatten, entlang derer sie in Beziehung zu ihrem Gegenüber treten können: »Because emotions reflect matters of concern, they also prompt actors into engaging with the

things that are of import to them. This motivational impetus is directed at the relation between the self and the object of the emotion.« (von Scheve/Slaby 2019, S. 45)

Als bedeutsam für meine Arbeit ist neben diesen soziokulturell geprägten Handlungsanleitungen und -strategien die selbstreflexive Komponente von Emotionen: »Emotions are closely related to reflective self-relations, providing sources of self-understanding, anchoring individual narratives of value and import, and providing default ways of making sense of actions, decisions, and commitments.« (Ebd., S. 46) Die selbstreflexive Sinngebung, Bewertung und Handlungsausrichtung entlang soziokulturell geprägter Emotionsrepertoires betten Individuen in die Norm-, Werte- und Verhaltenscodes der sie umgebenden Gruppen ein und verankern damit ihre Zugehörigkeit zu ebendiesen. »[E]motion repertoires are the ›glue‹ that connects individuals within different affective communities as part of *Affective Societies*.« (von Poser et al. 2019, S. 241; Herv. i.O.) Affekte als bislang nicht kognitiv verarbeitete und kategorisierte Erfahrungsdimension entziehen sich hingegen dieser Reflexionsebene.

Zwischen den analytischen Begriffen der Affekte und Emotionen lässt sich das Konzept der *Gefühle*¹³ einordnen. Mit Affekten teilen Gefühle eine gewissen Unschärfe. Zugleich zeichnen sie sich durch eine Intensität aus, die sie für die erlebenden Akteure bewusst körperlich wahrnehmbar werden lassen:

Feelings arise when affective responses to the surroundings have attained such an intensity that the perceiving individual registers them consciously, without yet being able to specify and classify them as distinct emotions. [...] Feelings, like affects, are characterized by a certain fuzziness. Unlike affects, however, feelings are registered consciously. (Röttger-Rössler 2018, S. 242)

2.4.2 Gefühlsregeln und Emotionsarbeit

Soziokulturell spezifische Gefühlsregeln, die signalisieren, in welchen Situationen welche Gefühle in welcher Intensität wem gegenüber angemessen sind (Röttger-Rössler 2019a, S. 61), verweisen auf eine Emotionsarbeit, die Akteure unternehmen, um ihr emotional-affektives Erleben an diesen Gefühlsregeln auszurichten. Konzeptionell geprägt von der Soziologin Arlie R. Hochschild bezeichnet *Emotionsarbeit* den Versuch von Akteuren, das Ausmaß beziehungsweise die Qualität eines Gefühls oder einer Emotion zu verändern:

By »emotion work« I refer to the act of trying to change in degree or quality an emotion or feeling. To »work on« an emotion or feeling is, for our purposes, the same as »to manage« an emotion or to do »deep acting«. (Hochschild 1979, S. 561)

Emotionsarbeit, welche Hochschild auch als *deep acting* bezeichnet, unterscheidet sie dabei von *surface acting*. Während Akteure bei Ersterem bemüht sind auf die von ihnen erlebten Emotionen Einfluss zu nehmen – ungeachtet dessen ob sie damit erfolgreich

13 Der Philosoph Gerhard Thonhauser (2019) bietet einen Überblick zu der Herleitung des Gefühlsbegriffes, welcher in ein Arbeitskonzept mündet, das den relationalen und verkörperten Dimensionen eines *feeling body* gleichermaßen Rechnung zollt.

sind oder nicht – wird bei Letzterem lediglich der *Emotionsausdruck* verändert (ebd., S. 558, 568f.). Nach Hochschild gibt es drei Techniken, Emotionsarbeit zu verrichten: eine kognitive, die auf der Ebene von Vorstellungen und Gedanken versucht, auf Emotionen Einfluss zu nehmen; eine körperliche, die darauf ausgerichtet ist, vermittels der Beeinflussung körperlicher Symptome Emotionen zu verändern; sowie jene, die versucht durch die bewusste Modulation des Emotionsausdrucks das eigentliche Erleben zu formen (ebd., S. 562). Als Referenzrahmen fungieren *feeling rules*, die jeweils von einer Gruppe von Individuen geteilt werden: »The social guidelines that direct how we want to try to feel may be describable as a set of socially shared, albeit often latent (not thought about unless probed at), rules.« (Ebd., S. 563) Gefühlsregeln weisen dabei sowohl gender- und klassenbezogene als auch soziokulturelle sowie religiöse Unterschiede auf (ebd., S. 572). Ein für meine Arbeit besonders relevanter Aspekt von Hochschilds Ansatz adressiert die Bedeutung dieser Regeln für soziale Austauschprozesse:

[R]ules (display rules or feeling rules), once agreed upon, establish the worth of a gesture and are thus used in social exchange as a medium of exchange. Feeling rules establish the basis of worth to be ascribed to a range of gestures, including emotion work. Emotion work is a gesture in a social exchange; it has a function there and is not to be understood merely as a facet of personality. (Ebd., S. 568)

Individuals see themselves as being owed and as owing gestures to emotion work, and they exchange such gestures. (Ebd., S. 572)

Auf der Grundlage eines soziokulturell geteilten Regelwerkes erwarten wir in konkreten sozialen Situationen eine distinkte Reaktion von unserem Gegenüber und sind uns umgekehrt dessen bewusst, dass unser Gegenüber gleichsam diesbezügliche Erwartungen an uns hat. Die dahinterliegende Emotionsarbeit wird somit zum essenziellen Bestandteil, zur Währung eines tragenden sozialen Austauschs. Wird den Erwartungen nicht nachgekommen, entstehen Dissonanzen.

Des Weiteren beschreibt Hochschild die Kommodifizierung von Emotionsarbeit in bestimmten Berufsfeldern, etwa bei den Stewardessen einer Fluggesellschaft, die den Passagierinnen Wärme entgegenbringen sollen (ebd., S. 569). Diese Form der kommodifizierten Emotionsarbeit trete, so die Autorin, in der Mittelklasse signifikant häufiger auf, als etwa in der Arbeiterklasse, wobei Frauen oftmals schlechter bezahlte Positionen einnehmen (ebd., S. 569f.). Dabei wird zu zeigen sein, dass sich Emotionsarbeit nicht nur auf Formen der Lohnarbeit bezieht, sondern ebenso in ehrenamtlichen und zivilgesellschaftlichen Engagementformen zum Tragen kommt. Neben zeitlichen Ressourcen ist Emotionsarbeit oftmals die unentgeltliche Währung, die freiwillig Tätige zur Verfügung stellen. Entlang der ihnen geläufigen Gefühlsregeln erwarten sie jedoch von ihrem Gegenüber ebenfalls ein bestimmtes (Ausdrucks-)Verhalten.

2.4.3 Affektbewältigung und *affective communities*

Hochschild verwendet die Begriffe Gefühl und Emotion synonym, wobei Emotion im Gegensatz zu Gefühl einen Zustand beschreibt, der bereits überwunden wurde. Affekte figurieren nicht in ihren Auseinandersetzungen (ebd., S. 551). Wird jedoch die zuvor angeführte Unterscheidung zwischen Affekten, Emotionen und Gefühlen in Betracht gezogen, so führt dies meiner Ansicht nach zur Notwendigkeit der Ausdifferenzierung des Konzepts der Emotionsarbeit und der über Emotionsarbeit verhandelten Gefühlsregeln. Denn was geschieht mit jenen noch nicht versprachlichten und kategorisierten, bislang vielfach unreflektierten Erfahrungsdimensionen der Affekte, welche die erlebenden Akteure nicht mit derselben selbstreflexiven Sinngebung, Bewertung und Handlungsausrichtung auszustatten vermögen, wie Emotionen? Was bedeutet es, wenn wir uns in Beziehungskonstellationen und sozialen Interaktionen befinden, innerhalb derer wir uns der angemessenen Gefühlsregeln, an denen wir unser Erleben versuchen auszurichten, nicht (mehr) sicher sind? Wie verhält es sich in Situationen, in denen die beteiligten Akteure diverse soziokulturell spezifische Emotionsrepertoires einbringen und ein geteiltes Regelwerk der erwartbaren Gefühle und Emotionen des Gegenübers nicht vorausgesetzt werden kann, sondern erst gemeinsam erarbeitet werden muss?

In der vorliegenden Arbeit erweitere ich das Konzept der Emotionsarbeit um den Begriff der *Affektbewältigung*¹⁴. Letztere kommt dann zum Tragen, wenn Akteure in sozialen Interaktionen mit einer für sie signifikanten Intensität Affekte erleben – und ggf. als Gefühle körperlich registrieren – es jedoch (noch) nicht vermögen, diese zu reflektieren und zu artikulieren, in für sie sinnhafte Zusammenhänge einzubetten und entsprechende Handlungsimpulse aus ihnen abzuleiten. Ihre Emotionsrepertoires und die mit ihnen verbundenen Gefühlsregeln greifen in den entsprechenden Interaktionen und Kontexten nicht, was zum Erleben einer affektiven Dissonanz führt, d.h. eine

gefühlte Differenz zu bereits Bestehendem, etwa, wenn Personen wahrnehmen, dass ihnen die impliziten Codes einer sozialen Gemeinschaft nicht geläufig sind und sie sich deshalb verunsichert fühlen oder wenn sie registrieren, dass sie in bestimmten Kontexten nicht den gesellschaftlich dominanten Gefühlsregeln entsprechen. (Röttger-Rössler 2016, S. 6)

Migrantische Akteure erfahren besonders häufig derlei mit ungewohnten Emotionsrepertoires und Gefühlsregeln verbundene Herausforderungen (von Poser et al. 2019; Röttger-Rössler 2018, 2016). Doch auch in Momenten der Begegnung über die gewohnten und etablierten soziokulturellen und sozialräumlichen Grenzen hinweg, wie sie etwa Patenschaften ermöglichen, können Akteure (auch jene der Dominanzgesellschaft) affektive Dissonanzen erleben; auch sie erfahren dann möglicherweise, dass die ihnen vertrauten und verkörperten Emotionsrepertoires und die mit diesen verbundenen Gefühlsregeln nicht greifen und gegenseitige Erwartungen nicht erfüllt werden. Wollen die Be-

14 Affektbewältigung ist von *affective labour* (Kolehmainen/Mäkinen 2021) zu unterscheiden, die sich vordergründig auf den Versuch bezieht, eine spezifische affektive Stimmung, Atmosphäre oder Erfahrung zu evozieren.

troffenen an der sozialen Konstellation festhalten, müssen sie einen Umgang mit diesen Affekten finden und sie bewältigen. Dies kann im Modus des Aushaltens geschehen oder auch in dem Versuch, die wahrgenommenen Intensitäten zu unterdrücken und zu ignorieren. Beides kann zur Belastung werden, wie ich in den empirischen Kapiteln meiner Arbeit aufzeigen werde.

Wird hingegen ein Raum gefunden, in dem Akteure (mit vergleichbaren Erfahrungen) in den Austausch über die erlebten affektiven Intensitäten treten können, eröffnet sich die Möglichkeit, die Affektbewältigung aktiv miteinander zu gestalten. Der intensive Austausch innerhalb der Fokusgruppe, in der wir – einer Gruppentherapie nicht unähnlich – in einem sicheren Rahmen unsere Erfahrungen, Unsicherheiten und Anstrengungen miteinander teilen, erwies sich als besonders hilfreich und erkenntnisgenerierend. Dieser Austausch verweist auf den Stellenwert der Gemeinschaft, den diese für das affektiv-emotionale Erleben der einzelnen Akteure einnehmen kann.

Unter enger Bezugnahme auf etablierte soziologische und anthropologische Theorien zu Gesellschaft und Gemeinschaft, bzw. Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung, wie sie etwa Max Weber, Émile Durkheim und Victor Turner formulierten, setzt sich die Kulturosoziologin Veronika Zink (2019) mit dem Begriff der *affective community* auseinander. Im Gegensatz zu Vorstellungen einer systemischen Integration in eine funktional organisierte Gesellschaft erörtert sie die kohäsiven Eigenschaften und Potenziale affektiver Komponenten in Gemeinschaften:

Mutual affectability serves as a prerequisite for the construction of communal relationships. [...] The notion of affective communities draws attention to processes of producing a temporal solidarization between affected and the affecting bodies. (Ebd., S. 289)

Die besondere Form der Kollektivität affektiver Gemeinschaften zeichnet sich Zink zufolge aus durch »a shared sensuality eliciting an implicit sense of commonality and immediateness« (ebd., S. 289). Dem unmittelbaren Charakter dieser Formen der sinnlichen Vergemeinschaftung wohnt zugleich ein transformatives Potenzial inne, das vermag, das gesellschaftliche Gewebe zu verändern.¹⁵ Dabei bildet eine soziokulturell geformte Fähigkeit und Bereitschaft von Akteuren zum Teilen und gemeinsamen Verhandeln affektiver Intensitäten im Sinne einer »educated social sensibility« (ebd., S. 291) die Voraussetzung für das Entstehen affektiver Gemeinschaften. Obwohl diese momenthafte Form der Kollektivität stark mit dem jeweiligen spezifischen Kontext verknüpft ist, in dem sich die affektive Intensität entfaltet, vermag sich die Erfahrung bei Akteuren einzuprägen, und somit auch darüber hinaus für Einzelne oder die Gruppe als Ganzes eine Relevanz zu entwickeln:

The concept of affective communities focuses on affective dynamics of processing communality. [...] Even though affective communities dissolve the moment experiential proximity disperses, affective impressions of communality generate an affective memory that can be reactivated, enabling the transition into a durable emotional community. (Ebd., S. 294)

15 Zink folgt dabei einem prozessualen Verständnis des Sozialen (2019, S. 296f.).

Von Bedeutung für meine späteren Ausführungen ist zudem das Konzept einer *ephemeral community of care*, welches die psychologischen Anthropologinnen Anita von Poser und Edda Willamowski (2020) in Anlehnung an den Begriff der *affective community*, wie ihn Veronika Zink ausführt, entwickeln. Mittels der phänomenologischen Methode systematischer *go-alongs*¹⁶ beschreiben die beiden Ethnologinnen, die in einem interdisziplinären Team gemeinsam mit Psychiater:innen einer psychiatrisch-psychotherapeutischen Spezialambulanz vietnamesische Migrant:innen begleiteten, wie diese im Miteinander Erfahrungen von (Nicht-)Zugehörigkeiten, Fürsorge und In-/Exklusion verhandelten. Durch gemeinsame Therapiesitzungen sowie die Erfahrung geteilter Sinnlichkeit und Räumlichkeit im Rahmen der *go-alongs* erfuhren die Patient:innen miteinander eine Form der Solidarität, die es ihnen erlaubte, »to reformulate individual perceptions and expectations of care« (ebd., S. 624). Die beiden Autorinnen unterstreichen, dass affektive Gemeinschaften unterschiedliche Zwecke erfüllen können (ebd., S. 623). In der von ihnen begleiteten Gruppe diente die flüchtige affektive Gemeinschaft dazu, die Emotionsrepertoires, welche für die Betroffenen eng mit ihren Vorstellungen und Praktiken von Care zusammenhingen, zu praktizieren, zu aktualisieren und zu adaptieren:

[E]motion repertoires endow individuals as well as collectives with the agency and security to display, negotiate, and regulate feelings in socio-culturally appropriate ways. More specifically, individuals and collectives internalize these repertoires by means of social and embodied imitation and habituation, thus attributing to them a quality of durability, which is constantly practiced and tested in the relational and interactional affective settings of diverse social and spatial fields; a process whose dynamics the participants learned to recognize in and beyond the clinic. (Ebd., S. 624)

Der phänomenologische Ansatz der *go-alongs* führte bei den Teilnehmenden dazu, dass verkörpertes Wissen für diese wieder zugänglich gemacht und mit dem Empfinden von Kompetenz verbunden werden konnte, was die Erfahrung für die Akteure zu einer affektiven Ressource werden ließ (ebd.).

Hinsichtlich affektiver Dissonanzerfahrungen im Kontext von Erziehungspraktiken in vietnamesischen Immigrantenfamilien in Berlin beschreibt die psychologische Anthropologin Birgitt Röttger-Rössler einen damit vergleichbaren gemeinschaftlichen Aushandlungsprozess von Emotionsrepertoires folgendermaßen:

Die unterschiedlichen Gefühlsregeln und entsprechenden Gefühlsbildungspraktiken, mit denen Immigranteneltern und ihre Kinder häufig konfrontiert sind, erzeugen zunächst diffuse, affektive Dissonanzerfahrungen, die zur Auseinandersetzung mit den erlebten Disparitäten führen und damit Gefühlsbildungsprozesse im Sinne bewusst vollzogener Formierungen anstoßen. Indem sich die Generationen mit den erlebten Divergenzen auseinandersetzen, diese unter- und miteinander verhandeln, bilden sie gleichzeitig, zumindest partiell, neue Emotionsrepertoires aus. (Röttger-Rössler 2019b, S. 317)

16 Die Methode der *go-alongs* wurde von der Soziologin Margarethe Kusenbach (2003) als besonders geeignetes Werkzeug der qualitativen Sozialforschung eingeführt, um die Erfahrungen von Forschungspartnerinnen *in situ* zugänglich zu machen.

Das Potenzial affektiver Gemeinschaften, Prozesse der Verhandlung, Adaptierung und (Selbst-)Vergewisserung von Emotionsrepertoires und den an diese geknüpften Verhaltensregistern anzustoßen, ist auch für meine Forschung von entscheidender Bedeutung. Mit der Fokusgruppe Studierender etablierten wir über das gegenseitige Zuhören, Verständnis und Empathie ebenfalls eine sich stützende *affective community of care*, in der wir die vielfältigen Beziehungserfahrungen unserer Patenschaften miteinander reflektierten. Dies erwies sich in Patenschaften, die künstliche Begegnungen abseits des gewohnten sozialräumlichen Umfeldes und bekannter Beziehungsverhältnisse stifteten und Akteure mit soziokulturell verschiedenen Emotions- und Verhaltensrepertoires sowie Norm- und Wertvorstellungen zusammenführten, als essenziell: Wie ich aufzeigen werde, kann vermittels eines Prozesses des gemeinsamen *emotional meaning making* (Röttger-Rössler 2019a, S. 67), einer Form der *Gefühlsbildung* (ebd.) in der Gemeinschaft, der Austausch und die Reflexion in der Gruppe einen Übergang von der Affektbewältigung hin zur Emotionsarbeit ermöglichen. Eine solche Gruppe vermag für sich – und möglicherweise auch über sie hinaus – auf Grundlage der (miteinander) geteilten Erfahrung Gefühlsregeln zu etablieren, anhand derer sich Erfahrungen abgleichen, einordnen und verarbeiten lassen und die in Handlungsstrategien und Prozesse selbstreflexiver Sinngebung übersetzt werden können. Ist ein solcher Raum, in dem mehrere Akteure ihre Erfahrungen artikulieren und miteinander reflektieren können, hingegen nicht verfügbar, verbleiben die Anstrengungen, die mit der erlebten affektiven Dissonanz einhergehen, für die erlebenden Akteure weniger zugänglich. Sie können in Patenschaften schädigende Dynamiken entwickeln.

Eine solche Form der affektiven Resonanzzeugung in einer Gemeinschaft von Pat:innen setzt, wie bereits erwähnt, eine *educated social sensibility* (Zink 2019, S. 291) voraus: die Fähigkeit und die Bereitschaft der Teilnehmenden, sich selbst einer Gruppe anzuvertrauen und sich in deren Rahmen zu reflektieren. In der Fokusgruppe waren wir durch den Stellenwert, der der kritischen Selbstreflexion in unserer ethnologischen Ausbildung zugeschrieben wird, hierfür auf besondere Weise sensibilisiert. Ich bin der Ansicht, dass diese *educated social sensibility* zu einem spezifischen *affektiven Arrangement* (Slaby 2019) beitrug, in dem eine Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens hergestellt werden konnte, welche uns dann wiederum ermöglichte, bislang wenig reflektierte und artikulierte Erfahrungsdimensionen zugänglich zu machen:

An affective arrangement comprises an array of persons, things, artifacts, spaces, discourses, behaviors, expressions or other materials that coalesce into a coordinated formation of mutual affecting and being-affected. [...] it usually brings multiple human actors into a conjunction, so that these actors' reciprocal affecting and being-affected is the central dimension of the arrangement. (Ebd., S. 109)

Für das affektive Arrangement unserer Fokusgruppen-Treffen spielte das gemeinsame Essen, zu dem alle Teilnehmenden etwas beisteuerten, eine zentrale Rolle. Ich bat alle Anwesenden, selbst etwas mitzubringen, um das Mitgebrachte miteinander zu teilen. Auch die später etablierte Reflexionsgruppe, die ich bei WG ehrenamtlich moderierte, beinhaltete stets ein reichhaltiges gemeinsames Essen. Weiterhin war Kontinuität für die Bildung unserer *affective community of care* von Vorteil, das heißt, dass die Teilneh-

menden regelmäßig zusammenkamen und nach und nach mit den Hintergründen der anderen vertraut wurden. So konnten wir im Verlauf der Monate stets an bereits geteilte Erfahrungen anknüpfen. Der Atmosphäre der Fokusgruppen war außerdem zuträglich, dass sie zumeist in den gleichen, allen Beteiligten bekannten Räumlichkeiten stattfanden – einem selbstverwalteten studentischen Café. Als sich mit den pandemischen Einschränkungen unsere Treffen in den digitalen Raum verlagerten, profitierten wir von der bereits etablierten vertrauensvollen Atmosphäre. Nichtsdestotrotz war das veränderte Arrangement deutlich zu spüren.

In der vorliegenden Arbeit beleuchte ich die affektiv-emotionalen Dynamiken und Herausforderungen in Berliner Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen. Dies geschieht vordergründig aus der Perspektive der Pat:innen. Das Material, auf dem meine Ausführungen basieren, speist sich neben den klassischeren ethnologischen Erhebungsmethoden der teilnehmenden Beobachtung und verschiedenen Gesprächsformen maßgeblich sowohl aus meiner eigenen Patenschaftserfahrung als auch aus der Fokusgruppe mit den Studierenden. Um das Handeln und Fühlen individueller Akteure in ihren Patenschaftsbegegnungen einordnen zu können, werde ich im Folgenden zunächst den Hintergrund der gesellschaftlichen und politischen Diskurslandschaft um Migration, Integration und freiwilliges Engagement beleuchten und anschließend die Rahmenbedingungen, Konzepte und Zielsetzungen, die die koordinierende Arbeit mit den Patenschaften bei WG prägen, näher beschreiben.

3. Integration und Ehrenamt

Die in Patenschaften involvierten Akteure fühlen, denken und handeln vor dem Hintergrund eines komplexen Netzes miteinander verwobener gesellschaftlicher und politischer Diskurse und Praktiken. In diesem Kapitel widme ich mich historischen Entwicklungen, Konzepten und Politiken sowie strukturellen Rahmenbedingungen, die die Begegnungen in den Patenschaften prägen. Patenschaften bei WG lassen sich als ein Format der zivilgesellschaftlichen Integrations- und Geflüchtetenarbeit einordnen. Hieraus leite ich die auszuführenden Themenfelder ab: Zunächst stelle ich Entwicklungen um die Migrations- und Integrationspolitik und die damit verbundenen Debatten über und Vorstellungen von Fremdheit in Deutschland dar. Ich beziehe mich dabei vielfach auf Sozialwissenschaftler:innen, die postkoloniale und macht- bzw. rassismuskritische Ansätze vertreten. Im Anschluss widme ich mich Vorstellungen von und dem (politischen) Umgang mit freiwilligem Engagement. Engagementformen in Deutschland erfuhren in den vergangenen Jahren sowohl inhaltlich als auch strukturell bedeutsame Veränderungen, welche ich genauer ausführen werde. Die Zahl von Mentoring- und Patenschaftsprogrammen stieg mit dem ›Sommer des Willkommens‹ rasant an. Diese besondere Form des Migrationsgeschehens und die damit einhergehenden Entwicklungen in der Engagementlandschaft bilden den Abschluss des vorliegenden Kapitels.

3.1 Migrations- und Integrationsdebatten

Patenschaften werden in Finanzierungsanträgen und öffentlichen Darstellungen zur Anwerbung von Ehrenamtlichen vielfach als zivilgesellschaftliche Instrumente konzeptualisiert, mit denen Begegnungen und langfristige Beziehungen geschaffen werden, die verschiedene Formen des Wissenstransfers ermöglichen. Entsprechend unterstreicht WG auf seiner Internetseite: »Patenschaften leisten einen wichtigen Beitrag zu Chancengleichheit, Teilhabe und Integration.« (WIR GESTALTEN e.V. d) Mediale Diskurse sowie individuelle Wahrnehmungen und Vorstellungen von Migrationsgeschehen und von Menschen mit einem sogenannten ›Migrationshintergrund‹ oder mit Fluchterfahrung sind eng mit der Migrations- und Integrationspolitik in Deutschland und Europa verwoben. Im Folgenden beleuchte ich einige zentrale Entwicklungen,

Topoi und Zuschreibungen dieser Migrations- und Integrationsdebatten und -politiken ausführlicher. Sie beeinflussen entscheidend, wie sich Menschen unterschiedlicher Herkunft und verschiedener sozialräumlicher Milieus begegnen können.

3.1.1 Deutschland ist (k)ein Einwanderungsland

[Doch] trotz des unbeirrten Festhaltens an dem aus der preußisch-wilhelminischen Kolonialära stammenden Dogma »Deutschland ist kein Einwanderungsland« war die gesellschaftliche Realität längst unumkehrbar durch Jahrzehnte andauernde Migrations- und Niederlassungsprozesse geprägt. (Ha 2009, S. 52)

Deutschland – wie auch andere europäische Länder – erlebte seit dem 18. Jahrhundert eine Vielzahl an Migrationsdynamiken, die nachhaltig sein gesellschaftliches und politisches Gewebe prägen sollten. Die öffentliche, mediale und politische Wahrnehmung dieser Dynamiken war jedoch überwiegend selektiv und vor allem problemfokussiert:

Im Vordergrund standen die Aufnahme und Unterbringung von Flüchtlingen sowie die Bedingungen und Folgen der Gewährung von Asyl angesichts eines deutlichen Anstiegs der Zahl der Schutzsuchenden. Zwischenzeitlich wurde außerdem die Zuwanderung aus den neuen EU-Staaten Rumänien und Bulgarien unter dem Stichwort »Armutsmigration« ein Schwerpunkt von Berichterstattung und politischen Debatten. Immer wieder ging es um Bewegungen, die als (potentielle) Gefahr für Sozialsysteme, innere und äußere Sicherheit, aber auch gesellschaftlichen Frieden in Bundesrepublik und EU eingeschätzt wurden. Dass Europa nur ein kleiner Teil der umfangreichen Fluchtbewegungen aus und in den Kriegs- und Krisenzonen der Welt erreichte, geriet demgegenüber ebenso wenig in den Fokus wie die Normalität der europäischen Migrationssituation mit ihren millionenfachen räumlichen Bewegungen zur Wahrnehmung von Chancen andernorts. (Oltmer 2016, S. 90)

Migrationsbewegungen waren und sind entsprechend dieser problemfokussierten Perspektive überwiegend mit Reglementierung und Begrenzung sowie einer restriktiven Integrationspolitik konfrontiert (ebd., S. 66ff.). Dabei sind nicht zuletzt Vorstellungen von und Sehnsucht nach einem homogenen deutschen Volk für den Umgang mit dem Migrantisierten von Bedeutung. Das äußert sich unter anderem in einer im europäischen Vergleich äußerst rigiden deutschen Staatsbürgerschaftsgesetzgebung. Kritische Sozialwissenschaftler:innen postulieren diesbezüglich, dass die Wahrnehmung von Migration stets von einer ökonomischen Kosten-Nutzen-Rechnung geprägt war und ist (Ha 2003, 2009; Rüzgar/Schaft 2014). Demnach müsse sich Migration für Deutschland wirtschaftlich lohnen. Einem solchen Leitbild liegt ein utilitaristisches Menschenbild zugrunde, dem zufolge jene willkommen sind, die der nationalen Wirtschaft dienen. Eine entsprechende Debatte um einen Fachkräftemangel, welche dringend benötigten Expert:innen den Zugang zur Migration erleichtern soll, wird in Deutschland in regelmäßigen Abständen aktualisiert.

Trotz der vielfältigen Formen der Mobilität sowie der wirtschaftlichen Abhängigkeit Deutschlands von dieser erreichte die Erkenntnis, dass Deutschland ein Einwanderungsland ist, die politischen Entscheidungsträgerinnen spät. In den 1990er Jahren war

zunächst eine ambivalente Politik zu beobachten, die einerseits eine Erleichterung des Erwerbs der deutschen Staatsbürgerschaft einleitete, gleichzeitig jedoch die Möglichkeiten, nach Deutschland einzuwandern, erschwerte, was u.a. an der Verschärfung des Asylrechts zu beobachten war (Schönwälder 2010, S. 153). Im Jahre 2000 wurde schließlich ein neues Staatsbürgerschaftsgesetz¹ beschlossen, welches das bis dahin geltende ethnonationale Abstammungsprinzip aufweichte. Die Definition Deutschlands als Einwanderungsland lässt sich vordergründig auf eine Partei-unabhängige Expert:innen-Kommission zum Thema Zuwanderung unter Vorsitz der Christdemokratin Rita Süsmuth zurückführen. Im Jahr 2005 wurde auf Grundlage des Abschlussberichts der Süsmuth-Kommission das Zuwanderungsgesetz verabschiedet, welches 2007 nochmals novelliert wurde. Hierin wurden erstmals konkrete Integrationsparameter und -maßnahmen formuliert und damit die Frage adressiert, wie mit den Zugewanderten umzugehen sei, sprich: wie diese in die deutsche Gesellschaft eingegliedert werden könnten. Die Maßnahmen adressierten hauptsächlich die Dimensionen Sprache, Kultur und Geschichte (Hess/Moser 2009, S. 12). Bis dato fehlte es an integrationspolitischem Willen und den entsprechenden Werkzeugen – ein Versäumnis, das Menschen mit Migrationserfahrung sowie die Gesellschaft als Ganzes bis heute spüren.

Diskurse um Migration und Integration blieben jedoch trotz des neuerlichen Kurswechsels überwiegend negativ besetzt, wie die Politikwissenschaftlerin Karen Schönwälder feststellt:

[W]hile the facts of past immigration and the resultant plurality of backgrounds and experiences in the German population are now accepted, this is not accompanied by a general positive approach to cultural diversity and public representation of minority rights and identities. (Schönwälder 2010, S. 153)

Wie schon die Versuche, den dauerhaften Aufenthalt von Migrant:innen zu begrenzen, wurden auch Integrationspolitiken vielfach unter der Maßgabe realisiert, nicht den gesellschaftlichen Zusammenhalt und Frieden zu stören. Der Kultur- und Politikwissenschaftler Kien Nghi Ha konstatiert, dass sich der Umgang mit Migrant:innen durch eine immanente Hierarchie auszeichnete, die an wirkmächtige Werkzeuge der Überwachung und Kontrolle gekoppelt war. Diese hätten sich zwar institutionell und ideologisch im Verlauf der Jahrzehnte verändert, seien jedoch nach wie vor als Erbe des Kolonialismus erkennbar (Ha 2009, S. 57f.). Die Erkenntnis, dass Migrant:innen in der Bundesrepublik bleiben würden, so erklären die Autor:innen um den Kulturwissenschaftler Reinhard Jöhler in ihrem Sammelband *Europa und seine Fremden*, führte zur Konsolidierung einer

1 Das neue Gesetz schaffte die Staatsangehörigkeit nach dem Abstammungs- und Vererbungsprinzip (*ius sanguinis*) ab und führte das Territorialprinzip (*ius solis*) ein. In Deutschland geborene Kinder, die zumindest einen Elternteil haben, der seit acht Jahren in Deutschland lebt und eine unbefristete Aufenthaltsgenehmigung hat, erhielten fortan bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahr die doppelte Staatsbürgerschaft. Danach mussten sie sich – so lautete das damalige Optionsmodell – für eine der beiden Staatsangehörigkeiten entscheiden. EU-Angehörige und Schweizer:innen waren von diesem Optionsmodell ausgenommen.

schier unüberbrückbaren Grenze zwischen Mehrheits- bzw. Dominanzgesellschaft und migrantisierten Akteuren:²

Nachdem sich abzeichnete, dass die Zugewanderten dauerhaft bleiben würden, dass an einer Integration also kein Weg vorbei führte, begann sich in politischen, aber auch in alltagsweltlichen Diskursen die Konstruktion einer Grenze zwischen Einheimischen und Fremden, zwischen Vertrautem und Unbekanntem zu etablieren, während die grundsätzliche Frage, wie sich das Zusammenleben verschiedener Gruppen in einer (ethnisch) pluralistischen Gesellschaft denken lässt und wie mit Fremdheit als zentraler Kategorie menschlichen Daseins umgegangen wird, meist ausgeklammert blieb. (Thiel et al. 2015, S. 15)

Diese Grenze wurde schließlich vom Statistischen Bundesamt im Jahr 2005 mit dem Begriff des ›Migrationshintergrundes‹ festgeschrieben. Dieser löste den bis dato dominanten Begriff des ›Ausländers‹ ab. Per statistischer Definition werden unter den Begriff des ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ all jene Personen gefasst, die mindestens einen Elternteil haben, der nicht in Deutschland geboren wurde. ›Migrationshintergrund‹ ist »ein Neologismus, der zunächst begrifflich das Faktum der Einwanderungsgesellschaft beschreibbar machen sollte, jedoch die nicht-deutsche kulturelle und nationale Herkunft bis zum Nimmerleinstag kulturalistisch fortschreibt« (Hess/Moser 2009, S. 13).

Jedoch werden in diesem Zuge nicht alle Migrantinnen problematisiert und Integrationsaufforderungen adressieren nicht alle Migranten gleichermaßen. Im alltäglichen Sprachgebrauch sowie in der Selbstbezeichnung der Betroffenen wird deutlich, dass nicht allen Menschen mit Migrationserfahrung (oder jene, auf deren Eltern dies zutrifft) auch ein ›Migrationshintergrund‹ *zugeschrieben* wird. Dieser ist mit spezifischen Konnotationen belegt:

Mit dem Begriff »Migrationshintergrund« werden nicht die Menschen gekennzeichnet, die aus weißen, christlich-abendländischen Familienverhältnissen kommen. Der Begriff markiert vielmehr die, deren Anderssein man als defizitär brandmarken möchte. In diesem Zusammenhang kann man Integrationspolitik mit einer Religion vergleichen, die die Bekehrung »dieser defizitären Menschen« zum Ziel hat. (Stibenz 2011; vgl. Ha 2009, S. 66; vgl. Mannitz/Schiffauer 2002, S. 91)

Dieses Zitat der damaligen Integrationsbeauftragten des Bezirks Mitte, Maryam Stibenz, jenem Berliner Stadtbezirk mit dem höchsten Anteil an Menschen mit einem sogenannten ›Migrationshintergrund‹, verweist neben der Bedeutung der Hautfarbe, die auf die vermeintliche ›Rasse‹³ von migrantisierten Akteuren abzielt, auch auf die Rolle ihrer Religionszugehörigkeit in ihrer Wahrnehmung und Beurteilung durch die deutsche Mehrheitsgesellschaft. Besonders muslimisch *gelesenen* Personen wird – unabhängig ihrer tatsächlichen Religionszugehörigkeit – meist das Attribut des ›Migrationshin-

-
- 2 Derlei Grenzziehung zwischen ›uns‹ und ›den anderen‹ lässt sich indes mindestens bis in die Hochzeiten des kolonialen Imperialismus zurückverfolgen.
 - 3 Susan Arndt (2020) arbeitet die Bedeutung der Begriffsverwendung von *Rasse* im Gegensatz zum englischen Begriff *race* heraus.

tergrundes« zugewiesen. Ein weiteres entscheidendes Merkmal ist der sozioökonomische Hintergrund der Betroffenen sowie ihre berufliche Expertise. Dieser Aspekt knüpft an das oben dargestellte ökonomische Nutzenkalkül an. Migrant:innen aus wirtschaftlich privilegierten Ländern repräsentieren entlang dieser Logik zumeist keine kulturell problematische Diversität in Deutschland, die integriert werden muss. So wird in den meisten Fällen ihre Mehrsprachigkeit, wenn nicht als Bereicherung, so doch zumindest nicht als Problem angesehen, während etwa jene von türkischen oder arabischsprachigen Personen vielfach als Ausdruck einer unzureichenden Integration gewertet wird.⁴

Es lässt sich festhalten, dass *spezifische* migrantisierte Gruppen im politischen Diskurs nachhaltig als »die Anderen« festgeschrieben werden, die nicht zugehörig sind. Dabei bestehen wirkmächtige Hierarchisierungen, sowohl zur deutschen Dominanzgesellschaft, als auch innerhalb der Gruppe derer, die statistisch »mit Migrationshintergrund« erfasst werden. Intersektional verknüpfen sich Zuschreibungen zu den Herkunftsländern der Betroffenen mit ihrem (vermeintlichen) ökonomischen Nutzen für den deutschen Arbeitsmarkt und damit für das hiesige Steuersystem sowie ihrer »Rasse« und Religion. Es gelten unterschiedliche gesetzliche Regelungen und Rechte. Weiterhin entfalten diese Hierarchisierungen alltagsweltlich als Selbst- und Fremdzuschreibungen Schlagkraft. Sie münden in Benachteiligungen und Diskriminierungen sowie der (Selbst-)Wahrnehmung als nicht-zugehörig.

3.1.2 Integration

Integration kann sich auf verschiedene gesellschaftliche Ebenen beziehen. Die Soziologin Silke Hans (2016) unterscheidet eine *systemische* und eine *soziale* Form der Integration. Während Erstere den Zustand einer Gesellschaft als Ganzes beschreibt, zielt Letztere auf das Ineinandergreifen ihrer Teilsysteme ab. Zur sozialen Integration zählen die Beziehung zwischen einzelnen Akteuren oder Akteursgruppen, bzw. deren Verhältnis zum Gesamtsystem (ebd., S. 25): »Bezogen auf Wanderungsprozesse bedeutet Integration die Frage, ob und wie ethnische Minderheiten sowie Migranten als neu hinzugekommene Akteure Teil der Einwanderungsgesellschaft bzw. mit den anderen Teilen der Gesellschaft verbunden werden.« (Ebd.) Die Sozialintegration kann nach Hans durch ökonomische Einbeziehung – haben Migrantinnen Arbeit, mit der sie sich ihren Lebensunterhalt finanzieren können? – soziale Beziehungen (zur Mehrheitsgesellschaft) und durch politische Teilhabe realisiert werden.

Ein im deutschsprachigen Raum prominenter Integrationsansatz ist das Modell des Soziologen Hartmut Esser (2001), dem die Vorstellung zugrunde liegt, Migranten würden sich nach einer rationalen Kosten-Nutzen-Abwägung in die Einwanderungsgesellschaft eingliedern. Er unterscheidet zwischen *Assimilation* (in die Einwanderungsgesellschaft), *Segmentation* (Integration in die Herkunftsgesellschaft), einer *Mehrfachintegration* (in sowohl Herkunfts- als auch Einwanderungsgesellschaft) sowie *Marginalisierung*

4 Diese Hierarchisierung wird etwa daran deutlich, dass bei Familienzusammenführung Ehepartner:innen aus bestimmten Ländern bereits vor ihrem Ankommen in Deutschland Sprachkenntnisse nachweisen mussten – »ausgenommen sind die EU-Länder, die USA, Kanada, Japan, Australien, Neuseeland, die Republik Korea und Israel« (zur Nieden 2009, S. 125).

(wenn keines von beidem stattfindet). Dabei benennt Esser vier verschiedene Dimensionen der Integration, wobei die erste (*Kulturation*) auf die Sprache und die Übernahme kulturell-spezifischer Praktiken und Normen abzielt, die zweite (*Platzierung*) die Ausbildung und Berufsperspektiven adressiert, die dritte (*Interaktion*) soziale Beziehungen zwischen Individuen meint und die vierte (*Identifikation*) schließlich die Ebene der persönlichen Identifikation als Angehörige der Aufnahmegesellschaft beschreibt. Folgende Auffassung Essers, die Silke Hans hier zusammenfasst, ist dabei zentral:

Integration von Migranten und ethnischen Minderheiten in die Einwanderungsgesellschaften kann sich in der Praxis nur durch Assimilation vollziehen: da die einzige Alternative, die Mehrfachintegration, aufgrund der hohen Anforderungen an die Akteure empirisch unwahrscheinlich ist. Erfolgt aber keine Integration in die Aufnahmegesellschaft, leben also Menschen ohne Migrationshintergrund und Einwanderer bzw. ethnische Minderheiten auf dem gleichen Territorium einfach nebeneinander her, wird das auf Dauer zu ethnischen Ungleichheiten sowie eventuell zu Konflikten führen. Diesen Befürchtungen entspricht die häufig in den Medien thematisierte Gefahr der Entwicklung so genannter Parallelgesellschaften. (Hans 2016, S. 33f.)

Ohne den Kontakt zwischen Mehrheitsgesellschaft und ethnischer Minderheit drohe demnach gesellschaftliche Desintegration. Obwohl Hartmut Esser neben der Notwendigkeit eines gegenseitigen Austauschs mit der Mehrheitsgesellschaft auch strukturellen Determinanten, die (negativen) Einfluss auf die Eingliederung von Migrantinnen in das deutsche Ausbildungssystem und den Arbeitsmarkt nehmen können (*Platzierung*), durchaus Bedeutung zuschreibt, lokalisiert er mit dem Aspekt der rationalen Wahl das Gros der Verantwortung im Prozess der Integration bei den Migrant:innen. Ich halte Essers Darstellungen für wenig überzeugend, basieren sie doch neben einem rigiden und essentialistischen Kulturverständnis auf einer Vorstellung von unilinearen Integrationsprozessen, die wiederum vornehmlich auf die vernunftgeleiteten Abwägungen und Entscheidungen migrantischer Akteure zurückgeführt werden. Es sind jedoch gerade derartige Vorstellungen von kulturellen Containern, der Verantwortung migrantisierter Personen sowie der Unabdingbarkeit der Assimilation dieser in die (deutsche) Mehrheitsgesellschaft, die entscheidend politische und mediale Debatten in Deutschland informieren und öffentliche Meinungsbilder prägen.⁵

Für eine erfolgreiche Integration wird gemeinhin zunächst dem Erlernen der deutschen Sprache oberste Priorität zugeschrieben, welche oftmals als Zugangsvoraussetzung für alle weiteren Formen der Integration – etwa in den Arbeitsmarkt – aufgefasst wird. Daneben wird von Migrantinnen mit Bezugnahme auf die Dimensionen von Zugehörigkeit, Identität und Loyalität eine kulturalistische Anpassungsleistung erwartet. Letztere werden jedoch grundsätzlich singulär gerahmt, denn Mehrfachzugehörigkeiten und multiple Identitäten stehen im Verdacht – so unterstellt es auch Hartmut Esser in seinem Ansatz zur Integration – Konflikte im Individuum und Probleme mit seiner sozialen Verortung im gesellschaftlichen Gewebe hervorzurufen (Schönwälder 2010,

5 Das war durchaus vom Autor intendiert. Mit seinem Beitrag adressierte Esser eine Leserschaft, welcher er »Vorschläge für eine Politik der Integration von fremdethnischen Migranten« (Esser 2001, S. 68ff.) unterbreitete.

S. 154). Die überwiegend einseitige Forderung einer von Migranten zu erbringenden Integrationsleistung wird auch als ›Bringschuld‹ bezeichnet. Sie lässt die Verantwortung staatlicher Institutionen und Akteure für eine erfolgreiche Integration in den Hintergrund treten, wie die Ethnolog:innen Sabine Hess und Johannes Moser in ihrem Beitrag in dem kulturwissenschaftlichen Sammelband *No Integration?! (Hess/Binder/Moser 2009)* feststellen:

Das Konzept [der Integration] reduzierte sich auf den Aspekt des »Forderns und Förderns«. So wurde insbesondere jene Ebene hegemonial und im Zuwanderungsgesetz von 2005 sowie in dessen Neufassung von 2007 rechtlich ausbuchstabiert, die unter Integration »kulturelle Integration« versteht (was sich besonders auf Sprache, Kultur und Geschichte bezieht) und dies als Sonderleistung von Migranten und Migrantinnen einfordert. Diese Ebene ist mit einer Thematisierung von Migration gekoppelt, die als »Defizitansatz« beziehungsweise als Problemdiskurs hinlänglich beschrieben wurde [...]. Die andere Ebene, die Integration als »Chancengleichheit« und »Partizipation« versteht, das heißt im Sinne sozialer, ökonomischer, politischer und kultureller Rechte auf Teilhabe, ist dagegen nur (mehr) marginal wahrzunehmen. (Hess/Moser 2009, S. 12)

Der prominente integrationspolitische Slogan ›Fordern und Fördern‹ folgt einer meritokratischen Logik der Selbstverantwortlichkeit. Strukturen und Integrationspolitiken der Aufnahmegesellschaft, die nicht oder nur unzureichend die notwendigen Voraussetzungen für eine gelingende Integration schaffen, werden hierin selten in Frage gestellt. Im Konzept des Forderns drückt sich die Auffassung aus, Migrant:innen hätten einen Aufholbedarf, ein Defizit: »[C]onservative political parties clearly articulate their belief in the supremacy of (supposedly secular) ›German‹ values: cultural norms such as reliability, education and female emancipation (among others) must be transmitted to newcomers.« (Braun 2017, S. 41) Um dieses Defizit zu überkommen, müssen sich die betroffenen Akteure spezifischen Integrationswerkzeugen – wie bspw. Sprachkursen und Integrationstests – beugen und werden damit gleichermaßen kontrolliert, bevormundet und schlussendlich infantilisiert. Der Soziologe und Migrationsforscher Serhat Karakayali (2009, S. 100) erkennt in einem solchen Umgang mit Integration eine »Verschmelzung von Ethnizität und Klassenpositionierung« und bezeichnet dies als Form eines internen Kolonialismus: Migrant:innen – vornehmlich jene aus muslimisch geprägten Ländern – werden unabhängig vom Grad ihrer formalen Bildung auf einer niedrigen sozialen Schicht verortet. Karakayali (ebd., S. 101) resümiert, dass der Integrationspolitik ein »kolonialer Erziehungsauftrag« eingeschrieben sei, der das Verhalten von Migrant:innen kontrolliert, kanalisiert und gegebenenfalls sanktioniert.⁶

Klappt es mit Integration, Chancengleichheit und Teilhabe nicht, so ist die Verantwortung hierfür entlang dieser Logik bei den Minderheiten und ihren Defiziten

6 Damit vergleichbar kritisiert Carmen Mörsch in ihrem Artikel *Stop Slumming! Eine Kritik kultureller Bildung als Verhinderung von Selbstermächtigung* (2016) die Macht- und Hierarchieverhältnisse von Integrationsinitiativen. Viele Projekte im Bereich der kulturellen Bildung würden die »Anderen als gegenüber dem dominanten Subjektentwurf bürgerlicher, weißer, westlicher Gesellschaften grundsätzlich Unterlegenen, die der Hilfe und Anleitung bedürfen« (ebd., S. 173f.), entwerfen.

zu suchen (Schönwälder 2010, S. 155): »Es sind die falschen – sie haben falsche Gene, die falsche Religion, den falschen Bildungsgrad, eine falsche Motivation – und sie tun zu wenig, um sich zu ›integrieren‹ und ihren angeblich ›integrationsunwilligen Parallelgesellschaften‹ zu entkommen.« (Mannitz/Schneider 2014, S. 77) Die Erziehungswissenschaftlerin Ellen Kollender (2016) beschreibt dies eindrücklich am Beispiel der Institution Schule und vermag hier nachzuzeichnen, wie sich eine neoliberale mit einer (neo-)rassistischen Logik verbindet und in diesem Zuge Migranteneltern kulturalistisch Eigenschaften zugeschrieben werden, die sie für den schulischen Misserfolg ihrer Kinder verantwortlich machen. Es findet eine Individualisierung struktureller Problemlagen statt – ein Prozess, der als Grundbaustein einer neoliberalen Effizienz- und Konkurrenzlogik eine Vielzahl gesellschaftlicher Phänomene durchzieht.

Dass die geforderte Anpassungsleistung besonders hinsichtlich den Dimensionen Zugehörigkeit, Identität und Loyalität von den betroffenen Akteuren nicht ohne Weiteres zu bewerkstelligen ist, wird indes nicht bedacht, wie Birgitt Röttger-Rössler feststellt:

The political integration concepts prevailing in Germany adopt the perspective of migration societies, and describe the necessary adjustments that migrants have to make from the perspective of the nationally conceived »we group.« They assume that people can simply cast off or put aside the many-layered, implicit shapings inscribed so deeply in their bodies, as if these were just worn-out clothing. They overlook the fundamentally affective integration of individuals into their social and spatial contexts of origin. Integration concepts are committed primarily to the model of the »rational human« and talk about a willingness or unwillingness to integrate. They overlook the central significance that emotions and affects have for human behavior, and thus also underestimate the enormous amount of integration work that migrants and their children perform in their efforts to be at home in more than one world. (Röttger-Rössler 2018, S. 257)

Vergessen oder verschwiegen wird zudem, dass es migrantische Akteure selbst waren, die jahrzehntelang Maßnahmen forderten, die ihr Ankommen in der Bundesrepublik und ihre Integration erleichtern würden. So stellten etwa migrantische Organisationen Sprachkurse bereit, die ein ausbleibendes Angebot von staatlicher Seite zu kompensieren versuchten, wie die Soziologin Birgit zur Nieden (2009) feststellt. Das Handlungsfeld um Integration war somit jahrelang von *bottom-up*-Initiativen durchzogen und wurde schließlich von staatlicher Seite vereinnahmt.

Die Betroffenen selbst haben keine Deutungshoheit darüber, wann ihre Integration als (zufriedenstellend) abgeschlossen gilt und sie das Pfand einer gelungenen Forderung für die versprochene Förderung einfordern könnten. Entsprechend formuliert der Soziologe Constantin Wagner in seinem kritischen Beitrag um rassifizierte Zugehörigkeiten in Deutschland:

Ursprünglich eine Forderung von Migrierten nach Wahlrecht und anderen Elementen (sozialstruktureller) Integration, wurde [aus dem Integrationsdiskurs] eine Forderung der Mehrheits- bzw. Dominanzgesellschaft: (Kulturelle) Integration wird heute im rassistischen Diskurs als Vorbedingung für gleichberechtigte Teilhabe dargestellt.

Der weißen Bevölkerungsgruppe kommt dabei das Recht zu, zu beurteilen, inwiefern diese Vorbedingung erfüllt ist. (Wagner 2014, S. 190)

Eine Defizitzuschreibung an migrantisierte Akteure liegt auch der Problematisierung ethnischer stadträumlicher Segregation marginalisierter sozialer Gruppen zugrunde – häufig adressiert mit dem Begriff der ›Parallelgesellschaften‹.⁷ Die Vor- und Nachteile sozialräumlicher Segregation lassen sich in soziale, symbolische, politische und materielle Dimensionen untergliedern, wobei die soziale Ebene besonders hervorgehoben und dabei auf die Gefahr einer einseitigen, auf die eigene ethnische Gemeinschaft beschränkten Sozialisierung verwiesen wird (Alisch 2018, S. 511). Als Gegenstrategie zur ethnischen Ghettoisierung wird vielfach auf soziale Durchmischung verwiesen: Die unter dem Begriff der *Kontaktthese* verhandelte »Position [...] [lautet], dass gegenseitiges Verständnis füreinander wachse, Toleranz erlebt werde und letztlich ein integratives Zusammengehörigkeitsgefühl entstehe und aus räumlicher Nähe auch soziale Nähe werde« (ebd., S. 514). Dabei werden meist die positiven Effekte übersehen, die derartige ›Parallelgesellschaften‹ auf die Integration von Migrant:innen ausüben können wie etwa die Möglichkeit des Zurückgreifens auf die Unterstützung sozialer Netzwerke oder affektiv-sensorische Strategien der Verortung in der neuen Umgebung:

Viewed from the perspective of emotion and affect theory, the way that immigrants seek out localized diaspora communities, settle in the same city districts, and build up familiar structures does not reflect a self-isolation or a refusal to integrate. Rather, it is a formation of homeland, a creative attempt to place themselves affectively in their new lifeworld. Migrants place themselves in their new environment on the level of sensory experience by gaining familiar sensory impressions (smells, noises, colors, forms etc.) and acquiring direct affective references. (Röttger-Rössler 2018, S. 254)

Wie an den zu Beginn der Arbeit dargestellten Ausführungen zu *commonplace diversity* von Susanne Wessendorf deutlich wird, führt eine zunehmende Diversität im nachbarschaftlichen Umfeld zudem keineswegs automatisch zu einer Diversifizierung sozialer Kontakte im privaten Netzwerk. Genau hier setzen Patenschaften als Begegnungsformate an.

3.1.3 Deutsche Leitkultur

Im Zuge einer kulturalistischen Integrationsaufforderung an migrantisierte Personen ist das Konzept einer deutschen Leitkultur als Orientierungsrahmen kaum wegzudenken. Bei der Frage, *wohin* integriert werden soll, werden sowohl das ›Wir‹ als auch ›die Anderen‹ essentialistisch festgeschrieben. Dem liegen

7 Grenzen sich wohlhabende, privilegierte Gruppen wohnräumlich ab – etwa in Form sogenannter *gated communities* –, wird dies zumeist nicht thematisiert geschweige denn problematisiert, wobei beide Phänomene kaum voneinander losgelöst zu betrachten sind, wie die Soziologin Monika Alisch (2018, S. 509) herausarbeitet.

»nationale Mythen« [zugrunde, die] nach wie vor vital für die Selbstvergewisserungsstrategien und Selbstfindungsprozesse der deutschen Dominanzkultur sind. [Diese] vorherrschenden ideologischen Selbstbilder, [greifen] bei der Konstruktion nationaler Identität stark auf Vorstellungen kultureller und völkischer Homogenität aus der Romantik zurück [...]. (Ha 2009, S. 53)

Wird Kultur jedoch als *kollektive Mentalität* (Mannitz/Schiffauer 2002), als »[...] eine Art Besitzstand gefasst, die einem sozialen Kollektiv zugewiesen wird« (Karakayali 2009, S. 96), dann werden kulturelle Differenzen zu unüberbrückbaren Hürden, da jegliches Prozesshafte, jegliche Dynamik aus diesem Kulturverständnis herausgestrichen ist.⁸ Über Generationen hinweg verkörpern dann die Nachkommen von Migrantinnen die Kultur ihrer Eltern und Großeltern – sie sind und bleiben Repräsentanten ›ihres Migrationshintergrundes‹.⁹ Ein solches Homogenitätsdenken ist besonders im Hinblick auf Prozesse einer Identitätskonstruktion bedeutsam, die das Selbst erst in Abgrenzung zu den negativen Eigenschaften des Gegenübers hervorzubringen vermögen. Die Anthropolog:innen Sabine Mannitz und Jens Schneider setzen diese Identitätsbildungsprozesse in Bezug zur vom Nationalsozialismus geprägten deutschen Geschichte und stellen dabei fest, dass Jüdinnen und Juden lange Zeit »die Stelle der negativ besetzten ›Anderen‹« (Mannitz/Schneider 2014, S. 81) im Narrativ der deutschen Nation einnahmen und später von ›Gastarbeitern‹, ›Ausländerinnen‹ bzw. ›Menschen mit einem Migrationshintergrund‹ sowie ›Musliminnen‹ abgelöst wurden:

Die *scheinbare* Offensichtlichkeit der Differenzen ermöglichte eine Selbstdefinition als Deutsche, die auf aktive und direkte Selbstzuschreibungen weitgehend verzichtete: Man konnte nicht sagen, was genau Deutschsein noch bedeuten konnte (und durfte), man unterschied sich aber zumindest eindeutig von »den Ausländern« oder »der türkischen Kultur«. Diese indirekte Negativdefinition über »die Ausländer« erlaubte

8 Vergleichbar damit sind auch die Ausführungen des Anthropologen Ralph Grillo (2003) zu *cultural essentialism*, *cultural fundamentalism* und *cultural racism*.

9 Auch in den Sozialwissenschaften fand ein solcher Kulturessentialismus lange Zeit Niederschlag. Die Anthropologin Heidi Armbruster stellt in ihrem Überblickstext über die Entwicklung der Migrationsforschung entsprechend fest, dass sich am wissenschaftlichen Umgang mit Ethnizität in besonderem Maße »Ideologisierung und Politisierungen von spezifischen Einwanderungsgruppen in den Aufnahmestaaten« spiegelten (Armbruster 2009, S. 60). Ein methodologischer Nationalismus (re-)produzierte damit essentialisierende und homogenisierende Gruppenzuschreibungen entlang politisch relevanter Kollektive als Untersuchungsgruppen. Mit den ab den späten 1980er Jahren prominent werdenden Globalisierungsstudien wurde dieser essentialisierende Zugang zu Ethnizität und Kultur zunehmend kritisch hinterfragt und wick konstruktivistischen Ansätzen, die die Vielfältigkeit, Dynamik und Prozesshaftigkeit von Identitäten anstelle rigider Zuschreibungen von Kultur und Ethnizität setzten (ebd., S. 62f.). Ansätze zum Transnationalismus (vgl. Glick Schiller/Basch/Blanc-Szanton 1992) sollten schließlich nachhaltig den wissenschaftlichen Umgang mit Migrationserfahrung und deren multiplen Konsequenzen für Individuen, Gesellschaften, Nationalstaaten sowie sozioökonomische Systeme prägen. Anstelle singulärer Zugehörigkeiten von Menschen und abgeschlossenen Prozessen von Migrationserfahrung wurden nunmehr finanzielle, wirtschaftliche, politische und vor allem auch soziale Netzwerke in den Blick genommen. Diese umspannen zumeist mehrere Nationalstaaten mit je spezifischen Migrationsregimen, die die individuellen Migrationserfahrungen von Akteuren prägen.

zudem das Festhalten an einem Konzept von nationaler Zugehörigkeit, das nicht wie etwa in Frankreich oder den USA republikanisch definiert war, sondern im Grundsatz noch immer auf Abstammung und Blutsverwandtschaft beruhte. [...] Auch und gerade im Moment der deutsch-deutschen Vereinigung war die Figur des »Ausländers« daher von zentraler diskursiver Bedeutung, schien sie doch die irritierenden Differenzen zwischen West- und Ostdeutschen einfach zu überbrücken. (Ebd., S. 81f.; meine Herv.)

Eine konkrete Benennung dessen, was es bedeutet, deutsch zu sein, war und ist politisch nach wie vor aufgrund der Nähe zu völkischem Gedankengut und Nationalsozialismus fragwürdig und bleibt für viele Menschen mit Scham besetzt. Doch eine Selbstdefinition, die sich auf eine Abgrenzung zu einem als anders stilisierten Gegenüber beschränkt, hat Konsequenzen für dessen Selbstbild sowie für dessen Möglichkeiten zur Integration:

Das Fehlen eines explizit positiven politischen Projekts zur Verwirklichung von Werten wie Freiheit oder Gleichheit führt im deutschen Setting zur Schwierigkeit, eine positiv formulierte Integrationspolitik zu entwickeln. [...] In der deutschen Konstruktion ist kein symbolischer Raum für die Einwanderer vorgesehen, der ihnen eine konkrete positive Rolle ermöglichen oder sie einladen würde, sich mit einem größeren gemeinsamen Projekt zu identifizieren. Sie werden vornehmlich negativ bestimmt als »Nicht-Deutsche«. (Mannitz/Schiffauer 2002, S. 97)

Die Essenz einer deutschen Leitkultur, die sich auf die Abgrenzung gegenüber jenen Gruppen bezieht, denen die zu Integrierenden als zugehörig gelten, erlaubt es kaum, der Aufforderung nach Integration nachzukommen. Es entsteht ein Paradox.

Die damalige Bundeskanzlerin Angela Merkel (Christlich Demokratische Union) erklärte auf dem Deutschlandtag der Jungen Union im Jahr 2010 den Multikulturalismus für gescheitert. Als Grund hierfür wurden eine misslungene oder unzufriedenstellende Integration von Migrantinnen und deren Nachkommen angeführt: »Parallelgesellschaften«, gewaltbereite migrantisierte Jugendliche, Ehrenmord, Zwangsehen (Hess/Moser 2009, S. 12). Diesen Schreckensszenarien würde, so die Sorge und der Vorwurf zugleich, durch einen zu laxen Trend des Multikulturalismus Tür und Tor geöffnet: »Die Förderung der multikulturellen Gesellschaft wäre daher mit einem allgemeinen Werteverlust und anti-aufklärerischen Effekten verbunden, die der kulturpessimistischen Diagnose zufolge die Oberhoheit von liberalem Rechtsstaat und Demokratie gefährden würden.« (Ha 2009, S. 61f.) Einem wertschätzenden Umgang mit Diversität wurde damit vielfach auch aus der Mitte der Gesellschaft eine Absage erteilt: Eines der bekanntesten Manifeste der Kritik am Umgang mit dem Migrationsgeschehen und der bundesdeutschen Integrationspolitik stammt vom ehemaligen Bundesbankvorstand Thilo Sarrazin. *Deutschland schafft sich ab* (2011) resonierte besonders in der gebildeten Mittelschicht, die hierin Ausdruck ihrer »Sorge« vor Konkurrenz um ihre Privilegien fand (Mannitz/Schneider 2014, S. 75ff.). Einen institutionalisierten Multikulturalismus wie etwa in Großbritannien hat es auf bundespolitischer Ebene in Deutschland indes nie gegeben (Hess/Moser 2009, S. 12; Schönwälder 2010, S. 152) – wenn es auch gerade aus dem linken Parteienspek-

trum Verfechter:innen einer multikulturellen Politik gab.¹⁰ Minoritäten wurden weithin keine kollektiven Rechte zugestanden, es gab keine bundesweite Strategie, Angehörige von Minderheiten in politischen und medialen Organen zu fördern, ebenso wenig wie es ein Bestreben gab, diese z.B. in den Unterrichtsmaterialien zu repräsentieren. Das Scheitern des Multikulturalismus zu diagnostizieren, verdeutlicht also weniger eine Reflexion politischer Praktiken und Gesetzgebungen, als vielmehr eine rhetorische Figur, deren logische Schlussfolgerung lautet, die Forderungen an migrantisierte Akteure zu verschärfen.

Eine Zusammenfassung: Migrantische Akteure wurden und werden im migrationspolitischen Diskurs fortwährend hinsichtlich ihres Nutzens für die bundesdeutsche Nationalwirtschaft hierarchisiert. Im Zuge dessen werden bestimmte Gruppen über Generationen hinweg – unter Verwendung des nunmehr etablierten Neologismus ›Migrationshintergrund‹ – kulturessentialistisch als die defizitären Anderen festgeschrieben. Sie gilt es zu erziehen. Dieses Erziehungsparadigma ist gekoppelt an die Vorstellung einer Bringschuld: Von migrantisierten Personen wird gefordert, ihre Integrationswilligkeit zu demonstrieren und das ihnen zugeschriebene Defizit anhand bereitgestellter Integrationswerkzeuge zu kompensieren. Eine erfolgreiche Integration ist indes Voraussetzung für staatliche Förderpraktiken, die jedoch vielfach nicht eingelöst werden. Die Deutungshoheit darüber, wann der Integrationsprozess als zufriedenstellend abgeschlossen gilt, obliegt dabei Institutionen und Akteuren der Dominanzgesellschaft. Wird die Integration hingegen als gescheitert betrachtet, ist die Schuld hierfür bei den Betroffenen zu suchen. Als zugehörig zur deutschen Gesellschaft können sich migrantische Personen nur schwerlich fühlen, wenn ihr Orientierungsmaßstab eine Leitkultur darstellt, die nach wie vor Züge einer romantisierten Vorstellung eines homogenen deutschen Volkes trägt, dessen Zusammenhalt Gefahr läuft, von kulturellen Fremdeinflüssen irritiert zu werden.

3.1.4 Bestrebungen einer offenen Gesellschaft

Die Ethnologin Monique Scheer (2020) verweist in ihrem Beitrag *How Does Diversity Make Us Feel* darauf, dass die Anerkennung Deutschlands als Einwanderungsland und die darauf folgenden Debatten, Politiken und Praktiken dazu geführt haben, dass neben die Vorstellung einer homogenen deutschen Gesellschaft alternative Ideale des Zusammenlebens getreten sind. Diese seien, so die Autorin, von einem Emotionsregime der Toleranz geprägt und fänden im Paradigma der offenen Gesellschaft sowie der sogenannten ›Willkommenskultur‹ Niederschlag. Scheer arbeitet heraus, dass die Mitglieder einer multikulturellen Gesellschaft der dieser innewohnenden Diversität neben Toleranz auch mit Gelassenheit und bestenfalls Neugier begegnen *sollten* (ebd., S. 75ff.).¹¹ Dabei seien

10 So hält etwa Schönwälder (2010, S. 158) fest, dass es durchaus Tendenzen multikultureller Politiken und Praktiken auf Städte-, Gemeinde-, und Länderebene in Deutschland gegeben hat.

11 Monique Scheer führt daneben aus, dass Emotionsregime – und das Regime der Toleranz ist hier keine Ausnahme – zugleich Widerstände produzieren: »If tolerance is an emotional regime which demands equanimity and lack of emotion in the face of difference, the resistance to it takes the form of intensified emotional practice, communicating particularly anger but even contempt, loudly and clearly.« (Scheer 2020, S. 77)

jedoch Vorstellungen und Forderungen einer einseitigen Anpassungsleistung von Migrant:innen entlang den Maximen der Dominanzgesellschaft nicht automatisch getilgt, wie Scheer anhand der von ihr miterlebten Einbürgerungszeremonie feststellt, die auf die Verleihung der deutschen Staatsbürgerschaft folgte. Sie konstatiert: »You can maintain your own cultural style, but you will mix it with the German one enough to make it recognisable and palatable to the non-immigrants and you will demonstrate your loyalty to your new country.« (Ebd., S. 74)

In dem bemerkenswerten Sammelband *So schaffen wir das – eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten* (2017) geben der Ethnologe Werner Schiffauer sowie Anne Eilert und Marlene Rudloff vom Rat für Migration Einblicke in zivilgesellschaftliche Geflüchtetenarbeit, die sie als Ausdruck einer neuen *Bürgerbewegung* fassen. Das Werk zeichnet das Bild einer deutschen Gesellschaft, die sich den zuvor in diesem Kapitel beschriebenen repressiven und diskriminierenden Tendenzen im Umgang mit migrantisierten Personen bewusst entgegengesetzt und strukturelle Problematiken, die ihren Niederschlag in individuellen Praktiken finden, zu reflektieren sucht. Angestrebt wird ein neues gesellschaftliches Miteinander:

Die proaktiven Antworten, die hier im Umgang mit Flucht und Vertreibung entwickelt werden, tragen das Potenzial, gesellschaftlich zu einem grundsätzlich anderen Verhältnis zu Zuwanderung im Besonderen und zur eigenen Gesellschaft im Allgemeinen zu kommen. Kurzfristig stehen die Projekte für eine Alternative zu Panikreaktionen auf Zuwanderung, die die einzige Lösung in neuen Grenzkontrollen und einer auf Abschreckung basierenden Politik sehen. Indem sie konkrete Wege aufzeigen, setzen sie der angstbesetzten Lähmung, die in der Bevölkerung lange Zeit den Umgang mit großen Einwanderungsbewegungen bestimmte, etwas entgegen. Anstatt nach dem Staat zu rufen und ihn unter Druck zu setzen, nehmen die Bürger_innen das Heft selbst in die Hand. Langfristig verbindet sich mit diesen Projekten die Chance, dass sich in der bundesrepublikanischen Gesellschaft die Kultur einer Einwanderergesellschaft entwickelt und damit die mit der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts vollzogene politische Entscheidung, sich als Einwanderungsland zu verstehen, auch gesellschaftlich und kulturell nachvollzogen wird. (Schiffauer 2017, S. 14)

Die dargestellten Projekte verbindet unter anderem der Anspruch, »in einer weltoffenen und pluralistischen Gesellschaft zu leben oder diese herzustellen« (ebd., S. 16). Durch persönliche Beziehungen sollen essentialistische und reduktionistische Zuschreibungen an geflüchtete Akteure aufgebrochen werden. Dabei wird die einseitige Bringschuld, die die Verantwortung für eine gelingende Integration vordergründig bei diesen verortet, problematisiert (ebd., S. 21ff.). Die beschriebenen Projekte gehen also über die Werte der Toleranz und Gelassenheit, die sich eher durch passive Qualitäten auszeichnen, hinaus und streben nach einem aktiven Mitgestalten der Einwanderungsgesellschaft. In diesem Zuge wird nicht nur ein Gegengewicht zu offen diskriminierenden, exkludierenden und rassistischen Tendenzen geschaffen, sondern zugleich in einem selbstreflexiven Modus die eigene Rolle im gesellschaftlichen Gefüge machtkritisch befragt.

Folgt man dem Verständnis der Politik- und Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan (2016) von einer *postmigrantischen Gesellschaft*, so bilden die hier zuletzt beschriebenen gesellschaftlichen Tendenzen im Umgang mit Migration und Integration keine unver-

einbaren Gegensätze zu den im übrigen Kapitel beschriebenen rassistischen und exkludierenden Diskursen und politischen Umgangsstrategien mit dem Migrantisierten. Der Begriff der postmigrantischen Gesellschaft wurde erstmals in der Theaterproduktion verwendet und findet zusehends Eingang in die Sozialwissenschaften. Er beschreibt und analysiert das gesellschaftstransformierende (Nach-)Wirken von Migrationsgeschehnissen, welches sich in ambivalenten Dynamiken ausdrückt, als Gesellschaft eine neue Selbstbeschreibung zu formulieren (ebd., S. 229ff.). Foroutan arbeitet fünf Merkmale postmigrantischer Gesellschaften heraus (ebd., S. 239ff.): Sie weisen sich durch (1) die politische Anerkennung, ein Einwanderungsland/eine Migrationsgesellschaft zu sein, (2) weitreichende Aushandlungen um Rechte, Teilhabe und Machtressourcen, (3) Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten auf Seiten der Mehrheitsgesellschaft ebenso wie auf Seiten der Minderheiten hinsichtlich der Frage, wie diese Aushandlungen umgesetzt werden sollen und welche Tragweite ihnen zukommen soll, (4) Partnerschaften und Allianzen auf Augenhöhe, die sich durch Nähe und Empathie über Herkunftsbezüge hinaus gemeinsam für eine offene demokratische Gesellschaft einsetzen, sowie (5) gesellschaftliche Polarisierungen entlang Fragen von Identität(en), Zugehörigkeit(en) und Minderheitenrechten aus. Dabei produziere, so die Autorin, besonders das fünfte Merkmal Verwirrungen und Unsicherheiten, die mitunter zur Suche simplizistischer Erklärungen und damit zur Spaltung der Gesellschaft führen. Nachhaltige *othering*-Prozesse, die einem »Dogma der Fremdheit« (ebd., S. 234) folgend versuchen, homogene Vorstellungen der eigenen Identität zu erhalten und zu festigen, stehen dann neben Allianzen, die sich auch außerhalb migrantischer Akteursnetzwerke für »Anerkennung, Chancengleichheit und Teilhabe« (ebd., S. 235) einsetzen. Die Autorin resümiert treffend:

Dies kann als bipolare Linie der postmigrantischen Gesellschaft verstanden werden: Einerseits wächst die Bereitschaft, den Wandel anzuerkennen und Vielfalt wird von großen Teilen der Bevölkerung zunehmend positiv wahrgenommen; andererseits wächst aber auch die Gegenposition und der vormals als stabil wahrgenommene Kern der 20 %-Klientel – der rechtspopulistischen Tendenzen zugeneigt ist – weitet sich aus. (Ebd., S. 246)

Vor dem Hintergrund dieser spaltenden Tendenzen und ambivalenten Dynamiken in der deutschen Einwanderungsgesellschaft müssen zivilgesellschaftliche Integrationsprojekte, zu denen die Patenschaftsprogramme von WG gerechnet werden können, eingeordnet werden. Nachfolgend stelle ich das Integrationsverständnis des Vereins vor.

Der Integrationsbegriff ist in Patenschaftsprogrammen, die sich der Zielgruppe migrierter oder geflüchteter Menschen widmen, allgegenwärtig. Zielsetzung für die Vermittlung von Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen bei WG sind, wie bereits erwähnt, ihre Integration und die Ermöglichung von Teilhabe und Chancengleichheit. Entsprechend hat der Verein sein ganzheitliches Integrationsverständnis auf seiner Internetseite festgehalten. Dieses Verständnis ist ein prozesshaftes, dessen Grundlage fortwährende Aushandlungen *aller* Beteiligten sind:

Wir leben in einer Welt der Vielfalt und setzen voraus, dass die Würde jedes einzelnen Menschen zu achten und zu schützen ist. Wir nehmen Zugewanderte in ihrer Heterogenität, mit ihrer individuellen Vergangenheit und ihren individuellen Bedürfnissen wahr. Wir setzen uns ein für die Achtung demokratischer Werte, Begegnung und Dialogbereitschaft auf Augenhöhe. Jeder Mensch, der in Deutschland temporär oder dauerhaft lebt, soll Teil der bereits beheimateten Gesellschaft sein dürfen.

Als Integration bezeichnen wir einen gesamtgesellschaftlichen Prozess des Zusammenlebens. Die Formen des Zusammenlebens müssen gemeinsam immer wieder neu ausgehandelt werden. Alle Beteiligten tragen für die Gestaltung Verantwortung. Wir gehen jedoch davon aus, dass die aktive Teilnahme an diesem Aushandlungsprozess zunächst die Sicherung der Grundbedürfnisse voraussetzt. Dazu gehören sicheres Aufenthaltsrecht, der Zugang zu Wohnraum, zur Gesundheitsversorgung und zu Bildung sowie ggf. Unterstützung bei der Bewältigung von Traumata.

Weitere Bedingungen für die Ausbildung von Reflexionsfähigkeit und Verantwortungsübernahme sind:

- Zugang zu Bildung, Arbeit und Gesundheit (gesellschaftliche Integration)
- Sprachangebote und gemeinsame kulturelle Events (kulturelle Integration)
- Begegnung, Austausch, Einbindung in die kommunale Politik (soziale Integration)
- Signale der Wertschätzung (emotionale Integration) [...]

Wir fördern und begleiten diesen Prozess durch niedrigschwellige Kommunikationsangebote und den Aufbau persönlicher Beziehungen. Mit Bildungs- und Freizeitangeboten lernen wir gemeinsam konstruktiv mit Fremdheit umzugehen und das Wissen umeinander zu erweitern. Wir wünschen uns Spielräume, um praktische Erfahrungen bei der aktiven Mitwirkung am sozialen und kulturellen Leben zu sammeln. Wir fördern und wertschätzen freiwilliges Engagement. Wer eigene Fähigkeiten einbringen und durch gemeinsame Erlebnisse Selbstwirksamkeit erfahren kann, gewinnt neue Perspektiven. (WIR GESTALTEN e.V. c)

Mit dieser Darstellung unterscheidet sich der Verein eindeutig von einem assimilatorischen Verständnis von Integration, das migrantisierten Akteuren eine Bringschuld zuweist. Hingegen werden die Individualität von Menschen und deren Würde betont. Kulturessentialistische Defizitzuschreibungen sind in dieser Darstellung nicht zu identifizieren. Die Aufmerksamkeit gilt den Einzelnen, mit ihren je individuellen Bedürfnissen und Erfahrungen. Integration wird als gesamtgesellschaftliche Aufgabe begriffen; jede Person ist mitverantwortlich, das Zusammenleben unter demokratischen Prinzipien gemeinsam zu gestalten: ein fortwährender Aushandlungsprozess auf Augenhöhe, dem eine Vorstellung der Gesellschaft als heterogen und divers zugrunde liegt. Mit diesem Integrationsverständnis lässt sich der Verein in die neue *Bürgerbewegung* (Schiffauer 2017) einordnen, welche als Bestandteil der von Foroutan beschriebenen Dynamiken einer postmigrantischen Gesellschaft gefasst werden kann:

»Postmigrantisch« richtet den Blick auf die Dynamik des Wandels und auf die Verantwortung der gesamten Gesellschaft für die stattfindenden Transformationsprozesse, verlässt somit die jahrelange Fixierung auf »die« Migranten. (Foroutan 2016, S. 232)

Zunächst gilt es jedoch, so die Vorstellung von WG, die Grundbedürfnisse abzusichern. Obwohl in den angeführten Passagen nicht explizit benannt, ist der Staat diesem Verständnis nach in der Pflicht, die Basis für eine Integration zu stellen: Aufenthaltsrecht, Wohnraum, Zugang zu Gesundheitsversorgung und Bildung. Mit einem Verweis auf die Unterstützung in der Bewältigung möglicher Traumata wird zudem erkennbar, dass dieses Integrationsverständnis die Bedürfnisse der als besonders vulnerabel verstandenen Gruppe Geflüchteter beinhaltet – eine der Hauptzielgruppen des Vereins.

Um einen Aushandlungsprozess auf Augenhöhe zu gewährleisten, müssen neben diesen Grundbedürfnissen weitere (Vor-)Bedingungen geschaffen werden, die die Beteiligten zu Reflexionsfähigkeit und Verantwortungsübernahme befähigen: WG fasst diese unter den Begriffen der gesellschaftlichen, kulturellen, sozialen sowie emotionalen Integration zusammen. Diese beinhalten die Mehrzahl der zuvor aufgeführten Dimensionen von Integration aus Wissenschaft und Politik. Sie sind bei WG jedoch grundsätzlich dialogisch aufgespannt und sparen die einseitige Forderung nach einer kulturalistischen Anpassung von Seiten migrantisierter Akteure aus. So benennt etwa kulturelle Integration hier neben Sprachangeboten die *gemeinsame* Organisation von und Teilnahme an kulturellen Veranstaltungen. Besonders hinsichtlich der emotionalen Dimension geht dieses Integrationsverständnis zudem deutlich über die bisher benannten Aspekte hinaus. Es wird ein menschliches Grundbedürfnis nach Anerkennung und Wertschätzung artikuliert, welches nur in der zwischenmenschlichen Begegnung Erfüllung finden kann. WG ermöglicht entsprechende Austauschformate, die Migranten mit zivilgesellschaftlichen Akteurinnen zusammenbringen. Durch den Aspekt des *freiwilligen* Engagements reproduziert sich jedoch eine Hierarchie, die das Prinzip dialogischer Augenhöhe nicht einzulösen vermag: Die ehrenamtlichen Freiwilligen tun etwas Gutes, indem sie ihre Zeit den Menschen mit Flucht- oder Migrationserfahrung spenden, um ihnen das Ankommen zu erleichtern. Letztere hingegen sind angewiesen auf die freiwillige Gabe engagierter Akteure, wollen sie – in der Logik dieses Integrationsverständnisses – erfolgreich in der Gesellschaft ankommen und an dieser teilnehmen.

Der Verein versteht sich als zivilgesellschaftlicher Akteur, der im Rahmen seiner Angebote einen Beitrag leistet, gesellschaftliche, kulturelle, soziale und emotionale Integration zu ermöglichen. Mit einer Vielzahl an Begegnungs- und Lernangeboten wird bei den Zielgruppen »die Ausbildung von Reflexionsfähigkeit und Verantwortungsübernahme« angestrebt, um deren »aktive Teilnahme a[m] Aushandlungsprozess« zu ermöglichen, welche wiederum für »einen gesamtgesellschaftlichen Prozess des Zusammenlebens« (WIR GESTALTEN e.V. c) notwendig ist. Somit findet sich auch hier eine Facette des oben beschriebenen Erziehungsauftrags: Der Verein identifiziert eine Leerstelle, die er mit seinen Angeboten zu schließen versucht. In informellen Gesprächen mit den Koordinatorinnen wurde mir vielfach erklärt, dass Patenfamilien und die Besucherinnen des Kiezcafés es nicht gewohnt seien, nach ihrer Meinung gefragt zu werden, beziehungsweise diese zu äußern. Sie hätten das einfach nicht gelernt. Als Grund hierfür verwiesen die Koordinatorinnen auf die fehlenden demokratischen Strukturen in den Herkunftsgesellschaften der Zielgruppen sowie autoritäre Familienstrukturen. Pat:innen sollen vor diesem Hintergrund sensibel die Kinder fördern und fordern und sie an Konzepte der Selbstwirksamkeit heranführen, die sie wiederum dazu befähigen, ihre eigenen Bedürfnisse zu erkennen und zu artikulieren (s. 4.3.1). Auch in den Aktivitäten, die

im Kiezcafé angeboten wurden, konnte ich beobachten, dass viel Wert darauf gelegt wurde, den Anwesenden demokratische Prinzipien nahezubringen: So wurden beispielsweise Wahlen zum Kiezcafésprecher (analog einer Klassensprecherin) für die Kinder durchgeführt, und diese anschließend in die Aktivitätenplanungen während der Mitarbeiterbesprechungen einbezogen.

Nachdem ich mich im ersten Teil dieses Kapitels den Entwicklungen und Debatten um die Migrations- und Integrationspolitik in Deutschland und deren Ambivalenzen und Spannungsmomenten gewidmet habe, komme ich nachfolgend zu dem zweiten großen Themenfeld, das auf das Phänomen von Patenschaften als zivilgesellschaftlicher Integrations- und Geflüchtetenarbeit entscheidenden Einfluss nimmt: den Vorstellungen von und dem Umgang mit freiwilligem Engagement in Deutschland.

3.2 Freiwilliges Engagement

Bis heute gibt es keine begriffliche Eindeutigkeit zur Kennzeichnung der unentgeltlich erbrachten Aktivitäten in Verbänden, Parteien, Vereinen und Initiativen. Mit dem Terminus »ehrenamtliches Engagement« werden vor allem die Aktivitäten von engagierten Bürgerinnen und Bürgern in den traditionellen Arbeitsfeldern von Verbänden und Organisationen bezeichnet. »Freiwilliges Engagement« wird bevorzugt zur Kennzeichnung der neuen Formen von Engagement, wie sie in Initiativen, Projekten und kleinen Vereinen praktiziert werden, und steht für die grundlegenden Veränderungen des Engagements. Darüber hinaus bietet der Begriff »freiwilliges Engagement« am ehesten Anschlußmöglichkeiten an die internationalen sprachlichen Kennzeichnungen [sic!]. Die Wendungen »Bürgerengagement« und »bürgerschaftliches Engagement« werden vor allem dann gebraucht, wenn damit auch die gesellschafts- und sozialpolitische Dimension der gemeinwohlorientierten Tätigkeiten hervorgehoben werden soll. (Jakob 2001, S. 167)

Bei WG wird für die Pat:innen überwiegend der Begriff der *Ehrenamtlichen* verwendet. Das mag unter anderem darauf zurückzuführen sein, dass der Verein aus der Baptistengemeinde Wedding entstand und damit seinen Ursprung in einer Form der Gemeindearbeit hat, die dem traditionellen Begriff und den damit assoziierten Tätigkeiten des Ehrenamtes verhaftet war (Jakob 2018, S. 717). Der Verein versteht sein Handeln als sozial-diakonisch. Zugleich nimmt der Name WIR GESTALTEN auf den Anspruch der politischen und gesellschaftlichen Mitbestimmung und Partizipation Bezug, die allen Bürgerinnen zugänglich ist bzw. sein sollte.¹² Das *gestalterische* Potenzial ermöglicht dabei Raum, individuelle Bezüge herzustellen:

12 Gisela Jakob formuliert diesbezüglich folgendermaßen: »Bürgerschaftliches Engagement knüpft [...] an der politisch-republikanischen Theorie und Vorstellungen von Demokratie an, nach denen Partizipation und Engagement ein Bürgerrecht sind. Bürgerinnen und Bürger in demokratischen Gesellschaften verfügen demnach über das Recht, die Gesellschaft mitzugestalten, sich einzumischen und mit einem Engagement zu beteiligen.« (Jakob 2015, S. 5)

Wir wünschen uns *Spielräume*, um praktische Erfahrungen bei der aktiven Mitwirkung am sozialen und kulturellen Leben zu sammeln. Wir fördern und wertschätzen freiwilliges Engagement. Wer *eigene Fähigkeiten einbringen* und durch gemeinsame Erlebnisse Selbstwirksamkeit erfahren kann, gewinnt neue Perspektiven. (WIR GESTALTEN e.V. c; meine Herv.)

Mit der Betonung der Kreativität bei der gesellschaftlichen Mitgestaltung unter Einbezug persönlicher Fähigkeiten, Prägungen und Vorlieben und unter dem Dach der Freiwilligkeit steht der Verein exemplarisch für die von Jakob benannte neue Form des Engagements, welche »sinnhaftes Handeln entlang *eigener* Relevanzsetzungen« (Jakob 2015, S. 6; meine Herv.) ermöglicht. Mit dem Anspruch der »aktiven Mitwirkung am sozialen und kulturellen Leben« und dem Vorsatz, damit zum gesamtgesellschaftlichen Prozess gelingender Integration beizutragen (s. das Integrationsverständnis des Vereins), verschreibt sich WG zudem explizit einer sozialpolitisch geprägten Gemeinwohlorientierung. WG spricht sich dafür aus, dass der Staat die Voraussetzungen für eine gelingende Integration schaffen muss. Von da an fällt diese jedoch in den Verantwortungsbereich aller Beteiligten. Die hier skizzierten Tätigkeitsbereiche, Leitbilder und die verwendeten Begrifflichkeiten zeugen davon, dass die definitorische Trennung zwischen traditionellem Ehrenamt, freiwilligem Engagement und bürgerschaftlichem bzw. zivilgesellschaftlichem Engagement in der Praxis vielfach verschwimmt. Ebenfalls konnte ich bei meinen Gesprächspartner:innen keine klare Trennung in der Verwendung der verschiedenen Begrifflichkeiten feststellen, weshalb auch ich die Begriffe Ehrenamt(lische), freiwilliges Engagement/freiwillig Engagierte und zivilgesellschaftliches Engagement synonym gebrauche.

Ein kurzer Blick auf die Entwicklungen der vergangenen Jahre, die der Begriffsunterscheidung zugrunde liegen, ist an dieser Stelle dennoch notwendig: Hieran werden nicht nur entscheidende Wandlungsprozesse in den Tätigkeitsbereichen von diversen Engagementformen nachvollziehbar, sondern auch die damit einhergehenden Erwartungen und Zielsetzungen.

3.2.1 Strukturwandel im Ehrenamt

Während ehrenamtliche Tätigkeiten lange Zeit unauffällig im Umkreis der Vereine und Verbände ausgeübt wurden, tritt freiwilliges Engagement, verstanden als individuell sinnstiftende Freizeitbeschäftigung, seit Mitte der 1980er Jahre zwar zunehmend aus dem Schatten der traditionellen Ehrenamtsorganisationen heraus, bleibt aber noch im persönlichen Nahraum des Einzelnen verortet. Erst durch die bundespolitische Bedeutungsaufwertung bürgerschaftlichen Engagements und die Initiierung erster engagementpolitischer Maßnahmen zur Jahrtausendwende wird das Bürgerengagement zur gesellschaftlich wertvollen Ressource für Selbst- und Nächstenhilfe stilisiert und mit entsprechender öffentlicher Aufmerksamkeit bedacht. Neu bestimmt wird in diesem Kontext jedoch nicht nur das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit oder von individueller Sinnhaftigkeit und gesellschaftlichen Produktivitätserwartungen, sondern auch das Verhältnis von öffentlicher Sozialverantwortung und privater Eigenleistung. (Neumann 2016, S. 434)

Die drei von der Soziologin Daniela Neumann untersuchten Dispositive *Amt und Ehre*, *Freiwilliges Engagement* und *Bürgerengagement* bzw. *bürgerschaftliches Engagement*¹³, wozu ich ebenfalls den Terminus des zivilgesellschaftlichen Engagements zähle, entsprechen den zuvor angeführten Begrifflichkeiten von Jakob. Freiwilliges Engagement umfasst demnach vermehrt Aktivitäten, die von den Ausübenden als sinnstiftend und bereichernd wahrgenommen werden. Mit ihnen vollziehen die Akteure Formen der Selbstverwirklichung abseits ihres beruflichen Aufgabenfeldes und der Familie. Die freiwilligen Tätigkeiten komplettieren die Erfahrungen der anderen beiden Lebensbereiche und erlauben Akzentsetzungen entlang bislang unerfüllter bzw. wenig ausgelebter Aspirationen (Jakob 2001, S. 175, 180). Bürgerengagement umfasst wiederum Aufgaben, die vordergründig das Gemeinwohl adressieren und die vielfach vormals im Verantwortungsbereich des Sozialstaates angelegt waren. Eine damit einhergehende Verantwortungsverschiebung ist für meine Darstellungen von entscheidender Bedeutung.

Sukzessive Kürzungen des Sozialstaates in Deutschland ab den 1980er Jahren, die vor allem dessen Unterwerfung unter ökonomische Leistungsprinzipien geschuldet waren, gingen mit massiven Einsparmaßnahmen gerade in sozialen Arbeitsfeldern einher (vgl. Pinl 2018, S. 23ff.). Die Politikwissenschaftlerin Claudia Pinl kritisiert diesbezüglich:

[D]er Neoliberalismus mit seiner Ideologie des schlanken Staats, der Ökonomisierung aller Lebensbereiche [lädt] zum Missbrauch der zutiefst menschlichen Eigenschaften der Empathie und des Helfens ein [...], weil er das Mitmenschliche, die Zugewandtheit, Fürsorglichkeit und Beziehungsarbeit als unökonomische Zeitverschwendung aus den sozialen [...] Berufen verbannt hat. (Ebd., S. 126)

Mit den entstandenen Leerstellen in der sozialstaatlichen Versorgungslage rückte zunehmend das Engagementpotenzial von Bürgerinnen in den Fokus, welches fortan vermehrt ausgeschöpft werden sollte, um die durch die Einsparmaßnahmen entstandenen Lücken zu schließen. In diesem Zuge wird »[d]er semantisch-symbolische Gehalt basisdemokratischer Begriffe [...] geschickt benutzt, um den Abbau kommunaler und wohlfahrtsstaatlicher Infrastruktur zu bemänteln« (ebd., S. 52): Unter der Zielmaßgabe von *empowerment*¹⁴ und Partizipation wird von Regierungsseite sowie von einflussrei-

13 Einen ausführlichen Überblick zum Thema ermöglicht die Monografie *Das Ehrenamt nutzen. Zur Entstehung einer staatlichen Engagementpolitik in Deutschland* von Daniela Neumann (2016), in der die Autorin politisch-mediale Diskurse analysiert.

14 In ihrem Essay *The Mantra of Empowerment Talk* formuliert die Soziologin Nina Eliasoph (2016) ein neues Genre zivilgesellschaftlichen Engagements, welches sie als *the empowerment project* bezeichnet. Projekte, die sich diesem Format zurechnen lassen, existieren sowohl im ›Globalen Norden‹ wie im ›Globalen Süden‹. Trotz unterschiedlicher Ausrichtungen, Schwerpunkte und Zielgruppen teilen sie alle, so stellt die Autorin heraus, das Mantra der (Selbst-)Ermächtigung. Dieses gehe mit wiederkehrenden und vergleichbaren Dilemmata einher. Mögliche Herausforderungen verortet die Soziologin entlang dreier Dilemma-Cluster: »The first set arises when volunteers reach across a social distance to help needy people. The second arises when empowerment projects make the needy people themselves into volunteers. The third arises when projects try to appreciate people and cultures while transforming them.« (Ebd., S. 250)

chen Think Tanks ein moralischer Imperativ formuliert und kultiviert. Einzelne Bürgerinnen werden in diesem Zuge

dazu aufgefordert, über ein freiwilliges Engagement sowohl Verantwortung für sich selbst als auch für das allgemeine Wohl zu übernehmen. Diese neosoziale Anrufungspraxis wird begleitet durch das Versprechen, dass hiervon alle Beteiligten – im Sinne einer umfassenden Win-win-Situation – profitieren würden. (Neumann 2016, S. 15)

Eine freiwillige Tätigkeit wird sodann gekoppelt an die Zuschreibung der Bürgerschaft als solcher (ebd., S. 435): Durch freiwilliges Engagement würden sich Akteure »ihren Status als Bürgerin und Bürger [...] im eigentlichen Sinn erst [...] verdienen« (Pinl 2018, S. 57). Hierfür müssen sie von staatlicher Seite jedoch sensibilisiert werden, um nicht einem ihnen als inhärent zugeschriebenen Egoismus und der Bequemlichkeit zu verfallen:

Indem die Vorstellung einer aktiven, durch freiwilliges Engagement nicht nur sinnvollen, sondern auch selbstverantwortlich, produktiv und sozialverträglich verbrachten Freizeitgestaltung Verbreitung findet und sich in die dominante Wissensordnung einschreibt, soll diese Art der Freizeitgestaltung für jeden Bürger zur Selbstverständlichkeit werden und das durch die Symbole fernsehen und Sofa verkörperte passive Freizeitbild ablösen. (Neumann 2016, S. 275)

Freiwilliges Engagement gilt damit nicht länger als Privatangelegenheit, sondern wird als Allheilmittel gesellschaftlicher Krisenmomente erkoren, das es nicht nur gezielt staatlich zu fördern, sondern auch zu formen gilt (ebd., S. 270f.). Entsprechend haben sich in den vergangenen Jahren auch die Tätigkeitsfelder von Engagierten verschoben. Das Dispositiv bürgerschaftlichen Engagements wird dabei durch »ständige Wiederholungen, Notwendigkeitskonstruktionen, durch die Heranziehung statistischer Befunde und wissenschaftlichen Spezialwissens mit Wahrheit und Gültigkeit versehen und gleichsam zur Selbstverständlichkeit und Normalität erhoben [...]« (ebd., S. 277).

Die lukrative Rechnung, den Ausfall staatlicher Versorgungsstrukturen mit freiwilligem Engagement zu kompensieren, geht jedoch nicht auf, denn »[d]ie Engagementbereitschaft in einer Gesellschaft ist umso größer, je besser die sozialen Sicherheitssysteme ausgebaut sind und je weniger Ungleichheit herrscht« (Pinl 2018, S. 41). Versuche, gerade jene Zielgruppen für freiwilliges Engagement zu aktivieren, die oftmals selbst von Prekarität betroffen sind¹⁵, widersprechen eben jener Beobachtung, dass ehrenamtliches Engagement besonders dort anzutreffen ist und gut funktioniert, wo sich die Einzelne *nicht* über das tägliche Überleben Gedanken machen muss (Neumann 2016, S. 272). Das gilt auch für Patenschaftsprojekte. Ein Ehrenamt mache man nur dann, wenn es einem gut gehe, so die Projektkoordinatorin von WG. In einem informellen Gespräch im Sommer 2023 konkretisierte sie diese Beobachtung näher: Vielen Trägervereinen in Berlin seien

15 So etwa forderten Politiker der Christlich Demokratischen Union (CDU) sowie der Freien Demokratischen Partei (FDP) im Herbst 2023, dass Bürgergeld-Empfängerinnen gemeinnützige Arbeit bzw. Gemeinwohlarbeit leisten sollten.

die Studierenden als Freiwillige weggebrochen. Sie stellte das in einen direkten Zusammenhang mit deren Lebensverhältnissen, die sich nach der COVID-19-Pandemie zusehends prekariert hätten. Jedoch bedingen nicht nur finanzielle Ressourcen den Willen zum freiwilligen Engagement:

Bürger_innen, die über Erwerbsarbeit, Familie, Freundeskreis oder die Kirchenarbeit gut integriert sind, sind stärker engagiert als diejenigen, die weniger gut eingebunden sind. [...] Dies korrespondiert damit, dass Zugänge zum Engagement von sozialen Ungleichheiten und der unterschiedlichen Verfügung über soziales und kulturelles Kapital bestimmt werden. (Jakob 2018, S. 718)

Zugleich muss bedacht werden, dass über ehrenamtliche Tätigkeiten Kontakte, Erfahrungen und Fähigkeiten erworben werden, die im Bourdieu'schen Sinne den freiwillig Engagierten ermöglichen, weiteres soziales wie kulturelles Kapital anzuhäufen – was sich nicht zuletzt schwarz auf weiß in ihren Lebensläufen niederschlägt. Das verschafft ihnen weitere Vorteile gegenüber weniger privilegierten Mitgliedern der Gesellschaft. Freiwilliges Engagement kann also die Kluft zwischen den sozialen Klassen zusätzlich verschärfen (ebd., S. 722).

Eine moralische Anrufungspraxis, die Bürgerschaft an freiwilliges Engagement knüpft und »unter dem Signum der Eigenverantwortung und -initiative zur tätigen Selbstsorge im Interesse der kollektiven Wohlfahrt« (Neumann 2016, S. 436) auffordert, legt zugleich eine meritokratische Logik offen. Vergleichbar mit der oben beschriebenen Bringschuld von Migrantinnen werden strukturelle Problemlagen auch hier in den individuellen Verantwortungsbereich verlagert:

Freiwilliges Engagement folgt in diesem Kontext sowohl einer individuellen Logik, da Verantwortung für die Lösung persönlicher Probleme oder den Erhalt der arbeitsmarktrelevanten Kompetenzen gezeigt werden soll, als auch insofern einer sozialen Logik, als hiermit die Hoffnung verbunden wird, Krisenerscheinungen zu überwinden, personelle Versorgungslücken zu schließen oder die ökonomische Wettbewerbsfähigkeit insgesamt zu steigern. (Ebd., S. 436)

Im Zuge der Aktivierung des brachliegenden Potenzials ehrenamtlichen Engagements kommt es auch vermehrt zu einer Monetarisierung, sprich einer – in den meisten Fällen äußerst geringen – Bezahlung entsprechender Tätigkeiten, wodurch diese näher an die Lohnarbeit gerückt werden. Dies ist in verschiedener Hinsicht problematisch.¹⁶ Einerseits werden damit Engagementformen von dem Grundprinzip der Freiwilligkeit gelöst, da Engagierte vielfach auf die ihnen gezahlten Aufwandsentschädigungen, die deutlich unter dem Mindestlohn liegen, angewiesen sind. Der Mindestlohn wird untergraben und unterbezahlten Arbeitsverhältnissen eine vermeintlich moralisch legitimierte Plattform geboten. Damit verbunden weicht eine Bezahlung ehrenamtlicher Tätigkeit den Anspruch der Engagierten auf individuelle Sinnstiftung und ein Ausleben persönlicher

16 Die Problematik einer solchen Angleichung ehrenamtlicher/freiwilliger Tätigkeiten an (Lohn-)Arbeit hat Jakob (2001) herausgearbeitet.

Fähigkeiten auf, da sie womöglich entsprechende individuelle Bedürfnisse und Fähigkeiten der (prekären) Entlohnung unterordnen. Darüber hinaus werden hauptberuflich Tätige in ein Konkurrenzverhältnis zu den Ehrenamtlichen gesetzt und damit ihre berufliche Expertise in Frage gestellt. Es entstehen Spannungen in Feldern der sozialen Arbeit, die vielfach auf das Ineinandergreifen hauptberuflicher und ehrenamtlicher Tätigkeitsbereiche angewiesen sind (Jakob 2015, S. 2f.).¹⁷

Entgegen dieser Kritik an einer Monetarisierung ehrenamtlicher Tätigkeiten ließe sich argumentieren, dass eine Nicht-Bezahlung, wie sie in den meisten Patenschaftsprojekten in Berlin, die ich im Verlauf meiner Forschung kennenlernen durfte, Usus ist, eine fehlende Wertschätzung und Anerkennung von Care-Arbeit im Format der Patenschaften reproduziert. Von Bedeutung ist dabei, dass Fürsorgetätigkeiten auch im freiwilligen Sektor überwiegend von Frauen ausgeübt werden:

Was die Arbeitsinhalte der weiblichen Ehrenamtlichen anbelangt, sind die Übergänge zu der von Frauen im privaten Rahmen geleisteten Sorge-Arbeit fließend: Frauen im Ehrenamt sind ganz überwiegend mit Care-Arbeit beschäftigt, mit Sich-Kümmern und mit direkter menschlicher Zuwendung. Das kennen die meisten aus ihren Familien. [...] Fast alles, was Frauen ehrenamtlich machen, ist öffentlich nicht so gut sichtbar wie die Funktionen als Vereinsvorsitzender, Sportobmann oder Ratsherr. Das passt gut zum anerzogenen Sozialcharakter, den Vorstellungen, niemand zur Last zu fallen, sondern im Gegenteil, sich nützlich zu machen, wo immer es geht. [...] Männer treffen wir eher in klassischen, traditionellen Ehrenämtern, im Rettungswesen und Katastrophenschutz, in der Kommunalpolitik, im Justizwesen (Schöffen), als Jugendleiter, in Aufsichtsgremien der Sozialversicherung, in den Ehrenämtern öffentlich-rechtlicher Kammern oder Berufsverbänden, als Präsident von dies und Vorsitzender von das, in Funktionen die bisweilen mit hohen Aufwandsentschädigungen versehen sind. [...] Überspitzt ausgedrückt: Ehrenamtliche Betätigung, bei der kein *return on investment* zu erwarten ist, wird gern Frauen überlassen. (Pinl 2018, S. 16f; Herv. i.O.)

Aufgrund der beschriebenen Problematik hinsichtlich einer Monetarisierung freiwilligen Engagements kann die Lösung für die Ausbeutung (weiblicher) Care-Arbeit im freiwilligen Sektor meiner Ansicht nach nicht beinhalten, Patinnen für ihre Tätigkeiten zu bezahlen. Vielmehr müssen verlässliche Finanzierungsstrukturen geschaffen werden, die die hauptberufliche Koordinationsarbeit mit den entsprechenden Ressourcen ausstatten, um die anspruchsvolle ehrenamtliche Tätigkeit zu ermöglichen.¹⁸ Hierdurch würde zugleich der haupt- und ehrenamtlichen Arbeit mehr politisch-öffentliche Anerkennung zukommen. Dazu müssten auch die weiteren Unterstützungsangebote für die Zielgruppen – im Falle meiner Forschung Familien mit Fluchterfahrung – drin-

17 Lorenzen und Zifonun (2011) betrachten die Folgen der Verdrängung und Ersetzung von professionellen Angeboten für das Feld der Patenschaften.

18 Vorschläge zur Verbesserung der Engagementförderung bietet etwa Gisela Jakob (2001, S. 184ff.). Die Professorin für Soziale Arbeit verweist hier neben einer Flexibilisierung des Übergangs zwischen Erwerbsarbeit und freiwilligem Engagement auf die Bedeutung des Ausbaus einer Infrastruktur der lokalen Engagementlandschaft sowie auch auf die Wichtigkeit einer Anerkennungskultur gegenüber freiwilligem Engagement.

gend ausgebaut werden. Beides ist jedoch Bestandteil des dritten Sektors, der in den vergangenen Jahren starken finanziellen Kürzungen unterzogen wurde.

3.2.2 Zwischen Selbstverwirklichung und (gesellschaftlicher) Verantwortung

Die Engagierten selbst verstehen ihr Engagement heute nicht mehr in erster Linie als Dienst und Verpflichtung [...]. [An deren Stelle tritt hingegen] die Erwartung, mit dem eigenen Engagement die Gesellschaft mitzugestalten und etwas Sinnvolles tun zu wollen als auch Ansprüche, damit Erfahrungen zu machen, die für die eigene Person wichtig sind. Gemeinwohlbezogene und selbstbezogene Haltungen bilden ein Amalgam, das zur Sinngrundlage für das freiwillige Engagement wird. [...] Das Engagement knüpft an den eigenen biographischen Erfahrungen an und wird Teil der persönlichen Entwicklung. (Jakob 2015, S. 7; vgl. Jakob 1993, 2001)

Der hier beschriebene Wandel in der Sinnzuschreibung und in den Tätigkeitsbereichen von freiwilligem Engagement spiegelte sich auch in der Motivation vieler Pat:innen wider, die ich im Verlauf meiner Forschung kennenlernte. Viele von ihnen betonten neben gemeinwohlbezogenen Aspekten eigene Bedürfnisse, die sie mit der Patenschaft zu erfüllen hofften: Sie wünschten sich mehr Austausch in der Nachbarschaft sowie familiäre Bezüge – gerade wenn sie selbst neu in Berlin waren. Ihnen fehlte der übergenerationale Kontakt – gerade jener zu Kindern – und sie betonten ihr Bedürfnis nach mehr Zwischenmenschlichkeit – besonders dann, wenn der Beruf diesbezüglich dünn aufgestellt war. Viele äußerten, selbst Spaß an den gemeinsamen Aktivitäten anzustreben. In den komplexen Motivlagen fand sich bei vielen Freiwilligen also der Wunsch wieder, mit der Patenschaft eine Tätigkeit, bzw. Kontakte zu etablieren, die ihr Familien- und Berufsumfeld komplettierten. Derartige Anknüpfungspunkte an die eigenen biografischen Erfahrungen bezeichnet Gisela Jakob als *biografische Passung*. Sie hält diese für eine Voraussetzung, damit überhaupt ein längerfristiges und bedeutsames Engagement entstehen kann:

Biografische Passung bezeichnet einen Sachverhalt, nach dem zwischen den Rahmenbedingungen und Anforderungen des jeweiligen Engagements und den biografischen Voraussetzungen und Erwartungen der Engagierten Bezüge hergestellt werden können. Derartige Passungen werden durch familiäre und persönliche Ereignisse, aber auch durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen ermöglicht. Letztere können sich günstig, aber auch einschränkend auf die biografische Entwicklung auswirken. (Jakob 2018, S. 719)¹⁹

Demnach könnten freiwillige Tätigkeiten »jederzeit begonnen oder beendet werden, wenn Probleme auftreten oder wenn sich die persönlichen Relevanzen der Engagierten verändern« (Jakob 2001, S. 179). Dennoch sind Verträge in Tätigkeiten, die ein Engagement über mehrere Monate oder Jahre festlegen, durchaus üblich – so auch in den

19 Derartige Passungen können sich laut Jakob (2018, S. 719ff.) etwa auf Erfahrungen von Verletzung und Verlust, auf Lebensphasenübergänge oder auch eine fehlende soziale Integration beziehen, mit denen das Engagement einen neuen Umgang verspricht.

Patenschaftsprojekten von WG. Sie sind jedoch nicht rechtlich bindend. Stattdessen werden derartige Verträge als Ausdruck einer Ambivalenz interpretierbar zwischen der Möglichkeit, das Engagement jederzeit zu beenden, sollte es seine (biografische) Passung verlieren, und der Notwendigkeit, eine Verbindlichkeit herzustellen. Denn die Freiwilligkeit, die auch WG und dessen Pat:innen an verschiedener Stelle immer wieder betonten, hat in Tätigkeitsfeldern, deren Grundlage soziale Nahbeziehungen sind, ihre Grenzen: Ehrenamtliche übernehmen mit den Beziehungen – und das trifft auf Patenschaften mit (geflüchteten) Kindern besonders zu – eine große Verantwortung. Es kann für die Kinder schädliche Auswirkungen haben, wenn eine Beziehung abrupt endet. Dieser Aspekt wurde von Trägervereinen in Berlin gerade zu Beginn der Patenschaft wiederholt hervorgehoben. Dabei wurde die Vulnerabilität der Kinder betont und die Ehrenamtlichen für die Wichtigkeit sensibilisiert, auch ein etwaiges Ende der Patenschaft positiv zu gestalten, damit alle Beteiligten die Erfahrung abschließen können und die Gründe hierfür nicht bei sich selbst suchen.

Der Aspekt der Verantwortung von freiwillig Engagierten lässt sich von dieser zwischenmenschlichen Dimension auch auf eine gesellschaftliche Ebene ausweiten. So formulierte in einem Interview etwa eine ehemalige Freiwillige, die eine enttäuschende Erfahrung in einer Erwachsenenpatenschaft erlebte, ihren Selbstanspruch folgendermaßen: »Irgendwie bedeutet mir diese Idee ziemlich viel, dass man irgendwie nicht nur für sich selber lebt eigentlich. Aber ich finde das ganz schwer, das umzusetzen.« (Interview 19.03.2019) Patenschaften umfassen als zivilgesellschaftliche Form der Geflüchtetenarbeit Tätigkeiten, auf die die Gesellschaft angesichts einer zunehmenden Diversifizierung und den damit einhergehenden Herausforderungen angewiesen ist. Pat:innen, denen ich im Verlauf meiner Forschung begegnete, äußerten wiederholt ein Pflichtgefühl, der Gesellschaft etwas zurückgeben und ihren persönlichen Beitrag zu den spezifischen Herausforderungen im Migrations- und Integrationsgeschehen leisten zu wollen. Ein Interviewausschnitt mit einem Paten, das auf der Internetseite von WG veröffentlicht wurde, illustriert diesen Aspekt treffend:

Wieso engagierst du dich?

Jacob: Weil ich der Meinung bin, dass zu viele Geflüchtete nicht die Möglichkeit haben, sich in unserer Gesellschaft zurechtzufinden und ihre Potenziale zu entfalten, und wir die Verantwortung für eine »gelungene Integration« nicht nur dem Staat und den Geflüchteten selbst zuschieben können. Mein Ziel ist es, Daher und seiner Familie zu helfen, sich in Deutschland wohl zu fühlen und ihre Zukunft mit möglichst wenig Einschränkungen gestalten zu können.

In einem Wort:

Jacob: Engagement ist Mitwirkung. (WIR GESTALTEN e.V. 2023)

Ein solches bürgerliches Verantwortungsgefühl – etwas für die Gemeinschaft zu tun, dieses etwas zurückgeben zu wollen, sich an der gesamtgesellschaftlichen Aufgabe der Integration beteiligen zu wollen – wird vermittelt moralisierender Apelle einer »neosoziale[n] Anrufungspraxis« (Neumann 2016, S. 15) von staatlicher Seite zielgerichtet kultiviert:

Bürgergesellschaft heißt, sich von der Vorstellung der Allzuständigkeit des Staates zu verabschieden, zuzulassen und zu fordern, dass Bürgerinnen und Bürger in größerem Maße für die Geschicke des Gemeinwesens Sorge tragen. Bürgergesellschaft ist eine Gesellschaft selbstbewusster und selbstverantwortlicher Bürger, eine Gesellschaft der Selbstermächtigung und Selbstorganisation. (Deutscher Bundestag 2002, 76; zitiert in Pinl 2018, S. 44f.)

Ein dergestalt kultiviertes Verantwortungsgefühl kann von großer Bedeutung werden, wenn Pat:innen in den Beziehungen zu Patenfamilien mit einem hohen Grad an sozioökonomischer Prekarität und einer entsprechenden Hilfebedürftigkeit konfrontiert werden (so zum Beispiel Hilfe bei der Wohnungssuche, Unterstützung bei Behörden und Ämtern, schulische Nachhilfe). Die Freiwilligen müssen sich dann gegenüber Bedürfnissen und Hilfesuchen der Patenfamilien positionieren, die sie vielfach nicht erfüllen können. Laut Definition der Tätigkeitsbereiche und Rollen, in denen Pat:innen in ihren Patenschaften bei WG aktiv werden sollten, wurde diese Art der Hilfestellung von ihnen nicht verlangt. Ganz im Gegenteil: Sie wurden von Anbeginn von den Koordinatorinnen dafür sensibilisiert, sich etwa gegenüber Bitten zu behördlicher Unterstützung abzugrenzen und ihre Kapazitäten nicht zu strapazieren. Pat:innen sind zu einer solchen Abgrenzung jedoch vielfach nicht in der Lage, wenn sie miterleben, an wie vielen Ecken und Enden die Familien auf Unterstützung angewiesen sind. Die prekären Lebenswelten von Patenfamilien werden nicht zuletzt von fehlenden, exkludierenden oder unzureichend aufgestellten staatlichen Unterstützungsangeboten hervorgebracht und/oder verschärft. Die ehrenamtlich Tätigen verstehen dann zumeist schnell, dass die Familien vielfach keine anderen Möglichkeiten haben oder kennen, sich Hilfe zu holen:

Gibt es niemanden, der die anfallende Arbeit – das Ausfüllen eines Antrags auf Leistungen des Jobcenters, das Erstellen einer Bewerbung für einen Ausbildungsplatz oder das Einspringen, wenn am Ende des Monats kein Geld für Essen mehr vorhanden ist – übernimmt, sind Ehrenamtliche häufig nicht in der Lage, sich auf einen klar abgegrenzten Verantwortungsbereich zurückzuziehen. (Gozzer 2022, S. 37)

Pat:innen stehen dann vor der Wahl, Aufgaben zu übernehmen, für die sie sich nicht vorbereitet fühlen und die ihre emotionalen, finanziellen und/oder zeitlichen Kapazitäten strapazieren, oder Hilfesuche bewusst und eindeutig abzulehnen beziehungsweise ihnen auf eine subtilere Weise auszuweichen. Inwiefern dies für die Beteiligten möglich ist, ist nicht nur von den Bedingungen in der Patenfamilie, der Dringlichkeit ihrer Hilfesuche sowie dem Patenschaftsverhältnis selbst abhängig, sondern auch von den Persönlichkeiten der Pat:innen. Herausfordernd gestaltet sich eine solche Abgrenzung besonders vor dem Hintergrund der Aufforderung an Pat:innen, sich sensibel in ihr Gegenüber einzufühlen, dieses zu fördern, dessen Grenzen und Bedürfnisse wahrzunehmen und eine zwischenmenschliche Nahbeziehung aufzubauen. Es ist nur allzu verständlich, dass dabei eine situative Abgrenzung gegenüber einer komplexen und meist existenziellen Prekarität vielen Pat:innen schwerfällt. Die Aufforderung, diese Verhältnisse wahrzunehmen, zuzuhören und auszuhalten, ohne einem Handlungsimpuls nachzugeben, ist anstrengend. Hinzu kommt das Gefühl vieler Pat:innen, mit der Patenschaft

auch eine gesellschaftliche Verantwortung übernommen zu haben, was die Wahrung der eigenen Kapazitätsgrenzen noch einmal erschweren kann.

An der Schnittstelle zwischen der Suche nach individueller Selbstverwirklichung und sinnhaften Tätigkeiten einerseits sowie der Verantwortung gegenüber den Patenkindern und ihren Familien und der Notwendigkeit zivilgesellschaftlichen Mitwirkens bei der Bewältigung gesamtgesellschaftlicher Herausforderungen andererseits kann somit ein Spannungsmoment entstehen. Hier treffen individuelle Ansprüche, Bedürfnisse und Grenzen auf soziale und gesellschaftliche Verpflichtung. Dieses Spannungsmoment lässt sich mit den Begriffen der beiden Anthropologinnen Susanna Trnka und Catherine Trundle (2014; vgl. Trnka/Trundle 2017) als *competing responsibilities* oder als *multiplicity of responsibility* beschreiben. Damit zeigen die Autorinnen auf, »how neoliberal ›responsible‹ subjects exist within a matrix of dependencies, reciprocities, and obligations« (2014, S. 150)²⁰: Pat:innen sollen einerseits für sich selbst sorgen und eintreten, indem sie sich etwa eigenverantwortlich gegenüber Forderungen der Patenfamilien abgrenzen und ihre eigenen Kapazitäten im Blick behalten. Andererseits wird ihnen als zivilgesellschaftlichen Akteuren eine Mitverantwortung für den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhalt übertragen, zu dem die soziale Integration neu Hinzugekommener ebenso gehört wie die Sorge für und die Unterstützung von sozioökonomisch benachteiligten Akteuren. An dieser Stelle wird ein Wertedilemma sichtbar. So sehen sich viele Angehörige des hier betrachteten sozialen Milieus einerseits mit dem Ideal der Selbstfürsorge und der Aufforderung zur Abgrenzung konfrontiert, die sich aus individualzentrierten Personenkonzepten ableiten (s. 4.2.4). Andererseits reflektieren die gleichen Akteure Notwendigkeiten kollektiver Verantwortungsübernahme, womit sie Abhängigkeiten zwischen den verschiedenen Teilen der Gesellschaft betonen, was wiederum erfordert, das Selbst zurückzunehmen.

Ein Beispiel: An einem Ehrenamtsabend in den nunmehr renovierten Räumlichkeiten der Kirche, tauschen wir – das sind die beiden Koordinatorinnen, sieben Pat:innen und ich – uns über unsere Erfahrungen in der Patenschaft aus. Die allgemeine Vorstellungsrunde nimmt den Großteil des Austauschs ein und wie immer sprudelt es aus allen Anwesenden förmlich heraus. Die Möglichkeit, von der eigenen Patenschaft zu berichten und von Menschen mit vergleichbarer Erfahrung Feedback und eigene Anekdoten zu hören, scheint alle Anwesenden geradezu in einen Bann zu ziehen. Als Mirjam und Kerstin später den Abend ausklingen lassen, fragen sie in die Runde, ob es noch weitere Anliegen oder Fragen gebe. Eine Frau meldet sich zaghaft. Sie war zuvor die letzte in der Runde, die von ihrer Patenschaft berichtete. Sie teilt nun mit uns ausführlich die schwierigen Umstände, die sie stets in der Familie vorfindet. Obwohl ihre Patenschaft bereits drei Jahre besteht, besucht sie die Familie aktuell mehrmals wöchentlich. Das ist ungewöhnlich. Bei derartigen Langzeitpatenschaften wird der Turnus der Treffen zumeist unregelmäßiger und die Abstände größer. Der Antrieb dieser Patin entspringt dabei weniger ihrem eigenen Bedürfnis, wie sie uns erklärt, als ihrer Einschätzung, dass die Familie so viel Unterstützung benötige. Die häufigen Besuche sind zusätzlich anstrengend, weil

20 Die beiden Autorinnen verweisen damit auf die Vielschichtigkeit von Motiven für und Praktiken der Verantwortungsübernahme, die sich nicht auf eine neoliberale Aktivierungspolitik reduzieren lässt.

sich die Fahrtzeit nach dem letzten Umzug der Familie an den äußeren Stadtrand Berlins um ein Vielfaches verlängert hat. Die offizielle Patenschaft führt die Freiwillige mit dem drittältesten Kind der Familie. Jedoch bitten auch dessen Geschwister die Patin seit einiger Zeit zunehmend um Unterstützung bei schulischen Aufgaben oder bei der Suche nach und Bewerbung für Praktika. Da sie wisse, wie wichtig diese Dinge sind, sei es ihr ein Anliegen, den Bitten nachzukommen, so rechtfertigt sie sich. Sie stößt dabei jedoch zunehmend an ihre Grenzen. Ebenfalls teilt sie mit uns ihre Unsicherheit, ob eine Kindeswohlgefährdung vorliege, wenn über mehrere Tage keine Aufsichtsperson anwesend sei. Sie wolle der Mutter auf keinen Fall weitere Probleme verursachen, wisse jedoch auch nicht, ab welchem Punkt sie diesbezüglich handeln *müsse*. Die Gesichter in unserer Runde sind einigermaßen ratlos, die Stimmung ist nunmehr gedreht. Empathische Anteilnahme legt sich atmosphärisch über die Anwesenden. Auch die beiden Koordinatorinnen scheinen zunächst unschlüssig, was sie hierauf raten können. Sie vergewissern der Frau zunächst, dass sie in derartigen Fällen natürlich immer sie als Koordinatorinnen kontaktieren könne. Diese Zusicherung ist in derartigen Situationen meist die erste Reaktion. Die Betroffenen sollen aus der gefühlten Isolation ihrer Erfahrung und der Wahrnehmung, bei deren Bewältigung auf sich allein gestellt zu sein, herausgeführt werden. Ich habe den Eindruck, dass die Patin dankbar dafür ist. Sie äußert jedoch zugleich, dass sie die Koordinatorinnen auch nicht belasten wolle. Offensichtlich hält sie sich mit ihrem Bedürfnis, in der für sie herausfordernden Situation Unterstützung zu erbitten, stark zurück. Dass sie sich dennoch äußert, ist ein Hinweis auf ihren Leidensdruck. Damit gibt sie ein äußerst eingängiges Gegenbeispiel zu ihrem Sitznachbarn, der ebenfalls bereits mehrjährige Patenschaften zu zwei Jugendlichen pflegt. Dieser scherzt sogleich, dass er die Koordinatorin gerade zu Beginn der Patenschaften ständig angerufen und um ihre Einschätzung zu unterschiedlichen Gegebenheiten gebeten habe. Inwiefern die Beteiligten das Angebot, die Koordinatorinnen bei Fragen, Zweifeln und Herausforderungen zu kontaktieren, tatsächlich in Anspruch nehmen, lässt sich natürlich nicht pauschal auf eine Geschlechterbinarität reduzieren.²¹ Mein Eindruck ist jedoch, dass gerade jüngere Frauen häufiger Schwierigkeiten haben, sich in Patenschaften entlang ihrer eigenen Bedürfnisse abzugrenzen und auch trotz belastender Situationen zögerlicher sind, eine Beratung durch die Koordinatorinnen in Anspruch zu nehmen. Die Situation der Frau bleibt an diesem Abend ungelöst. Die Koordinatorinnen vereinbaren mit der Patin, noch einmal in einem gesonderten Treffen das Thema zu besprechen.

Als ich im Anschluss mit den beiden Koordinatorinnen allein zurückbleibe, kehren wir in unserem Austausch noch einmal zu der Patin und ihrem Anliegen zurück. Für Mirjam ist die Situation klar: Die Patin muss sich dringend abgrenzen. Als ich meine Verwunderung darüber äußere, dass sie nach beinahe drei Jahren bis zu dreimal wöchentlich die Familie aufsucht, resümiert Mirjam knapp, dass das auch einfach zu viel sei. Sie *müsse* sich abgrenzen, so unterstreicht die Koordinatorin noch einmal. Weil das so wichtig sei, vermittelten sie das neuen Pat:innen bereits vor und zu Beginn ihrer Patenschaft wiederholt, erklärt sie mir. Die Koordinatorin hebt zugleich hervor, wie herausfordernd Patenschaften sein können, denn die Pat:innen seien in den Beziehungen allein. Man

21 Besonders weil der Geschlechterproporz bei WG so unausgeglichen ist, lässt sich hier keine direkte Korrelation feststellen.

übertrage den Ehrenamtlichen eine ungeheure Verantwortung. An der hier beschriebenen Situation verdeutlicht sich, dass eine Überforderung mit der ihnen übertragenen Verantwortung besonders dann auftreten kann, wenn die Ehrenamtlichen mit Bedürfnissen und existentiellen Schieflagen im Leben der Patenfamilien konfrontiert werden, die ihre Kompetenzen und Kapazitäten (über-)strapazieren. Beinahe alle Pat:innen, mit denen ich mich austauschte, konnten über eine Erfahrung berichten, in der sie sich gegenüber derartigen Bedürfnissen positionieren mussten. Die Patin in der hier dargestellten Situation erhält schließlich eine externe Supervision zu ihrem Anliegen.

Verkompliziert werden derartige Situationen, wenn weitere Akteure sich der freiwilligen/ehrenamtlichen Natur der Tätigkeit nicht bewusst sind oder diese nicht richtig einordnen können. Dann sind es nicht nur die Patenfamilien, die hoffen, in den Pat:innen Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft gefunden zu haben, die im behördlichen Dschungel den Überblick behalten – eine Hoffnung, die allzu häufig enttäuscht wird. So berichtete mir Mirjam von einem weiteren Fall, in dem eine Familienhelferin des Jugendamtes beklagte, dass die Patin in den von ihr als problematisch eingestuften familiären Verhältnissen nicht aktiv(er) geworden sei. Die Koordinatorin klärte die Mitarbeiterin daraufhin zunächst einmal über die Tätigkeits- und Verantwortungsbereiche von *ehrenamtlichen* Pat:innen auf. Die Familienhelferin hatte hiervon bis dato keine Kenntnis. Sie erklärte hingegen, dass in der Erarbeitung des Umgangs mit der Familie eine Patenschaft einer der Interventionsmodi gewesen sei, die mit der Familie vereinbart worden seien. Sie war sich nicht im Klaren darüber, dass eine Patin über keinen professionellen Hintergrund verfügte.

Die Bedeutung der mitunter prekären Lebensbedingungen der Patenfamilien für die Patenschaftsbeziehung ist jedoch komplex: Wenn Pat:innen wahrnahmen, dass ihre Patenkinder nicht ›bedürftig genug‹ waren, konnte dies ebenfalls Irritationen hervorrufen. Ich war mehrfach anwesend, wenn Koordinierende – von WG, aber auch aus anderen Projekten des KiPa-Netzwerkes – berichteten, dass Ehrenamtliche eine Patenschaft mit geflüchteten Kindern bevorzugten, da sie davon ausgingen, dass bei diesen die Hilfsbedürftigkeit am größten sei. Das eigene Engagement sollte dort investiert werden, wo es den größtmöglichen Nutzen versprach: Je prekärer die lebensweltlichen Bedingungen der Kinder, umso größer die positiven Auswirkungen des eigenen Engagements, so die zugrundeliegende Vorstellung. In einer Reflexionsrunde unter Pat:innen im Frühjahr 2023 äußerte eine anwesende Patin, dass sie nicht wirklich wisse, was ihre Rolle und Aufgabe in der Familie sei. Das Kind sei gut in der Schule, sprachlich gewandt und gehe verschiedenen Hobbies nach. Die Freiwillige fragte sich, ob es wirklich eine Patenschaft brauche. Der schmale Grat zwischen einer vielfach als notwendig betrachteten und ›erwünschten‹ Bedürftigkeit des Patenkindes für das ehrenamtliche Engagement einerseits und der Gefahr einer Überforderung der Ehrenamtlichen wurde in dieser Reflexionsrunde besonders greifbar: Ein weiterer anwesender Pate artikuliert seine Unsicherheit angesichts des hohen Unterstützungsbedarfes der Patenfamilie. Die Familie benötige, so seine Einschätzung, an so vielen Stellen Hilfe, dass er nicht wisse, wann er sich noch sinnvoll mit seinen Patenjungen beschäftigen könne. Er war schlicht überfordert angesichts der komplexen Bedürfnislage und unsicher, wo er seine Ressourcen am sinnvollsten einbringen konnte.

3.2.3 Kontrolle zivilgesellschaftlicher Engagementstrukturen

Die wachsende Notwendigkeit, zivilgesellschaftliches Engagement in entstandenen Lücken eines gekürzten Sozialstaates einzusetzen, geht mit einer Entwicklung hin zu staatlicher Kontrollausübung einher. Moralisierende Verantwortungsappelle zur Aktivierung des brachliegenden Engagementpotenzials entlang der entstandenen Leerstellen werden vor diesem Hintergrund als Modus des Regierens freiwilliger Tätigkeiten interpretierbar. Neben diesen rhetorischen Modi lassen sich unmittelbare staatliche Zugriffe auf die Engagementlandschaft in Deutschland feststellen:²²

Die [...] Entwicklungen lassen nach einer Phase der Aufwertung Versuche der Einhegung und Reglementierung von bürgerschaftlichem Engagement und Zivilgesellschaft sichtbar werden. Instrumente klassischer staatlicher Steuerung und die Abhängigkeit zivilgesellschaftlicher Organisationen von öffentlichen Mitteln erleichtern es, auf Zivilgesellschaft zuzugreifen, sie zu disziplinieren und Engagement als Ausgleich für Versorgungslücken im sozialstaatlichen System zu nutzen. (Jakob 2021, S. 96)

Als Beispiel für staatliche Steuerung lässt sich das Programm »AUF!leben – Zukunft ist jetzt« der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung anführen, das bei der Bewältigung der COVID-19-Pandemie und ihrer Folgen für Schule, soziale Beziehungen und Alltagsstrukturen helfen sollte. Darin war auch ein Förderschwerpunkt Mentoring enthalten. Das Programm war Teil des Aktionsprogramms »Aufholen nach Corona«, das von der Bundesregierung gefördert wurde. Der Begriff des *Aufholens* ist dabei für sich allein betrachtet bereits fragwürdig. Was soll, was kann aufgeholt werden? Die schulischen Versäumnisse? Freizeitliche Aktivitäten? Gemeinsame Zeit in bedeutsamen zwischenmenschlichen Beziehungen? Obwohl sich nichts davon aufholen lässt, vermittelt der Programmtitel den (Ein-)Druck, dass das Verpasste ausgeglichen und kompensiert werden könne und müsse.

WG war durch die Förderung, die es durch dieses Programm erhielt, in der Lage, Patenschaften an jene Kinder und Jugendliche zu vermitteln, die von den Folgen der COVID-19-Pandemie besonders stark betroffen waren. Das Programm richtete sich damit dezidiert nicht mehr nur an Geflüchtete. Der Verein vermittelte in diesem Zeitraum vermehrt Patenschaften an Kinder, die vormals das Kiezcafé besuchten. Viele von ihnen hofften zu diesem Zeitpunkt schon lange auf eine Patenschaft. Die Förderung war allerdings in finanzieller Hinsicht äußerst spärlich und zudem auf eine kurze Zeitspanne festgesetzt. Die formalen Vorgaben zeugten davon, dass die Mittelgeber nicht mit der Praxis der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften vertraut waren beziehungsweise diesen zuwiderhandelten: So wurden Gelder für eine Patenschaft erst dann monatlich an den Verein ausgezahlt, wenn die Beteiligten den Patenschaftsvertrag unter-

22 In dem Artikel *Engagementpolitik. Zwischen Randständigkeit und Reglementierung* kritisiert Jakob (2021, S. 94f.) hinsichtlich einer Reglementierung der Engagementtätigkeiten neben der Deutschen Stiftung für Engagement und Ehrenamt, mit der auf Bundesebene ein Instrumentarium zur Kontrolle lokaler Initiativen geschaffen wurde, auch die Aberkennung der Gemeinnützigkeit von Organisationen wie Attac und Campact aufgrund der politischen Ausrichtung ihrer Arbeit.

zeichnet hatten. Diese Vorgabe offenbarte völliges Unverständnis gegenüber dem enormen Arbeitsaufwand, der der finalen Vermittlung normalerweise vorweg geht und entsprechend dieser Förderlogik unbezahlt blieb. Die Mittel des Programms waren zudem auf ein knappes Jahr beschränkt, was die Frage nach der Finanzierung der Begleitung der Tandems über diesen Zeitraum hinaus offenließ. Dauerten die Patenschaften länger an, so war der Verein gezwungen, die entsprechenden Arbeitsstunden aus anderen Töpfen zu finanzieren.²³

Darüber hinaus waren Koordinierende angehalten, die Regelmäßigkeit der Patenschaftstreffen wöchentlich zu dokumentieren. Ich erinnere, dass auch ich im späteren Verlauf meiner Patenschaft monatlich die Stunden, die ich mit meiner Patenjugendlichen und deren Familie verbrachte, dokumentieren musste. Die Aufforderung hierfür kam vom Berliner Senat, von dem mit dem Projekt »1zu1 für Flüchtlingskinder Wedding« 20 Patenschaften im Verein finanziert wurden. Es galt der Hinweis, dass nur die tatsächlich gemeinsam verbrachten Stunden aufzuführen seien – nicht der Hin- und Rückweg, etwaige Vorbereitungen für die Treffen oder Unterstützungen bei behördlichen Angelegenheiten für die Familie. Die Koordinatorin Kerstin entschuldigte sich hierfür in jeder E-Mail, in der sie die Pat:innen zur Dokumentation aufforderte, von Neuem. Es war ihr sichtlich unangenehm, den Ehrenamtlichen einen zusätzlichen Aufwand zu beschreiben. Zudem barg diese Nachfrage die Gefahr, dass sich Ehrenamtliche, die sich in Zeiten der COVID-19-Pandemie nunmehr seltener mit ihrem Patenkind trafen, die gemeinsamen Stunden als zu gering einstufen und hierfür Schuldgefühle und Scham empfinden. Mirjam erklärte mir wiederholt, dass sie die Ehrenamtlichen dann entsprechend bestärken musste. Sie versicherte ihnen, dass es derzeit vielen Pat:innen so ging. Natürlich bedeutete dieser Dokumentationszwang auch für die Koordinatorinnen einen zusätzlichen Arbeitsaufwand und das Unwohlsein, das sie mit dieser Aufgabe verbanden, wurde zu einer zusätzlichen affektiv-emotionalen Belastung. Im Rahmen des Corona-Aufholprogramms verschärfte sich der Kontrollzwang, der den Koordinator:innen aufgebürdet wurde, beträchtlich. Nunmehr musste wöchentlich einer Auskunft über die abgeleiteten Stunden nachgekommen werden. Mirjam beklagte mir gegenüber wiederholt ihr Unverständnis hierüber: Es handele sich doch schließlich um eine freiwillige Tätigkeit – ein Ehrenamt! Sie empfand es als falsch und unzumutbar, dieses derartig zu kontrollieren.

Doch genau hierum geht es in der neuen Logik bürgerschaftlichen Engagements allzu häufig: Es ist das Gegenteil einer »sensible[n] Förderpolitik [...], die rechtliche, institutionelle und organisatorische Barrieren für Bürgerengagement beseitigt und förderliche Rahmenbedingungen für Partizipation und Mitgestaltung schafft« (Jakob 2001, S. 184). Die beschriebenen Kontrollmechanismen führten dazu, dass sich die Freiwilligen nunmehr – häufig analog zu ihrem Berufsleben – auch im Rahmen ehrenamtlicher Tätigkeiten mit einem Leistungsdruck und einer Nachweispflicht konfrontiert sahen. Aus-

23 Eine Förderung, bei der den Trägervereinen für einen begrenzten Zeitraum ein Festbetrag pro vermittelter Patenschaft gezahlt wird, unterscheidet sich von den sonst üblichen Finanzierungen, in denen Vereine mitunter ebenfalls eine bestimmte Zahl vermittelter Patenschaften für einen Zeitraum nachweisen müssen, die Förderung selbst jedoch keinen solchen Provisionscharakter aufweist.

gefallene Patenschaftstreffen mussten theoretisch nachgeholt werden. Das würde, so Mirjam, einen enormen Druck bei den Ehrenamtlichen erzeugen, da ihnen das Gefühl vermittelt würde, »liefern zu müssen«. Die Koordinierenden gerieten dadurch in einen ernsthaften Interessenkonflikt: Die Beziehung zwischen Ehrenamtlichen und Koordinator:innen baue, so erklärte mir eine der Letzteren, auf gegenseitigem Vertrauen auf, was dadurch empfindlich irritiert werden konnte.

Neben Kontrollmechanismen, die auf die Aktivierung freiwilliger Tätigkeiten von Bürgerinnen abzielen und die mittels staatlicher Finanzierungen (s. kommender Abschnitt) Einfluss auf die Tätigkeitsbereiche zivilgesellschaftlicher Institutionen nehmen, wird am Beispiel des Programms »AUF!leben – Zukunft ist jetzt« deutlich, inwiefern die Kontrolle auch auf die tatsächliche Ausübung freiwilliger Tätigkeiten zielt. Das über diese Maßnahmen ausgedrückte Misstrauen von Seiten staatlicher Mittelgeber steht nicht nur der Selbstermächtigung und der gesellschaftlichen Partizipation der engagiert Tätigen entgegen. Wenn bürgerschaftliches Engagement den Kitt ausmacht, der das gesellschaftliche Gefüge zusammenhält, so birgt ein solches Misstrauen, welches die Aufrichtigkeit des Engagements infrage stellt, die Gefahr, diesen Zusammenhalt zum Bröckeln zu bringen. WG wog mehrere Wochen das Für und Wider einer Beteiligung am Programm ab. Die Zweifel, die die Koordinatorinnen hegten, betrafen sowohl die unzureichende Finanzierung als auch die Überprüfung der abgeleisteten Stunden in den Patenschaften. Letztendlich überwog in der Entscheidungsfindung jedoch der ständige Druck, neue Finanzierungsmöglichkeiten aufzutun, dem der Großteil der Trägerorganisationen von Patenschaftsprogrammen in Berlin ausgesetzt ist. Im Nachgang hob Mirjam positiv hervor, dass die finanziellen Mittel den Verein zumindest vergleichsweise zügig erreichten.

Das Damoklesschwert der prekären Finanzierung

»Es hängt ja immer dieses Damoklesschwert der Finanzierung über einem.« Diese oder ähnliche Aussagen hörte ich von Gesprächspartner:innen, die in der Koordinationsarbeit von Berliner Patenschaftsprojekten tätig waren, immer wieder. Die Finanzierung von Patenschaftsprojekten ist in dreifacher Hinsicht als prekär zu beschreiben. Einerseits ist sie geprägt von kurzen Förderperioden. Trägervereine handeln sich vielfach von einer befristeten Finanzierung zur nächsten. Das entspricht der Logik staatlicher Zugriffs- und Kontrollmöglichkeiten und betrifft nicht nur das Feld der Patenschaften:

Statt einer dauerhaften Strukturförderung in Kooperation mit den Bundesländern dominiert in den aufgelegten Bundesprogrammen eine kurzfristig angelegte Projektförderung, so dass [sic!] entstandene Strukturen am Ende der Projektlaufzeit häufig wie der wegbrechen. (Jakob 2021, S. 94)

Bei den privaten Mittelgebern lässt sich das Prinzip kurzer Projektlaufzeiten ebenfalls vorfinden. Dass die Mittel von Aktion Mensch für das Patenschaftsprojekt nach der ersten Förderperiode um weitere zwei Jahre bewilligt wurden, war eine Ausnahme, die bei WG große Erleichterung hervorrief. Denn bis zur finalen Projektbewilligung war nicht klar, wie der Verein im kommenden Jahr seine Arbeit finanzieren würde.

Belastend ist jedoch nicht nur die Förderdauer, welche eine langfristige Projektplanung vielfach verunmöglicht. Kurze Förderperioden sind zudem nicht selten an einen notorischen Innovationszwang gekoppelt, welcher die Vereine immer wieder vor die Herausforderung stellt, Neuerungen in ihren Projektanträgen zu formulieren bzw. diese komplett durch neue Inhalte zu ersetzen:

Endet die Förderung eines Projektes, wird versucht, es in einem veränderten organisatorischen Rahmen weiterzuführen. Dazu braucht es allerdings einzelne (ehrenamtliche) Akteur:innen, die es wagen, laufend neue, befristete Förderungen und/oder Spenden einzuwerben – eine prekäre Lage, die langfristig nur mit viel Leidenschaft und Sachverstand zu bewältigen ist, aber auch zu Überforderung führen kann. (Jakob/Schüler 2023a, S. 19)

Somit lief die Förderung von Aktion Mensch für das Patenschaftsprojekt mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen bei WG nach der zweiten Laufzeit endgültig aus und eine neue Idee musste her. Die zweifelhafte Logik hinter diesem Innovationsdruck und die Belastung, die durch kurze Förderperioden entsteht, war vielfach Thema im Verein WG sowie auch beim KiPa-Netzwerk. Aufwendig erarbeitete Expertise hinsichtlich Begleitung und Intervention in Patenschaftsbeziehungen, ein stabiles Zielgruppennetzwerk und besonders auch die Notwendigkeit, Patenschaftsbeziehungen *langfristig* eine qualitativ hochwertige Begleitung zu ermöglichen, stehen kurzen Projektlaufzeiten und dem Innovationsimperativ diametral entgegen. Letztere führen dazu, dass Koordinatoren fortwährend zeitliche und personelle Kapazitäten abwägen und mitunter das Tagesgeschäft zugunsten der Beantragung neuer Gelder vernachlässigen müssen. Der ständige Innovationsdruck läuft der Produktivität routinierter Arbeitsprozesse zuwider und lässt sich ebenfalls als Modus der (staatlichen) Lenkung und Einhegung bürgerschaftlichen Engagements begreifen: Durch den Zwang, regelmäßig neue Förderanträge zu schreiben, die sich auf konkrete Ausschreibungen mit spezifischen Förderschwerpunkten beziehen, wird die Einflussnahme auf die Ausrichtung bürgerschaftlicher Engagementformen sichergestellt. In diesem Zuge wird der fachlichen Expertise der Projektmitarbeitenden und ihrer Fähigkeit, selbst einzuschätzen, ob ihre bisherige Arbeit sinnvoll fortgeführt werden kann und soll, eine Absage erteilt.

Hinzu kommt die Herausforderung einer vielfach unzureichenden Finanzierung: So arbeitete beispielsweise Mirjam, die im Zeitraum meiner Forschung ca. 50 Patenschaften begleitete, verantwortlich für die Leitung und Koordination des Kiezcafés war und fortwährend neue Patenschaften zusammenführte, auf einer halben Stelle. Die Arbeit mit Ehrenamtlichen und den Patenfamilien erforderte dabei ein hohes Maß an zeitlicher Flexibilität, was es ihr praktisch verunmöglichte, einer weiteren Erwerbstätigkeit nachzugehen. Diese finanzielle Knappheit thematisierte auch das KiPa-Netzwerk in seiner Stellungnahme »Menschen stärken Menschen« – *Patenschaften für Flüchtlinge: Das Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V. mahnt die mangelnde finanzielle Ausstattung an und fordert mehr Qualität statt Quantität* (Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften 2016): Das Programm »Menschen stärken Menschen« vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) sah mit einer Förderung von zehn Millionen Euro 25.000

neue Patentandems vor. Daraus ergab sich eine jährliche Fördersumme von 400 Euro pro Tandem. Diese Summe kritisierte das Netzwerk scharf:

Damit ist es nicht möglich, verantwortungsbewusst und sorgfältig Patenschaften zu vermitteln und zu begleiten – zumindest für die besonders vulnerable Gruppe der geflüchteten Kinder und Familien. Wer gängige Qualitätsstandards beachten will, wie sie vom Bundesfamilienministerium für die Patenschaftsarbeit selbst formuliert werden und die in vielen anderen Ländern anerkannt sind, benötigt nach unseren Erfahrungen mindestens 1500 Euro pro Patenschaft im Jahr. Ein Koordinator [in Vollzeit!] sollte nicht wie vorgesehen über 100 Patenschaften vermitteln und begleiten müssen, sondern allenfalls 30 oder 40 Tandems – eine wichtige Voraussetzung nicht nur für das Gelingen der Patenschaften, sondern auch für den Kinderschutz. (Ebd.)

Weiterhin kritisierte die Stellungnahme, dass das Programm des BMFSFJ vorgibt, Strukturen zu unterstützen, wo es keine festen Strukturen gibt, da alle Patenschaftsangebote der Berliner Trägervereine befristet und projektgebunden seien. »Um sie auch nur ein Jahr länger fortzuführen, braucht es mühevollen Spendenakquise und eine aufwendige Suche nach Stiftungsförderung.« (Ebd.) Laura Gozzer zeigt in ihrer Monografie (2022) zu den ethischen Subjektivierungsprozessen von Pat:innen in zwei Patenschaftsprojekten in München (s. 4.1.3) – einem für geflüchtete Erwachsene, das ebenfalls von kurzen Förderperioden geprägt war und einem für die Kinder psychisch erkrankter Eltern, dem eine Dauerfinanzierung zugrunde lag – die Auswirkungen der unterschiedlichen Finanzierungsmodalitäten auf die Vermittlungs- und Begleitprozesse in den jeweiligen Patenschaften auf. In dem Projekt für Kinder psychisch erkrankter Eltern konnten die Mitarbeitenden sowohl im Matching als auch in der langjährigen Begleitung deutlich mehr Kapazitäten aufwenden, was sich sowohl auf den Schutz der Zielgruppe als auch auf die Qualität der Beziehungen positiv auswirkte. Auch der Sozial-, Bildungs- und Gesundheitswissenschaftler Klaus Hurrelmann mahnt:

Das Mentoring muss aus der Projektfinanzierung heraus und in die strukturelle Dauerfinanzierung hinein. Alles andere bringt nichts. Deshalb sollten die politischen Bemühungen darauf hinwirken, Mentoring und Patenschaften zum Bestandteil der normalen Kultur-, Bildungs-, Sportarbeit etc. mit Kindern und Jugendlichen zu machen. (Hurrelmann 2019, S. 7)

Diese prekären Rahmenbedingungen waren entscheidend für die Kontextualisierung der Arbeit von WG. Nicht nur definierten bereitgestellte Fördermittel die Zielgruppen des Vereins und schränkten damit das Spektrum derjenigen Menschen ein, die über diese hinaus von den Angeboten profitieren konnten (s. 5.1). Zeitlich befristete und unzureichende Finanzierungen, die an einen ständigen Innovationszwang gekoppelt waren, übten zudem auf verschiedenen Ebenen Druck auf die Koordinator:innen der Programme aus. Bezeichnend ist diesbezüglich, dass Mirjam ihre Arbeit, die regelmäßig – und in teilweise beträchtlichem Ausmaß – den Stundenumfang ihrer Stelle überschritt, wiederholt als über ihre Lohnarbeit hinausgehendes freiwilliges Engagement im Verein rahmte. Von Freiwilligkeit konnte jedoch nur beschränkt die Rede sein, wollte Mirjam ihrem eigenen Anspruch, trotz prekärer Arbeitsumstände eine qualitativ

hochwertige Koordinationstätigkeit auszuführen, gerecht werden. Die Einordnung unbezahlter Überstunden als sinnvolle ehrenamtliche Tätigkeit lässt sich auch als eine Bewältigungs- und Regulationsstrategie angesichts frustrierender und belastender Strukturen begreifen, die Prozesse der (Selbst-)Ausbeutung kaschiert.

Die hohe Zahl an Studien zur Wirkungsmessung in der aktuellen Mentoringforschung (s. 4.1.2) muss meiner Meinung nach ebenfalls vor dem Hintergrund dieser prekären Finanzierungspraktiken gelesen werden: Quantifizierbare und evidenzbasierte Daten über die positiven Effekte von Patenschaften sollen nicht zuletzt politische Entscheidungsträgerinnen und Geldgeber von deren Sinnhaftigkeit und damit von der Notwendigkeit einer dauerhaften Finanzierungsstruktur überzeugen. Am 10. Oktober 2023 feierte das Bundesprogramm »Aktion Zusammen Wachsen« mit einem Bundeskongress sein 15-jähriges Bestehen unter dem Motto »Bildungspatenschaften – eine Erfolgsgeschichte für die Zukunft« und unterstrich: »Bürgerschaftliches Engagement in Form von Patenschaften und Mentoring stellt eine essentielle Unterstützung für junge Menschen mit Migrationsgeschichte und in belastenden Lebenslagen dar.« (Deutscher Bildungsserver 2023) Am darauffolgenden Abend berichtete uns die Koordinatorin Kerstin zu einer Reflexionsrunde im kleinen Kreis begeistert von der Veranstaltung. Sie verknüpfte ihren kurzen Bericht mit einem Dank an die Anwesenden, indem sie die Bedeutung und Tragweite unseres Engagements hervorhob. Die Wirksamkeit von Patenschaften sei durch mehrfach gesicherte Daten belegt. Sie unterstrich, dass Kinder mit Patenschaftserfahrung im Vergleich höhere Bildungsabschlüsse erlangten und angaben, zufriedener zu sein. Die Koordinatorin bezog sich damit auf den Verhaltensökonom Armin Falk, der auf dem Kongress einen Vortrag hielt. Auf ihrer Facebook-Seite schrieb die Koordinatorin zu der Veranstaltung: »Dass Patenschaften der Chancengleichheit effektiv entgegenwirken, hat Prof. Dr. Armin Falk mit Forschungen zum Projekt »Balu und Du«²⁴ hervorgehoben. Leider sind Patenschaften als präventive Maßnahme und als Engagement für gesellschaftlichen Zusammenhalt auf der politischen Agenda nicht sichtbar.« Bevor wir in gemütlicher Runde zu mitgebrachtem Essen von unseren Patenschaftserfahrungen berichteten, resümierte die Koordinatorin die Wirkung für die Patenkinder wie folgt: »Ihr könnt zu deren Glück beitragen.« (11.10.2023)

An diesen Äußerungen lassen sich verschiedene Aspekte hervorheben: Zum einen fungiert der Dank, den Kerstin unserem Austausch vorweg stellt, als eine Praxis der Anerkennung für das freiwillige Engagement der Anwesenden – wenn auch nur im kleinen Rahmen. Diese Anerkennung steht im Kontrast zu der mangelnden politischen Würdigung, die sich nicht zuletzt in einer fehlenden Regelfinanzierung von Patenschaftsprojekten niederschlägt und die eine der Hauptursachen für die in mehrfacher Hinsicht prekären Arbeitsbedingungen darstellt. Ein Kongress, der das vom Bund lancierte Programm feiert, erweckt dabei den Eindruck eines symbolischen Lippenbekenntnisses, welches diese Prekarität und die fehlende Anerkennung nur schwerlich kompensieren kann. Unverständnis demgegenüber wird hier mit einem Verweis auf die für die Koordinatorin eindeutigen wissenschaftlichen Belege aus der Wirksamkeitsforschung ver-

24 »Balu und Du« ist eines der ältesten und größten Patenschaftsprojekte deutschlandweit. Zu diesem Projekt wurden bereits mehrfach Studien durchgeführt (s. 4.1.2).

knüpft. Diese sollten dem Begegnungsformat in ihren Augen ausreichend Legitimität attestieren, um seinen Eingang in die politische Agenda zu rechtfertigen.

Das Augenmerk auf der Wirkungsmessung und das Bestreben, zivilgesellschaftliches Engagement entlang einer marktwirtschaftlichen Logik von Effizienz und Leistung einzuordnen, greifen auch Institutionen wie die gemeinnützige Aktiengesellschaft Phineo auf. Sie überprüft Trägervereine entlang quantifizierbarer Qualitätsstandard und vergibt Gütesiegel, die ihnen vermeintlich objektiv ihre Wirkmacht bescheinigen – oder eben auch nicht:

»Wirkungsorientierung« heißt das Stichwort unter dem Phineo agiert. Das Unternehmen bietet gemeinnützigen Projekten und Organisationen kostenlos ein Evaluierungsverfahren, das Leistungen bewertet und das Erreichen oder Nicht-Erreichen von Zielen feststellt. Die AG wird institutionell gefördert u.a. von der Bertelsmann-Stiftung, der Stiftung Mercator, der Deutschen Börse sowie von den Wirtschaftsprüfungsunternehmen KPMG und PricewaterhouseCoopers. (Pinl 2018, S. 103)

Nicht alle Koordinatorinnen halten ein solches Vorgehen für sinnvoll und sind gewillt, sich hieran zu beteiligen. Tatsache ist jedoch, dass diese Instrumente der Wirkungsmessung existieren und von staatlichen wie privaten Mittelgebern zunehmend wahrgenommen und eingefordert werden. Es wächst der Druck auf Koordinatoren, sich gegenüber derartigen marktwirtschaftlichen Prinzipien zu verhalten. Damit nehmen Institutionen wie Phineo anhand von Gütesiegeln Einfluss auf die Wahrnehmung der Qualität und Effizienz von Akteuren der Engagementlandschaft und infolgedessen auch auf deren finanzielle Fördermöglichkeiten – ein weiterer Modus der Kontrollausübung auf die zivilgesellschaftliche Engagementlandschaft. Hierzu formuliert der Diplompädagoge und Mitgründer des KiPa-Netzwerkes:

Parallel zur eigentlichen pädagogischen Koordinationstätigkeit sind typischerweise noch Aufgaben aus Fundraising- und Öffentlichkeitsarbeit zu übernehmen. Für den Erfolg der pädagogischen Arbeit ist gewöhnlich noch ein Erfolgsnachweis zu erbringen, wobei der Aufwand für die Durchführung von (Selbst-)evaluationsvorhaben in der Finanzierung oftmals nicht (ausreichend) abgebildet ist. Öffentlichkeitsarbeit, Fundraising und Wirkungsmessung kommen also meistens noch »on top« zu den Aufgaben eines/r Koordinators:in. (Amoruso-Stenzel 2022)

3.2.4 Engagement für Geflüchtete

In diesem Kapitel habe ich mich einerseits mit Debatten und Politiken rund um die Themenfelder Migration und Integration in Deutschland auseinandergesetzt und hierin den Verein WG positioniert. Weiterhin habe ich den Strukturwandel im Feld des freiwilligen Engagements und dessen vielfältige Implikationen für die Engagementlandschaft sowie für deren Akteure näher ausgeführt. Bevor ich mich im folgenden Kapitel dem Stand der Mentoringforschung, konzeptuellen Grundlagen sowie Idealen und Vorannahmen in Bezug auf Patenschaften widme, betrachte ich in diesem Abschnitt das zivilgesellschaftliche Engagement im Bereich der Geflüchtetenarbeit genauer. Es stellt eine spezifische

Form der freiwilligen Tätigkeit mit besonderen Herausforderungen und Möglichkeiten dar.

WG koordinierte im Zeitraum meiner Forschung zwei Patenschaftsprogramme für geflüchtete Kinder und Jugendliche. Dieser Fokus auf geflüchtete Kinder und Jugendliche muss im Zusammenhang mit dem ›Sommer des Willkommens‹ und der damit einhergehenden medialen und politischen Aufmerksamkeit gelesen werden. Im Sommer und Herbst 2015 kamen 1.1 Millionen Menschen nach Deutschland, um Asyl zu beantragen. Die Mehrzahl von ihnen floh vor dem Bürgerkrieg in Syrien. Die Gesellschaft war bewegt von ergreifenden Bildern und Geschichten:

Bilder von emotionalisierten Menschenansammlungen in deutschen Bahnhöfen, deren TeilnehmerInnen jubelnd, Beifall klatschend und auch weinend Flüchtende empfangen und Lebensmittelspenden überreichten, fanden weltweite mediale Aufmerksamkeit und wurden als Ausdruck einer deutschen »Willkommenskultur« rezipiert. (Sutter 2017, S. 4)

Die Geschehnisse und deren mediale Bilder nahmen großen Einfluss auf die Engagementbereitschaft vieler Menschen, die sich nun vornehmlich für Geflüchtete einsetzen wollten. Für viele von ihnen war es das erste Engagement überhaupt. Regierungs- wie Nichtregierungsorganisationen reagierten auf die Omnipräsenz des Themas in Politik und Öffentlichkeiten, auf das lückenhafte und überforderte Gemeinwesen sowie auf die zivilgesellschaftliche Bereitschaft zum Engagement und stellten Fördermittel für Willkommens- und Integrationsprogramme zur Verfügung. In diesem Zeitraum sprossen Patenschaftsinitiativen förmlich wie Pilze aus dem Boden. Der Zulauf von Menschen, die sich speziell für eine *Flüchtlingspatenschaft* interessierten, war in dieser Zeit auch bei WG enorm.

Seth Holmes und Heide Castañeda analysieren in ihrem Artikel *Representing the »European Refugee Crisis« in Germany and Beyond: Deservingness and Difference, Life and Death* (2016) die diskursive Figur der schützenswerten Geflüchteten gegenüber der nicht-schützenswerten/nicht schutzbedürftigen Migrantin. Grundlage dieser dichotomen Gegenüberstellung ist den Autor:innen zufolge eine unterkomplexe Darstellung von Motiven zur Flucht beziehungsweise zur Migration: Geflüchtete verlassen demnach unfreiwillig ihre Herkunftsländer aufgrund von Krieg, Umweltkatastrophen und Verfolgung, Migranten hingegen wählen aufgrund wirtschaftlicher Überlegungen freiwillig den Weg der Mobilität. Dabei wird ein komplexes Netz struktureller, historischer, wirtschaftlicher und geopolitischer Einflussfaktoren und Machtasymmetrien individualisiert und auf die Motive Zwang beziehungsweise freie Wahl reduziert (ebd., S. 15ff.). Es wird vernachlässigt, dass die Beweggründe und Erfahrungen einzelner Akteure stets auf einem Kontinuum zwischen politischen und ökonomischen Motiven, Freiwilligkeit und Zwang angesiedelt werden müssen, wobei das eine das andere niemals ausschließt. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang, dass die Zuschreibung von Zwang respektive Freiwilligkeit mit einem moralischen Handlungsimpuls der Mehrheitsbevölkerung korreliert: Geflüchteten muss geholfen werden; Migrant:innen verdienen diese Form humanitärer Hilfe hingegen meist nicht. Syrische Geflüchtete wurden in den Jahren erhöhter Fluchtbewegung

2015/16 überwiegend als schutzbedürftig verstanden, denn sie flohen – so die Annahme – unverschuldet und unfreiwillig vor einem brutalen Bürgerkrieg (ebd., S. 15).

Die Zuschreibung von Schutzbedürftigkeit führt jedoch nicht dazu, dass die Angst vor Überfremdung (s. 3.1) schwindet. Im Gegenteil: »Metaphors of water – such as ›flood,‹ ›tide,‹ and ›flow‹ – frequently emerge in descriptions of the arrival of displaced people and connote a fear that the European mainstream could be ›overwhelmed‹ or ›inundated,‹ and ›drown‹ as a consequence.« (Ebd., S. 18) Neben den Begriff der Flüchtlingskrise trat der Ausdruck der Flüchtlingswelle. Die Zuschreibung von Bedürftigkeit, die in der Lage war, große Solidaritätsbewegungen anzustoßen, steht zudem in starkem Kontrast zu (antimuslimischen) rassistischen Bewegungen wie etwa PEGIDA (Akronym für: Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes) sowie auch zum rigiden Migrations- und Integrationsregime in der Bundesrepublik, das Neuankommenden einen Anpassungszwang auferlegt (ebd., S. 15). Entsprechend wirkten, so die Autor:innen, auch bei der Gruppe schutzbedürftiger Geflüchteter Defizitzuschreibungen und Vorstellungen davon, wie sich diese in die deutsche Gesellschaft zu integrieren hätten. »[T]he subject positions that are offered to displaced people in these narratives are those of the deserving refugee and the undeserving immigrant, both always being the other, potentially threatening, and suspicious.« (Ebd., S. 19)

Die Engagementbereitschaft für Patenschaften bei WG nahm nach 2015 stetig ab und die Akquise von Ehrenamtlichen gestaltete sich im Verlauf der Jahre immer schwieriger. Über die Ehrenamtsportale, über die die Mehrzahl neuer Pat:innen den Weg zum Verein fanden (s. 5.1), waren zeitweise kaum noch Neuzugänge zu verzeichnen. Das legt die Vermutung nahe, dass die Zuschreibung von Bedürftigkeit – analog zur gesunkenen medialen Aufmerksamkeit, beziehungsweise deren Umschwenken in eine negative Berichterstattung über Geflüchtete²⁵ – mit den Jahren ebenfalls zurückgegangen ist. Findet im Verlauf der Jahre vielleicht sogar eine Verschiebung vom *deserving refugee* hin zum *undeserving migrant* statt, da das erste Feuer der Bedürftigkeit gelöscht scheint?

Holmes und Castañeda beschreiben in ihrem Artikel zwei weitere Phänomene, die sie mit der Zuschreibung von Bedürftigkeit in Zusammenhang bringen: Zum einen wird von Geflüchteten, denen Menschen (ehrenamtlich) Hilfe zuteilwerden lassen, ein bestimmtes Verhalten erwartet. Die Autor:innen bezeichnen den hier wirksamen Mechanismus als »moral economy of gratitude« (ebd., S. 19), der besagt, dass die von freiwilligem Engagement Begünstigten nicht zu fordernd agieren dürfen und Dankbarkeit ausdrücken müssen. Das Pendant einer *deservingness of help* (ebd.) wäre dann eine *deservingness of gratitude* aufseiten der Hilfeleistenden (Braun 2017, S. 44). Verhalten sich die Hilfe-Empfangenden nicht entsprechend den Erwartungen der Hilfspendenden, so kann dies bei Letzteren zu nachhaltigen Irritationen führen, wie beispielsweise die Europäische Ethnologin Katherine Braun (2017) an zwei empirischen Beispielen aus ihrer Forschung in einem wohltätigen Verein zur Unterstützung Geflüchteter zeigt: Sowohl die Zurückweisung einer Brezel, die als Willkommensgeste verteilt wurde, als auch die Erkenntnis, dass gespendete Fahrräder von ihren neuen Besitzern weiterverkauft wurden, resultierten in Momenten komplexen Dissens'. Hieran zeigt sich, dass die Bedingungen für die mildtätigen Transaktionen normalerweise von den Helfenden

25 Hier wäre bspw. die Kölner Silvesternacht 2016 zu nennen (vgl. Dietze 2016).

bestimmt werden. Beugen sich die Begünstigten der Hilfe nicht diesen zumeist impliziten Bedingungen, stellt dies die der Transaktion inhärente Hierarchie zur Schau und zugleich in Frage. *Deservingness* wird dann verstärkt auf der Ebene individueller Verhaltensweisen verhandelt, was den Blick auf die Qualität des zwischenmenschlichen Beziehungsgefüges lenkt. Die Soziologin Inka Stock beschreibt in ihrem Artikel zu Patenschaften mit erwachsenen Geflüchteten, dass sich Letztere dem Verhaltenskodex, dessen Einhaltung von ihnen erwartet wird, häufig bewusst sind: »The refugees often stressed that they feel obliged to fulfil a range of expectations regarding their behavior in order to be a ›good‹ buddy partner, showing gratefulness and thus being worthy of the volunteers' support and time.« (Stock, S. 133f.) Die Ethnologin Heike Drotbohm (2023) arbeitet in ihrer kritischen Auseinandersetzung mit dem Solidaritätsbegriff ebenfalls heraus, dass »paternalistische oder viktimisierende Haltungen seitens der ›Helfenden‹ oder [...] duldsame oder unterwürfige Kommunikationsweisen seitens der ›Hilfe-Empfangenden‹« (ebd., S. 322) die ohnehin asymmetrische Machtkonstellation in der Beziehung reproduzieren und verstärken können.

Katherine Braun (2017) analysiert in ihrem eben erwähnten Artikel den Zusammenhang von Gender im Feld zivilgesellschaftlicher Geflüchtetenarbeit und der Motivation ehrenamtlicher Helferinnen. Sie stellt dabei fest, dass die Motivation, deutsche Werte und einen deutschen Lebensstil an Geflüchtete zu vermitteln, ihren Ursprung in einem spezifischen Ideal bürgerlicher Weiblichkeit aus der Kolonialzeit hat. Dieses Ideal wurzele, so die Autorin, in protestantischen Werten und Lebensweisen sowie einer davon abgeleiteten klassen- und genderspezifischen Arbeitsteilung. Die weiße und respektable Bürgerfrau wurde zum zivilisatorischen Maßstab und nahm eine entscheidende Rolle in der Vermittlung entsprechender Werte und Verhaltensweisen an die als defizitär kategorisierten Kolonisierten ein (ebd., S. 41f.). Braun stellt fest, dass die Rolle der Frauen im deutschen Kolonialprojekt entscheidend und nachhaltig Vorstellungen deutscher Weiblichkeit bis in heutige Praktiken bürgerlichen Engagements prägen sollte: »A decolonial approach renders visible the way in which these historical and colonial sedimentations surface in contemporary welcome culture, which [...] are alive in contemporary female bourgeois desire to ›help‹.« (Ebd., S. 42)²⁶ Folglich zeichnet sich der Gender-Aspekt in zwischenmenschlichen Beziehungen der zivilgesellschaftlichen Geflüchtetenarbeit durch Komplexität und Ambivalenz aus. Einerseits birgt der Anspruch, deutsche Werte und Verhaltensweisen an das Gegenüber zu vermitteln, die Problematik, paternalistische, wenn nicht gar rassistische Strukturen und Denkmuster zu reproduzieren und damit ein Machtungleichgewicht zwischen Helfenden und Hilfe-Empfangenden zu

26 Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang auch die Arbeit von Mary Mostafanezhad (2013): Die Humangeographin widmet sich in ihrem Artikel *Celebrity Humanitarianism and Gendered Generosity in Volunteer Tourism* der ehrenamtlichen Tätigkeit junger Frauen in Thailand und deren Bezügen zu humanitärer Arbeit von Prominenten wie etwa Angelina Jolie. Sie verwendet den Begriff des *humanitarian gaze*, der die hierarchisch aufgeladene, von Machtdynamiken durchzogene Binarität zwischen Gebenden (hier jungen Frauen) aus Ländern des ›Globalen Nordens‹ und Empfangenden (hier Kindern) aus Ländern des ›Globalen Südens‹ verdeutlicht. Unbezahlte Fürsorgearbeit mit Kindern, die im Westen eine lange Tradition habe, reflektiere dabei traditionelle westliche Normen um Geschlechterrollen (ebd., S. 489f.). »As a legacy of the missionary impulse in the West, these binaries also suggest that some lives are for saving while others are for being saviours.« (Ebd., S. 489)

konsolidieren. Andererseits nehmen Frauen, die sich weitaus häufiger als Männer einer Form der Fürsorgearbeit widmen, im un-, beziehungsweise unterbezahlten sozialen Sektor der deutschen Engagementlandschaft besonders angesichts eklatanter Kürzungen staatlicher Versorgungsstrukturen eine zunehmend vulnerable Position ein.

Festzuhalten ist, dass der Zuschreibung von (Schutz-)Bedürftigkeit und der Bereitschaft zur Hilfe in der zivilgesellschaftlichen Geflüchtetenarbeit eine latente Ungleichheit eingeschrieben ist: »[T]he subject position of hero is open only to those positioned as European or North American, primarily leaders in the state or civil society.« (Holmes/Castañeda 2016, S. 19) Diese in die Beziehung von Hilfe-Gebenden und -Empfangenden eingeschriebene Asymmetrie und die diese bedingenden strukturellen Determinanten werden von den beteiligten Akteuren in den meisten Fällen nicht aufgebrochen. Strukturelle Ungerechtigkeiten werden in den Beziehungen hingegen vielfach romantisiert, sentimentalisiert und individualisiert. Der tatsächliche Wirkraum eines jeden Engagements und die Dynamik einer Patenschaftsbeziehung sind jedoch von den beteiligten Akteuren abhängig und müssen entsprechend individuell betrachtet werden. »Das Pat:innenschaftsmodell trägt die Gefahr, Klassismus und Rassismus zu reproduzieren, stellt aber zugleich Versuche dar, diverse Verbindungen zu prekarierten Menschen im Wohnumfeld herzustellen und ihre Ressourcen – auch auf struktureller Ebene – zu stärken.« (Gozzer 2022, S. 45) Laura Gozzer kritisiert den allzu voreiligen Vorwurf des Apolitischen, gerade auch weil er einer dichotomen Gegenüberstellung des Politischen einerseits und des Emotionalen andererseits Vorschub leistet und im Zuge dessen Fürsorge- und Beziehungsarbeit in patenschaftlichen Engagementformen abwertet. Patenschaften könnten durchaus transformatives Potenzial entfalten und im Bourdieuschen Sinne als Umverteilungsmechanismus von Sozialkapital verstanden werden (ebd., S. 378f.).

Zudem bleiben auch paternalistische Tendenzen, die Hilfebeziehungen hierarchisch festschreiben, von den zivilgesellschaftlichen Akteuren nicht unreflektiert. Der Ethnologe Werner Schiffauer beschreibt entlang der Ansprüche der Ermächtigung und Gegenseitigkeit die »Transformation der humanitaristischen Grundeinstellung« (Schiffauer 2017, S. 24) folgendermaßen:

Bei einer bemerkenswerten Zahl von Projekten [der zivilgesellschaftlichen Geflüchtetenarbeit, die hier unter dem Schirmbegriff der *Bürgerbewegung* eingeführt wird, s.o.] beobachteten wir eine hohe Sensibilität gegenüber den Fallstricken von karitativen Maßnahmen. Dies betrifft zunächst die Unterscheidung von Helfenden und Hilfsbedürftigen, die letzteren einen passiven und entwürdigenden Opferstatus zuweist und sie zu Dankbarkeit und Wohlverhalten verpflichtet. (Ebd., S. 23)

Derlei Überlegungen und Reflexionen der eigenen Positionierung in Hilfebeziehungen prägen auch Patenschaften, wie ich in 4.2.4 ausführen werde.

4. Patenschaften – Konzepte, Erwartungen und Zielsetzungen

Nachdem ich im vorherigen Kapitel den diskursiven und strukturellen Rahmen näher beleuchtet habe, widme ich mich in diesem Kapitel den Patenschaftsbeziehungen selbst. Hierfür gebe ich zunächst einen Einblick in den Stand der Mentoring- und Patenschaftsforschung. Dieser ist einerseits bedeutsam, um den methodischen und theoretischen Ansatz meiner Arbeit konkreter zu verorten. Andererseits ermöglicht er, die Konzepte, Vorstellungen und Handlungsweisen der von mir untersuchten Patenschaftsprogramme bei WG näher zu bestimmen, da der Forschungsstand ebenfalls die Arbeit von Praktiker:innen informiert. Im Feld um Mentoring und Patenschaften herrscht eine große gegenseitige Einflussnahme zwischen akademischer Forschung und Praxis vor: So basieren etwa die auf der Plattform des KiPa-Netzwerkes zur Verfügung gestellten Vorlagen auf Handlungsempfehlungen und Forschungsergebnissen des Bostoner Center for Evidence-Based Mentoring. Letztere sind wiederum durch Erfahrungswerte von Praktiker:innen geprägt. Koordinator:innen bezogen sich auch in den Austauschtreffen der Arbeitsgruppen des Netzwerkes wiederholt auf derartige Forschungsinhalte. Einige von ihnen besuchen zudem regelmäßig den European Mentoring Summit, der im Jahre 2018 von der Berliner Mentoring- und Patenschaftslandschaft ausgerichtet wurde, und sind mitunter selbst in Forschungsprojekte involviert. Auch in Interviews und Gesprächen mit mir nahmen Koordinierende wiederholt auf verschiedene theoretische Ansätze Bezug. Sinnbildhaft für die Verquickung von Wissenschaft und Praxis steht der vom KiPa-Netzwerk herausgegebene Fachbrief *Telemachos*. Dieser arbeitet aktuelle Forschungsergebnisse in kondensierter und allgemein verständlicher Form für Praktiker:innen auf, um zu deren Zugänglichkeit beizutragen. In dem Fachbrief werden regelmäßige Interviews mit renommierten Forschenden zum Thema Mentoring veröffentlicht.

Anschließend widme ich mich der Ausgestaltung der Patenschaftsbeziehung in meinem Forschungsfeld. Meine Beobachtungen im Feld, Gespräche mit Forschungspartner:innen sowie die Analyse von Materialien und Außendarstellungen von WG verwiesen auf bedeutsame Begriffe und Kategorisierungen, die Aufschluss darüber gaben, wie die Patenschaftsbeziehungen konzeptualisiert wurden. Dabei wird festzustellen sein, dass sich die im vorherigen Kapitel beschriebene Gemengelage von Migrations- und Integra-

tionsdebatten, -politiken und -vorstellungen sowie die Entwicklungen freiwilligen Engagements in den Konzepten und Praktiken der Patenschaftsprojekte bei WG niederschlug.

Ein wesentliches Merkmal und eine bedeutsame Herausforderung von Patenschaften besteht darin, dass sie sich einer klaren Definition des Verhältnisses zwischen den Parteien entziehen. Oftmals konkurrieren widerstreitende Vorstellungen von Beziehungen und Rollen, Bedürfnisse und soziokulturelle Norm- und Wertvorstellungen der Akteure miteinander. Zugleich ursächlich und symptomatisch hierfür ist die Schwierigkeit, das Patenschaftsformat in den Vermittlungs- und Begleitprozessen zu übersetzen und zu beschreiben.

Ein weiteres entscheidendes Merkmal der Patenschaftsbeziehungen ist ein grundsätzliches Spannungsverhältnis, das ich als *asymmetrische Augenhöhe* bezeichne. In Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen spielen zudem soziokulturell spezifische Ideale und Verhaltensweisen eine signifikante Rolle – sowohl in der Aushandlung der flexiblen und komplexen Rollenverhältnisse, als auch bezüglich Bestrebungen der Wissensvermittlung, die darin angelegt sind.

4.1 Forschung zu Mentoring und Patenschaften

Mentoring und Patenschaften lassen sich nicht eindeutig unterscheiden und werden häufig synonym für unterschiedliche Formen der Begleitung genutzt: die Unterstützung von Kindern und Jugendlichen durch Erwachsene in einer 1:1-Beziehung, die gegenseitige Unterstützung Jugendlicher im Peer-Mentoring, die Unterstützung von Familien durch Familienpaten oder auch Unterstützung für mehrere Kinder wie etwa bei den Lesepaten. (Jakob 2019, S. 5)

Im deutschsprachigen Raum wird sowohl *Mentoring* als auch *Patenschaft* verwendet, wobei beide Begriffe eine Vielzahl verschiedener Ansätze und Zielsetzungen versammeln, die meist nicht klar voneinander abzugrenzen sind. Der Fachbrief *Telemachos* äußert sich entsprechend: »Es gibt (noch) keine einheitlich geteilte inhaltliche Bestimmung der Begriffe, keine trennscharfen Unterscheidungen, die man allgemein voraussetzen kann.« (Schüler 2016, S. 3)

Dennoch gibt es einige Unterscheidungen, die jedoch eher tendenziellen Charakters sind: Als Mentoring werden vermehrt Ansätze bezeichnet, die sich ein konkretes Ziel für die Beziehung setzen. Auch in Universitäts- und Unternehmenskontexten wird vielfach der Begriff des Mentoring gebraucht. Patenschaften liegt hingegen häufig ein offeneres Konzept zugrunde. Der Begriff des Mentoring stellt im angelsächsischen Raum den dominanten Terminus. In den USA besteht eine lange Tradition des Mentoring, die besonders durch das Anfang des 20. Jahrhunderts etablierte Programm »Big Brothers and Big Sisters für Youngsters« an Prominenz gewann. Der Begriff Mentoring lässt sich auf Homers griechischen Mythos um Odysseus zurückführen, der seinen Sohn Telemachos – hiervon wurde auch der Name des Fachbriefes abgeleitet – in der Obhut seines

Vertrauten Mentor zurückließ, während er in den Trojanischen Krieg aufbrach.¹ In diesem Mythos liegt die Konstellation eines nicht verwandten Wegbegleiters begründet, der in einer dyadischen Beziehung seinem Schützling auf dessen Weg zum Erwachsenwerden beratend zur Seite steht. Der Begriff der Patenschaft hingegen geht auf die christliche Tradition der Taufpatenschaft zurück, die ursprünglich die christliche Sozialisation der getauften Person begleiten und sicherstellen sollte. Taufpat:innen sollten später Ansprechpersonen in Momenten biografischer Übergänge sein. Mit dem Bedeutungsverlust kirchlicher Bezüge erfuhr das Konzept der Patenschaft ebenfalls eine zunehmende Säkularisierung, behielt jedoch eine bedeutsame Rolle als biografische Begleitung von Kindern und Jugendlichen:

Während kirchliche Patenschaften an Bedeutung verlieren, erfreuen sich künstlich geschaffene, säkulare Patenschaften seit einigen Jahren einer zunehmenden Attraktivität. Gleichwohl rekuriert die Konstruktion säkularer Patenschaften in manchen Punkten auf Ideen und Strukturelemente kirchlicher Patenschaften, und es lassen sich neben Differenzen auch Parallelitäten beider Varianten herausarbeiten. (Jakob 2019, S. 8)

Diese Form der Begleitung wurde auch außerhalb christlicher Kontexte vermehrt aufgegriffen und schließlich im Bereich bürgerschaftlichen Engagements etabliert (ebd., S. 8ff.). »In der Fachdebatte wird diese bis heute nachwirkende kirchlich-religiöse Traditionslinie, die den Gebrauch des Patenschaftsbegriffs im deutschsprachigen Raum begründet, vernachlässigt.« (Ebd., S. 6)

Der Begriff der Patenschaft ist außerdem im Kontext von Geldspenden bekannt, mit denen ein Kind oder eine Familie in einem anderen Land bei der Bildung oder beim Lebensunterhalt unterstützt werden soll. Der direkte Kontakt wird in diesen Spendenprogrammen lediglich – wenn überhaupt – über Briefe und versendete Fotos gewährleistet. In seltenen Fällen gibt es die Möglichkeit, dass sich die an der Patenschaft beteiligten Parteien persönlich kennenlernen. Mit den Patenschaften, die Gegenstand meiner Forschung sind, teilen derlei Formate den Wunsch der Engagierten/Spender:innen, die eigenen Kapazitäten in eine *direkte* Form der Unterstützung für andere Personen zu übersetzen, die nicht etwa in der Finanzierung der Unterstützungsstruktur als solcher versiegt. Weiterhin gibt es auch Formate wie Lesepatenschaften, in denen themenzentrierte Unterstützungsaufgaben meist für eine größere Gruppe von Personen übernommen werden; Themenpatenschaften, in denen prominente Personen öffentlichkeitswirksam für ein bestimmtes Anliegen eintreten und dieses durch repräsentative Aufgaben unterstützen; sowie Formate wie etwa Baum- und Tierpatenschaften.

4.1.1 Mentoring- und Patenschaftsformate

Die besondere Dynamik und die verschiedenen Traditionslinien von Patenschaften und Mentoring – Bildungsmentoring, Integrationsbegleitung, Flüchtlingspatenschaft-

1 Colley (2002) bietet eine kritische Lesart dieses Mythos, in dem Mentor als verantwortungslose Bezugsperson für Telemachos erscheint und es hingegen Athene ist, die sich der Aufsicht, Begleitung und Führung Telemachos annahm.

ten – haben in den letzten beiden Jahrzehnten zur Entstehung einer enormen Vielfalt von Ansätzen und Formaten geführt. (Gesemann et al. 2020, S. 3)

Zu der Vielfalt dieser Formate zählen: *youth-initiated mentoring*, bei dem die Kinder bzw. Jugendlichen selbst ihre Pat:innen auswählen; Familienpatenschaften, bei denen eine Patin eine Beziehung zu einer Familie als Ganze eingeht²; *peer-to-peer mentoring*, bei dem beispielsweise Schüler:innen miteinander in eine Unterstützungsbeziehung gematcht werden; *natural mentoring*, welches im lebensweltlichen Kontext des Mentees stattfindet und nicht durch einen dritten, institutionellen Akteur initiiert wird; *e-mentoring*, welches sich durch digitale Kontakt-Formate auszeichnet; sowie *school- beziehungsweise community-based mentoring*, welches sich auf den Kontext, in dem die Beziehung gepflegt wird, bezieht. Immer wieder gab es in der Mentoringforschung Bestrebungen, diese Komplexität zu systematisieren und in eine Typologie zu übersetzen. Die verschiedenen Formate lassen sich etwa entlang verschiedener Parameter unterscheiden:

The final typology differentiates mentoring programmes by three overarching categories: type of mentor (older student, school staff, adult volunteer, paid adult), programme setting (school, community, online) and programme aim. The findings suggest that although mentoring programmes are heterogeneous, it is possible to group programmes into ›personal and developmental‹ and ›academic and employability‹ mentoring programmes and to differentiate between 12 overall mentoring models. (Busse/Campbell/Kipping 2018, S. 401)

Ein weiteres Forscherteam kategorisiert folgendermaßen:

Program contexts refer to the location of the meetings. Structure refers to the nature of the mentee–mentor relationship, such as one-on-one compared to group mentoring and adult-with-youth compared to cross-age peer mentoring. The goals of a program shape the activities that occur in the match, and these activities fall along a continuum from task- or skill-focused to relational and developmental in nature. We will consider issues relating to common and unique elements of mentoring programs, with specific attention to issues of infrastructure and dosage. (Karcher et al. 2006, S. 710)

Ergebnis dieser Typologisierungen sind oftmals schwer überschaubare Diagramme. Die Systematisierung der verschiedenen Formate dient dabei häufig als Grundlage, um Wirkung und Effizienz der Beziehungen näher zu untersuchen und zu verbessern: »The question of program effectiveness depends, in part, on specifying the type of program, the context, and the nature of activities and goals around which programs are organized.« (Ebd.)

Entlang der verschiedenen Voraussetzungen, Ausrichtungen und Zielsetzungen der Programme sowie der sozioökonomischen und soziokulturellen, genderspezifischen und altersbezogenen Charakteristika der beteiligten Zielgruppen siedelt sich eine Vielzahl an Schwerpunkten in der Mentoringforschung an, welche die Besonderheiten

2 Dieses Format wird aus wissenschaftlicher Perspektive besonders im Kontext der Geflüchtetenhilfe als sinnvoll erachtet (vgl. Birman/Morland 2014).

der jeweiligen Parameter sowie deren Wechselwirkungen untersuchen. Der bereits in zweiter Auflage erschienene umfangreiche Sammelband *Handbook of Youth Mentoring* (DuBois/Karcher 2014) versammelt die Schlaglichter der Mentoringforschung und ermöglicht einen umfassenden Überblick des Forschungsfeldes. Auffallend ist, dass das Gros der darin veröffentlichten Beiträge von US-amerikanischen Wissenschaftlern stammt.

Der Soziologe, Patenschaftskoordinator und Verfasser des Fachbriefes *Telemachos*, Bernd Schüler, konzentriert sich auf zwei zentrale Ausrichtungen von Patenschaftsansätzen: Auf der einen Seite steht der beziehungsorientierte Ansatz, der die Entwicklung des Patenkindes fokussiert und auf der anderen Seite der instrumentelle, zielorientierte Ansatz (Schüler 2020, S. 81f.). Während bei Ersterem (anderweitig auch als *developmental mentoring* bezeichnet) besonders die zwischenmenschliche Begegnung und Bindung sowie gegenseitige Wertschätzung im Mittelpunkt stehen, geht es beim Zweiten (auch als *instrumental mentoring* bezeichnet) um das Erreichen fix definierter Ziele (Karcher et al. 2006, S. 714f.). Die Beziehungsentwicklung ist bei Letzterem nicht oberstes Primat der Begegnung. Welches Modell zu bevorzugen ist, hängt mit den Zielgruppen und Zielsetzungen in den Mentoring- bzw. Patenschaftsbeziehungen zusammen. Ob eine beziehungs- oder zielorientierte Begegnung angestrebt wird, nimmt wiederum entscheidenden Einfluss auf die Rollen, die Pat:innen gegenüber ihren Patenkindern einnehmen können und sollen. Wie bei jedweder Kategorienbildung ist deren Nutzen jedoch vor allem analytischer Natur – in der Praxis verwischen die Grenzen oftmals. Den ausgewiesenen Mentoringforscher:innen Thomas E. Keller und Julia M. Pryce (2010, S. 34, 46) zufolge ist gerade ein Gleichgewicht zwischen beiden Ansätzen in Patenschaften besonders vielversprechend. Rollenvariabilität und -flexibilität werden dabei als besondere Charakteristika und Stärken des Formates aufgefasst und verschiedentlich untersucht (Keller/Pryce 2010; Goldner/Mayseless 2008). Ich werde die Rollenvielfalt im folgenden Kapitel 4.2 näher hinsichtlich der Chancen und Herausforderungen für die Beteiligten ausleuchten.

Ursprünge und Verbreitung in den USA und in Europa

Wie bereits dargelegt, liegt der Ursprung von Mentoring in den USA und wurde dort seit Beginn des 20. Jahrhunderts etabliert. Mit dem Center for Evidence-Based Mentoring in Boston, welches 2012 gegründet wurde, befindet sich dort der weltweit größte Forschungsstandort zum Thema Mentoring. Das Forschungszentrum trägt den Untertitel »Putting Research into Action«, was dessen anwendungsorientierte Ausrichtung veranschaulicht: »Our mission is to drive evidence-based innovation that advances mentoring practice and helps to bridge gaps in mental health care among young people, particularly in marginalized communities.« (Center for Evidence-Based Mentoring) Die Gründung des Forschungszentrums wurde vom US-Dachverband MENTOR, einer der größten Nichtregierungsorganisationen mit einem Schwerpunkt auf der Vermittlung von Mentoringbeziehungen, ermöglicht. Das Bostoner Forschungszentrum ist an das Institut für Psychologie der University of Massachusetts Boston angegliedert. Entsprechend sind die Forschungs- und Lehrschwerpunkte überwiegend im Bereich der Klinischen Psychologie und der Gemeindepsychologie angesiedelt. Neben Forschungsaktivitäten

bietet das Zentrum auch Kurse für Mentor:innen an, z.B. »Mentoring for Youth Mental Health« sowie zum Themenbereich des therapeutischen Mentorings.

In Europa wurde im Jahr 2016 mit dem European Center for Evidence-Based Mentoring in Leeuwarden, Niederlande – als Graswurzelbewegung, wie es auf dessen Internetseite dargestellt wird – das Pendant zu dem Forschungszentrum in Boston gegründet. Im Jahr 2021 benannte sich das Zentrum in Mentoring Europe um. Der Hintergrund der Umbenennung war, den Schwerpunkt der Arbeit nicht nur auf evidenzgestützte Forschung legen zu wollen, sondern zugleich ein Netzwerk von Praktiker:innen und Wissenschaftler:innen zum Wissens- und Erfahrungsaustausch zu etablieren, in dem gemeinsame Qualitätsstandards erarbeitet werden. Auch hier ist also die Verbindung zwischen Wissenschaft und Praxis zentral. Daneben versteht sich die europäische Mentoring-Gemeinschaft als Sprachrohr und Anwaltschaft gegenüber politischen Entscheidungsträgern:

Our specific aim is to make mentoring a social mechanism that is explicitly mentioned in legislation so that local and international mentoring programmes can have a better work environment to fulfil their goals, whether it be through more financing or being recognised as an alternative to traditional education. (Mentoring Europe)

Damit wird deutlich, dass die in Kapitel 3.2 dargestellte prekäre Finanzierungslage von Patenschaftsprogrammen in Deutschland, die in den meisten Fällen keine oder nur eine unzureichende Regelfinanzierung erhält, zu großen Teilen auch für die Patenschafts- und Mentoringlandschaft in Europa zutrifft. Das KiPa-Netzwerk sowie der Bundesverband Soziales Mentoring, die 2022 ehrenamtlich gegründete Dachorganisation für Mentoring in Deutschland, sind Mitglieder von Mentoring Europe. Die engen Bezüge zwischen dem Forschungsstandort Boston und der europäischen Mentoringlandschaft werden unter anderem daran deutlich, dass Jean Rhodes, Direktorin des Center for Evidence-Based Mentoring, Mitglied des Forschungsgremiums von Mentoring Europe ist. Zweijährlich richtet Mentoring Europe den European Mentoring Summit aus, der Akteure aus Politik, Wissenschaft und Praxis zusammenbringt. Auch diese Konferenz pflegt den interkontinentalen Forschungs- und Praxisaustausch. Die lang etablierte US-amerikanische Mentoringforschung tritt dabei immer wieder als wegweisendes Vorbild für die Forschung und Praxis in Europa und Deutschland auf, auch außerhalb von Konferenzen: Die Psychologin Janis Kupersmidt, eine der Verfasserinnen der in Boston entwickelten *Elements of Effective Practice for Mentoring*, konzipierte ein Verfahren, das Koordinator:innen von Patenschaftsprojekten bei der Überprüfung und Weiterentwicklung der Qualität ihrer Arbeit begleitet. Sie führte im Rahmen eines Workshops, der von der »Aktion zusammen wachsen« finanziell gefördert wurde, bei einzelnen Berliner Patenschaftsprojekten eine Überprüfung der Qualitätsmerkmale durch.

Trotz enger Bezüge zwischen Forschung und Praxis weisen die Hintergründe, vor denen sich Mentoring und Patenschaften in den USA und Europa entwickelten, signifikante Unterschiede auf, die sowohl für die Zielgruppen als auch für die Umsetzungen der Programme maßgeblich sind. Zwei Psycholog:innen des Center for Evidence-Based Mentoring, Justin M. Preston und Jean E. Rhodes, sowie der spanische Soziologe und Mentoring-Praktiker Óscar Prieto-Flores verglichen in ihrem gemeinsamen Artikel *Men-*

toring in Context (2019) Programme in den USA und Europa hinsichtlich ihrer Ursprünge, Zielgruppen und Schwerpunkte. In den USA war die Ausbildung von Mentoringformaten demnach stark mit der in den 1970er Jahren zunehmend absteigenden Mittelklasse sowie sozialer Ungleichheit und Kindesarmut verbunden, denen man etwas entgegenzusetzen wollte. Es waren vorrangig Themen wie die wirtschaftliche Benachteiligung einzelner (zunächst vorrangig weißer) Gruppen und deren gesamtgesellschaftliche Folgen, die den Aufschwung der Begegnungsformate vorantrieben. Viele Programme verharrten dabei jedoch in der Logik individueller Handlungsmacht, die strukturellen Komponenten – etwa Rassismus oder sozialer Ungleichheit – nicht genügend Aufmerksamkeit beimaß (ebd., S. 901f.). In Europa hingegen steht die zunehmende Zahl an Patenschafts- und Mentoringprogrammen vor allem mit Vorstellungen von Migrations- und Integrationsprozessen in Zusammenhang, die für den deutschen Kontext in Kapitel 3.1 ausführlich dargelegt wurden:

In contrast to the United States where poverty and inequality were the impetus, European expansion of mentoring programs appeared to stem from anxiety and concerns around the influx of immigrants into countries where the acquisition of the official language(s) and culture are perceived as a pathway to citizenship. (Ebd., S. 902)

Entsprechend seien jene europäischen Länder mit den höchsten Einwanderungszahlen auch diejenigen, die Mentoring und Patenschaften am stärksten etablierten. Eines der ersten Mentoringprogramme in Europa, das die Integration migrantischer Kinder fokussierte, war das 1997 in Schweden lancierte Programm »Nightingale« (ebd., S. 902).

Während in den USA also allgemein die gefährdete Jugend (engl. *at-risk youth*) anvisiert wurde, tendierten europäische Programme weitaus häufiger dazu, dezidiert migrantisierte und geflüchtete Akteure als Zielgruppe festzuschreiben.³ Im Vergleich zu den USA steht in Europa dementsprechend die Thematik um Multikulturalismus stärker im Zentrum der Begegnungen. Mentoring- und Patenschaftsansätze werden in Europa folglich insbesondere als Werkzeug gefasst, mit dessen Hilfe soziale Integration gefördert werden soll:

In this context, programs have been developed or funded through a variety of government departments, emphasizing migration and refugees among the most common entities. European programs in our sample placed significantly more emphasis on language acquisition, highlighting the interplay between language, culture, and national identity in determining who »belongs« in that society. (Ebd., S. 910)

Die Mehrzahl der Programme ist auch im deutschsprachigen Raum im Bildungsbereich und in der Migrations- und Geflüchtetenarbeit angesiedelt und soll Bildungsungleichheiten entgegenwirken sowie Partizipationschancen eröffnen.⁴ Mit der »Aktion zusam-

3 Trotz zahlenmäßig starken Migrationsdynamiken in den USA unterstreichen die Autor:innen, dass dort migrantisierte und geflüchtete Akteure nur selten als Zielgruppen definiert wurden (Preston/Prieto-Flores/Rhodes 2019, S. 909).

4 Gisela Jakob und Bernd Schüler veröffentlichten mit ihrer Herausgeberschaft *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche* (2023b) erstmals ein Sammelwerk, das überwiegend Forschun-

men wachsen« tritt seit 2008 der Staat als bedeutsamer Akteur auf der Bühne der Mentoring- und Patenschaftslandschaft in Deutschland in Erscheinung und versammelt unterschiedliche Programme und Projekte, die sich der Bildungsungleichheit von ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ widmen. 2016 folgte die Initiative »Menschen stärken Menschen« des Bundesfamilienministerium, die sich vor dem Hintergrund des ›Sommers des Willkommens‹ dezidiert Tandemprogrammen für Menschen mit Fluchterfahrung widmet und damit zu deren Integration beizutragen versucht. Auch die Patenschaftsprogramme bei WG illustrieren den in der Studie ermittelten Schwerpunkt auf sozialer Inklusion migrantisierter und geflüchteter Akteure in der europäischen Mentoringlandschaft.

4.1.2 Evidenzbasierte Wirkungsmessung

Mentoring und Patenschaften können je nach Perspektive, Programmausrichtung und Zielgruppe unterschiedliche Wirkungen erzielen. Ein Großteil der Mentoringforschung – besonders jene aus den USA stammende – ist quantitativ, psychologisch ausgerichtet und widmet sich Fragen der Wirkung und Effektivität von Mentoringbeziehungen in Abhängigkeit von den oben benannten Parametern. Da entsprechende Studien ein kaum zu überblickendes Ausmaß angenommen haben, wurden wiederum aufwendige Meta-Analysen durchgeführt, die die Ergebnisse zusammenführen (z.B. DuBois et al. 2011).⁵ In Deutschland wurden entsprechende Studien über die Effekte von Mentoring und Patenschaften häufig in Form von (hauseigenen) Programmevaluationen realisiert und illustrieren damit einmal mehr die enge Verschränkung von Forschung und Praxis. Stellvertretend hierfür sind etwa die Studien der Psychologin und Sozialpädagogin Hildegard Müller-Kohlenberg zu dem wohl größten und bekanntesten Patenschaftsprogramm »Balu und Du« in Deutschland zu nennen, an dessen Gründung sie im Jahr 2002 selbst beteiligt war (Müller-Kohlenberg 2018), sowie die Monografie von Hannah Schott-Leser, die als Erziehungswissenschaftlerin zunächst ein Mentoringprogramm für Jugendliche in komplexen Problemlagen mitentwarf, das sie anschließend untersuchte (Schott-Leser 2018).

Bernd Schüler fasst in seinem zuvor bereits zitierten Beitrag *Jenseits von Enthusiasmus und Ernüchterung* (2020) zentrale Forschungsrichtungen und -ergebnisse anschaulich zusammen und hebt hervor: »Je nachdem erscheint Mentoring dann eher als Maßnahme der Bildung, der Familienhilfe, der Gesundheitsprävention, der Wertvermittlung, der Teilhabe, des Übergangsmanagements, der Gemeinwesenarbeit, der Sozialpolitik, der Machtausübung etc.« (Ebd., S. 79) Die verschiedenen Wirkungsdimensionen beziehen sich dabei überwiegend auf die Mentees und deren emotionale, kognitive und soziale

gen und Praxisansätze aus dem deutschsprachigen Raum zusammenführt. In ihrer Einleitung bieten sie einen Überblick zu der Entwicklung und den Hintergründen von Patenschaften und Mentoring in Deutschland, hiesigen Forschungen sowie bisherigen Forschungslücken (Jakob/Schüler 2023a). Der Sammelband war ebenfalls getragen von dem Anspruch, Erkenntnisse aus der Wissenschaft in die Praxis zu überführen. Die beitragenden Autor:innen waren entsprechend angehalten, ihre Beiträge mit Handlungsempfehlungen für Praktiker:innen zu versehen.

- 5 Die begrenzte Aussagefähigkeit von (Meta-)Studien zur Wirksamkeitsmessung betrachtet etwa die Psychologin Tina Braun (2023).

Entwicklung. Mentoring könne, so Schüler, bei umweltbedingten Risikolagen und auch bei individuellen Problematiken sowohl präventiv als auch kompensatorisch helfen – und das selbst bei drastischen Herausforderungen wie etwa der Unterbringung im Heim, bei kriminellem Verhalten sowie Elternteilen, die inhaftiert sind. Zudem erweiterten Patenschaften die sozialen Netzwerke der Kinder, was sich besonders bei der Zielgruppe geflüchteter oder migrierter Familien bemerkbar mache.⁶ Das Format weise dabei auch einen Langzeiteffekt auf. Das heißt, dass eine Mentoringbeziehung auch Jahre später noch einen Effekt im Leben des Mentees zeitigen kann (ebd., S. 85ff.). Ein solcher Langzeiteffekt wurde etwa in einer großangelegten randomisierten, kontrollierten Langzeitstudie untersucht (Kosse et al. 2020). Zunehmend werden aber auch Wirkungen bei den Mentor:innen untersucht, bei denen u.a. Effekte hinsichtlich ihres Selbstwirksamkeitserlebens, ihres politischen Bewusstseins, ihres Empathievermögens und Problemlösungsstrategien festgestellt wurden (Schüler 2020, S. 88). Bezogen auf das Potenzial zivilgesellschaftlichen Engagements seien neben positiven Effekten auf individueller Ebene auch gesamtgesellschaftliche Wirkungen zu verzeichnen, da persönliche Beziehungen über sozioökonomische und -kulturelle Grenzen hinweg entscheidend zum Zusammenhalt der Gesellschaft als Ganzes beitragen:

Auch wenn sich die Funktionen und Tätigkeitsfelder überschneiden, gehören alle Patenschafts- und Mentoringprojekte [in Deutschland] zum Kernbereich des bürgerschaftlichen Engagements: Freiwillig Engagierte schenken ihre Erfahrungen, Zuwendung und Zeit Menschen mit einem besonderen Bedarf an Kontakt und Unterstützung. Diese Angebote bilden das Herzstück einer aktiven, durch persönliche Beziehungen gefestigten Bürgergesellschaft. Sie können eine bürgernahe und interkulturell ausgerichtete Verwaltung oder gar strukturelle Reformen im Bildungssystem nicht ersetzen, aber zum Brückenbau zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft beitragen, den sozialen Zusammenhalt fördern, strukturelle Barrieren im Umgang mit Behörden und Einrichtungen abbauen sowie eine aktivierende, motivierende und unterstützende Wirkung haben. (Gesemann et al. 2020, S. 7f.)

Um die Effektivität von Mentoringformaten zu optimieren, wurden – initiiert von MENTOR und umgesetzt mit Wissenschaftler:innen des Bostoner Forschungsinstituts – Gelingenskriterien in Form eines Handbuchs aufgestellt: den *Elements of Effective Practice for Mentoring*. Das frei zugängliche, fast 100-Seiten starke Dokument umfasst entlang den Kategorien *recruitment, screening, training, matching and initiating, monitoring and support* sowie *closure* Handlungsanweisungen für die verschiedenen Stadien einer Mentoringbeziehung und -begleitung sowie allgemeinere Kriterien für den Programmaufbau und das Management (Garringer et al. 2015). Das Gros der festgehaltenen Kriterien bezieht sich darauf, »bestimmte Formen und die Regelmäßigkeit von Aktivitäten zu ermöglichen und die daraus resultierenden Prozesse kontinuierlich zu begleiten« (Schüler 2020,

6 Die Herausforderungen, Gelingensbedingungen und Wirkungen, die Freiwillige (und Mentees) Patenschaften mit Geflüchteten zuschrieben, fasst der Politikwissenschaftler Frank Gesemann (2023) auf der Grundlage einer Wirkungsanalyse zusammen, die im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend zu dem Projekt »Menschen stärken Menschen« durchgeführt wurde (vgl. Röbbke 2023).

S. 91). Dieses Dokument wurde vom Berliner KiPa-Netzwerk aufbereitet und auf seine Anwendbarkeit für den deutschen Kontext befragt (Amoruso-Stenzel/Schüler/Amoruso 2018).

Forschungen über Wirkungsmessung implizieren meist die Notwendigkeit, ein konkretes Ergebnis der Beziehung sicherzustellen. Doch welche Annahme über die Sinnhaftigkeit zwischenmenschlicher Begegnung steckt dahinter? Ist nicht die Begegnung selbst von Bedeutung? Kritisch fragt Bernd Schüler angesichts der Vielzahl an Wirksamkeitsforschungen, die mitunter auch widersprüchliche oder enttäuschende Ergebnisse hinsichtlich der erwünschten und erzielten Effekte liefern: »Haben Mentoring-Beziehungen in jedem Fall eine individuell zurechenbare Leistung zu erbringen – oder stellen sie nicht schon einen besonderen Wert an sich dar, wenn sie ein Miteinander stiften?« (Schüler 2020, S. 80)

4.1.3 Qualitative Forschung und kritische Stimmen

Signifikante Kritik zum Format des Mentorings kommt von der Psychologin Jean E. Rhodes. In ihrem Buch *Older and Wiser* (2020) resümiert die Direktorin des Center for Evidence-Based Mentoring in Boston, dass es nur wenige Belege dafür gebe, dass selbst die etabliertesten Mentoring-Programme effektiv seien. Die zwischenmenschliche Nahbeziehung (das von ihr bevorzugte Freundschaftsmodell), welche die meisten Programme favorisierten, würde nicht die Bedürfnisse der Mentees erfüllen können. Einerseits seien die Laien-Mentor:innen dafür schlicht nicht ausgebildet, andererseits würde den diversen Hintergründen der Mentees ebenso wenig wie den strukturellen und individuellen Herausforderungen, mit denen diese konfrontiert sind, genügend Rechnung getragen. Sie schlägt eine stärkere und zielgerichtete Semiprofessionalisierung der Mentor:innen vor.

Nach wie vor völlig unterrepräsentiert im weiten Feld der Mentoringforschung sind qualitative Forschungen, die jenseits von Fragen nach Wirkung und Effizienz von Mentoring- und Patenschaftsformaten die dabei entstehenden Beziehungen fokussieren. So kritisiert etwa der österreichische Sozialwissenschaftler mit Schwerpunkt in der Sozialpädagogik und Sozialarbeit, Eberhard Raithelhuber, den quantitativen Forschungsbias der Mentoringforschung folgendermaßen:

One can say that, up to now, research has been conducted mainly within the perspective of mentoring as a knowledge object, as a sort of entity which can be scrutinized, measured, and evaluated. Roughly described, this line of research generally follows a positivistic and evidence-based approach, often driven by individualistic psychological perspectives and theories. [...] To put it in the starkest possible terms, though most studies strive for evidence-based knowledge on mentoring, from a qualitative research paradigm we have insufficient evidence on how mentoring takes place and what is constructed in mentoring. (Raithelhuber 2018, S. 257f.)

Seine Forderung lautet: »research should be carried out from within or inside of a mentoring program« (ebd., S. 258). Dabei sollte gleichsam den organisatorischen wie politischen Dimensionen, welche die Programme prägen, Rechnung getragen werden:

»[R]esearch should address equally all constitutive elements of social mentoring, i.e. the three ›Ps‹: personal relationships, programmes, and policies.« (Raithelhuber 2023b, S. 8) Mit diesem Anspruch widmete sich Raithelhuber gemeinsam mit einem Team von vier weiteren Forscher:innen zunächst vor allem den organisatorischen Aspekten eines österreichischen Mentoringprogramms für unbegleitete minderjährige Geflüchtete. Mittels teilnehmender Beobachtung fokussierte das Team dabei die Prozesse der Vorbereitung und Ausbildung zukünftiger Pat:innen. Sie arbeiteten heraus, welche Kategorien von Pat:innen und Patenkindern dabei entworfen wurden und wie die Freiwilligen unter Rückgriff auf welche Rollenverhältnisse die Problemlagen der Jugendlichen bearbeiten konnten und sollten (Raithelhuber 2018). In einem weiteren Schritt organisierte das Team Fokusinterviews mit unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten, die mindestens zwei Monate in einer Patenschaft waren. Die Ergebnisse heben hervor, dass die Jugendlichen ihre Patenschaft allesamt sehr positiv wahrnahmen und hierdurch Gefühle von Zugehörigkeit und Unterstützung, sozialer Inklusion und Teilhabe sowie ein gesteigertes Wohlbefinden und neue Handlungsräume erfuhren. Diese Effekte müssten jedoch, so der Autor, unbedingt vor dem Hintergrund der extremen Exklusion und strukturellen Diskriminierung betrachtet werden, welche die Zielgruppe der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten in Österreich erlebt (Raithelhuber 2021, S. 259ff.).

Die Erziehungswissenschaftlerin Hannah Schott-Leser widmet sich in ihrer Dissertation *Ehrenamt im Kontext von Flucht und Marginalisierung. Eine Untersuchung pädagogischer Laientätigkeit auf Basis von Patenschaftsbeziehungen mit Jugendlichen in prekären Lebenslagen* (2018) mittels objektiv-hermeneutischer Einzelfallrekonstruktionen den komplexen Beziehungsdynamiken in Mentoringverhältnissen. Hinsichtlich des Ausmaßes quantitativ ausgerichteter Studien stellt auch sie fest:

Was immer wieder explizit oder implizit sichtbar wird, ist daher der Bedarf an vertiefenden bzw. verstehenden Forschungszugängen, die einzelne Aspekte wie etwa das Beziehungsgeschehen oder die Beziehungsintensität aufgreifen können und analytisch in den Blick nehmen. (Ebd., S. 37)

Damit grenzt sie sich dezidiert von repräsentativen Ansprüchen ab, die quantitative Forschungen vielfach begleiten. Wie erwähnt, ist sie selbst Mitbegründerin des von ihr später untersuchten Forschungsprojektes zu Patenschaften mit marginalisierten Jugendlichen. Mittels begleitenden Praxisreflexionen wurde in dem Projekt ein Austauschformat geschaffen, das den Beteiligten durch eine Form der Supervision jene latenten Aspekte ihrer Beziehungen vor Augen führen sollte, die sich bis dato überwiegend ihrem Bewusstsein entzogen. Das psychoanalytische Konzept der Übertragung und Gegenübertragung bzw. Reinszenierung⁷, das besonders bei traumatisierten Menschen eine un-

7 In einem Interview im Fachbrief *Telemachos* erklärt die Autorin das Konzept folgendermaßen: »Traumatische biographische Konstellationen werden in aktuellen Beziehungen reaktiviert. Die traumatisierte Person schafft sich sozusagen unbewusst Bedingungen, die an die traumatische Ursprungssituation erinnern bzw. diese wiederholen. In der psychoanalytischen Literatur wird die Reinszenierung unter anderem als ein Versuch der Traumabewältigung gedeutet. Die/der Betroffene verbindet damit die unbewusste Hoffnung, die traumatische Konstellation möge anders, besser ausgehen. Doch dagegen steht der Mechanismus der Übertragung bzw. der Gegenübertra-

geahnte Schlagkraft entwickeln kann, wird in der Monografie herangezogen, um sich dem Gelingen bzw. Scheitern der Beziehungen analytisch zu nähern. Neben den Praxis-reflexionen führte Schott-Leser umfassende narrative Interviews mit den an der Mentoringbeziehung beteiligten Akteuren. Ihre Aufforderung an die Praxis lautet, das laienhafte Hilfeverständnis von nicht professionellen Mentor:innen durch eine professionelle externe Supervision, die verpflichtend und zeitnah stattfindet, zu stützen und abzusichern. Damit soll jenen unbewussten Mechanismen der Übertragung, die sich schädigend auf die Mentoringbeziehung sowie die an dieser beteiligten Akteure auswirken kann, begegnet und das pädagogische Potenzial der Beziehung ausgeschöpft werden (Schott-Leser 2019, S. 9). Schott-Leser argumentiert ebenfalls für eine verstärkte und zielgerichtete Semi-Professionalisierung von Pat:innen, welche die positiven Effekte bei den Patenkindern sicherstellen soll:

Damit unterscheidet sich die Mentorenbeziehung von der persönlichen Beziehung als einer solchen, welche die Arbeit an einer Sache zum gemeinsamen Bezugspunkt hat. Sie rückt als Lernbeziehung in die Nähe der pädagogischen Beziehung, die sich in allen Bereichen durch genau diese Eigenschaft charakterisieren lässt. Während dabei Patenschaftsprojekte vorliegen, die explizite und klar umrissene Lernziele formulieren, gibt es solche – wie sie für den psychosozialen Bereich nicht ungewöhnlich sind – mit offenerem Auftrag, der erst individuell verstanden und ausgehandelt werden muss. Hier gilt dann zunächst als übergeordneter Auftrag, dass die teilnehmenden Kinder und Jugendlichen in der Beziehung mit dem Mentor unterstützende Beziehungserfahrungen machen sollen. Die Beziehung gerät aber konzeptuell auch hier nicht zum Selbstzweck sondern ist zu füllen, indem sie die Unterstützung von Entwicklung (im Sinne des Coachings, Ratgebens und der Förderung) der Mentees (oder in der negativen Formulierung die Kompensation oder Prävention als gemeinsame Sache) im Kern der Mentoringbeziehung steht. (Schott-Leser 2018, S. 52f.)

Die Autorin konstatiert in diesem Zusammenhang eine regelrechte Gefahr, »als Beziehung im Selbstzweck zu verbleiben« (ebd., S. 53).

Eine weitere qualitative Studie liegt von der Sozialpädagogin Helen Colley mit der Monografie *Mentoring for Social Inclusion – A Critical Approach to Nurturing Mentor Relationships* (2003) aus England vor. Diese Forschung ist eine der kritischsten, denen ich in meiner Recherche begegnet bin. In ihrer Studie widmet sich die Autorin einem Format, das sie als *engagement mentoring* bezeichnet und welches sich unter Premierminister Tony Blair benachteiligten jungen Erwachsenen widmete. Das Ziel des von ihr untersuchten Programms war, die arbeitslosen Mentees binnen 13 Wochen in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Sie selbst war bei einer der Schulen, die das Projekt implementierten, zuvor als Berufsberaterin angestellt, wodurch auch ihre Forschung eine interessante Verquickung von Wissenschaft und Praxis darstellt. Einer der Kritikpunkte von Colley an der bis dato beinahe ausschließlich psychologisch-individuumszentrierten und überwiegend unkritischen Mentoringforschung lautet, dass diese zumeist den größeren gesellschaftlichen

gung, der [...] bewirkt, dass alte Gefühle, Affekte, Erwartungen, Wünsche usw. unbewusst nicht nur auf neue Beziehungen übertragen, sondern auch vom Gegenüber angeeignet werden.« (Schott-Leser 2019, S. 5)

Kontext und – in ihrem Fall von besonderer Relevanz – die aktuelle Sozialpolitik außen vor lasse (Colley 2016, S. 6f.). Letztere wirke sich jedoch unmittelbar auf die Programmrichtlinien und Zielvorgaben aus und damit auch auf die sich etablierenden Beziehungen zwischen den Mentor:innen und Mentees:

Die Ziele und der Zeitrahmen des Mentorings wurden von der Politik und den Programm-Managern diktiert – und nicht von den Beteiligten in der Mentoring-Beziehung ausgehandelt. Es ging nicht um die Bedürfnisse und Wünsche des Jugendlichen, sondern um die Ziele der Regierung selbst. Sie wollte die Jugendarbeitslosigkeit sichtbar senken. (Ebd., S. 5)

Der Teilnahme am Projekt war zudem ein Zwang eingeschrieben, da den Mentees etwa die Sozialsicherung gekürzt werden konnte, wenn sie sich den Beziehungen verweigerten. Weiterhin stellt Colley fest, dass das Projekt den komplexen, teilweise gravierenden psychologischen Herausforderungen und soziostrukturellen Benachteiligungen, mit denen die jugendliche Zielgruppe vielfach konfrontiert war, keine oder nicht ausreichend Beachtung beimaß:

Der Fokus lag ausschließlich auf der »Reparatur« der jungen Person und darauf, sie von der Liste der Arbeitslosen streichen zu können – aber nicht, ihre sehr realen sozialen und wirtschaftlichen Hindernisse anzugehen, die sie ursprünglich einmal marginalisiert hatten. (Ebd.)

Das führte dazu, dass die Mentor:innen, selbst noch im Studium, ebenfalls nicht darauf vorbereitet wurden. Die Autorin zeigt auf, wie strukturelle Problemlagen auf individuelle Attribute der Zielgruppe reduziert wurden.⁸ Die dem Mentee zugeschriebenen Defizite, »seine Einstellungen, Werte und Glaubenssätze« (ebd., S. 8), sollten entsprechend den Vorgaben der Regierung optimiert beziehungsweise behoben werden. Dabei wurde jedoch, so ein zentrales Ergebnis der auf Fallstudien beruhenden Forschung, welche die vielfach unterrepräsentierte Perspektive der Mentees einfing, deren Handlungsmacht im Geschehen unterschätzt. Die Jugendlichen entpuppten sich nicht als passive Empfänger:innen der Hilfeangebote ihrer Mentor:innen, sondern vermochten vielmehr, die sich entwickelnden Beziehungen – auch entgegen den Intentionen des Programms sowie ihrer Helfenden – für sich zu nutzen und zu gestalten:

Young mentees exercised power proactively as they shaped the agendas of their mentoring sessions, sought support for their self-determined goals from their mentors, and resisted the institutional goals of the New Beginnings scheme when these were unwelcome. It would be wrong to represent them as initially disempowered, awaiting empowerment from their mentors. Moreover, as they exercised agency, young people were able to obtain valued and valuable benefits from their mentor relationships, even

8 Der Individualisierung und Perpetuierung struktureller Problemlagen widmet sich auch die qualitative Studie der Soziologin Jule-Marie Lorenzen (2017) anhand von Mentoring am Übergang von Schule und Ausbildung oder Studium.

where these conflicted with the expectations of New Beginnings and produced some negative practical consequences as well. (Colley 2003, S. 140f.)

In logischer Konsequenz waren Mentor:innen nicht die alleinig Machtausübenden, sondern befanden sich ebenfalls in vulnerablen Positionen und Zwängen, besonders angesichts der von den Programmen vorgegebenen Praktiken und Zielvorgaben, denen gegenüber sie Rechenschaft leisten mussten. All dies müsse, so die Autorin, vor dem Hintergrund der nationalen Sozialpolitik eingeordnet werden. In diesen Zusammenhängen wird die angestrebte Ermächtigung der Zielgruppe als *impossible fiction* erkennbar (ebd., S. 141ff.).

Helen Colley verwendet hinsichtlich der Komplexität des Machtgefüges in Mentoringbeziehungen und der Vulnerabilität von Mentor:innen ein Konzept, das ich bereits als zentral für meine Arbeit vorgestellt habe: Mit dem Begriff der *emotion labour* nach Arlie R. Hochschild rahmt Colley die Prozesse, in denen Akteure sich bemühen, Gefühle zu erzeugen, zu unterdrücken oder zu verstärken, um ihren vorgesehenen Rollen als Mentor:innen gerecht zu werden:

In the globalized economy at the turn of the millennium, the reproduction of labour has become a matter of enlisting not only bodies, but also hearts and minds. Our very selves become dehumanized as human capital. In mentoring, the greatest contradiction is that this brutal commodification of the self is cloaked in the guise of human relationships based on warmth and compassion. (Ebd., S. 152)

Colley unterstreicht diesbezüglich, dass die entsprechenden Rollen der Mentorinnen tief in der patriarchalen Vorstellung eines genderspezifischen Habitus' verankert sind:

[T]he highly gendered allocation of emotion work is linked to the subordinate and oppressed status of women in our society. This means that it usually goes unrecognized within caring roles. It tends to be undervalued, making it difficult to provide adequate training and support mechanisms, since complex skills are interpreted merely as dispositions that are supposed to »come naturally« to women. Of course, men in such roles are also affected in their day-to-day practice by these assumptions. (Ebd., S. 178)

Vor diesem Hintergrund ruft Colley (ebd., S. 178) zu mehr qualitativer Forschung auf, welche die Emotionsarbeit von Mentor:innen in den Blick nimmt. Ich hoffe, mit meiner Arbeit zu eben dieser Forschungslücke einen Beitrag zu leisten, indem ich die Prozesse der Emotionsarbeit und Affektbewältigung empirisch ausleuchte. Weiterhin fordert Helen Colley Reflexionsformate – nicht unähnlich der Fokus- und Reflexionsgruppe, die ich in meiner Forschung anleitete: »Those involved in mentoring need to set aside time to reflect on what is happening in mentor relationships and in the settings which create them. Such reflection may be more effective if it is undertaken as a collective process within support networks [...].« (Ebd., S. 173)

Ich habe im vorangegangenen Kapitel die enge Verquickung der prekären sozialstaatlichen Versorgungslage in Deutschland mit der Förderung und damit einhergehenden Einhegung zivilgesellschaftlicher Strukturen sowie einer moralischen Anrufungs-

praxis an Bürger:innen dargestellt. Die Soziologin Helen Colley zeichnet mit ihrer Monografie ein damit vergleichbares Bild in Großbritannien, indem sie anschaulich die Zusammenhänge zwischen Makro-, Meso- und Mikroebene herausarbeitet. In ihrer Studie beschreibt sie, wie sich die kapitalistische Effizienzlogik auf die Ansprüche von Programmen und Ehrenamtlichen an die Tätigkeiten sowie die zu etablierenden Beziehungen überträgt. Dabei treten in Colleys Forschung sowohl Mentees als auch Mentor:innen als die Leidtragenden in Erscheinung. Die Autorin schließt mit einem Appell, weniger Forschung darüber durchzuführen, was wirkt, und was sich als besonders effizient erweist, sondern was in den untersuchten Beziehungen auf zwischenmenschlicher Ebene tatsächlich passiert. Obwohl in den vergangenen Jahren die kritischen Stimmen gegenüber Mentoring lauter geworden sind und sich die Forschungslandschaft hinsichtlich der Methoden und Erkenntnisinteressen weiter ausdifferenziert hat, erscheint die evidenzbasierte und psychologische Wirksamkeitsforschung nach wie vor als Hauptakteur. Die *Elements of Effective Practice for Mentoring* bleiben auf beiden Seiten des Atlantiks ein bedeutender Maßstab in der Arbeit von Praktiker:innen. Sie bilden die Grundlage, auf der das KiPa-Netzwerk den Leitfaden für Patenschaften erstellt hat. Als besonders überzeugend wird bezüglich dieses Orientierungsratgebers stets das wissenschaftliche Vorgehen der zugrundeliegenden Studien hervorgehoben:

Dass die US-amerikanischen Standards *Elements of Effective Practice of Mentoring*TM [...] besonders sorgfältig und fundiert sind, hängt mit dem Vorgehen bei ihrer Ausarbeitung zusammen. Vorbild dafür war den Ansatz der evidenzbasierten Medizin: Nur Empfehlungen für Praktiken, die in unabhängigen wissenschaftlichen Studien nachweisbar mit positiven Effekten verbunden waren, wurden in den Leitfaden aufgenommen. (Amoruso-Stenzel/Schüler/Amoruso 2018, S. 5)

Ein solcher methodischer Ansatz sei weniger anfällig für externe Einflussfaktoren:

Weder allgemeine Ideologien noch individuelle Intuitionen sollen darüber bestimmen, was in der Praxis am besten wirkt und richtig ist, sondern belastbare, objektivierte Informationen, die die zentralen Faktoren und Wirkungen identifizieren. (Ebd., S. 17)

In dem Dokument *Qualität von Patenschafts- und Mentoringprogrammen einschätzen und entwickeln*, das die *Elements of Effective Practice for Mentoring* für den deutschsprachigen Raum niedrigschwellig erschließen soll, wird neben der Bedeutung objektivierbarer Ergebnisse jedoch auch kritisch angemerkt, dass etwa die Qualität von Patenschaften lediglich an der Effektivität der Beziehung und an der Sicherheit der Mentees bestimmt wird. »Das bedeutet: Es geht zum Beispiel nicht darum, etwa ob die Beteiligten mit dem Mentoring selbst zufrieden sind, sich dabei wohlfühlen und ihre Erfahrung anderen weiterempfehlen würden.« (Ebd.; vgl. Schüler 2023, S. 196) In diesem Sinne werde das jeweils zugrunde liegende Verständnis von Qualität als normatives Konstrukt erkennbar (Amoruso-Stenzel/Schüler/Amoruso 2018, S. 18). Weiterhin würde den positiven Effekten, die Patenschaften auch bei den Pat:innen auslösen können, keine Beachtung gezollt. Diese Einseitigkeit problematisieren die Autor:innen besonders mit Hinblick auf das Feld der

Integrationsarbeit, in dem die große Anzahl der Patenschaftsprogramme in Deutschland zu verorten ist (ebd., S. 20).

Der Nachweis von Wirkung und Effizienz stellt jedoch nach wie vor ein entscheidendes Attribut in der Fördermittelakquise dar, wie die Rolle von Agenturen wie Phineo illustriert. In einem Expertinneninterview, das ich mit einer Koordinatorin eines Berliner Patenschaftsprojektes im November 2019 führte, wurde die große Frustration und Ernüchterung deutlich, welche die studierte Soziologin hinsichtlich der aktuellen Mentoringpraxis und -forschung erlebte. In unserem Gespräch beschrieb sie den Zusammenhang zwischen Mentoringforschung, Finanzierungsstrategien und Programmausrichtung wie folgt:

Letztlich geht's ja viel bei Forschung auch [darum] Argumente zu finden für Finanzierungsquellen, was ja ein permanentes Thema ist an den meisten Stellen. Dann ist es natürlich schön zu sagen, unser Projekt integriert die anderen – *whoever that is* – oder wir helfen Kindern. Also das sind ja die ganz großen Dinge, die da bedient werden. (Interview 07.11.2019)

Laut meiner Gesprächspartnerin tendierten Programme in dieser Gemengelage vielfach dazu, Zuschreibungen, die aus macht- und rassismuskritischer Perspektive problematisch zu bewerten seien, zu übernehmen und dann auch in den Patenschaftsbeziehungen zu verfestigen.

Im Zuge der Verschriftlichung meiner Arbeit begegnete mir eine weitere Monografie, die sich aus einer ethnologischen Perspektive Patenschaften widmete. Unsere Arbeiten weisen zahlreiche Parallelen aber auch äußerst aufschlussreiche Unterschiede auf, besonders hinsichtlich methodologischer und theoretischer Überlegungen und Vorgehensweisen. Laura Gozzer promovierte an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Fach der Empirischen Kulturwissenschaft und Europäischen Ethnologie und forschte im Zeitraum von April 2018 bis Februar 2020 zu den Prozessen ethischer Subjektivierung von Pat:innen in zwei Münchener Patenschaftsprogrammen. Ihre Datenerhebung endete kurz vor dem ersten Lockdown der COVID-19-Pandemie im März 2020. Während sich das erste Programm der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften für Kinder psychisch erkrankter Eltern widmete, wurden im zweiten Projekt Beziehungen zu geflüchteten Erwachsenen, vereinzelt auch zu Familien anvisiert. Laura Gozzer war Teil der Forschungsgruppe »Urbane Ethiken. Konflikte um gute städtische Lebensführung im 20. und 21. Jahrhundert« (DFG FOR 2101) und bearbeitet in ihrer Arbeit sozial- und geisteswissenschaftliche Ansätze zu Ethik und Moral. Sie widmet sich in ihrer Monografie folgenden Forschungsfragen:

Warum engagieren sich Menschen freiwillig für andere? Welche ethischen Ansprüche und Anforderungen sind mit ehrenamtlichen Pat:innenschaften verbunden und welche Widersprüche treten auf? Anhand des Engagements von Pat:innen wird sichtbar, dass das, was als »gute« Hilfe verstanden wird, immer wieder neu justiert und an der Praxis ausgerichtet wird. Wie geht das vonstatten? Was macht das Pat:innen-Sein mit den Selbst- und Gesellschaftsverständnissen der Freiwilligen? (Gozzer 2022, S. 8)

Mit diesem Erkenntnisinteresse und ihren qualitativen Methoden setzt Gozzer direkt an den zuvor formulierten Forschungslücken an. Die Autorin befasst sich zunächst mit der gesellschaftspolitischen Gemengelage, vor der sich die Initiativen herausbilden und in der Motive, Erwartungen und Ansprüche von und an die am Begegnungsformat Beteiligten entworfen werden. Ein entscheidender Bezugspunkt ist dabei der Topos der auseinanderdriftenden Gesellschaft, gegen die sich die Pat:innen, zugehörig überwiegend zu einer gebildeten Mittelschicht im Alter zwischen 35 und 45 Jahren, zu engagieren suchen.

Ähnlich wie auch in meiner Forschung beschränkte sich Gozzers Zugang überwiegend auf die Pat:innen und Koordinator:innen der beiden Programme, zu denen sie vertrauensvolle, mitunter freundschaftliche Beziehungen etablierte. Zugänge zu den Patenkindern erwiesen sich hingegen als schwierig. Die Autorin setzt sich in ihrer Arbeit ebenfalls mit der Care-Krise im Wohlfahrtsstaat auseinander und arbeitet den Einfluss sozialstaatlicher Versorgungslücken auf die Patenschaftsbegegnungen heraus. Laura Gozzer beschreibt Diskurse um Zuwanderung und Integration, ebenso wie die zunehmende Rolle, die machtkritische Ansätze für die Akteure in den von ihr untersuchten Forschungsfeldern spielen. Zugleich hält sie jedoch fest:

Ich könnte die Geschichte über Pat:innen als eine Geschichte über die (Re-)Produktion von Rassismus und Klassismus im sozialen Engagement erzählen. [...] Ich erzähle jedoch im Folgenden, stark verwurzelt in den Erfahrungen und Reflexionen der Pat:innen, eine Geschichte über Versuche, etwas für andere zu tun. Und ich erzähle davon, welche Erwartungen diese Versuche prägen, welche Widersprüche in der Pat:innenschaftspraxis entstehen und wie sich all das auf die Selbst- und Weltverhältnisse der Ehrenamtlichen auswirkt. (Ebd., S. 12)

Mit meiner Arbeit bemühe ich mich um einen verstärkten Fokus auf ebenjene historisch bedingten Machtasymmetrien und deren Figuration im Feld der Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen. Das von mir untersuchte Projekt steht vollumfänglich im Zeichen der interkulturellen Begegnung und sozialen Integration. Aus diesem Grund erschien es mir zentral, mich ausführlich der Beschreibung und Herleitung der Migrations- und Integrationsdebatten in Deutschland und den damit verbundenen Benachteiligungen, Diskriminierungen und Vorstellungen von migrantisierten Personen zu widmen und darzulegen, wie sich diese in den Praktiken und Konzepten des Vereins WG sowie in den Beziehungsdynamiken in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen niederschlagen.

Daneben unterscheiden sich unsere Arbeiten auch hinsichtlich unserer Zugänge und Methoden maßgeblich voneinander. So entschied sich Laura Gozzer etwa gegen eine eigene Patenschaft:

Zweitens entschloss ich mich dazu, im Rahmen meiner Forschung selbst keine Patinenschaft zu übernehmen. Damit zog ich eine stärker distanzierte Position einer Immersion im Sinne des *going native* oder einer auto-ethnografischen Herangehensweise vor. Zu instrumentell schienen mir meine Beweggründe, um die Aufgabe, Patin zu sein und zugleich zu forschen zu vereinbaren. (Ebd., S. 96; Herv. i.O.).

Ihre Einblicke in die Patenschaftserfahrungen der Engagierten entstammen entsprechend überwiegend teilnehmenden Beobachtungen von Vorbereitungsworkshops und Austauschtreffen sowie ausführlichen Interviews. Eine kontinuierliche Begleitung der Beziehungsentwicklung, die über momenthafte Einblicke und retrospektive Narrative hinausgeht, blieb aus. Jedoch erwiesen sich gerade die in Interviews erzeugten Narrative für Gozzers Forschungsinteresse an der Subjektivierung als ethische Akteure als besonders wertvoll.⁹

Besonders eindrucksvoll beschreibt Laura Gozzer die verschiedenen Herausforderungen, die Pat:innen erleben, wenn sie diverse Rollenmodelle, die sie in einer Typographie systematisiert, navigieren. Spannend ist dabei ihr Fokus auf der Prozessualität, dem Relationalen sowie der ethischen Dimension dieser Rollenaushandlungen (ebd., S. 237). Die Ethnografie beschreibt, wie Pat:innen sich im Prozess des Entwerfens ihres ethischen Selbst auf die gesellschaftliche Diskurslandschaft um eine Care-Krise, Integrations- und Migrationstopoi sowie die auseinanderdriftende Gesellschaft beziehen. Sie nehmen darüber hinaus Bezug auf die Anforderungen, Erwartungen und Maßgaben, die den in den Projekten vorherrschenden Wissensbeständen (Soziale Arbeit respektive Geflüchtetenhilfe) entstammen. Zugleich müssen die Freiwilligen die von ihrem Gegenüber an sie herangetragenen Erwartungen und Rollenzuschreibungen verhandeln. Die damit einhergehenden Anstrengungen für Pat:innen beschreibt Gozzer als ein Hadern mit soziokulturellen und strukturellen Unterschieden, ambivalenten Erwartungen (hinsichtlich Nähe und Distanz) und divergierenden Bedürfnissen. Dieses Hadern sowie die Bearbeitungsversuche werden bei Laura Gozzer als eine Form von Emotionsarbeit greifbar, die es den Pat:innen erlaubt, die Herausforderungen auszuhalten und an der Beziehung festzuhalten (ebd., S. 394). Gozzer thematisiert Emotionsarbeit als Selbsttechniken im Zuge ethischer Subjektivierung und arbeitet dabei ein schlechtes Gewissen (angesichts strukturell bedingter Ungleichheiten) sowie Empathie für das Gegenüber als prominente Strategien heraus (ebd., S. 294ff.).

Die von ihr aufgezeigten Anstrengungen von Pat:innen weisen zahlreiche Parallelen auf zu jenen, die in meinem empirischen Material als bedeutsam hervortraten. Das ist gewissermaßen zu erwarten, wird die Ähnlichkeit der von uns beforschten Felder (Patenschaften mit geflüchteten Menschen respektive Kindern psychisch erkrankter Eltern in München einerseits und Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen in Berlin andererseits) vergegenwärtigt – wobei die Beziehungsdynamiken einer jeden Patenschaft trotz einer gewissen Vergleichbarkeit stets einzigartig sind. Der partizipativ-

9 Die Autorin führt dazu Folgendes aus: »Sprechen über sich verstehe ich dabei als eine Praxis ethischer Selbstbildung. Die Akteur:innen nutzen spezifische Begriffe, setzen bestimmte Erlebnisse während ihrer Pat:innenschaft zentral und erzählen sich entlang ihrer Biografien oder politischen Haltungen, aber ebenso entlang dem Erzählen über Andere. Ich betone im Folgenden, dass die Praxis des Sprechens selbst eine Form des Reflektierens und Selbstentwerfens darstellt. Das Sprechen über sich in Form der Interviews verstehe ich folglich nicht nur als Praxis der Selbstdarstellung, sondern auch der Selbstherstellung. Wenn Pat:innen also von ihren Beweggründen, ihren Pat:innen-Gegenübern, den herausfordernden und schönen Momenten während der Pat:innenschaft sprechen, und dabei bestimmte Begriffe und Erzählmuster verwenden, dann entwerfen sie sich selbst vor dem Hintergrund bestimmter Vorstellungen guter und schlechter Pat:innenschaft.« (Gozzer 2022, S. 62)

kollaborative Ansatz meiner Forschung, der zu der Etablierung einer Fokusgruppe mit Studierenden der Sozial- und Kulturanthropologie führte, sowie meine Entscheidung, selbst eine Patenschaft einzugehen, stellen jedoch bedeutsame Unterscheidungsmerkmale dar. Hierdurch wurde mir über den Zeitraum meiner Datenerhebung und darüber hinaus eine langzeitliche (autoethnografisch geprägte) Binnenperspektive zuteil. Diese besondere Form der Immersion in mein Forschungsfeld erlaubte es mir, das *Hader*n und die *Bearbeitungsversuche*, die auch Laura Gozzer beschreibt, sprich den Umgang der Pat:innen (sowie Koordinatorinnen) mit Herausforderungen und Anstrengungen, in meiner Arbeit (selbst-)beobachtend und moderierend zu begleiten und zu bezeugen. Aus einer Perspektive der Psychologischen Anthropologie unternehme ich den Versuch, diesen Umgang als Affektbewältigung zu konzeptualisieren und werfe damit einen Blick auf jene Aspekte, die von den Akteuren häufig unartikulierte und damit auch vielfach unreflektiert blieben. Ein Fokus auf dem affektiven Erleben in Patenschaften vermag das *Wie* von Patenschaften näher auszuleuchten und erlaubt dabei Einblicke in die impliziten und unmittelbaren Facetten unseres Umgangs mit Diversität und Differenz. Ich verschränke zugleich die drei »Ps«: personal relationships, programmes, and policies« (Raitelhuber 2023b, S. 8) miteinander, indem ich eine Brücke zu der Ebene gesellschaftspolitischer Debatten und Konzepte um Migration und Integration sowie zu dem immer stärker werdenden Appell nach bürgerschaftlichem Engagement und seinen Bedingungen schlage. Im nun Folgenden beleuchte ich die hiervon geprägten Vorstellungen, Konzepte und Praktiken bei WG. Dabei werde ich empirische Einblicke weiterhin mit theoretischen Ansätzen aus der Mentoringforschung verknüpfen. Dadurch sollen einerseits die bisherigen Ausführungen zum Forschungsstand entlang relevanter Themenschwerpunkte aufgegriffen und weitergeführt werden. Andererseits folge ich damit stilistisch der Logik der engen Verquickung von Praxis und Forschung.

4.2 Patenschaften – was sie sein können und sollen

Im Verlauf meiner Forschung wurde immer wieder deutlich, dass es keine einheitliche Definition von Patenschaft gibt und geben kann. Die Beziehungen, ihre Dynamiken und Schwerpunkte werden nicht nur von den Rahmenbedingungen und Zielsetzungen der Projekte, sondern auch von den diversen Hintergründen, Bedürfnissen und Erwartungshaltungen der beteiligten Akteure geprägt. Das Ziel der Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen, die WG zusammenführte, ist primär dem beziehungsorientierten Ansatz zuzuordnen: Strukturelle Ungleichheiten, die sich besonders im Bildungsbereich eklatant äußern, sollten adressiert, das Ankommen in Deutschland erleichtert, Kompetenzen des Patenkindes entwickelt und gestärkt und besonders auch Deutschkenntnisse vermittelt werden; als Grundlage hierfür galt jedoch die Beziehung: »In unseren Patenschaftsprojekten geht es immer darum, persönliche Beziehungen aufzubauen, die durch das Interesse am anderen bestimmt sind.« (WIR GESTALTEN e.V. d) Die Patentandems sollten miteinander die Freizeit gestalten. Schulische Unterstützung sollte immer in einer Balance hierzu geleistet und idealerweise alternative Lernformen vermittelt werden. Lernpatenschaften wurden von diesen Freizeitpatenschaften explizit abgegrenzt.

Trotz oder gerade wegen des Fokus' auf der Beziehungsentwicklung und der freizeithen Gestaltung der gemeinsamen Treffen war auch von Seiten des Vereins die Rollenverteilung in einer Patenschaft keineswegs uneindeutig. Die Projektkoordinatorinnen verwiesen wiederholt auf die verschiedenen Rollen einer Patin – Begleiterin, Unterstützer, Ermutigerin, Freund, LehrerIn usw. – um die Beziehungskonstellation und deren Wirkraum näher zu bestimmen. Hieran wird deutlich, dass sich Patenschaften stets in einem breiten Spektrum möglicher Rollenverhältnisse bewegen. Schlussendlich sind es Pate, Patenkind und Familie, die den Schwerpunkt und die Dynamik der Patenschaft verhandeln sollen und müssen. Wichtig sei, so Mirjam, dass es für die Beteiligten funktioniere.

Um die Bedeutung und Tragweite der Komplexität und Vielschichtigkeit der Beziehung für Pat:innen und Patenkinder näher zu bestimmen, ist das Konzept kultureller Modelle aus der kognitiven Ethnologie hilfreich:

Unter einem kulturellen Modell versteht die kognitive Ethnologie intersubjektiv geteiltes Wissen, das aus einer überschaubaren Anzahl von flexibel miteinander vernetzten kognitiven Informationseinheiten (Schemata) besteht. Die mentalen Modelle, die ein Mensch in der Interaktion mit seiner Umwelt von dieser ausbildet, sind aber nur zum Teil kultureller Art, im Sinne geteilter Intersubjektivität. Zum anderen Teil handelt es sich auch um idiosynkratische Konstrukte, d.h. um mentale Schablonen, die ein Mensch aufgrund persönlicher Erfahrung bildet und die er nicht mit anderen Personen teilt. (Röttger-Rössler 2002, S. 151)

Hinsichtlich der Rollenambivalenz und -flexibilität werden Patenschaften als eine Beziehungsform lesbar, für die es kein *eindeutiges* kulturelles Modell gibt (Seise 2023b). Entsprechend fehlt es nicht nur der Forschung an einer gemeinsamen Definition (s.o.). Auch Praktikerinnen, Pat:innen und Patenfamilien haben häufig Schwierigkeiten, Außenstehenden die Beziehungskonstellation in knappen Worten zu erläutern. Letztere sind nur selten in der Lage, sich hierunter etwas Konkretes vorstellen. Die Beteiligten können in der Navigation ihrer Patenschaft indes ebenso wenig auf intersubjektiv geteiltes Wissen für ihr Beziehungsverhältnis und damit verknüpfte Rollenerwartungen und Verhaltensmuster zurückgreifen, da sich die Beziehung vertrauten Kategorien wie etwa Freundschaft, Verwandtschaft, einem Lehrer-Schüler-Verhältnis oder auch einem Therapeutin-Klientin-Verhältnis (vgl. Goldner/Mayseless 2008) entzieht. Zugleich ist der Wirkraum einer Patenschaft irgendwo zwischen den genannten Beziehungsmodellen angesiedelt. Das macht Patenschaften zugleich zu einer Chance und einer Herausforderung: Patenschaften vermögen diverse Bedürfnisse, Erwartungen und Erfahrungen einzuhegen und das Miteinander individuell zu gestalten. Die jeweiligen Rollen, welche die Beteiligten mit der Begegnung assoziieren, korrelieren jedoch auch mit spezifischen Erwartungen bezüglich des emotionalen Verhältnisses und den damit verknüpften Verhaltensregistern. Insofern fehlt es in Patenschaften an einer *geteilten* »Konzeption des emotionalen Verhältnisses« (Röttger-Rössler 2002, S. 153), welche die Abstimmung dieser unterschiedlichen Bedürfnisse, Erwartungen, Verhaltensweisen und damit auch der Emotionen und Affekte der Beteiligten erleichtern würde.

Vor diesem Hintergrund werden Rollenambivalenz und -flexibilität zu einem genuinen Merkmal des Formates. Das Verhältnis zwischen Patenkind und Pat:in ist niemals fix. Es kann und soll auch im Verlauf der Patenschaft zwischen verschiedenen Rollenkonzepten changieren und sich den wandelnden Bedürfnissen anpassen. Zu den individuellen Bedürfnissen und Erwartungen kommt in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen eine soziokulturelle Dimension hinzu, da die jeweiligen Rollenverhältnisse und Verhaltensregister kulturspezifisch geprägt sind, was deren Aushandlung umso komplexer gestaltet. Analog dazu hält auch Laura Gozzer fest: »Die Engagierten verfügen über ein Repertoire an Unterstützungsbeziehungen, die sie aus ihrem Alltag kennen. [...] Ebenso nutzen geflüchtete Menschen bzw. Kinder ihnen bereits bekannte Beziehungsformen, um Pat:innenschaft mitzugestalten.« (Gozzer 2022, S. 236) Die Akteure betreten in ihrer Beziehungsgestaltung – besonders in beziehungsorientierten Patenschaftsformaten – somit ein vergleichsweise flexibles Terrain, welches sie miteinander unter Berücksichtigung ihrer individuellen Erfahrungen, Bedürfnisse und Erwartungshaltungen sowie ihrer soziokulturellen Hintergründe aushandeln.¹⁰

4.2.1 Freizeit oder Schule? – Zielsetzungen und Bedürfnisse

Eine Beziehungsorientierung mit Fokus auf den freizeitlichen Bereich konnte ich auch in den Vorstellungen und Erwartungshaltungen neuer Pat:innen bei WG beobachten. Die Erwartungshaltungen der Eltern und Patenkinder ließen zu Beginn der Patenschaft hingegen hauptsächlich Interesse an einem instrumentellen, zielorientierten Ansatz erkennen. Das wird etwa an der Omnipräsenz des Begriffes *Lehrer:in* deutlich, mit dem Familien ihre:n Pat:in bezeichneten. Diese Begriffsverwendung steht einerseits mit der Herausforderung, den Begriff Patenschaft und dessen Konnotationen zu übersetzen, in einem engen Zusammenhang: Selbst die langjährige, arabischsprachige Honorarkraft des Vereins, die vielfach für Gespräche mit Patenfamilien hinzugezogen wurde und deren Tochter sich selbst seit vielen Jahren mit ihrer Patin traf, hatte sichtlich Mühen, den Begriff der Patenschaft ins Arabische zu übertragen. Sie berichtete, irgendwann die direkte Übersetzung im Google-Übersetzer gesucht zu haben und diese seither zu verwenden. Die Begrifflichkeit war bis dato also nicht Teil ihres alltäglichen Sprachgebrauchs. Auch der Stellenwert der Beziehungsentwicklung zwischen Pat:in und Patenkind, der Mehrwert einer freizeitlichen Gestaltung sowie die Bedeutung einer *ehrenamtlichen* Tätigkeit waren oftmals schwierig an die Patenfamilien zu vermitteln. So konnte etwa der syrische Mann einer Patin deren Engagement für ein fremdes, nicht verwandtes Kind nie nachvollziehen. Überspitzt äußerte er einmal, so berichtete mir die Patin in einem informellen Gespräch, dass kein Araber je ein solches Ehrenamt eingehen würde.

10 Dazu formulieren Keller und Pryce (2010, S. 34) folgendermaßen: »The relationship history of each partner may be particularly influential in shaping the growth and development of the mentoring relationship because experiences in relationships are mentally represented, stored in memory, and then retrieved and used to predict and regulate behavior in similar situations.« Vgl. hierzu ebenfalls den bereits erwähnten psychoanalytischen Ansatz der Übertragung und Gegenübertragung, der besonders bei traumatisierten Menschen greift, und der von Hannah Schott-Leser (2018) auf Mentoringbeziehungen angewandt wurde, sowie das Konzept der *affective disposition* des Philosophen Rainer Mühlhoff (2019).

Neben den Herausforderungen der sprachlichen Übersetzung verweist der Begriff der *Lehrer:in* auf die Bedürfnisse und Erwartungen, die Eltern und Kinder an die Patenschaften herantrugen: In Erstgesprächen mit Patenfamilien und den späteren Vermittlungstreffen, denen ich beiwohnte, wurde von ihnen meist ausschließlich der Wunsch nach Nachhilfe artikuliert. Neben einem offensichtlichen schulischen Unterstützungsbedarf vieler Patenfamilien muss natürlich auch das vor dem Hintergrund der Fremdheit eines Beziehungskonzeptes zu einer nicht verwandten erwachsenen Person gelesen werden. Das Verhältnis zwischen Lehrer:in und Schüler:in stellte hingegen eine für alle Beteiligten vertraute Beziehungsform dar – wenn auch die damit verknüpften Konnotationen nicht deckungsgleich waren. Die Koordinatorin betonte in einem Erstgespräch mit einer Patin zudem die generelle Offenheit der Patenfamilien. Ihnen sei durchaus klar, dass Pat:innen andere Lebensentwürfe haben als sie selbst. Verschiedene Familien hätten ihr gegenüber geäußert, dass sie sich mehr Austausch wünschten – eine Motivation, die sie mit vielen Pat:innen teilten. Pat:innen konnten damit für die Patenfamilie zu bedeutsamen Kontakten in die Dominanzgesellschaft werden und das Ankommen in Deutschland erleichtern. Sie wurden vielfach zu Ansprechpersonen für behördliche Herausforderungen oder auch einfach »Deutschlanderklärerin«, wie es eine Patin bezeichnete: »Ich habe oft Gespräche mit ihnen über Deutsch, Deutsche und deutsche Verhaltensweisen und Unterschiede zum Arabischen.«¹¹

Auch wenn die Bedürfnisse und Erwartungen der Beteiligten an eine Patenschaft komplex waren und sich im Verlauf der Beziehungsentwicklung veränderten und idealerweise aneinander anpassten, so konnte ich dennoch beobachten, dass für Familien und jugendliche Patenkinder der Wunsch nach schulischer Unterstützung zu Beginn zentral war. Erfragte Mirjam von den jüngeren Kindern, was sie sich unter einer Patenschaft vorstellten, entlockte das zumeist keine Antworten, was angesichts der Schwierigkeiten der beteiligten Erwachsenen, das Konstrukt näher zu definieren, nicht überraschte. Zudem ist besonders bei jüngeren Kindern fraglich, inwiefern sich diese überhaupt selbst für eine Patenschaft entscheiden (können). Ausnahmen dazu bildeten jene Familien und Kinder, die regelmäßig das Kiezcafé besuchten und hierdurch mit dem Format der Patenschaft bereits vertrauter waren. Es waren jene Kinder, die mitunter die aktive Rolle in der Initiierung einer Patenschaft übernahmen, indem sie beispielsweise ehrenamtliche Mitarbeitende des Kiezcafés darauf ansprachen, eine Patenschaft mit ihnen einzugehen.

Im gesamten Vermittlungsprozess wurden alle Beteiligten von den Koordinatorinnen wiederholt für die zentrale Bedeutung der freizeithlichen Gestaltung in der Patenschaft sensibilisiert, welcher schulische Aktivitäten eher untergeordnet werden sollten. In der Kommunikation und Aushandlung der Zielsetzungen, Ansprüche und Erwartungen an die Patenschaft wurde damit eine bedeutsame Machtkonstellation sichtbar: Zunächst definierten Koordinatorinnen und Pat:innen die Vorzeichen, unter denen sich die angebaute Beziehung entfaltete. In der gelebten Praxis erwiesen sich die Aushandlungen dann jedoch als deutlich komplexer: Eine Patin berichtete im Interview, dass sie die ersten drei Monate der Patenschaft äußerst gestresst war, die Hausaufgaben mit ihrem

11 Diese Zitate entstammen einer E-Mail vom 20.06.2020, in der mir eine Patin, die ein persönliches Interview zeitlich leider nicht einrichten konnte, Fragen zu ihrer Patenschaft beantwortete.

Patenmädchen zu erledigen. Weder sie noch das Mädchen hatten hierauf Lust. Die Erledigung der Hausaufgaben war jedoch die elterliche Bedingung für das spätere Spielen. Davon distanzierte sich die Patin im weiteren Verlauf der Patenschaft deutlich: »Ich habe letztendlich das gemacht, was ich für richtig halte mit [den Kindern]. Und es scheint ja für die Eltern okay zu sein, weil sie ja wahrscheinlich das auch gut finden, was ich mache.« (Interview 16.12.2019) Deutlich wird hier, dass sich die Patin zunächst den Ansprüchen der Eltern anpasste, jedoch angesichts der Belastungen, die sie damit erfuhr, zunehmend davon abwich. Sie folgte nunmehr ihrer Intuition, besprach das jedoch nicht mit den Eltern. Sie mutmaßte hingegen, dass es für diese in Ordnung sei. Diese Annahme wurde nie Gegenstand expliziter Aushandlungen. Kurz zuvor merkte die Patin im Gespräch an, dass die Patenfamilie zumeist keine Erwartungen kommuniziere und nur wenige Ansprüche stelle: »Sie [die Eltern] scheinen so, als würden sie alles nehmen, was ich ihnen biete; [...] sie fragen nie, ob ich komme, ob ich Zeit habe, sondern ich sage wann ich kann und sie sagen dann ja oder nein.« Obwohl diese Patin im Gespräch wiederholt die Wichtigkeit von Augenhöhe – besonders mit den Eltern – betonte, thematisierte sie einen möglichen Widerspruch in der Aushandlung um die Zielsetzung der Patenschaft dazu nicht.¹² Im Gegenteil bemerkte sie, dass der Verein hier noch deutlicher an die Eltern kommunizieren müsse, dass die Patenschaften nicht den schulischen Bereich bedienten, um die Pat:innen vor den Anstrengungen einer diesbezüglichen Aushandlung zu schützen. Sie mutmaßte, dass dies jedoch bewusst vermieden werde, um die Familien nicht als Zielgruppe zu verlieren.

Die Psychologin Dina Birman und die Medizinanthropologin und Sozialarbeiterin Lyn Morland (2014) heben in einem Beitrag, in dem sie sich mit den Besonderheiten von Mentoringbeziehungen für migrierte und geflüchtete Zielgruppen auseinandersetzen, hervor, dass in Patenschaften mit der als besonders vulnerabel eingestuften Gruppe geflüchteter Kinder und Jugendlicher sowohl Projektformat als auch Zielsetzungen auf die Charakteristika – hier besonders das Akkulturations-Niveau – sowie die Bedürfnisse der Zielgruppe angepasst werden sollten. Nicht zuletzt aufgrund der prekären Projektfinanzierung und der damit einhergehenden personellen Knappheit war eine solche flexible Ausrichtung an spezifischen Bedürfnissen von Zielgruppen, die idealerweise partizipativ erhoben werden, jedoch für die meisten Trägervereine, denen ich im Verlauf meiner Forschung begegnete, kaum umsetzbar. WG ermutigte hingegen Pat:innen, die Bedürfnisse der Familie nach schulischer Hilfe zu berücksichtigen und diese mit anderen Aktivitäten abzugleichen. Besonders in der Anfangsphase konnte ein Fokus auf das Schulische, welcher eine konkrete Aufgabe darstellt, die Fremdheit zwischen Pat:in und Patenkind aufweichen. Damit wurde die Maßgabe, diverse Bedürfnisse und Erwartungen an die Patenschaft abzustimmen und einzuhegen, weitestgehend in den individuellen Verantwortungsbereich von Pat:innen übertragen.

Im Verlauf der COVID-19-Pandemie und der zeitweiligen Schließung der Schulen in Deutschland trat die latent vorhandene Bildungsungleichheit und -ungerechtigkeit, von

12 Augenhöhe setzte sie um, indem sie der Mutter ihres Patenkindes anbot, abzuwaschen und die ganze Familie zur Begrüßung umarmte. Dass Letzteres nicht den familiären Vorstellungen geschlechterrollenkongruenter Verhaltensweisen entsprach, bemerkte sie erst später. Seither reichte sie dem Vater nur noch die Hand.

der die Zielgruppen vieler Patenschaftsprojekte besonders betroffen waren, verschärft zu Tage. Ich erfuhr von vielen Pat:innen, dass sie in dieser Zeit die Gestaltung der (virtuellen) Treffen an die schulischen Schwierigkeiten ihrer Patenkinder anpassten und sich vermehrt deren schulischer Unterstützung widmeten. Auch ich tat das. Der Verein betonte ebenfalls deren Wichtigkeit und hielt die Freiwilligen an, zeitweise eine Schwerpunktverschiebung in ihren Patenschaften vorzunehmen und ihre Rolle als schulische Unterstützerinnen zu vertiefen. Wenige Wochen nach dem ersten Lockdown im März 2020 kontaktierte Mirjam sukzessive die Pat:innen des Vereins und erkundigte sich, wie es ihnen ging. Die Koordinatorin unterstrich in diesen Gesprächen, wie wichtig es gerade in dieser Zeit sei, den Kontakt zu dem Patenkind nicht zu verlieren. Die Kinder seien ohnehin die Bildungsverlierer. Wenn sie nunmehr wochenlang zu Hause blieben, ohne sich den schulischen Aufgaben zu widmen, verlören sie vollends den Anschluss. Diese Aussagen deckten sich mit den E-Mails, die der Verein in dieser Zeit versendete. Hierin wurden zudem die Bedeutung einer geregelten Tagesstruktur sowie das gesteigerte Suchtpotenzial sozialer Medien betont.¹³ Der Verein schrieb den Pat:innen hinsichtlich der durch die Pandemie verschärften schulischen Herausforderungen eine entscheidende Bedeutung zu: Sie könnten eine systematische Benachteiligung im Bildungssystem abmildern.

Den Koordinatorinnen war das Spannungsverhältnis zwischen den verschiedenen Erwartungen und Ansprüchen der beteiligten Akteure an die Gestaltung einer Patenschaft bewusst. Neben der Aufforderung an Pat:innen, die Erwartungen der Familien an schulische Unterstützung besonders zu Beginn der Patenschaft in die gemeinsamen Treffen einzubinden, verwiesen sie in der Vorbereitung der Pat:innen auf eine prozesshafte Annäherung der Bedürfnisse: Auch die Patenfamilien würden die Bedeutung der freizeithen Gestaltung und die Wichtigkeit der Beziehungsentwicklung mit der Zeit verstehen und wertschätzen. Ein Beispiel: Als Mirjam zufällig den Vater von vier Mädchen traf, die bei WG bereits Patenschaften hatten, lenkte sie das Gespräch auf die Möglichkeit einer Patenschaft für den achtjährigen Sohn der Familie. Der Vater, so berichtete mir die Koordinatorin in einem informellen Gespräch, sei sogleich interessiert an einer Vermittlung gewesen. Er erklärte, dass der Junge dringend schulische Unterstützung benötige. Die bisherigen Patenschaften seiner vier Töchter gestalteten sich allesamt sehr unterschiedlich. Keine dieser Beziehungen priorisierte jedoch schulische Aktivitäten. Dennoch schien der Vater zu dem Schluss zu gelangen, dass eine Patenschaft auch für seinen Sohn sinnvoll sein könnte. Hatten sich seine Erwartungen an das Format also durch die bisherigen Patenschaftserfahrungen seiner Töchter an die freizeithen Schwerpunktsetzung des Vereins angenähert? Favorisierte er nach wie vor einen schulischen Fokus, war jedoch alternativen Unterstützungsformen gegenüber ebenfalls

13 Weiterhin wurden in diesen E-Mails Informationen zum Virus und den Einschränkungen des öffentlichen Lebens in verschiedenen Sprachen angeboten. Fake News galten als großes Problem in den Patenfamilien, da angenommen wurde, dass sie oftmals die einzige Informationsquelle waren. Pat:innen sollten versuchen, diesbezüglich aufzuklären. Ähnlich verhielt es sich mit Informationen, die im Herbst 2023 zum Krieg in Nahost an Patinnen versendet wurden. Auch hierin wurde auf eine möglicherweise einseitige und potenziell falsche Informationslage in den größtenteils muslimischen Patenfamilien hingewiesen.

nicht abgeneigt? Monate später berichtete mir die Patin des Jungen in einem davon unabhängigen Gesprächskontext von ihrer Wahrnehmung, dass sich der Vater mehr schulische Aktivitäten für die Patenschaft seines Sohnes wünscht. Das Patenkind habe allerdings darauf ganz offensichtlich keine Lust. Auch diese Patin besprach diese Thematik nicht mit der Familie, beschrieb jedoch die unterschiedlichen Erwartungen als Herausforderung. Neben einer möglichen Annäherung der Bedürfnisse könnte eine alternative Interpretation der Zurückhaltung von Eltern und Kindern, ihren Wunsch nach schulischer Unterstützung Nachdruck zu verleihen, folgendermaßen lauten: Sie entsprechen der impliziten Forderung, sich in der Unterstützungsbeziehung dankbar zu zeigen. Zu einer solchen Performanz der Dankbarkeit gehört ebenfalls, nicht zu viel Hilfe einzufordern, wie auch Laura Gozzer in dem Münchener Patenschaftsprojekt für Geflüchtete beobachten konnte:

Sie können nicht auf ein Recht auf Hilfe bauen, sondern sind von der Bereitschaft und den Grenzen der Pat:innen abhängig. Die Beziehung zu einer:m Pat:in wird als Gabe sichtbar, die man schätzen muss und nicht überbeanspruchen darf. In diesen Momenten müssen sich beide Beteiligte beweisen: Pat:innen müssen sich verantwortlich zeigen, aber nicht überverantwortlich, »Schützlinge« als unterstützungswürdig bzw. kontaktinteressiert, aber nicht als zu hilfebedürftig. (Gozzer 2022, S. 228)

Fordern Patenfamilien eine spezifische Form der Unterstützung dennoch ein, wie ich in Kapitel 6.6 anhand des Beispiels einer Mutter von zwei Jungen darstellen werde, »werden sie seitens der Koordinatorinnen auf die Grenzen dessen, was sie von der Patenschaft erwarten können, hingewiesen« (ebd., S. 228). Derlei Hinweise können auch die Form richtungsweisender Zwiegespräche einnehmen, in denen die Koordinatorinnen als Wahrer der vom Verein vertretenen Beziehungsschwerpunkte sowie der (vermeintlichen) Grenzen der Freiwilligen fungieren.

Es gilt also festzuhalten, dass sowohl die sprachliche Übersetzung des Begriffes der Patenschaft als auch die Kommunikation seiner konzeptuellen Schwerpunkte und möglichen Zielsetzungen an die Patenfamilien Herausforderungen darstellen. Besonders zu Beginn können die Bedürfnisse und Zielsetzungen der Patenfamilien und Freiwilligen merklich divergieren und es entsteht ein Spannungsfeld. Dieses zu navigieren, wird überwiegend den Pat:innen überlassen, welche die notwendigen Aushandlungen meist implizit handhaben. Dabei werden komplexe Machtkonstellationen sichtbar, die auf verschiedene, miteinander verwobene Dimensionen der Asymmetrie verweisen, die der Beziehung eingeschrieben sind. Diese werde ich nachfolgend näher beleuchten.

4.2.2 Dimensionen der Asymmetrie

Eine grundsätzliche Asymmetrie in der Patenschaftsbeziehung ist in einer Vielzahl von Patenschaftsformaten, so auch in jenen von WG, bereits durch den Altersunterschied gegeben: »Die Patinnen und Paten gehören in der Regel einer älteren Generation an und verfügen zumindest in manchen Lebensbereichen über ein Mehr an Wissen und Erfah-

rung, welches sie ihren ›Patenkindern‹ zur Verfügung stellen.« (Jakob 2019, S. 12)¹⁴ Daran angelehnt fasst Gisela Jakob mit dem Begriff der *Generativität* ein Verantwortungsgefühl der älteren Generation, der nachfolgenden etwas weiter- bzw. – gesamtgesellschaftlich betrachtet – zurückzugeben (ebd., S. 38).

WG beschreibt auf seiner Internetseite unter der Überschrift *Warum eine Patenschaft?* zudem vielfach herausfordernde Umstände in den Familien der Patenkinder und definiert diese als Unterstützungsbedarf, entlang dessen Patenschaften ihre Wirkung entfalten sollen:

Patenschaften leisten einen wichtigen Beitrag zu Chancengleichheit, Teilhabe und Integration. Weil in den Weddinger Familien zuhause selten Deutsch gesprochen wird, haben sehr viele Kinder Probleme mit der deutschen Sprache und den schulischen Anforderungen. Beengte Wohnverhältnisse, viele Geschwister, geringes Einkommen, wenig Ortskenntnisse und eigene Alltags Herausforderungen der Eltern lassen eine individuelle Förderung einzelner Kinder meist nicht zu. Deshalb sind außerschulische Lernangebote, die Interesse wecken, zur Auseinandersetzung herausfordern und den Kindern und Jugendlichen zeigen, dass es Spaß machen kann sich anzustrengen, sehr wichtig. (WIR GESTALTEN e.V. d)

Pat:innen werden kontrastierend zu einem solchen durch Prekaritäten gekennzeichneten Umfeld beschrieben, wodurch sie auf die Patenkinder motivierend und aktivierend wirken und Perspektiven eröffnen sollen. Aufgrund des Erfahrungsgefälles und der Unterschiedlichkeit der Lebensentwürfe zwischen Pat:in und Patenkind wird davon ausgegangen, dass Wissen und Inspiration quasi automatisch diffundieren:

Weil du als Ehrenamtlicher sicherlich einen anderen Erfahrungsschatz und andere Werte in Bezug auf Lebensgestaltung, Studium oder Beruf mitbringst, forderst du ein Kind *per se* zum Nachdenken und zu Fragen heraus. Du kannst ein Vorbild werden und gleichzeitig selbst Einblicke in andere Lebensmodelle bekommen. (Ebd., meine Herv.)

In einem Interview führte eine der Koordinatorinnen diesen Erfahrungsschatz besonders in Bezug auf den Bildungshintergrund der Freiwilligen wie folgt näher aus:

Was man auf jeden Fall sagen muss, dass [die Pat:innen] sehr hochgebildete Leute sind. Wir haben, glaub ich, niemanden dabei, der kein Abitur hat. Und studiert haben sie [...] auch fast alle. [...] Also es sind Leute, die haben oft eine sehr hohe Bildung, fühlen sich vom Leben gut versorgt, [...] haben irgendwie alles bekommen, was sie so für sich brauchen und fühlen sich reich und wollen davon weitergeben. [...] Leute, die sich aber nicht so reich beschenkt fühlen, [...] die sehen die Notwendigkeit nicht, oder die haben die Qualität gar nicht, dann mit anderen die Zeit und ihre Energie zu teilen. (Interview 10.05.2019)

14 Der Altersunterschied, auch wenn er sowohl im griechischen Ursprungsmythos des Telemachos als auch in dem Konzept christlicher Taufpatenschaften angelegt ist, stellt jedoch keine Prädisposition von Patenschafts- und Mentoringbeziehungen dar. Sowohl in Unternehmens- und Universitätskontexten als auch in der Unterstützung Geflüchteter sind Beziehungen unter Gleichaltrigen vorzufinden.

Neben dem Altersunterschied zeichneten sich also weitere intersektional verflochtene Differenzlinien zwischen Patenkind und Pat:in als signifikant ab – spezifisches kulturelles Wissen, (fehlende) Sprach- und Ortskenntnisse, sozioökonomische Bedingungen sowie ein hoher Grad an formaler Bildung. Diese korrelierten mit gesellschaftlichen Privilegien (oder eben deren Abwesenheit). Die Interviewpassage bestätigt zudem Ansätze aus der Engagementforschung die besagen, dass sozioökonomische Stabilität eine Voraussetzung für freiwilliges Engagement sei (s. 3.2). Wobei selbstverständlich nicht davon ausgegangen werden kann, dass bei allen Menschen sozioökonomische Privilegien in ein freiwilliges Engagement (im sozialen Bereich) münden. Besonders die Aussage, Pat:innen hätten »irgendwie alles bekommen, was sie so für sich brauchen und *fühlen sich reich und wollen davon weitergeben*« lenkt die Aufmerksamkeit auf die subjektive Wahrnehmung und Einschätzung einer solchen Stabilität, die sich dann in einen Handlungsimpuls übersetzt. Ich beobachtete, dass die Reflexion der eigenen Privilegien häufig gekoppelt war an eine Auseinandersetzung mit machtkritischen Diskursen. Die hier angeführten Zitate verweisen zudem auf die Tendenz einer Homogenität unter den Pat:innen, bezogen sowohl auf deren sozioökonomischen Hintergrund sowie auch auf das Niveau formaler Bildung. Wiederholt scherzten die Koordinatorinnen von WG, dass die große Mehrzahl der Patinnen – ich benutze hier bewusst das Femininum – Vegetarierinnen seien und Yoga praktizierten. Der überwiegende Anteil der Pat:innen, die ich im Rahmen meiner Forschung kennenlernte, war zwischen 20 und 30 Jahre alt und befand sich entweder im Studium oder im ersten Beschäftigungsverhältnis, das sich hieran anschloss.

Die Unterschiede zwischen den Lebensmodellen und all jenen strukturellen Variablen, die diese bedingen, bilden ein komplexes Asymmetrieverhältnis zwischen Pat:innen und Patenfamilien, in dem das »Erfahrungsgefälle« (Jakob 2019, S. 7) angelegt ist, welches die Basis bildet für die angestrebte Begegnung und das darin angelegte Potenzial der Wissensvermittlung. Ein solches Gefälle in Patenschaften wird oftmals zu einem Definitionskriterium für die Beziehung:

[T]he term »mentoring« here refers mainly to formal, planned, nonkin, nonnatural, nonprofessional voluntary, nonpeer, and hierarchical relations, encompassing regular face-to face encounters between two or more persons: on the one side a mentor within a more stable, more fixed, more resourceful and, possibly, more powerful position, and on the other side the mentee or protégé, *who is portrayed* as more needy or less experienced. (Raithelhuber 2018, S. 252f., meine Herv.)

Auch beziehungsorientierte Patenschaftsformate ohne festgelegte Ziele sind demzufolge immer auch als eine Form der Lernbeziehung zu fassen. Wichtig erscheint mir in dem hier angeführten Zitat, dass die Patenkinder als die bedürftigere und weniger erfahrene Partei in Patenschaftsbeziehungen *dargestellt werden*. Sowohl in der Beschreibung des Formates sowie auch in der Anbahnung der Begegnung werden einerseits die Ressourcen der Pat:innen und andererseits die Bedürftigkeit der Patenfamilien hervorgehoben. Mit einer solchen Rollenzuschreibung wurde auch bei WG eine weitere Komponente der asymmetrischen Unterstützungsbeziehung durch diese erst hergestellt beziehungsweise festgeschrieben: Pat:innen – überwiegend privilegierte Mitglieder der Mehrheitsge-

sellschaft¹⁵ – wurden als die *Gebenden* konzeptioniert, Patenkinder aus mehrheitlich arabischsprachigen, muslimischen Familien mit Migrationserfahrung waren die *Empfangenden*.¹⁶ Die Vorstellung einer vermeintlich einseitigen Gabe verstärkt jedoch die strukturell bedingte asymmetrische Grundkonstellation.

Die Anthropologin Barbara Harrel-Bond, die sich in ihrem Artikel *Can Humanitarian Work with Refugees be Humane?* (2002) vornehmlich den Missständen in afrikanischen Geflüchtetenlagern widmet, problematisiert das Geben im humanitären Kontext. Mit Bezug auf die moralische Komponente einer Transaktion verweist Harrel-Bond auf die Notwendigkeit der Erwidmung einer Gabe (ebd., S. 54). Daraus leitet sie ab, dass den Machtverhältnissen sowie dem potenziell entmachtenden und herabsetzenden Charakter *einseitigen Gebens* mehr Beachtung gezollt werden müsse: »[P]ower is often at the very center of giving and receiving gifts.« (Ebd., S. 55, Herv. i.O.) Die Anthropologin Tatjana Thelen verweist in ihrem Artikel *Care as Social Organisation* (2015) ebenfalls darauf, dass sowohl in den *Disability Studies* als auch in den *New Kinship Studies* zunehmend Formen nicht-monetärer Verschuldung bzw. Erwartungen von Dankbarkeit in Care-Beziehungen in den Blick genommen werden, welche Vorstellungen einer generalisierten Reziprozität widersprechen. Ich konnte beobachten, dass eine generalisierte Reziprozität auch in Patenschaftsbeziehungen verhandelt wurde.¹⁷ Wenn Familien Pat:innen und die Koordinatorinnen bei WG immer wieder zu opulenten Mahlzeiten einluden, so deutete Mirjam dies als den Versuch der Familien, den Ehrenamtlichen etwas zurückzugeben. Ungeachtet dessen, ob derartige Einladungen eine Form der Reziprozität anstreben oder auf allgemeingültigere Werte der Gastfreundschaft zurückzuführen waren, wurde deutlich, dass sowohl Koordinatorinnen als auch Ehrenamtliche bei WG die vermeintliche Einseitigkeit des Gebens reflektierten. In Folge dessen plante WG im

15 Ich traf auch Pat:innen, die selbst einen »Migrationshintergrund« hatten oder die erst vor kurzem nach Deutschland migrierten. Dennoch war zu beobachten, dass auch sie über ein hohes Bildungsniveau verfügten und sozioökonomisch vergleichsweise privilegiert waren.

16 Laura Gozzer identifiziert damit vergleichbar in ihrer Forschung zu Patenschaften mit Geflüchteten und Kindern psychisch erkrankter Eltern in München drei Ebenen der Asymmetrie, die sie als »Kluft« (2022, S. 304) zwischen den sich begegnenden Akteuren beschreibt: »Erstens existiert eine strukturelle Ungleichheit [...], die auf die ungleiche Verteilung von Ressourcen zurückzuführen ist« (ebd.), und die dazu führe, dass die sich begegnenden Parteien in Patenschaften unterschiedliche sozialräumliche Positionen in der Stadt München einnehmen. »Zweitens unterscheiden sich mitunter Erziehungs- und Kleidungsstil, Sprechweisen, Alltagsgestaltung, Wohnformen und Routinen – die sozio-kulturellen Praktiken.« (Ebd.) Gozzer stellt hierbei fest, dass diese zweite Ebene vielfach mit kulturalistisch-essentialistischen respektive klassistischen Stereotypisierungen verbunden sei. Eine dritte Unterscheidungsebene schließlich wird durch die »klare Grenzziehung zwischen Helfenden und Hilfebedürftigen« (ebd., S. 305), die auf den ersten beiden Unterscheidungsebenen fußt, etabliert. Der Bildungshintergrund der Akteure und spezifisches kulturelles Wissen – hier verstanden als gesellschaftliche Ressource beziehungsweise Kapital – sowie deutsche Sprachkenntnisse figurieren in Gozzers Auflistung an dieser Stelle nicht als zentrale Differenzmarker, auch wenn diese in ihren ethnografischen Darstellungen und in den beschriebenen Praktiken der Fremdsetzung ebenfalls Erwähnung finden.

17 Zunehmend verweisen auch Projektkoordinierende verschiedener Berliner Projekte auf den Nutzen, den Pat:innen aus der Beziehungserfahrung ziehen und verlangen nach Studien, die die Vorteile für die Ehrenamtlichen näher beschreiben, da dies nicht zuletzt für die Akquise neuer Pat:innen bedeutsam sei.

Jahr 2022 eine Veranstaltung, zu der Pat:innen und Patenfamilien eingeladen wurden. Pat:innen waren dazu jedoch explizit nur als Gäste geladen. Die Familien wurden von der arabischsprachigen Honorarkraft hingegen zuvor per Telefon aufgefordert, für die Verpflegung bei der Veranstaltung zu sorgen. Auf der Internetseite des Vereins wird die Veranstaltung folgendermaßen resümiert:

Unser Dankesfest für Patenschaften am 5. Mai wurde von Ehrenamtlichen und Familien mit viel Freude aufgenommen. Die Patenfamilien haben Essen mitgebracht, um den Ehrenamtlichen ihren Dank auszusprechen. [...] Gerne lassen wir dieses Format zur Tradition und noch größer werden. Dann auch mit mehr Angeboten für die große Kleinkinderschar. (WIR GESTALTEN e.V. a)

Als ich zu der Veranstaltung kam, war mir die Idee dahinter nicht klar. Meine Patenjugendliche hatte keine Zeit dazuzukommen. Ebenso wenig ihre Eltern. Die jüngeren Geschwister brachten jedoch Salate vorbei.

Die Gefahr, dass die asymmetrische Grundlage der Patenschaftsbegegnung für die Beteiligten – allen voran für die Kinder – negative Auswirkungen haben könnte, prägte fortwährend die Arbeit von Koordinierenden. Kinderschutz und eine mögliche Gefährdung der Patenkinder durch übergriffiges Verhalten von Seiten der Pat:innen wurden während meiner Forschung wiederholt in der AG Qualität des KiPa-Netzwerks, die später in AG Qualität und Kinderschutz umbenannt wurde, thematisiert. Es wurden verschiedene Strategien geteilt oder entworfen, die schädigendem Verhalten der Pat:innen vorbeugen sollten. In diesem Zuge wurden vielfältige Gefahren adressiert, die sich aus dem ungleichen Verhältnis von Pat:in und Patenkind entwickeln können. So könne zum Beispiel eine schlecht kommunizierte Beendigung der Patenschaft für die Kinder (re-)traumatisierend wirken und in ihnen Schuldgefühle hervorrufen. Eine entsprechende Sensibilisierung von Ehrenamtlichen führte jedoch auch bei WG nicht immer dazu, dass die Beendigung von Patenschaften stets einem wünschenswerten Muster gefolgt wäre. Die Entscheidung, die Beziehung zu beenden, war für Pat:innen vielfach von Schamgefühlen begleitet, die das Resultat eines starken Pflicht- oder Verantwortungsgefühls und hoher Selbstansprüche gegenüber der ehrenamtlichen Tätigkeit waren. Derlei Emotionen führten paradoxerweise wiederholt dazu, dass die Patenschaft *nicht* offiziell beendet wurde, sondern einschliefe. Mirjam erklärte, dass sie die Pat:innen dann häufig gar nicht mehr erreiche und somit wenig Handlungsspielraum in dieser eigentlich zu vermeidenden Konstellation habe.

Weitere negative Konsequenzen der asymmetrischen Beziehungskonstellation und der darin angelegten Machtdisparitäten – gerade jene weniger offensichtlichen – wurden seltener im Tagesgeschäft reflektiert. Das betraf in etwa die Thematisierung eines Weißen Helferkomplexes, den Pat:innen womöglich in die Beziehung hineinrugten. Dieses Phänomen wurde hingegen ebenfalls in einem Treffen der AG Qualität zur Sprache gebracht. Ein Weißer Helferkomplex wird in den Sozialwissenschaften besonders im Feld des *Voluntourism*¹⁸ kritisiert, in dem vielfach die Vorstellung vorzufinden ist, dass

18 *Voluntourism* ist ein Neologismus, der sich aus den englischen Begriffen *Volunteering* und *Tourism* zusammensetzt und die Verbindung ehrenamtlicher und touristischer Tätigkeiten benennt.

junge weiße Menschen bereits aufgrund der Tatsache, dass sie weiß sind, über Expertise verfügen würden.¹⁹ Derartige, durch koloniale Kontinuitäten geprägte Begegnungsformen lassen sich jedoch nicht auf Lokalitäten im sogenannten ›Globalen Süden‹ reduzieren, wie die Ethnologin Katherine Braun hinsichtlich des bereits erwähnten Beispiels eines deutschen Wohltätigkeitsvereins, der sich der zivilgesellschaftlichen Geflüchtetenarbeit verschreibt, feststellt:

[T]here are important parallels between »third world aid« and current welcome culture [in Germany]. Both rely on hierarchical and inegalitarian structures of »help« and are connected to particular ways of seeing and understanding both »self« and »other«. In these social imaginaries, there are clearly (and dearly held) scripts of who is to be helped and in what way. These structures and imaginations are deeply shaped by gendered and racialized logics where the difference between the modern, emancipated female volunteer and the female, oppressed refugee plays a central role. (Braun 2017, S. 39)²⁰

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass das komplexe Asymmetrieverhältnis in Patenschaften neben dem vielfach anzutreffenden Altersunterschied zwischen Pat:innen und Patenkinder durch strukturelle Ungleichheiten gekennzeichnet ist, die von sozioökonomischen Disparitäten über sprachliche Fähigkeiten, soziokulturell spezifisches Wissen hin zu Unterschieden in der formalen Bildung reichen. Gemeinsam bilden diese Aspekte ein Erfahrungsgefälle, auf dem der Anspruch der Wissensvermittlung an die Patenkinder und deren Familien beruht und der das Verhältnis als Lernbeziehung fasst. Damit werden die Rollen der Gebenden und Empfangenden in der Unterstützungsbeziehung festgeschrieben, entlang derer sich komplexe Machtdynamiken entfalten. Zugleich sind an die Rollen der Gebenden und Empfangenden spezifische Anforderungen und Erwartungen geknüpft.

19 Die medizinische Anthropologin Noelle Sullivan beschreibt in ihrem Artikel *International Clinical Volunteering in Tanzania: A Postcolonial Analysis of a Global Health Business* besonders eindrücklich, wie zwei vorherrschende Tropen Voluntourism im Gesundheitsbereich in Ländern des ›Globalen Südens‹ vielfach prägen: Einerseits schreiben sich weiße Ehrenamtliche aufgrund der Vorstellung, dass sie durch ihr Weißsein der globalen Gilde echter Medizinerinnen angehörten, bereits Expertise zu, die sie den lokalen Schwarzen Experten absprachen. Andererseits wird die Lokalbevölkerung, an der die Ehrenamtlichen ihr meist unzureichendes Fachwissen ausüben, als so verarmt imaginiert, dass Praktiken, die in den Heimatländern der Ehrenamtlichen unvorstellbar wären, gerechtfertigt erscheinen. (Sullivan 2018, S. 312)

20 Ähnliches arbeitet die Kulturwissenschaftlerin und Kunstpädagogin Carmen Mörsch mit Blick auf die historischen Wurzeln heutiger kultureller Bildungsarbeit heraus: »Die möglichen Positionierungen des liberalen Bürgertums waren – ebenfalls wie heute im Kontext der Fluchtbewegungen – geprägt von Scham angesichts der ungleichen Besitzverhältnisse, von Gerechtigkeitsinn und einer damit einhergehenden politisch kämpferischen Position, vom Interesse an der eigenen, persönlichen und beruflichen Selbstverwirklichung im Rahmen dieser Kämpfe, von Furcht vor dem Verlust von Privilegien, von der Faszination am ›Anderen‹ und einer Lust an sozialer und sexueller Transgression, von einer Romantisierung dieses Anderen als authentisch, sowie von einem mit alledem einhergehenden, kaum gebrochenen, wenn auch heute selten explizit artikulierten Überlegenheitsgefühl, das die Lösung der sozialen Frage letztlich im Paternalismus verortet, die Anderen sich durch Erziehung ähnlich zu machen.« (Mörsch 2016, S. 177)

4.2.3 »Dann müsst ihr vielleicht in Vorleistung gehen«

Aus der Zuschreibung, dass Pat:innen in der ungleichen Beziehungskonstellation »die Starken« seien, leiteten die Koordinatorinnen bei WG Verantwortlichkeiten ab. Auf diese bereitete die Koordinatorin die neuen Pat:innen in einer Einführungsveranstaltung (24.04.2019) etwa mit den Worten »Dann müsst ihr vielleicht in Vorleistung gehen« vor. Eine solche Vorleistung produziert neben den zuvor angeführten strukturellen Determinanten eine zusätzliche Ebene der Ungleichheit, die sich vordergründig auf einer affektiv-emotionalen Ebene entfaltet: Pat:innen sollten sich in Nachsichtigkeit, Geduld und Ausdauer angesichts von Kommunikationsschwierigkeiten, Irritationen und Reibungsmomenten sowie auch hinsichtlich der Entwicklung der Beziehung üben. Die Schwierigkeit, dabei eine sinnvolle Balance zu den eigenen Erwartungen und Wünschen zu finden, wird auch im *Handbuch für Pat*innen* thematisiert:

Achte auf die Bedürfnisse deines Patenkindes. Versuche, dich in seine Lage zu versetzen und frage dich, was es gerade braucht [...]. Achte auch auf deine eigenen Bedürfnisse. Du musst sie nicht hintenanstellen. Bedürfnisse bilden die Grundlage für unser Wohlbefinden und nur, wenn es dir gut geht, kannst du ein guter Pate bzw. eine gute Patin sein.

Wiederholt konnte ich jedoch beobachten, nicht zuletzt an meinem eigenen Verhalten und meinen Überlegungen, dass Pati:nnen dennoch häufig dazu tendierten, ihre Bedürfnisse denen der Patenkinder unterzuordnen.

In der Mentoringforschung wird ein ähnlich gelagerter Anforderungskomplex etwa mit der Notwendigkeit des *attunement* von Mentor:innen bezeichnet. Die Professorin für Soziale Arbeit Julia Pryce betrachtete in einer qualitativen Studie (2012), die auf Beobachtungen von Mentoringtreffen sowie Interviews basierte, die Art und Weise, wie Mentor:innen sich auf ihr Gegenüber und dessen verbale und nonverbale Ausdrücke einstellten. Sie unterscheidet in der Auswertung der Daten zwischen *highly*, *moderately* und *minimally attuned* Mentor:innen, wobei sie und ihr Team schlussfolgern, dass die erste Gruppe die positivsten Ergebnisse in der Beziehungsentwicklung erzielen konnte. Das Ergebnis: *highly attuned* Mentor:innen, die sich im Vergleich zu den anderen beiden Gruppen zudem durch einen höheren Grad an Selbstreflexion auszeichnen, stellen ihre eigenen emotionalen Bedürfnisse hinter die ihrer Mentees, die sie sich empathisch aus mitunter nicht verbalisierten Hinweisen erschließen (ebd., S. 292f., 296). Diese Gruppe der Mentor:innen verbindet mit ihrer Beziehung zu den Mentees eine Form der Gegenseitigkeit, die jedoch getragen ist

by mentor interest in the youth (rather than by an expectation of mutuality as a way of meeting mentor needs). These mentors expressed hope that such interest would assist the youth in gaining comfort with the mentor and engaging more fully in the relationship. (Ebd., S. 293)

Eine sensible und fortwährende Ausrichtung und Anpassung von Mentor:innen an den Bedürfnissen der Mentees bildet den Beobachtungen von Pryce zufolge die Grundlage,

auf der sich die Beziehung produktiv entwickeln kann. Mit Blick auf die Ausrichtung und Entwicklung von Mentoringprojekten hält sie fest, dass »mentor attunement [...] a trainable concept« (ebd., S. 302) sei, auf das Koordinierende in der Vorbereitung und Begleitung der Mentor:innen dezidiert eingehen sollten:

Active listening, maintaining eye contact, identifying nonverbal as well as verbal cues, responding to these cues, maintaining flexibility, and soliciting youth ideas regarding activities are all actions that can be modeled for mentors and practiced prior to and during the mentoring relationship. (Ebd.)

In dem bereits erwähnten deutschen Patenschaftsprojekt »Balu und Du«, welches durch eine seiner Gründerinnen evaluiert wurde, wurde im Jahr 2012 eine weitere, eher ungewöhnliche Studie durchgeführt, die anhand des nachgewiesenen Cortisolspiegels in Haarproben der Kinder deren Umgang mit Stress betrachtete. Von Interesse war, wie sich das Verhalten der Mentor:innen auf die Stresserfahrung der Kinder auswirkte. Ein gewisses Maß an Autorität und Durchsetzungsvermögen vonseiten der Mentor:innen gegenüber ihren Mentees, so eines der Ergebnisse der Studie, sei demnach nicht nur positiv sondern auch notwendig. Im Ausblick des Abschlussberichtes formulieren die Autor:innen eine entscheidende Schlussfolgerung wie folgt:

Der adäquate Umgang mit den Herausforderungen in den Mentoring-Beziehungen steht und fällt letztlich mit den sogenannten Selbststeuerungskompetenzen des Mentors, d.h. den Stressbewältigungsstrategien, der Fähigkeit zur Selbstberuhigung sowie zur Selbstmotivation und Vieles mehr. Daher könnte eine Konsequenz im Sinne einer Aus- und Weiterbildung sein, dass gerade Maßnahmen zum Erlernen dieser Kompetenzen im Rahmen des »Balu und Du«-Programm angeboten werden. (Frankenberg/Aufhammer 2012, S. 35)

Auch der Theologe und Sozialarbeiter Paul-Stefan Roß verlangt, dass an die Stelle der Erwartung einer (emotionalen) Reziprozität, wie sie etwa Beziehungen im privaten Bereich begleitet, in Patenschaften stattdessen der Wert der *Solidarität* treten müsse. Er argumentiert, patenschaftliche Beziehungen stärker im zivilgesellschaftlichen Engagement zu verorten. Das bedeutet, dass Pat:innen in der Lage sein sollten

eine gewisse Distanz zu ihren Adressat*innen wahren zu können: also keine unreflektierten Erwartungen hinsichtlich Dankbarkeit, emotionaler Nähe, langfristiger Dauer oder wechselseitiger Unterstützung aufzubauen, sondern nüchtern beispielsweise mit Konflikten, Zurückweisung, Beziehungsabbrüchen oder fehlender Dankbarkeit zu rechnen. (Roß 2020, S. 382f.)

Hierfür sollen die Ehrenamtlichen mit Reflexionsformaten unterstützt werden, welche die Rückkopplung ihrer persönlichen Erfahrungen in fachliche und politische Sphären der Öffentlichkeit gewährleisten und die damit zugleich auf die strukturellen Determinanten der Benachteiligung der Zielgruppen von Patenschaftsformaten hinweisen können (ebd., S. 383). Wie jedoch konkret derlei Formate und Strukturen aussehen können und müssen, führt der Autor nicht aus. Somit werden auch die Herausforderungen und

Belastungen, die mit einer solchen Distanzierung im Sinne eines zivilgesellschaftlichen Beitrags einhergehen, nicht näher thematisiert.

Die Botschaft der sehr unterschiedlichen Beiträge, die hier angeführt wurden, ist die gleiche: Von Pat:innen wird verlangt, sich selbst angesichts der Bedürftigkeit und der Wünsche ihrer Patenkinder zurückzunehmen und sich sensibel und aufmerksam auf diese einzustellen. In diesem Zuge müssen die Ehrenamtlichen ihre eigenen Bedürfnisse und Erwartungen regulieren, sollen diese jedoch nicht vollkommen aus dem Blick verlieren. Ich argumentiere, dass sich eine solche empathische Ausrichtung am Gegenüber und die Aushandlung von Reibungsmomenten und Anstrengungen in Patenschaften vornehmlich auf einer affektiv-emotionalen Ebene entfalten. Etwaige Erfahrungen von Frustration, Ungeduld, Enttäuschung, Unsicherheit sowie diffusere Irritationen müssen von den Pat:innen reguliert und gelenkt werden, um an der Patenschaft festzuhalten. Sie werden damit als eine Form der Emotionsarbeit und Affektbewältigung interpretierbar.²¹ Werden diese Erfahrungen nicht reflektiert, gerahmt und/oder geformt, kann das die Patenschaftsbeziehung nachhaltig irritieren oder gefährden.

Im Zusammenhang mit der beschriebenen Vorleistung konnte ich wiederholt beobachten, dass Koordinatorinnen bei WG Pat:innen ebenfalls ein Motiv des Aushaltens nahelegten: Sie sollten etwa die sozioökonomische Prekarität aushalten, in der viele der Familien lebten, einen unsicheren Aufenthaltsstatus, ärmliche oder ungewohnte Wohnverhältnisse, als problematisch wahrgenommene Umgangsformen in der Familie sowie einen schier unendlichen Aufhol- und Unterstützungsbedarf ihrer Patenkinder in der Schule. Idealerweise sollten Pat:innen auch etwaigen Erzählungen über traumatische Fluchterfahrungen empathisch zuhören. Von ihnen werde jedoch nicht erwartet, so sensibilisierten die Koordinatorinnen ein ums andere Mal, dass sie in all diesen Bereichen aktiv werden. Im Gegenteil: Mirjam warnte in den Einführungsveranstaltungen wiederholt davor, dass Pat:innen in einen Aktionismus verfallen und das Bedürfnis entwickeln könnten, alles verändern bzw. verbessern zu wollen. Ein solcher Anspruch wurde einerseits als problematisch eingestuft, weil damit eine (meist unreflektierte) Abwertung der Lebensumstände der Patenkinder und deren Familien einhergehen konnte, die wiederum in einem paternalistischen Handlungsimpuls münden konnte. Mirjam sensibilisierte Pat:innen jedoch andererseits auch dafür, sich gegenüber einem solchen Eigenanspruch zu distanzieren, weil sich die Mehrzahl derartiger Problemlagen nicht kurzfristig lösen ließ und die Ehrenamtlichen nicht frustriert werden sollten. Zudem konnte der Unterstützungsbedarf die Expertise der Ehrenamtlichen (insbesondere bei behördlichen Belangen) und/oder deren zeitliche Kapazitäten übersteigen und damit zu einer Überforderung führen (vgl. Lorenzen/Zifonun 2011, S. 4f.). Dann sollten sich Pat:innen abgrenzen. Ein Motiv des Aushaltens berücksichtigte also ebenfalls die Bedürfnisse und

21 Laura Gozzer fasst eine solche Dimension von Emotionsarbeit mit dem Konzept der »Empathie als Emotionspraxis« (2022, S. 341) und resümiert hinsichtlich der Anstrengungen in den von ihr untersuchten Patenschaften mit Kindern psychisch erkrankter Eltern: »Auch wenn Verständnis für das Kind aufzubringen die oberste Maxime ist, fällt es den Pat:innen ob ihrer eigenen Verletzbarkeit und emotionalen Involviertheit in den Beziehungen nicht immer leicht. [...] Sie müssen emotional permanent an sich arbeiten.« (Ebd., S. 344)

Kapazitäten von Pat:innen. Die Anforderung an diese, sich in der Begegnung mit ihren Patenkindern empathisch an deren Bedürfnissen und Möglichkeiten auszurichten und entsprechend die eigenen Wünsche und Empfindungen zu regulieren, konnte somit in einem Widerspruch zu der Aufforderung stehen, auszuhalten und sich abzugrenzen. Denn Letztere erfordert wiederum eine Distanznahme. Doch auch eine solche Abgrenzung konnte für die Betroffenen zur Herausforderung werden, da auch diese mit Anstrengungen einherging, wie ich in den Fallbeispielen illustrieren werde.

Obwohl die zuvor beschriebenen Anforderungen und Aushandlungen sowohl in der Mentoringpraxis als auch in der Forschung hauptsächlich den Pat:innen zugeschrieben werden, konnte ich in meiner Forschung beobachten, dass Patenkinder und deren Familien ebenso ihre Bedürfnisse und Erwartungshaltungen regulierten und Verständnis und Geduld für das Gegenüber aufbringen mussten. Hier zwei kurze Beispiele: In einem abschließenden Gespräch mit meiner Patenjugendlichen und der Projektkoordinatorin nach circa drei Jahren, in dem wir uns entschlossen, unsere Beziehung von nun an inoffiziell weiterzuführen und aus dem formellen Kontext einer Projektpatenschaft zu lösen, sprach ich meine Schwierigkeiten angesichts der einseitigen Kontaktaufnahme an. Lara erwiderte, sich nicht von sich aus zu melden, weil sie wisse, dass ich viel arbeite und sie mir mit Anfragen zu möglichen Treffen keinen zusätzlichen Druck machen wolle, auch wenn sie sich über häufigere Treffen freuen würde. Zudem beschrieb sie, dass es ihr selbst unangenehm sei, Vorschläge und Nachfragen für Treffen abzulehnen. Sie schien davon auszugehen, dass es auch mir schwerfällt, nein zu sagen und wollte mir die Zwickmühle ersparen. Diese Rücksichtnahme überraschte mich. Wir verblieben, dass Lara sich bemühen würde, ihrerseits Treffen vorzuschlagen und ich versprach, dies nicht als Druck aufzunehmen und ehrlich abzusagen, sollte ich verhindert sein. Wir hielten aber auch fest, dass Lara natürlich ebenfalls ohne schlechtes Gewissen absagen könne.

Auf der erwähnten Dankesfeier sprach ich ein ehemaliges Patenkind auf die beendete Beziehung zu ihrer Patin an. Die Mutter kam mit ihren vier Kindern immer regelmäßig ins Kiezcafé und verlor auch über die turbulenten Monate der pandemiebedingten Einschränkungen sowie während der Herausforderungen, die der Umbau der Gemeinde- und Vereinsräumlichkeiten mit sich brachte, nie den Kontakt zum Verein. Viele Monate bemühte sie sich bei den Koordinatorinnen um eine Patenschaft für ihre älteste Tochter und war überglücklich, als diese Bemühungen schließlich fruchteten. Da die Patin sich jedoch um ihren erkrankten Vater kümmern musste und auch beruflich herausgefordert war, endete die Patenschaft nach kurzer Zeit wieder. Das Patenmädchen erschien mir auch zwei Jahre nach der Beendigung der Beziehung bei unserem Wiedersehen auf der Feier noch sichtlich bedrückt. Es sei schon traurig, dass die Patenschaft zu Ende gegangen sei, erklärte sie mir und wich dabei meinem Blick aus. Aber man müsse dann eben getrennte Wege gehen. Ich glaubte, in der Äußerung des Mädchens eindeutig die Wortwahl ihrer Mutter zu erkennen. Ganz offensichtlich besprach die Mutter also die beendete Patenschaftsbeziehung mit ihrer Tochter und unterstrich im Zuge dessen sowohl die emotionale Erfahrung als auch einen angemessenen Umgang damit. Das Mädchen erklärte mir, dass sie gern eine neue Patin hätte, jedoch wüsste, dass es derzeit nicht viele verfügbare Pat:innen gebe.

Die Patenschaftsprojekte bei WG waren mit Einführungsveranstaltungen, Workshops und Weiterbildungsformaten darauf ausgerichtet, vor allem die Pat:innen auf die Begegnung und die damit einhergehenden Herausforderungen und Verantwortlichkeiten vorzubereiten. Diese einseitige Semi-Professionalisierung gründete nicht zuletzt auf der Zuschreibung eines Ressourcengefälles zwischen Pat:in und Patenfamilie.²² Den Freiwilligen wurde spezifisches Wissen vermittelt, um die Patenschaftsbeziehung bestmöglich zu gestalten. Auf die Inhalte der Einführungsveranstaltung gehe ich in Kapitel 5.4 dezidiert ein. Die weiteren Veranstaltungsangebote orientierten sich im Zeitraum meiner Forschung einerseits an Vorschlägen, die Pat:innen entlang ihres beruflichen Hintergrundes dem Verein machten (z.B. zu kreativen Lernformen und der Vermittlung von Achtsamkeit) oder die (wie etwa das partizipative Fotoprojekt) extern an den Verein herangetragen wurden. Weiterhin wurden über das KiPa-Netzwerk Workshops von anderen Vereinen geöffnet (etwa zur Lebenswelt von Geflüchteten und zum Islam). Der Verein bemühte sich zudem, die Bedürfnisse der Pat:innen in seine Weiterbildungsangebote einzuhegen und erfragte regelmäßig inhaltliche Wünsche. Ein Format, das im Zeitraum meiner Forschung neben der verpflichtenden Einführungsveranstaltung als fester Bestandteil des Weiterbildungsangebotes für Pat:innen bestand, war ein Ganztagesworkshop zu Interkulturellem Training. Dieser war nicht verpflichtend, wurde jedoch allen Ehrenamtlichen ans Herz gelegt.²³

Pat:innen wurden also auf die ihnen zugeschriebenen Rollen als Gebende in der Patenschaftsbeziehung und auf damit möglicherweise einhergehende Herausforderungen, Reibungen und Konflikte vorbereitet. Sie wurden aufgefordert, diese gegenüber den Koordinatorinnen anzusprechen und/oder mit den Patenfamilien offen zu verhandeln. War Letzteres aufgrund sprachlicher Hürden nicht möglich, konnte auch die arabischsprachige Honorarkraft hinzugezogen werden – wobei diese für Vermittlungen, die über die konkrete Übersetzungsarbeit hinausgingen und implizite, soziokulturell spezifische Vorannahmen, Werte und Verhaltensnormen adressieren könnten, nicht vorbereitet war. Für Patenkinder wurden hingegen ausschließlich Formate angeboten, an denen sie gemeinsam mit ihren Pat:innen teilnehmen konnten. Das ist insbesondere auf das Alter der Kinder sowie die Schwierigkeit zurückzuführen, diese unabhängig von ihren Patinnen und Paten für die Angebote zu gewinnen. Das war auch der Fall bei der Workshopreihe »Wirkung Hoch Drei«, die zu den wenigen Projekten gehörte, die dezidiert die Perspektive der Patenkinder zentral stellte. Diese einseitige Wissensvermittlung im Rahmen der Semi-Professionalisierung von Freiwilligen, im Zuge derer

-
- 22 Eine solche Vorstellung eines Ressourcengefälles basiert u.a. auf einer weit verbreiteten und vielfach verkürzten Sicht aus der Perspektive der Mehrheitsgesellschaft auf die Kategorien Sprache, (formale) Bildung etc. Angesichts dessen werden Ressourcen, die die Patenfamilien mitbringen, vielfach übersehen oder nicht ernst genommen (s. 3.1.2). Dabei ist jedoch festzuhalten, dass Pat:innen bei WG dezidiert dazu aufgefordert wurden, die Stärken der Kinder zu entdecken, zu fördern und diesen zu vergegenwärtigen – nicht zuletzt, um deren Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit zu stärken. Familien und der Zusammenhalt in diesen wurden in diesem Zusammenhang ebenfalls als Ressource betrachtet.
- 23 Die Kosten für die externe Trainerin überstiegen nach dem Auslaufen der Finanzierung von Aktion Mensch das Budget des Vereins, sodass vorerst hierauf verzichtet werden musste. Das bedauerten die Koordinatorinnen sehr.

diese als interkulturelle Broker für die Patenschaftsbeziehung sensibilisiert wurden, verstärkte und erweiterte das ohnehin asymmetrische Verhältnis.

Die Mentoringforschung listet in dem Handbuch *Elements of Effective Practice for Mentoring* zu den Gelingenskriterien für Patenschaften auf, dass auch Patenkinder und -familien idealerweise auf die angebaute Beziehung vorbereitet, sensibilisiert und in deren Verlauf begleitet werden sollen (Garringer et al. 2015, S. 36ff., 44ff.). Vereine in Berlin konnten dies aufgrund durchgängig prekärer und befristeter Projektfinanzierungen jedoch vielfach nicht bewerkstelligen. Das liegt auch daran, dass ein solches Vorhaben über bloße sprachliche Übersetzungsleistungen hinaus gehen muss und entsprechend weitere, ohnehin knappe Kapazitäten binden würde. Der Koordinatorin bei WG war bewusst, dass ihre Arbeit den Schwerpunkt auf die Pat:innen legte, und der Austausch mit den Familien und Kindern ausgebaut werden müsste. Sie resümierte jedoch hinsichtlich der ihr zur Verfügung stehenden beschränkten Ressourcen, dass es am Ende ein einfaches Rechenspiel sei. Obwohl auch für die Patenkinder und deren Familien die Projektkoordinatorinnen jederzeit erreichbar waren, erfuhren sie keine Vorbereitung und Begleitung.

Die Erziehungswissenschaftlerinnen Sabine Jungk und Serafina Morrin heben die Notwendigkeit von Formaten hervor, welche die Selbstfürsorgefähigkeiten sowie reflexive Strategien von Pat:innen fördern (Jungk/Morrin 2020, S. 284f.). Aus meiner Sicht zielen derartige Formate auf eine bewusste Auseinandersetzung mit jener affektiv-emotionalen Erfahrungsdimension ab, welche die hier beschriebenen Anforderungen an Pat:innen mit sich bringen. Diese Ebene wird jedoch von der Mentoringforschung nur selten adressiert, welche in ihrer Ausrichtung auf den Nutzen und die Effizienz von Patenschaften vielfach auf der Ebene der Anforderungen an Pat:innen verbleibt und die mit diesen einhergehenden Anstrengungen außen vor lässt.²⁴ Ein wichtiges Werkzeug in der Bewältigung herausfordernder oder belastender Erfahrungen, das in der Mentoringpraxis bereits vielfach Anwendung findet, ist der Austausch im Rahmen von Patenstammtischen. Diese organisierte auch WG mehrmals im Jahr. Die Mehrzahl der Ehrenamtlichen nahm diese Möglichkeit aufgrund knapper zeitlicher Ressourcen jedoch nicht regelmäßig wahr. Diejenigen, die auf die angebotenen Austauschmöglichkeiten zurückgriffen, befanden sich entweder am Anfang ihres Engagements, zeigten sich generell kommunikativ und offen gegenüber entsprechenden Formaten, oder standen unter einem erhöhten Leidensdruck. Wenn Pat:innen jedoch bei Problemen weder den Kontakt zum Verein noch den Austausch mit anderen Pat:innen suchten, hatten die Koordinatorinnen kaum Möglichkeiten, bei Spannungen oder Konflikten zu unterstützen. Herausfordernde Situationen blieben dann meist unreflektiert und unausgesprochen, wodurch die damit einhergehenden Irritationen häufig noch verstärkt wurden. Auf Grundlage dieser Beobachtungen und Überlegungen entstand die beschriebene Reflexionsgruppe für Pat:innen.

24 Jungk und Morrin (2020, S. 284f.) fordern zudem Möglichkeiten, einen kultursensiblen Austausch zwischen Pat:in und geflüchteter Person zu kultivieren: »Angebote der gemeinsamen Vergewisserung könnten eine neue Qualität entstehen lassen, sowohl hinsichtlich verschiedener Sachthemen als auch sozialer Interaktionsmuster und kultureller Deutungen.« (Ebd., S. 285) Die Autorinnen betonen in diesem Zuge, dass derlei Formate sowohl soziokulturell als auch auf die jeweiligen Altersgruppen zugeschnitten sein müssten.

4.2.4 Streben nach Gegenseitigkeit und Augenhöhe

Trotz dieser multiplen und miteinander verschränkten Dimensionen der Asymmetrie wurde im Vermittlungs- und Begleitprozess von Patenschaften fortwährend ein respektvoller und interessierter gegenseitiger Austausch über kulturelle und religiöse Unterschiede hinweg thematisiert und angestrebt. In diesem Zuge wurde das beidseitige Lernen betont, denn Patenschaften zielen auf eine Entwicklung beider Parteien ab – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß und auf verschiedenen Ebenen. Das beidseitige Lernen wird auch im Ansatz generativen Handelns ausbuchstabiert: »Die Jüngeren sind in Generationenbeziehungen nicht nur Hilfeempfänger(innen) und Lernende, sondern sie geben auch etwas und ermöglichen Entwicklungsprozesse der Älteren.« (Jakob 2019, S. 39) Ein reziproker Austausch und gegenseitiges Interesse sei, so äußerten die Koordinatorinnen des Vereins verschiedentlich, für alle Beteiligten sowie auch gesamtgesellschaftlich von Bedeutung, da sie ein friedliches Miteinander ermöglichen: »Dass es tatsächlich darum geht, den anderen zu akzeptieren und zu tolerieren, weil ich ihn kenne und weil ich ihn mag. Das ist [...] das Herzstück einer Patenschaft.« (Interview 10.05.2019) Diese Aussage verdeutlicht, dass Vorstellungen von Reziprozität in der Patenschaft von beidseitigen Interessenbekundungen und Lernprozessen auf die Ebene einer bedeutsamen emotionalen Bindung zwischen Pat:in und Patenkind ausgeweitet wurden. Pat:innen erklärten, durch die Beziehung zu Kindern lernen und sich weiterentwickeln zu wollen. Sie betonten, eine andere Lebenswelt kennenlernen zu wollen, den Austausch mit Kindern in ihrem Alltag zu vermissen und in dem Ehrenamt zu suchen. Die Mehrzahl der Freiwilligen, die ich im Verlauf meiner Forschung kennenlernte, schrieben der Beziehung zu ihrem Patenkind dabei eine tragende Bedeutung zu. Sie hofften, gerade auf dieser zwischenmenschlichen Ebene mit ihrem Engagement einen Unterschied zu machen. Hierin wurden sie vom Verein ermutigt und bestärkt, der die Pat:innen fortwährend für die Bedeutung der Beziehung sensibilisierte. Pat:innen begleiteten entsprechend vielfach der Wunsch und die Erwartung, in der Patenschaft eine emotionale Resonanz von den Patenkindern zu erhalten. Vor dem Hintergrund, dass eine »gute, reziproke Beziehungsqualität von Ehrenamtlichen als wertvoll erlebt« (Jungk/Morrin 2020, S. 277) wurde, konnte die Wahrnehmung, dass eine solche emotionale Resonanz und Reziprozität fehlten, problematisch werden.

Die im vorherigen Abschnitt beschriebene Aufforderung an Pat:innen, gegenüber ihren Patenkindern in »Vorleistung« zu gehen und sich in Nachsichtigkeit, Geduld und Ausdauer zu üben, verschleierte, dass auch Pat:innen Bedürfnisse und Erwartungen in die Beziehung einbringen. Ein Projektkoordinator formulierte einmal zu einem Treffen der AG Qualität: »Wir bringen alle eine gewisse Bedürftigkeit mit, die uns dazu bewegt, eine Patenschaft einzugehen.« (03.06.2020) Ich beobachtete, dass sich diese Bedürftigkeit vielfach auf den Wunsch nach einer emotionalen Nähe zu dem Patenkind bezog. Derlei Bedürfnisse und Erwartungen waren meist schwer verhandelbar und nicht flexibel entlang verschiedener Rollenverhältnisse anpassbar. An der Schnittstelle zwischen einem Schwerpunkt auf der Beziehungsentwicklung und der Wichtigkeit der emotionalen Bindung einerseits – die konzeptionell von Vereinsseite ebenso wie motivational von den Ehrenamtlichen hervorgehoben wurden – und der Forderung an Pat:innen andererseits, eigene Bedürfnisse und Erwartungen, die genau jene Aspekte adressieren,

gegebenenfalls zurückzustellen, entfaltete sich ein potenzielles Konfliktfeld (vgl. Seise 2023a). Hinzu kam, dass Bedürfnisse und Grenzen oftmals unausgesprochen blieben. Dadurch wurden die ohnehin herausfordernden, jedoch notwendigen Anpassungsleistungen einer institutionalisierten Patenschaftsbeziehung mit Kindern – die Einhegung von Erwartungen und die damit verbundenen Anstrengungen – weiter erschwert.

Die verschiedenen Dimensionen von Reziprozität in der Patenschaftsbeziehung wurden häufig mit einem Ideal der Augenhöhe verknüpft: »Keiner ist höher!« (Einführungsveranstaltung 24.10.2019)²⁵ Der Verein betont in seinem *Handbuch für Pat*innen* entsprechend die Bedeutung eines partnerschaftlichen Umgangs:

In der Patenschaft bist du mit deinem Patenkind gleichwertige/r Partner*in und so sollt ihr auch miteinander umgehen. Das heißt, die gegenseitige Anerkennung, Akzeptanz, Verständnis und Handlungsfreiheit müssen offensichtlich sein. Partnerschaftlichkeit führt keineswegs zu Autoritätsverlust, sondern fördert den vertrauensvollen Umgang miteinander.

Die Versöhnung eines partnerschaftlichen Umgangs mit einem gewissen Maß an Autorität erwies sich für Pat:innen mitunter als schwierig, wie ich in den Fallbeispielen schildern werde. Zudem stellt sich die Frage, wie sich Gegenseitigkeit hinsichtlich der im Handbuch angeführten Werte der »Anerkennung, Akzeptanz, Verständnis und Handlungsfreiheit« in der Beziehung mit einem Kind etablieren lässt, nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Forderung einer Vorleistung.

Neben den Facetten beidseitiger Austausch- und Lernprozesse sowie partnerschaftlicher Umgangsformen auf der Basis einer zwischenmenschlichen Nahbeziehung umfasst Augenhöhe Respekt vor den Grenzen des Gegenübers, Verständnis für dessen Perspektive sowie Raum für individuelle Bedürfnisse. Besonders Letzteren wohnt in einer hoch individualisierten Gesellschaft wie der deutschen, zu deren im Grundgesetz artikulierten Grundwerten Gleichheit, Autonomie und Entscheidungsfreiheit des Einzelnen sowie die individuelle Persönlichkeitsentfaltung gehören, eine große Bedeutung inne. Damit wird Augenhöhe als ein kulturspezifisches Ideal erkennbar, welches sich auch in Erziehungspraktiken wiederfinden lässt, die jedoch klassenspezifisch sind. Die Entwicklungspsychologin Heidi Keller stellt fest, dass es besonders die sozioökonomischen Voraussetzungen einer gebildeten Mittelschicht sind, die ein damit korrelierendes »Modell elterlicher Fürsorge, das das individuelle Kind in den Mittelpunkt stellt und die soziale Umwelt in der Pflicht sieht, die Bedürfnisse und Wünsche dieses Kindes zu erspüren und feinfühlig zu beantworten« (Keller 2015, S. 6), ermöglichen und hervorbringen.

25 Nach Beendigung meiner Datenerhebung erfuhr ich, dass die Koordinatorinnen begannen, den Themenkomplex um Augenhöhe aktiv in der Einführungsveranstaltung für neue Pat:innen zu adressieren. Sie zeigen hierin seither das Video *Unterstützungsarbeit. Auf Augenhöhe mit Geflüchteten? Ein Reflexionsvideo*. Dieses Video wurde vom IQ (Integration durch Qualifizierung)-Netzwerk Baden-Württemberg in Kooperation mit dem Netzwerk Rassismuskritische Migrationspädagogik in Baden-Württemberg erstellt und auf YouTube hochgeladen (https://www.youtube.com/watch?v=noTPpA8_264, vom 31.03.2026).

In engem Bezug zur Bindungstheorie nach John Bowlby und Mary Ainsworth entwickelt sich ein kulturspezifisches Ideal der psychologischen Autonomie²⁶:

Psychologische Autonomie bedeutet sich seiner eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten bewusst zu sein, diese frei zu kommunizieren und über ihre Realisierung zumindest mit zu entscheiden. So entsteht ein Gefühl individueller Selbstwirksamkeit, das als Grundlage einer gesunden Persönlichkeit verstanden wird. Dieses Verständnis von Autonomie hat Konsequenzen für das Verständnis sozialer Beziehungen. Eigenständig denkende und fühlende Individuen respektieren die Ich-Grenzen der anderen und verhandeln die Bedürfnisse und Wünsche anderer auf dem Hintergrund der eigenen Interessen. Dazu gehört Durchsetzungsfähigkeit als soziale Kompetenz. (Ebd., S. 6f.)

Das Ideal psychologischer Autonomie prägt die Erziehung und Sozialisation von Anbeginn und spiegelt sich auch in den Leitlinien von Institutionen wie etwa Kindertagesstätten wider. Dieses Ideal war auch Bestandteil der Entwicklungsvorstellungen und Erziehungsideale, die der Arbeit von WG zugrunde lagen, und rahmte entsprechend die Zielsetzungen für die Patenschaftsbeziehungen: Das Erleben und Vermitteln von Selbstwirksamkeit sowie das Respektieren von Grenzen – sowohl der eigenen als auch der des Gegenübers – wurden Pat:innen als zentrale Werte und Handlungsorientierungen vermittelt.

Pat:innen bei WG – und darüber hinaus – vollzogen in ihren Beziehungen zu den minderjährigen Patenkindern also einen herausfordernden Spagat, der ihre Rolle als zivilgesellschaftliche Unterstützer:innen, privilegierte und ressourcenreiche Vorbilder und Vermittler:innen von verschiedenen Wissensformen mit dem Streben nach gegenseitigem Austausch, einer engen emotionalen Bindung, Partnerschaftlichkeit und Augenhöhe versöhnte. Hannah Schott-Leser stellt in diesem Zusammenhang fest, »dass in der Mentoren- und Patenschaftsbeziehung ein konstitutiver Widerspruch angelegt ist, der sich aus einer pädagogischen Aufgabe und einer zugleich nicht-pädagogischen Beziehungsstruktur ergibt« (Schott-Leser 2018, S. 59). Thomas E. Keller und Julia M. Pryce bezeichnen dieses Spannungsverhältnis in ihrem gleichnamigen Aufsatz als *Mutual but unequal*: Mentoringbeziehungen zeichnen sich ihnen zufolge einerseits durch Freiwilligkeit sowie für beide Seiten vorteilhafte und angenehme Tätigkeiten aus, was sie in den Bereich freundschaftlicher Beziehungen rücke. Andererseits übersetze sich die ungleich verteilte soziale Macht in dem Verhältnis in ein Gefälle der Verantwortlichkeiten in der Beziehung und ein gewisses Maß an Autorität von Seiten der Mentorin (Keller/Pryce 2010, S. 37f.). Das führe dazu, dass »ideals of egalitarian reciprocity are not applicable in the same way« (ebd., S. 38). Diese Ungleichheit wiederum gleiche eher einem Eltern-Kind-Verhältnis. Keller und Pryce resümieren, dass besonders tragende Mentoringbeziehungen jene seien, in denen Mentor:innen vermögen, eine Balance

26 Der psychologischen Autonomie wird die Handlungsautonomie gegenübergestellt: »Der Sozialisationspfad mit dem Ziel interdependenter sozialer Verantwortlichkeit führt von Anfang an durch vielfältige Handlungskompetenzen. Schon mit 3 Jahren helfen Kinder im Haushalt, erledigen kleine Besorgungen, richten Nachrichten aus und versorgen jüngere Geschwister. Das tun sie alles autonom, indem sie selbst viele Entscheidungen treffen müssen, die zur kompetenten Ausführung dieser Handlungen notwendig sind.« (Keller 2015, S. 36)

zwischen beiden Dimensionen herzustellen. Inwiefern dies herausfordernde Aushandlungen für Pat:innen impliziert, wird wiederum nicht näher erörtert.

Weiterhin konnte ich beobachten, dass das Ideal einer zwischenmenschlichen – freundschaftlichen – Nahbeziehung auf Augenhöhe von Ehrenamtlichen vielfach als machtkritisches Korrektiv der grundsätzlichen und von ihnen häufig als unangenehm empfundenen Asymmetrie zwischen gebenden Pat:innen und hilfebedürftig empfangenden Patenfamilien aufgefasst wurde. Diesen Aspekt veranschaulicht eine Vignette treffend, die eine der Studierenden der Fokusgruppe in Vorbereitung auf eine Veröffentlichung unserer Inhalte verfasste:

Auf der Verlobungsfeier meiner Patenjugendlichen.

Franziska, die Patin einer der jüngeren Schwestern von Juju, und ich treffen uns an der Straßenecke, um gemeinsam auf die Verlobungsfeier meiner Patenjugendlichen zu gehen. In der Wohnung der Familie angekommen, begrüßen wir etwas schüchtern die bereits anwesenden Gäste und setzen uns schließlich in eine der hinteren Stuhlreihen. Wir sind etwas nervös, weil wir nicht wissen, was uns erwartet. Immer mal wieder kommen wir mit den Frauen und Mädchen um uns herum ins Gespräch. Meistens geht es darum wer wir sind, was wir machen und wann es denn endlich losginge.

Als Franziska wie selbstverständlich auf die Frage einer Frau, ob wir Lehrerinnen von Juju wären, mit »Ja« antwortet, fühle ich mich auf einmal unwohl. Es sollte dazu gesagt werden, dass bei den Patenfamilien die Pat:innen häufig als Lehrer:innen bezeichnet werden. Der Verein versucht die verschiedenen Rollen einer Patenschaft zu benutzen und zu erklären und spricht von Begleiter:in, Unterstützer:in, Ermutiger:in, Freund:in, Lehrer:in usw. *Lehrerin* scheint jedoch eines der Hauptanliegen der Eltern bei der Aufnahme einer Patenschaft für ihr Kind widerzuspiegeln, weshalb sich wohl der Einfachheit halber *Lehrer:innen* als treffendstes Äquivalent für Pat:innen bei vielen Patenfamilien durchgesetzt hat.

Deutlich wird anhand des Begriffs, dass hier erste unterschiedliche Erwartungshaltungen aufeinandertreffen. Welche Vorstellungen habe ich von meiner Patenschaft und welche die Eltern und Kinder? Ich möchte nicht nur als Lehrerin gesehen werden. Aber wieso genau habe ich ein Problem mit dem Begriff als Bezeichnung für die Beziehung, die ich zu Juju habe? Vielleicht zum einem, weil er so eindimensional klingt, ich aber vor allem eine Freundin für sie sein will und nicht nur ihre Lehrerin. Klar spielt auch schulische Unterstützung eine Rolle in unseren Treffen, aber es ist auch nur eine von vielen verschiedenen Rollen, die ich ihr gegenüber einnehme. Außerdem vermittelt dieser Begriff etwas von Verantwortung und Autorität, er gibt ein klares Rollen- und Machtverhältnis vor, was meinen Vorstellungen von einer Patenschaft widerstrebt. Vielleicht sträube ich mich deswegen dagegen zu sagen eine Lehrerin für Juju zu sein, weil ich doch an dem so oft propagierten Ideal der Augenhöhe festhalte, das wir schon relativ zu Beginn für uns als Forschungsgruppe als Illusion problematisiert haben. Wenn ich aber stattdessen sage, wir sind Freundinnen, weil ich eben eine Beziehung anstrebe, die weniger hierarchisch aufgebaut ist, kann ich die Machtasymmetrien vielleicht eher umgehen. Oder verschleierte ich dann diese einfach nur, da sie zwangsläufig existieren?

Jedenfalls bemerkt Franziska meine Irritation und fragt mich, was ich denn denke für Juju zu sein. Woraufhin ich fragend mit einem »vielleicht wie eine Freundin« antworte. Ich erinnere mich, dass Juju bei einem unserer ersten Treffen mal zu mir meinte: »Sie sind meine einzige deutsche Freundin.«

Vergleichbar dazu beschreibt auch Laura Gozzer den Anspruch einer freundschaftlichen Beziehung einer ihrer Gesprächspartnerinnen wie folgt: »Das Ideal der Freund:innen-schaft ist mit ihrer politischen Haltung, dem Abbau von Hierarchien und Egalitarismus, verknüpft.« (Gozzer 2022, S. 280) Sie führt jedoch zugleich die Kehrseite eines solchen freundschaftlichen Anspruchs aus. Das Machtgefälle und damit auch die Bedürftigkeit der Hilfesuchenden werden verschleiert:

Eine Freund:innenschaft steht dann für eine mögliche Ebenbürtigkeit im Gegensatz zum Machtgefälle zwischen Helfer:innen und Bedürftigen. [...] Das heißt im Umkehrschluss auch, dass die geflüchteten Menschen für die egalitäre Freund:innenschaft ihre Bedürfnisse hintenanstellen und für Informalität, Unbeschwertheit und Reziprozität sorgen müssen. Versuche, eine Beziehung »auf Augenhöhe« herzustellen, stoßen hier an Grenzen der ungleich verteilten Ressourcen und damit einhergehenden Hierarchien. (Ebd., S. 283)

Das Format, auf welches sich Gozzer hier bezieht, vermittelt Patenschaften zu erwachsenen Geflüchteten. Übertragen auf die Patenschaften mit geflüchteten Kindern können entsprechende Erwartungen an eine freundschaftliche Ebenbürtigkeit und Reziprozität zusätzlich zu der Verschleierung von Bedürfnissen darein resultieren, dass altersspezifische Verhaltensweisen von Kindern und Jugendlichen übersehen oder fehlinterpretiert werden.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in Patenschaftsbeziehungen die Vorstellung vorherrscht, dass Entwicklung und Wissenszuwachs sowohl bei den Patenkindern und deren Familien als auch bei den ehrenamtlichen Pat:innen stattfinden. Die Basis für diese Entwicklungen stellt eine enge zwischenmenschliche Bindung zwischen Patenkind und Pat:in dar. Dieser wohnt ein Ideal von Augenhöhe inne, das die Achtung individueller Bedürfnisse und Grenzen beinhaltet, die als Grundwerte einer individualistisch geprägten Gesellschaft und deren kulturspezifischem Ideal psychologischer Autonomie erkennbar werden und entscheidend vorherrschende Erziehungsideale und -praktiken prägen. Zwischen diesem Ideal der Augenhöhe und dem komplexen Asymmetrieverhältnis in Patenschaften entsteht ein Spannungsverhältnis, welches jedoch von den beteiligten Akteuren selten explizit adressiert wird. Die angeführten Verweise aus der Mentoringforschung zu damit vergleichbaren Problematiken unterstreichen, dass dieses Spannungsverhältnis keineswegs auf die Patenschaften, die ich in meiner Forschung beobachten, begleiten und erleben durfte, beschränkt ist. Vielmehr lässt sich eine *asymmetrische Augenhöhe* als implizites, jedoch zentrales und formatübergreifendes Charakteristikum von Patenschaftsbeziehungen fassen.

Wie an der zitierten Vignette deutlich wird, thematisierten wir im Rahmen unserer Fokusgruppe Überlegungen zu Asymmetrie und Augenhöhe wiederholt anhand unserer Erfahrungen. Dabei stellte sich heraus, dass sich unser Bewusstsein gegenüber dieser grundsätzlichen Ambivalenz in der Patenschaftsbeziehung und unser Bemühen um Augenhöhe durch unsere anthropologische Prägung und die Doppelrolle, die wir in unseren Patenschaften einnahmen, noch einmal verstärkten: Das Streben nach einem respektvollen und partnerschaftlichen Umgang im Feld, kollaborative oder partizipative Forschungsansätze sowie Reflexionen über Machtgefälle prägen spätestens seit der *Writing*

Culture-Debatte und dem Erstarken postkolonialer Ansätze fachliche Diskussionen und die Positionierungen von Forschenden im Feld. In der Fokusgruppe nahmen wir wiederholt auf diese Diskussionen Bezug. Dabei beeinflusste besonders der Anspruch, eine kulturrelativistische Grundhaltung einzunehmen, unsere Überlegungen, die Patenkin-der nicht bevormunden, zurechtweisen oder belehren zu wollen – auch nicht indirekt. Wir reflektierten wiederholt die angelegten Machtkonstellationen.

4.2.5 »Von Kindern wird erwartet, zurückhaltend und schweigsam zu sein«

Verkompliziert wurde die Verhandlung von Asymmetrie und Augenhöhe durch die soziokulturelle Spezifik von Rollenvorstellungen und damit verknüpften Verhaltensregistern: Mirjam bereitete neue Freiwillige in den Einführungsveranstaltungen darauf vor, dass Pat:innen oftmals *ungewollt* von den Patenfamilien auf einen Thron gehoben werden. Das *Handbuch für Pat*innen* sensibilisiert diesbezüglich für Unterschiede im Erziehungsstil und damit einhergehende Autoritätszuschreibungen. Dabei wird die Unterscheidung in individualistische und kollektivistische Gesellschaften herangezogen. Diese Unterscheidung, die auch in der Psychologischen Anthropologie bis heute diskutiert wird und theoretische Ansätze informiert, geht auf die Arbeiten des Kulturwissenschaftlers und Sozialpsychologen Geert Hofstede (1980) zurück, der damit unterschiedliche Wertesysteme von Kulturen beschrieb, in denen das Individuum respektive die Gruppe den zentralen Bezugsrahmen stellen. Hazel R. Markus und Shinobu Kitayama (1991) formulierten aus kulturpsychologischer Sicht einen damit verwandten Ansatz, in dem sie zwischen einem independenten und einem interdependenten Selbst differenzierten. Während beim independenten Selbst Werte wie Autonomie und Selbsterfüllung von entscheidender Bedeutung sind, wie sie auch im Ideal psychologischer Autonomie (s.o.) wiederzufinden sind, wird beim interdependenten Selbst die soziale Verbundenheit hervorgehoben und Werte wie Gemeinschaftssinn und Rücksichtnahme betont.²⁷ Im *Handbuch für Pat*innen* wird darauf hingewiesen, dass Kindeserziehung keine Universalie sei:

Kinder aus arabischen Kulturen [die hier neben asiatischen und afrikanischen Kulturen zu den kollektivistischen Gesellschaften gezählt werden] werden oft zu Respekt und Gehorsam gegenüber fremden Erwachsenen und Eltern erzogen. Den Eltern wird besondere Ehre entgegengebracht, der Vater ist als Familienoberhaupt eine Autoritätsperson und die Mutter die tragende Stütze in der Familie. Die Erziehung im islamischen Glauben ist religiösen Familien sehr wichtig. Die gesamte Familie ist hierarchisch aufgebaut, so dass nicht nur den Großeltern, Eltern oder Gästen, sondern auch älteren Geschwistern besonderer Respekt entgegengebracht wird. Von Kindern wird erwartet, eher zurückhaltend und schweigsam zu sein, wenn Erwachsene mit ihnen reden. Diese Achtung erleben erfahrungsgemäß auch Pat:innen. Dies [sic!] Verhalten kann auf Pat:innen befremdlich wirken und von ihnen fehlinterpretiert werden.

In welchem Maß Patenfamilien ihre Handlungen und Erziehungsstile tatsächlich an diesen Idealen und Normen ausrichten, kann ich auf der Grundlage meines Materials nicht

27 Diese theoretischen Ansätze fanden auch Eingang in die Mentoringforschung zu interkulturellen Begegnungen (vgl. Schüler 2020, S. 95; Goldner/Scharf 2014).

beurteilen. Die binäre Gegenüberstellung individualistisch und kollektivistisch geprägter Gesellschaften ist unlängst überholt und wurde vielfach als simplizistisch kritisiert. Nichtsdestotrotz lassen sich Unterschiede in den Erziehungsstilen und den Anforderungen an kindliches Verhalten vorfinden. In zahlreichen Gesellschaften wird von Kindern Zurückhaltung und Respekt gegenüber Erwachsenen erwartet. Der Verweis im *Handbuch für Pat*innen* belegt zudem, dass der Verein eine entsprechende Unterscheidung als hilfreich erachtete, um Pat:innen für die Begegnungen mit den Familien vorzubereiten und möglichen Missverständnissen in der Auslegung des Verhaltens des Gegenübers vorzubeugen. Denn ein individualzentriertes Personenkonzept prägte zweifellos zu einem gewissen Maß auch die Mehrzahl von uns Pat:innen und konnte in unterschiedlicher Weise Konflikte und Spannungen produzieren.²⁸ Diese äußerten sich häufig in herausfordernden Aushandlungen über die eigene Rolle und das Verhältnis von Nähe und Distanz in den Beziehungen. In informellen Gesprächen und Interviews, die ich mit Pat:innen führte, bezogen diese sich wiederum wiederholt auf derlei vom Verein vermittelte Erklärungsansätze und Konzepte, um Herausforderungen oder irritierende Momente in ihren Patenschaften einzuordnen. Es lässt sich also festhalten, dass die Gegenüberstellung von individualistisch und kollektivistisch geprägten Erziehungsstilen unabhängig von den konkreten – und zweifelsohne heterogenen – Norm- und Wertvorstellungen der Familien und Freiwilligen sowohl auf konzeptueller Ebene als auch in konkreten Praktiken Wirkmacht entfaltete.

Der Hinweis, dass Pat:innen für ihre Patenkinder eine Autoritätsperson darstellen, der gegenüber sich diese respektvoll zu verhalten haben, passt zu meiner Beobachtung, dass viele Patenkinder ihre Pat:innen auch nach vielen Monaten noch siezten. Als Antwort, warum das so sei, erhielt ich von den Patenkindern vielfach die Erklärung, das sei höflicher und respektvoller. Auch ich wurde und werde von meiner Patenjugendlichen nach wie vor in bestimmten Gesprächssituationen gesiezt. Ich meine, dass Lara je nach Gesprächsthema und Setting zwischen einer Sie- und einer Du-Ansprache wechselt. Insgesamt scheint nunmehr jedoch Letztere zu überwiegen. Inwiefern das auf die Entwicklung unserer Beziehung und/oder auf ihr Älter-Werden zurückzuführen ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Ein weiterer möglicher Erklärungsansatz könnte lauten, dass eine gewisse Distanz, die die Kinder und Jugendlichen durch das Siezen aufbauen, für sie als ein Schutzmechanismus fungiert. Während die förmliche Anrede bei Pat:innen besonders zu Beginn der Patenschaften Irritationen hervorrief – steht sie doch in einer Erwachsenen-Kind-Beziehung für das Gegenteil von Augenhöhe – gewöhnten sich die meisten mit der Zeit daran und gaben es auf, den Patenkindern das ›Du‹ beständig von neuem anzubieten. Die Irritationen um die höfliche, jedoch zumeist auch distanzierte Ansprache verlagerten sich dann meist schnell in den Hintergrund.

28 Wie sich individualzentrierte Konzeptionen des Selbst bei den Pat:innen biografisch ausformten, lässt sich mit meinen Daten nicht umfangreicher darstellen. Diesbezüglich wären Interviews sinnvoll gewesen, die dezidiert Narrative zu biografischen Zusammenhängen fördern. In meinem ursprünglichen Forschungsdesign hatte ich in den Interviews mit Pat:innen diesen Raum jedoch nicht vorgesehen. In den leitfadengestützten narrativen Interviews erfragte ich bisherige freiwillige Tätigkeiten sowie ihre Motivationen für eine Patenschaft. In welchem Umfang mein Gegenüber diesen Aspekt ausführte und dabei biografische Verknüpfungen herstellte, variierte stark.

Auch die beschriebene Zurückhaltung von Patenkindern, ihre Bedürfnisse zu äußern, erlebte ich vielfach selbst. Als ich Lara nach über zwei Jahren einmal fragte, warum sie mir nie schreibe, wenn sie sich treffen wolle, antwortete sie grinsend und mit gesenktem Kopf, dass sie sich schäme und schüchtern sei. Lange Zeit ordnete ich Entgegnungen wie ›ist mir egal‹ oder ›weiß nicht‹ auf meine Vorschläge als Desinteresse oder Gleichgültigkeit ein und nahm sie persönlich. Damit war ich nicht allein. Natürlich können derlei Äußerungen als typisch für die hier beschriebene Altersgruppe pubertierender Jugendlicher interpretiert werden. Das Wissen hierum trat jedoch häufig in den Hintergrund. Ein Pate äußerte sich in einem Interview, in dem ich ihn fragte, inwiefern Augenhöhe in einer Patenschaft möglich sei, wie folgt: »Ich räume die ihm [seinem Paten] jugendlichen ein, aber er nutzt die nicht, zumindest bei mir. Es ist nicht so, dass er sagen würde, er würde das und das machen oder etwas einfordert von mir, das tut er nie.« (Interview 23.08.2019) Der Pate ging davon aus, dass Augenhöhe in der Interaktion zwischen zwei Personen hergestellt wird – sie wird von dem Paten angeboten und kann von dem Patenjugendlichen abgelehnt werden. In diesem Zusammenhang thematisierte er seine Befürchtung,

dass es so von der Energie, die ich investiere, dass sich das so ein bisschen totläuft. Dadurch, dass ich mehr die Initiative ergreife und wenn dann von ihm so wenig zurückkommt, würde es auf Dauer Gefahr laufen, dass ich dann sage, ich habe nicht das Gefühl, dass es so viel Sinn macht ... Ja, weil ich ihm hinterherlaufe und er das eher so aus einem Pflichtgefühl seiner Mutter gegenüber macht. (Interview 23.08.2019)

Der Pate führte die einseitige Kontaktaufnahme und die fehlende Initiative seines Patenjugendlichen auf eine mangelnde oder unzureichende Motivation für die Patenschaft zurück. Diese stellte die von ihm aufgebrachte Energie und die Sinnhaftigkeit seines Engagements in Frage und gefährdete auf lange Sicht seine Patenschaft. Von Pat:innen wurde gerade angesichts derartiger Irritationen Geduld und Verständnis für das Gegenüber verlangt. Viele tendierten trotz der umfangreichen Vorbereitung auf ihre Rolle jedoch häufig dazu, das Verhalten des Gegenübers entlang der eigenen Vorstellungen und Maßstäbe einzuordnen und zu bewerten. Eine Distanz gegenüber irritierenden Verhaltensweisen der Patenkinder konnte dann häufig nicht aufgebaut oder aufrechterhalten werden und machte die Aufforderung zur Nachsicht zur Belastungsprobe.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in Patenschaften verschiedene Aspekte verhandelt werden müssen: institutionelle und individuelle Zielsetzungen, Bedürfnisse und Erwartungshaltungen, ein breites Spektrum möglicher kulturell geprägter Beziehungsmodelle und Rollenverhältnisse sowie die damit korrelierenden Wertvorstellungen und Verhaltensregister. Patenschaften stellen somit einen Raum dar, der als *Kultur der Reibung* verstanden werden kann: »Unter ›Kulturen der Reibung‹ verstehen wir [...] Formen des Zusammenlebens und -arbeitens, in denen kulturelle Differenzen und Pluralität anerkannt, begrüßt und die mit ihnen möglicherweise verbundenen Konflikte ausgetragen werden.« (Warstat/Dilger 2021a, S. 12)²⁹ Besonders spannend an diesem

29 Der Begriff der *Kulturen der Reibung* wurde in dem Sammelband *Umkämpfte Vielfalt – Affektive Dynamiken institutioneller Diversifizierung* (2021b) eingeführt. Dessen Beiträge versammeln vielfältige

Raum ist, dass es vor allem die Pat:innen sind, von denen erwartet wird, diese Reibungen abzufangen und auszutariieren. Nachfolgend beleuchte ich weitere Aufgabenbereiche, die Pat:innen zugewiesen werden.

4.3 Pat:innen als Erziehungsinstanz

In der Patenschaft erweiterst du die Perspektive deines Patenkindes. Es macht neue Erfahrungen und erfährt durch deine Zuwendung mehr Selbstvertrauen und soziale Kompetenzen. Bisher unentdeckte Talente kommen zum Vorschein und kognitive Fähigkeiten werden entwickelt. Entscheidend für die Patenschaft ist euer Kontakt und die daraus entstehende emotionale Bindung. Sie ist die Grundlage fürs Lernen und ermöglicht letztendlich die Integration in die Gesellschaft.

Diese Passage aus dem *Handbuch für Pat*innen* verdeutlicht einmal mehr die zentrale Bedeutung des Beziehungsaufbaus für die angestrebten Formen der Wissensvermittlung in der Patenschaft. Die aus der Zuwendung der Pat:in entstehende Verbindung fördert demnach nicht nur die Persönlichkeitsentwicklung und die kognitiven Fähigkeiten des Kindes, sondern soll schlussendlich seine Integration in die Gesellschaft ebnen. Indem sie zu einer individuellen Förderung der Kinder, der »Entwicklung von Neugierde, Selbstwirksamkeit und letztlich mehr Chancengleichheit« beitragen, so fährt das Handbuch fort, nehmen Pat:innen die Rolle wichtiger komplementärer Bezugspersonen ein und entlasten dabei die Eltern:

Kinder brauchen Bezugspersonen für ihre Entwicklung. Das sind vor allem natürlich die Eltern. Aber auch außerhalb der Familie spielen Bezugspersonen eine wichtige Rolle. Eltern werden oft überfordert, da sie die Betreuung und Erziehung ihrer Kinder nicht allein leisten können. Und deshalb können Pat:innen für Kinder sehr wichtig sein.

Zweifelsohne können alle Kinder unabhängig ihrer Lebensumstände von Bezugspersonen außerhalb der eigenen Kernfamilie profitieren, die ihnen zusätzliche/alternative Perspektiven vermitteln. Entsprechend formulierte auch eine Koordinatorin eines Berliner Patenschaftsprojektes zu einem Netzwerktreffen der AG Qualität, dass ein Bewusstsein wünschenswert wäre, dass eine Patenschaft *für jedes Kind* gut sei – gerade angesichts von Ehrenamtlichen, die speziell jenen als besonders benachteiligt wahrgenommenen Kindern mit Fluchterfahrung helfen wollen.

In Patenschaftsformaten für die Zielgruppe geflüchteter Kinder und Jugendlicher spielen jedoch zunächst traumatisierende Erfahrungen eine bedeutsame Rolle. In einem Workshop zu Interkulturellem Training bei WG sensibilisierte die Moderatorin uns

Perspektiven auf Diversifizierungsprozesse in institutionellen Zusammenhängen (von konkreten Organisationen hin zu Bildung, Familie, Religion oder Kunst) und fokussieren dabei insbesondere deren affektive Grundierung (Warstat/Dilger 2021a, S. 12). Aus meiner Sicht eignet sich der Begriff der *Kulturen der Reibung* gerade hinsichtlich des damit hervorgehobenen Konfliktpotenzials sowie seines Schwerpunktes auf affektiven Dynamiken ebenfalls, zivilgesellschaftliche Begegnungsformate wie Patenschaften zu beschreiben.

Pat:innen hinsichtlich des spezifischen Bedarfs junger Geflüchteter: Wir könnten für unsere Patenkinder eine stabile und verlässliche Bezugsperson sein und ihnen damit eine korrigierende Beziehungserfahrung ermöglichen. Sie warnte jedoch zugleich, dabei ein elterliches Defizit zu implizieren, sondern verwies vielmehr auf die davon unabhängigen, möglicherweise multiplen Verlusterfahrungen bedeutsamer Anderer, welche die Patenkinder während ihres Aufwachsens erleben mussten. Eine Patenschaft könne diese Verlusterfahrungen idealerweise ausgleichen. Pat:innen fungierten weiterhin als Erklärer oder Vermittlerinnen des hiesigen kulturell spezifischen Wissens an die Patenkinder und deren Familien, welches mit dem Ankommen in Deutschland für diese relevant wird. Diesen Aspekt werde ich in den folgenden Abschnitten näher ausleuchten. Dabei beziehe ich mich jedoch weniger auf die expliziteren Modi der Wissensvermittlung wie etwa die Unterstützung beim Spracherwerb, schulische Hilfe oder die Orientierung im städtischen Umfeld. Diese Bereiche waren in den Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen bei WG stets Bestandteil des Rollen- und Aufgabenspektrums von Pat:innen und wurden in der Einführungsveranstaltung sowie in Workshops entsprechend aufgegriffen. Nachfolgend fokussiere ich hingegen vor allem jene impliziteren Formen der Wissensvermittlung, welche Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit sowie den Wert einer Zweierbeziehung, die eine individuelle Förderung der Kinder erlaubt, adressierten.

4.3.1 Selbstwirksamkeit

Der kulturspezifische Wert der Augenhöhe wurde vom Verein vielfach mit Vorstellungen zur Entwicklung von Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit der Kinder verknüpft. Sie gelten als Eigenschaften einer starken und resilienten Persönlichkeit und sind damit signifikante Bestandteile des Ideals der psychologischen Autonomie. Zur Erinnerung:

Psychologische Autonomie bedeutet sich seiner eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten bewusst zu sein, diese frei zu kommunizieren und über ihre Realisierung zumindest mit zu entscheiden. So entsteht ein Gefühl individueller Selbstwirksamkeit, das als Grundlage einer gesunden Persönlichkeit verstanden wird. (Keller 2015, S. 6f.)

Patenschaften bei WG strebten die Vermittlung und Stärkung dieser soziokulturell geprägten und idealisierten Eigenschaften an. Augenhöhe wurde dabei vielfach als Prozess gerahmt, der einerseits an die Beziehungsentwicklung der Patenschaft selbst und andererseits an die Herausbildung von Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit gekoppelt war. Das beschriebene Spannungspotenzial, das sich aus dem Anspruch ergibt, vor dem Hintergrund eines komplexen Asymmetriegefüges eine partnerschaftliche Beziehung auf Augenhöhe zu entwickeln, ließe sich dann gerade auch darauf zurückführen, dass das hierfür notwendige Selbstbewusstsein und die Selbstwirksamkeit bei den Patenkindern möglicherweise (noch) nicht ausgeprägt sind. Im *Handbuch für Pat*innen* werden konkrete Hinweise gegeben, wie beides gestärkt werden kann: So solle das Kind Dinge selbst machen und in seinem Ausprobieren lediglich unterstützt oder angeleitet werden. *Hilfe zur Selbsthilfe* lautet das Prinzip:

Fördere und fordere das Kind. Meistens können die Kinder mehr als man denkt. Du schaffst den Rahmen für eine gesunde Entwicklung der Selbstständigkeit. Achte auf Strukturen und Regeln und sei auch konsequent. Manchmal brauchst du dafür Geduld und Fingerspitzengefühl, aber mit der Zeit wirst du sehen, wie selbständig dein Patenkind sich entwickelt. [...] Selbstwirksamkeit erlernt das Kind vor allem durch Erfolgserlebnisse und Ermutigung. Du fragst danach, was dein Patenkind selbst möchte und ermutigst es, wenn es sich nicht traut. Du sparst nicht mit Lob und wendest den Blick auf das Positive einer Sache. Gerade schüchterne Kinder brauchen die Unterstützung von Erwachsenen, um ihre Selbstwirksamkeit zu entwickeln. Wenn das Kind keine eigenen Ideen und Wünsche äußert, kann das vielleicht auch an den erlernten Beziehungsstrukturen und Rollenmustern liegen. Wenn ein Kind keine eigenen Wünsche und Ideen äußert, sollte man nicht für das Kind eine Entscheidung treffen, sondern zwei Möglichkeiten zur Wahl stellen. Das Kind kann dann zumindest auswählen.

Die hier angeführte Passage benennt Idealvorstellungen kindlicher Entwicklung entlang Selbstständigkeit, Selbstwirksamkeit, individuellen Bedürfnissen und Entscheidungsfreiheit.³⁰ Sie mutet beinahe wie der Ausschnitt eines Erziehungsratgebers an.³¹ Ehrenamtlichen Pat:innen werden damit beachtliche Möglichkeiten zugeschrieben, auf die Entwicklung des Patenkindes Einfluss zu nehmen.³² Wenn das Kind nicht in der Lage ist, eigene Wünsche und Bedürfnisse zu artikulieren – was, wie ich bereits aufgezeigt habe, Pat:innen wiederholt irritierte –, so wird dies hier vor allem auf die »erlernten Beziehungsstrukturen und Rollenmuster« zurückgeführt. Pat:innen könnten in diesem Fall bei den Patenkindern einen Entwicklungsprozess anstoßen, der diese Prägung aufzuweichen vermag, hin zu einer »gesunden Entwicklung von Selbstständigkeit«, wie es die

30 Die Anweisungen ähneln dabei den Orientierungsplänen für Kindertagesstätten, die ein »Recht auf Bestätigung, Lob und Anerkennung; die Wahrnehmung [kindlicher] Bedürfnisse und Wünsche; [die] Wahrung [kindlicher] Grenzen« (Keller 2015, S. 17) hervorheben. Daran verdeutlicht sich die institutionelle Verankerung und Verbreitung dieser kulturell spezifischen Wissensbestände um richtige Kindesentwicklung und -erziehung.

31 Der Sozial-, Bildungs- und Gesundheitswissenschaftler Klaus Hurrelmann unterstreicht hingegen eine Abgrenzung der Mentoringtätigkeit von Erziehung, die er für zentral hält: »Mentoring ist keine Erziehung. Erziehung ist intensiver, strukturierter, sie geht dichter an den Adressaten heran und beeinflusst auch mehr. Demgegenüber ist Mentoring weniger direktiv und lebt ähnlich dem Coaching davon, dass Impulse gegeben werden, die den Adressaten stärken und seine Selbststeuerung anregen. Sehr interessant dabei: Manchmal ist es ja nur eine kleine Bemerkung oder eine winzige Korrekturanregung, die Wunder wirken kann.« (Hurrelmann 2019, S. 6)

32 Neben der Unterscheidung zwischen Erziehung und Mentoring, wobei Hurrelmann Letzteres (vgl. vorherige Fußnote) eher dem Coaching zuschreibt, erweist sich eine Unterscheidung zwischen Erziehung und Sozialisation, wie sie die Psychologische Anthropologin Birgitt Röttger-Rössler formuliert, als hilfreich. Erziehung bildet demnach nur eine Facette der Sozialisation ab, durch die Individuen die soziokulturell spezifischen Verhaltensnormen und Wissensbestände ihrer Gruppe vermittelt werden. »Der Begriff der Sozialisation« ist folglich wesentlich weitreichender als der Begriff der Erziehung: er umfasst auch implizite Formen des sozialen Lernens, das zudem als lebenslanger Prozess verstanden wird.« (Röttger-Rössler 2019b, S. 312) Entlang dieser Definition können Patenschaften als ein Sozialisationsmodus verstanden werden, der insbesondere für geflüchtete oder migrierte Kinder und Jugendliche in der neuen Umgebung bedeutsam werden kann.

obige Passage aus dem Handbuch formuliert. In dieser Zielsetzung lassen sich normative Zuschreibungen ausmachen, die das sozialisatorische Umfeld der Patenkinder sowie dessen Maßstäbe und Praktiken hinterfragen und den Anspruch formulieren, sie von diesem mit »Geduld und Fingerspitzengefühl« zu emanzipieren.

Koordinierende fassten Selbstwirksamkeit und Selbstbewusstsein vielfach nicht als soziokulturell spezifische, sondern als universell erstrebenswerte und damit förderungswürdige Eigenschaften von Individuen auf. Der Koordinator eines anderen Projektträgers formulierte diesbezüglich in einem Interview mit mir, dass Selbstwirksamkeit nichts mit [kulturellen] Werten zu tun habe. Sie könne für das Patenkind auch im eigenen Kontext hilfreich sein, um für sich auch dort mehr Handlungsräume nutzbar zu machen. Mir selbst war das Konzept der Selbstwirksamkeit vor meiner Forschung und vor meiner eigenen Patenschaft nicht geläufig. Damit war ich nicht die einzige. Viele Pat:innen erfragten in den Einführungsveranstaltungen zu Patenschaften, in denen das Konzept der Selbstwirksamkeit einen festen inhaltlichen Bestandteil bildete, zunächst dessen Bedeutung. In den Feldern der Sozialen Arbeit, der Sozialpädagogik und Psychologie stellt Selbstwirksamkeit hingegen einen etablierten Begriff dar. In einem Interview mit einem Paten, der Psychologie studierte, schilderte mir dieser, wie er versuche, seinen Patenjungen zum Ausprobieren zu motivieren und ihn darin bestärke, an sich zu glauben und bei Rückschlägen nicht aufzugeben. Ich erkundigte mich, ob es sich hierbei seiner Meinung nach um die Förderung von Selbstwirksamkeit handle. Er bejahte. Auf meine Rückfrage, ob dies ein Konzept sei, das in der Erziehungs-/Entwicklungspsychologie prominent sei, erwidert er folgende ausschussreiche Passage:

Ich erinnere mich an ein Zitat von einer Professorin von mir, [...] sie meinte: »Egal welche Frage oder so... *self-efficacy* [...] ist die Lösung zu allem. Also wenn ihr irgendwann mal nicht wisst, irgendwie wenn ihr in der Klausur oder so etwas schreibt, schreibt einfach was dazu – und das geht immer.« So nach dem Motto. Na, das hat die nicht nur einfach so gesagt, weil das geht, sondern auch einfach, weil es, glaube ich, ein Konzept ist, was halt super wichtig ist und was man in allen Lebensabschnitten, in jedem Alter, in jeder Situation irgendwie anwenden kann. Also es geht ja darum den Menschen... nicht beizubringen, aber so verständlich zu machen, dass sie selbst fähig dazu sind, etwas zu machen. Dass sie etwas können und an sich selbst glauben und sich selbst Dinge beizubringen. Und das auch probieren und nicht aufgeben. Und sich selbst so ein bisschen verwirklichen. (Interview 04.09.2029)

In dem von Dieter Frey herausgegebenen Überblickswerk *Psychologie der Werte. Von Achtsamkeit bis Zivilcourage – Basiswissen aus Psychologie und Philosophie* (2016) formuliert der Psychologe in seinem Vorwort folgendermaßen:

Unter Werten versteht man die Grundsätze, nach denen eine Gesellschaft oder eine Gruppe von Menschen ihr Zusammenleben richtet oder richten will. Der Begriff drückt hier auch aus, dass die entsprechenden Vorstellungen und Ideen vom Zusammenleben als richtig und daher wertvoll angesehen werden. Werte leiten das Verhalten von Menschen. Sie liefern ein Koordinatensystem, einen Kompass, an dem sich ein Mensch orientieren kann, und bilden die Basis von Entscheidungen. (Ebd., S. 7)

Indem hier die Gesellschaft oder Gruppe als Orientierungsrahmen benannt wird, weisen diese einleitenden Worte auf eine soziokulturelle Spezifik der in dem Werk erarbeiteten Werte. Neben Konzepten wie Achtsamkeit, Autonomie, Dankbarkeit, Empathie, Resilienz, Respekt, Selbstreflexion, Selbstwert und Selbstvertrauen wird auch der Selbstwirksamkeit ein eigenes Kapitel gewidmet. Hierin wird Selbstwirksamkeit

als die subjektive Gewissheit einer Person definiert, neue oder schwierige Anforderungssituationen aufgrund eigener Kompetenzen bewältigen zu können, also eine andauernde Überzeugung, zukünftige Herausforderungen aus eigener Kraft heraus meistern zu können. Zudem beeinflusst die Ausprägung der Selbstwirksamkeit einer Person die Handlungsinitiierung positiv, also die Wahl von Handlungsalternativen, sowie die Anstrengung und Aufrechterhaltung der Handlung gegenüber Widerständen. (Barysch 2016, S. 209)

Dass der Begriff auch Einzug in die Konzepte und Praktiken von Patenschaftsprojekten hielt, führe ich auf den sozialpädagogischen Hintergrund vieler Koordinator:innen zurück. Selbstwirksamkeit zählte damit zu den Wissensbeständen, die sich auch viele Pat:innen im Laufe ihrer Semi-Professionalisierung für das freiwillige Engagement aneigneten und an denen sie sich bei der Gestaltung ihrer Patenschaftsbeziehungen orientierten (oder orientieren sollten). Auch ich versuchte dieser Aufforderung nachzukommen: In vielen meiner Aufzeichnungen zu den Treffen mit meiner Patenjugendlichen trat das Motiv der Vermittlung von Selbstwirksamkeit als handlungsleitende Orientierung in Erscheinung. Ich versuchte meine Äußerungen und mein Verhalten gegenüber meiner Patenjugendlichen hieran auszurichten.

Das Konzept der Selbstwirksamkeit und deren Vermittlung ist eng gekoppelt an die Konzepte *agency* (Handlungsmacht) und *empowerment* (Ermächtigung). Der Sozialwissenschaftler Eberhard Raithelhuber beschäftigt sich in seinem Beitrag *Handlungsfähigkeit gemeinsam herstellen* (2023a) mit deren Bedeutung und Potenzialen für Mentoring.³³ Der Autor stellt fest, dass *agency* im Gros der psychologisch ausgerichteten Mentoringforschung als individuelle und förderungswürdige Eigenschaft betrachtet wird (ebd., S. 76). Das lässt sich auf das Konzept der Selbstwirksamkeit übertragen, wie die angeführte Passage aus dem *Handbuch für Pat*innen* schließen lässt. Auf ein solches Verständnis von individueller Handlungsmacht lassen sich auch jene Appelle zurückführen, die eine gesteigerte Verantwortungsübernahme der Einzelnen für ihr Handeln, ihren Erfolg, ihre Integration etc. fordern, die strukturelle Hürden in den Hintergrund treten lassen und die Einzelne sowie die Zivilgesellschaft in die Pflicht nehmen (s. 3.2.2). Der Autor selbst folgt demgegenüber einem relationalen Verständnis von Handlungsmacht und Ermächtigung und schlägt folgenden erkenntnis- und praxisleitenden Ausgangspunkt vor, der die Aufmerksamkeit auf Prozesse von »Zuschreibungen, Bewertungen und sozialen Positionierungen« (ebd., S. 78) richtet:

Wir betrachten nüchtern und unvoreingenommen, *wer* in Praktiken überhaupt als Akteur:in auftaucht und *wie* das möglich gemacht wird. Von da aus können wir fragen:

33 Er bezieht sich in seinen Ausführungen jedoch nicht direkt auf das Konzept der Selbstwirksamkeit.

Wie kann es überhaupt »sein«, dass etwas oder jemand als handlungsmächtig erkannt wird? Wie wird also jemand oder etwas zum »agent«? Was bzw. wer trägt alles mit dazu bei, dass Agency in einem komplexen Milieu »auftauchen« kann? (Ebd., S. 77; Herv. i.O.)

Mentoringprogramme müssten sich entsprechend fragen, welche sozialen Ordnungen ihre Aktivitäten (re-)produzieren (ebd., S. 78). Dies erscheint mir gerade hinsichtlich der weit verbreiteten Vorstellung einer unterkomplexen Binarität von gebenden Freiwilligen und bedürftigen Empfangenden in Hilfebeziehungen (mit migrantisierten und geflüchteten Akteuren) dringend erforderlich. Hierauf verweisen gerade solche Momente, in denen Akteure nicht den ihnen zugeschriebenen Rollen der dankbar Empfangenden, die ein Gespür dafür haben (müssen), nicht zu viel einzufordern, gerecht werden und damit Dissonanzen in den Hilfebeziehungen hervorrufen können. Raitelhuber spricht sich dafür aus, gemeinsame Austausch- und Erfahrungsräume mit Mentees, Mentor:innen, Koordinierenden und Wissenschaftler:innen zu schaffen, in denen relationale Strukturen von *agency* analysiert und möglicherweise verändert werden können (ebd., S. 80). Die Bedeutung kollektiver Handlungsmacht verweist dabei auf den Stellenwert, den Netzwerke in Patenschaftsformaten einnehmen müssen, welcher das Primat einer dyadischen Patenschaftsbeziehung in Frage stellt (ebd., S. 80f.). Ein solch relationales Verständnis von Handlungsmacht und Handlungsbefähigung schärft auch die Perspektive für die Rolle der Vermittlung von Selbstwirksamkeit in Patenschaftsbeziehungen.

Auffällig an dem oben angeführten Ausschnitt aus dem Handbuch ist zudem die Aufforderung an Pat:innen, *das Kind zu fördern und zu fordern*. Dies ist der gleiche Wortlaut, mit dem das Prinzip von Integrationspolitiken in Deutschland gerahmt wird und welches migrantisierten Akteuren eine Bringschuld zuschreibt: die Bereitschaft und Fähigkeit zur kulturellen Integration gilt vielfach als Voraussetzung für deren Förderung und die Bereitstellung von Rechten und Möglichkeiten der Teilhabe (s. 3.1.2). Hinter der Aufforderung an Pat:innen, das Patenkind zu fördern und zu fordern verbirgt sich jedoch trotz gleicher Wortwahl ein anderer Sinngehalt: Vermittels einer Form der emotionalen Fürsorgearbeit unterstützen geduldige und sensible Freiwillige – überwiegend Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft – die Entwicklung von mehr Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit bei ihren Patenkindern. Mit anderen Worten: Ressourcenreiche Pat:innen helfen ihren Patenkindern damit auf der Basis einer zwischenmenschlichen Nahbeziehung bei der Eingliederung in das hiesige individualistisch geprägte Werte- und Verhaltensregister und unterstützen sie dabei, zu »guten und kompetenten Menschen« (Keller 2015, S. 5) zu werden. Patenschaften sollen damit einen soziokulturellen Brückenschlag vollziehen; oder wie der Soziologe und Patenschaftskoordinator Bernd Schüler hinsichtlich kulturalistischer Einflüsse auf die Zielsetzungen von Mentoringformaten festhält: »Eine eher individualistische Orientierung etwa könnte in Mentoring ein Mittel sehen, das hilft, persönliche Kompetenzen und Autonomie zu vergrößern – zum Wohle des Einzelnen.« (Schüler 2020, S. 95)

Die Unterscheidung in kollektivistische und individualistische Gesellschaften soll die Pat:innen zugleich dafür sensibilisieren, dass es »nicht eine richtige Art [gibt], mit Kindern umzugehen, sondern viele«, wie im *Handbuch für Pat*innen* festgehalten wird:

Das Zusammenleben in einer Familie ist eine tiefmenschliche und zugleich kulturspezifisch geprägte Erfahrung. Viele Menschen sind sich dieser Prägung aber nicht bewusst und denken, ihre Vorstellungen von Kindererziehung und Familienleben seien die Richtigen.

Hieran anschließend wird die »Erziehung zur Selbstständigkeit« tabellarisch einer »Erziehung zur Verantwortung für die Gruppe« gegenübergestellt. »Kinder lernen durch Erklärung« steht neben »Kinder lernen durch Nachahmung«. Die Vermittlung von relativistischen Ansätzen an die Freiwilligen, die das Handeln einzelner Akteure entlang kulturspezifischer Logiken, Prinzipien und Wertsysteme kontextualisieren, stellte einen bedeutsamen Anspruch des Vereins dar: Es sollte vermieden werden, dass die Ehrenamtlichen die in Patenfamilien vorherrschenden Erziehungspraktiken moralisieren, abwerten oder verurteilen. Ein derartiges Risiko war durchaus gegeben: Die in Fragen der Kindeserziehung relevanten gesellschaftlich und kulturell geteilten und verankerten Werte und Normen sind oftmals schwer verhandelbar und divergierende Erziehungspraktiken können heftige Abwehrmechanismen hervorrufen.

Trotz dieser relativistischen Positionierung und der Aufforderung an Pat:innen, »[e]ine vorurteilsfreie Neugierde [zu praktizieren], sich auf unterschiedlichstes Verhalten der Kinder und Familien einzulassen«, die ebenfalls im Handbuch formuliert wird, war die Vermittlung individualistischer Werte der Augenhöhe, Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit an die Patenkinder bei WG zentral: Kinder, die durch Erziehungspraktiken und Werte geprägt waren, die Autorität, Respekt und Verantwortung gegenüber der Gruppe umfassen, sollten in ihren Patenschaften idealerweise an alternative Wertekanons, Beziehungsmuster und Verhaltensweisen herangeführt werden. Es erfolgte eine Zuschreibung an die Patenkinder, die ein ausreichendes, ihrer Entwicklung förderliches Maß an Selbstwirksamkeit in Zweifel zog. Dies mochte mitunter zutreffen, nicht zuletzt, weil besonders Kindern mit Migrations- oder Fluchterfahrung in Deutschland durch strukturelle Benachteiligungen und Ausgrenzungen auf der Basis von Rassifizierungsprozessen in der Gesellschaft Erfahrungen von Selbstwirksamkeit erschwert und mitunter verunmöglicht werden. Besonders eindrücklich wird dies anhand der oftmals fehlenden Wertschätzung von Mehrsprachigkeit, insbesondere bei arabisch- oder türkischsprachigen Familien. In der Bedarfsbeschreibung für Patenschaften eine ausreichende Förderung von Selbstwirksamkeits- und Selbstbewusstseinserfahrungen in der Kindeserziehung per se in Frage zu stellen und dies mit den soziokulturellen Herkunftsmilieus der Familien zu assoziieren, ist jedoch problematisch – besonders dann, wenn Selbstwirksamkeit mit *kulturunabhängiger* Handlungsmacht verknüpft wird. Angesichts soziokulturell divergierender Erziehungspraktiken ist vielmehr anzunehmen, dass Kindern beispielsweise mittels der Übertragung verschiedener Aufgaben und Verantwortlichkeiten ein spezifischer Habitus der Selbstwirksamkeit vermittelt wird.

Selbstwirksamkeit war jedoch nicht nur für die Prozesse der Wissensvermittlung an die Patenkinder relevant. Pat:innen zeigten sich vereinzelt skeptisch gegenüber dem Mehrwert der Patenschaft und äußerten Zweifel, ob das Patenkind denn auch Lust auf die Beziehung und die gemeinsamen Aktivitäten habe und was diese dem Kind eigentlich brächten. Mit dieser Sorge rückt zunächst das Bedürfnis von Pat:innen nach einer

emotionalen Reziprozität in der Patenschaftsbeziehung in den Blick. Zugleich erkenne ich hierin ein Bedürfnis und den Anspruch, durch das eigene Engagement ebenfalls Selbstwirksamkeit zu erfahren: Ehrenamtliche möchten erleben, dass ihr Engagement für das Kind einen sichtbaren Effekt hat. Der Wunsch einiger Ehrenamtlicher, sich vorzugsweise dort einzubringen, wo das Ausmaß der Prekarität der Zielgruppe – hier Geflüchtete – den größtmöglichen Effekt versprach, lässt sich damit auch als eine Strategie interpretieren, die eigene Selbstwirksamkeit sicherzustellen. Auf Bedenken hinsichtlich der Motivation der Patenkinder und der Sinnhaftigkeit der Beziehung zu ihnen entgegnete Mirjam, dass man sich darüber nicht sorgen müsse. Einfach da zu sein, sei schon genug. Damit rückt die Bedeutung der dyadischen Konzeption der Patenschaftsbeziehung bei WG in den Fokus.

4.3.2 Eins-zu-Eins

In einem engen Zusammenhang mit den Werten um Augenhöhe, Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit stand das Ideal des Eins-zu-Eins-Prinzips in Patenschaften bei WG.³⁴ Dessen zentraler Stellenwert lässt sich etwa im Namen des von der Berliner Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie geförderten Projektes »1zu1 für Flüchtlingskinder Wedding«³⁵ erkennen. Das Eins-zu-Eins-Prinzip war sowohl Bestandteil der Bedarfsbeschreibung der Patenkinder als auch ein Ziel der Beziehungsgestaltung. Auch hierzu gibt das *Handbuch für Pat*innen* konkrete Empfehlungen:

Viele Familien sind es nicht gewohnt, dass Einzelne aus der Familie etwas allein unternehmen. Deshalb solltest du dir zu Beginn deiner Patenschaft Zeit nehmen, die ganze Familie kennenzulernen. Die Zeit allein mit deinem Patenkind musst du dir vielleicht nach und nach »erobern«. Du kannst mit deinem Patenkind absprechen, wie ihr eure Treffen gestalten wollt und wie viel Zeit ihr für die Familie und wie viel Zeit ihr für euch allein einteilen wollt.

Auf die Zweierbeziehung sollten Pat:innen sensibel hinarbeiten, denn die langjährige Erfahrung der Koordinatorinnen bei WG zeigte, dass Pat:innen häufig als Bezugs- und Ansprechperson für die ganze Familie oder auch für die Geschwister gefasst wurden: Geschwisterkinder verstanden oftmals nicht, dass die Pat:in nur für das jeweilige Patenkind da sein soll. Auch die Eltern mussten erst lernen, dass die Patin nur für *ihr* Patenkind kommt. Damit wurde neben der freizeitlichen Patenschaftsgestaltung, einem Ideal der Augenhöhe und Partnerschaftlichkeit sowie der Vermittlung von Selbstwirksamkeit auch die dyadische Beziehungsentwicklung als *Prozess* gefasst. Dem lag die Vorstellung zugrunde, dass sich die Patenkinder und deren Familien durch die sensible und geduldige Vermittlung der Pat:innen an die den Konzepten zugrunde liegenden Werte hinsichtlich einer gesunden Kindesentwicklung annähern können und sollen.

34 Wie in Kapitel 4.1 erwähnt, gibt es auch Patenschafts- und Mentoringformate, die die Begleitung und Unterstützung von Familien oder Gruppen anvisieren. In den Projekten, die ich in Berlin kennenlernen durfte, waren jedoch überwiegend Tandemkonstellationen vorgesehen bzw. priorisiert.

35 Hierbei handelte es sich um ein Verbundprojekt, an dem noch vier weitere Berliner Projektträger des KiPa-Netzwerks beteiligt waren.

Im Interview antwortete mir eine der Koordinatorinnen von WG auf meine Frage nach den Bedürfnissen und Erwartungen der Kinder an die Patenschaft Folgendes:

Ich glaub die Kinder finden es einfach total toll, individuelle Aufmerksamkeit zu kriegen, was in Großfamilien ja manchmal untergeht, weil da werden ja alle Kinder – vom Kleinkind bis zum Teenie – oft mitgeschleppt zu Verwandtschaftsbesuchen oder Aktivitäten, wo der einzelne vielleicht entsprechend seines Alters vielleicht keine Lust hätte. Aber so diese individuelle Förderung, wie wir das so kennen, findet eben oft nicht statt, wird nicht so als nötig gesehen, oder es ist nicht die Zeit, das Geld nicht, der Rahmen nicht irgendwie dafür da. Und einfach mal jemanden so für sich zu haben, der oder die dann wirklich zuverlässig kommt, was macht, was auch irgendwie den eigenen Wünschen entspricht, wo man auch mal Wünsche äußern kann, irgendwie eigene Interessen ausleben, verschiedene Themen miteinander teilt, das ist für die [Kinder] natürlich ein total großer Schatz. Das können die schon sehr wertschätzen. Also wenn eine gute Beziehung aufgebaut wird. Es passt ja nicht immer hundertprozentig, aber wo das gelingt, ist das für die Kinder schon was ganz Besonderes. (Interview 17.05.2019)

Individuelle Aufmerksamkeit wird damit als eine entscheidende Zutat von Patenschaftsbeziehungen erkennbar, die für die Patenkinder eine bedeutsame Erfahrung darstellt: Kinder und Jugendliche sollten, so die Koordinatorin, entsprechend der Förderlogik des Formates insbesondere dann eine Patenschaft erhalten, wenn ihr Bedarf an individueller Förderung aufgrund der Lebensumstände nicht innerfamiliär abgedeckt werden kann. Die Entwicklung von Selbstwirksamkeit durch individuelle Aufmerksamkeit und Förderung sei aus ihrer Sicht »eine Eigenschaft, die zu Zufriedenheit nicht nur in unserer Gesellschaft beiträgt. Letztlich bedeutet es ja, in dieser Welt für die eigenen Wünsche und Ziele eintreten und etwas bewirken zu können« (Nachtrag der Koordinatorin 08.11.2024). Wenn die Kinder eine solche dyadisch-exklusive Form der Beziehung und der individuellen Förderung in ihrem familiären Umfeld nicht erfahren, habe das zur Folge, dass die Kinder nicht nach ihren Bedürfnissen gefragt würden und diese nicht (ausreichend) ausleben könnten. Beide Koordinatorinnen unterstrichen in diesem Zusammenhang, dass auch die Eltern die individuelle Aufmerksamkeit in Patenschaften als Mehrwert anerkannten, sonst würden sie nicht den Verein mit ihrem Kind für ein Matching aufsuchen. Das trifft aus meiner Sicht insbesondere auf jene Eltern zu, die bereits Patenschaftserfahrungen machen konnten und dadurch mit dem Format und dessen Zielen vertraut(er) sind.

Der obigen Aussage liegt eine Unterscheidung in ein »Wir« und ein »Sie« zugrunde. »Wir« kennen den Wert und die Notwendigkeit der individuellen Förderung. »Sie« hingegen »schleppen« Kinder ungeachtet individueller Wünsche und altersspezifischer Bedürfnisse in der Großfamilie mit. Die Zweisamkeit wird für die Patenkinder, die diese – so die Annahme – meist bislang nicht kannten, zu einem »großen Schatz«. Auch hier werden normative Zuschreibungen hinsichtlich divergierender Erziehungspraktiken erkennbar. Etwaige Vorteile, die Kinder durch ihre Sozialisation in größeren Familien erleben, treten in diesem Zusammenhang in den Hintergrund, wobei beide Koordinatorin-

nen mehrfach betonten, dass keinesfalls der Gemeinschaftssinn einer kollektivistischen Gesellschaft per se in Frage gestellt werden soll.³⁶

Das Eins-zu-Eins-Prinzip, in dem einem Kind die ungeteilte Aufmerksamkeit einer erwachsenen Person zukommt, ist ebenfalls Ausdruck einer soziokulturell spezifischen Erziehungspraxis. In individualistisch geprägten Gesellschaften haben dyadische Beziehungskonstellationen generell eine große Bedeutung, nicht nur die Beziehung zu primären Bezugspersonen, wie etwa die Bindungstheorie hervorhebt. Begriffe wie *quality time* verdeutlichen, dass auch in Freundschaften und romantischen Beziehungen der Zeitsamkeit ein hoher Stellenwert zugeschrieben wird. In Erziehungsfragen verkörpert die ungeteilte Zuwendung einer erwachsenen Person für die Kindesentwicklung dabei *an sich* einen zentralen Wert, da hiermit die Möglichkeit assoziiert wird, den individuellen Bedürfnissen und Fähigkeiten des Kindes genügend Raum zu geben. Zu einer anderen Gelegenheit hob die Koordinatorin ebenfalls die Vorteile einer Eins-zu-Eins-Konstellation in der Patenschaft hervor: Unternehmungen zu zweit würden dem betreffenden Patenmädchen Freiraum geben, einmal durchzuatmen, so die Koordinatorin. Das sei wichtig für ihre Selbstständigkeit. Anstoß hierzu gab die Schilderung der beteiligten Patin, dass sie es nicht schaffe, Zeit mit ihrer Patenjugendlichen allein zu verbringen, da stets deren Eltern und Geschwister anwesend waren.³⁷

Trotz des großen Stellenwerts des Eins-zu-eins-Prinzips wurde dessen Bedeutung in Patenschaften vielfach relativiert, sowohl von Vereinsseite, der sich der Vorteile und auch der Notwendigkeit bewusst war, zunächst die ganze Familie kennenzulernen und besonders zu Beginn der Beziehung einzubeziehen, als auch von Pat:innenseite. Letztere äußerten verschiedentlich, dass sie das Eins-zu-Eins-Prinzip mitunter unnatürlich und anstrengend empfanden und es ihrerseits genossen, in das familiäre Gefüge integriert zu werden. Weiterhin konnte ich beobachten, dass Pat:innen in Konstellationen, in denen mehrere Pat:innen in der Familie engagiert waren, den Kontakt zu diesen suchten, um besonders herausfordernde Situationen und Unsicherheiten zu besprechen oder auch Treffen zu viert zu vereinbaren, die von Pat:innen vielfach als weniger anstrengend empfunden wurden. Die Ehrenamtlichen konnten sich dann die Verantwortung untereinander teilen und gemeinsam beratschlagen, welches Verhalten angemessen war. Geprägt von den durch den Verein vermittelten Wissensbeständen hinsichtlich der Wichtigkeit der Zweierbeziehung in Patenschaften, bemühten sich Pat:innen dennoch vielfach, diesem Anspruch gerecht zu werden.

36 Dass bei weitem nicht alle Patenkinder von WG mit vielen Geschwistern in Großfamilien aufwachsen und die Momente individueller Aufmerksamkeit und Förderung von Familie zu Familie variieren können, dessen sind sich die Koordinatorinnen selbstverständlich ebenfalls bewusst.

37 Laut der Medizinanthropologin und Sozialpädagogin Lyn Morland, die sich in ihrer Arbeit vordergründig dem Mentoring für Menschen mit Fluchterfahrung widmet, übersieht das Eins-zu-Eins-Prinzip die »Lebensrealitäten von Menschen, die vielen Belastungen ausgesetzt sind und erst einmal eine neue Kultur und Sprache lernen müssen« (Morland 2016, S. 1). Gerade bei der Zielgruppe von Menschen mit Fluchterfahrung sollten ihr zufolge deren Wünsche und Bedürfnisse Grundlage für die Konzeption von Patenschaftsformaten sein. Sie sollten als Expert:innen ihrer Lebenswelten verstanden werden. Möglicherweise seien hier Formate wie Familien-Mentoring sinnvoller als die dyadische Patenschaftsbeziehung (ebd., S. 4). Damit rückt erneut die Frage in den Vordergrund, wer die Vorzeichen der Begegnung bestimmt.

4.3.3 »Pat:innen gesucht – erleuchtet und reflektiert«

In Patenschaften sollen alle Beteiligten vom gegenseitigen Kennenlernen über kulturelle, religiöse, sozioökonomische sowie Altersgrenzen hinweg profitieren. Pat:innen leisten zudem in den Beziehungen zu den Kindern sprachliche und schulische Unterstützung und sollen Lernkompetenzen und Ortskenntnisse sowie alternative Freizeitmöglichkeiten vermitteln. In der Rolle einer zusätzlichen Bezugsperson mit Erziehungsfunktion sollen Pat:innen den Patenkindern idealerweise zudem soziokulturell spezifische Verhaltensrepertoires, Beziehungskonstellationen und Wertvorstellungen näher bringen, die den Kindern einen Brückenschlag in die hiesige Mehrheitsgesellschaft ermöglichen. Damit sollen Chancengleichheit, Teilhabe und Integration erleichtert werden. Das Potenzial der Erweiterung kultureller Repertoires wird auch aus entwicklungspsychologischer Perspektive hervorgehoben: »Kombinationen unterschiedlicher kultureller Orientierungen sind möglich und bilden die Basis für die Partizipation von Kindern unterschiedlicher Familienkulturen am Bildungssystem.« (Keller 2015, S. 39) WG versuchte in diesem Zuge, die Pat:innen für eine kulturellrelativistische Perspektive zu sensibilisieren, die es ihnen erlauben würde, angesichts der Diversität von Erziehungsstilen und -praktiken Neugier und Offenheit zu kultivieren. Damit sollte eine Abwertung des Gegenübers vermieden werden. Nichtsdestotrotz konnte ich vielfach Vorstellungen und Zuschreibungen von defizitären Voraussetzungen im Elternhaus der Patenkinder beobachten, die auf kulturelle und sozioökonomische Bedingungen sowie große Familienstrukturen und Sprachhindernisse zurückgeführt wurden. Diese Defizite wirken sich, so die zugrundeliegende Annahme, negativ auf die (Möglichkeiten zur) Förderung von individuellen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Talenten, von Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit sowie auf schulische und sprachliche Unterstützung aus. Vielfach wurde in diesem Zusammenhang auch das Fehlen einer adäquaten Freizeitgestaltung für die Kinder thematisiert sowie ungesunde Ernährungsweisen und eine fehlende Tagesstruktur hervorgehoben.

Die Psychologin Bernadette Sánchez kommentiert in einem Interview im Fachbrief *Telemachos* über Patenschaften und Mentoring: »US-Mentoring-Programme zielen meist auf Anpassung: Junge Menschen sollen besser in der Schule mitkommen, sich gesünder und vernünftiger verhalten etc.« (Sánchez 2021, S. 9) Sánchez resümiert diesbezüglich:

Ich denke, dass das Feld des Mentoring ein Erbe des Rassismus hat. Denn Mentoring wurzelt in historischen Vorstellungen, die folgendes Muster aufweisen: Ein wohlwollender Weißer erwachsener Freiwilliger hilft, ein armes Kind of Color [...] vor den Problemen und Defiziten zu »schützen«, die mit seiner Community verbunden sind. Dieser Freiwillige hilft dabei, das Kind aus seiner Gemeinde zu »retten« um ihm ein besseres Leben und bessere Möglichkeiten zu bieten. (Ebd., S. 6)

An die Arbeiten von Sánchez angelehnt, plädiert die Pädagogin Torie Weiston-Serdan in ihrer Arbeit *Critical Mentoring: A Practical Guide* (2023) dafür, die bisherigen Mentoringformate mit der ihnen eingeschriebenen Hierarchie und ihrem Defizitdenken von Grund auf zu überdenken und neu auszurichten. Ursprünglich entstanden aus der Arbeit mit weißen Jugendlichen in Belastungslagen seien sie nicht geeignet, den Lebens-

welten rassifizierter und multipel diskriminierter und benachteiligter Jugendlicher angemessen zu begegnen. Bisherige Ansätze würden Jugendlichen lediglich vermitteln, so argumentiert Weiston-Serdan, wie sie sich an eine für sie toxische Umgebung anpassen können, nicht jedoch, wie die Betroffenen diese in ihren Grundfesten infrage stellen können. »Critical mentoring seeks to move the field into a place where it can begin to address the levels of racial, social, and economic toxicity that suffocates marginalized youth.« (Ebd., S. 20) Dabei müssen Jugendliche und junge Erwachsene dem *critical mentoring*-Ansatz folgend ins Zentrum der Programmausrichtung rücken: »Hierarchical notions of mentoring practice will no longer do; youth must become collaborators and partners.« (Ebd., S. 19)

Bernadette Sánchez und Torie Weiston-Serdan beziehen sich mit ihren Ausführungen auf Mentoring-Programme in den USA, deren Zielgruppe überwiegend Schwarze Kinder und Jugendliche sowie jene *of color* sind, deren Familien – anders als in Deutschland – nicht unbedingt über Migrationserfahrung verfügen. Die Erfahrungen von Rassismus und Benachteiligung sind für Betroffene in den USA und in Deutschland überwiegend nicht vergleichbar.³⁸ Paul-Stefan Roß verweist jedoch für den deutschen Kontext auf eine ähnliche Gefahr »paternalistischer Bevormundung und Entmündigung« (Roß 2020, S. 376) in Patenschaften:

Es entstehen interessante Bekanntschaften und vielleicht sogar Freundschaften. Andererseits können solche Modelle dazu verleiten, sich selbst als jemand zu verstehen, der bzw. die »weiß wie es geht« – und der/die den anderen zeigt, »wie man es machen muss«: Kinder erziehen, einen Arbeitsplatz finden und behalten, den Alltag in Deutschland bewältigen usw. Kurz: Pat:innen haben *Patenkinder* [– ungeachtet dessen ob es sich bei dem Gegenüber um ein Kind handelt oder nicht]. (Ebd., S. 375; Herv. i.O.; vgl. Röbbke 2023)

Ich argumentiere, dass eine Tendenz paternalistischer Bevormundung auch dem Anspruch innewohnt, soziokulturell spezifische Werte um Augenhöhe, Selbstbewusstsein, Selbstwirksamkeit, individuelle Bedürfnisse und dyadische Beziehungsformationen in Patenschaften zu vermitteln – insbesondere dann, wenn die »erlernten Beziehungsstrukturen und Rollenmuster« als hinderlich, wenn nicht gar defizitär betrachtet werden.

In den meisten Fällen entsteht eine derartige Tendenz nicht aus individuellen Überzeugungen oder einzelnen Projekten und Initiativen. Sie muss vielmehr als Ausdruck eines historisch gewachsenen, ungleichen Machtverhältnisses im Umgang mit dem »Fremden« verstanden werden, welches sich vielfach in einem Überlegenheitsgefühl äußert. Dieses Machtverhältnis ist die Basis von Migrations- und Integrationsdiskursen und -politiken und wirkt sich entsprechend auch auf Projektkonzeptionen, -finanzierungen und -umsetzungen in der zivilgesellschaftlichen Arbeit mit migrantisierten oder geflüchteten Akteuren aus (s. 3.2.4). Wie genau sich dieser Einfluss in der Patenschaftsbeziehung niederschlägt, ist stets von den individuellen Motivationen und den Aushandlungen in den Begegnungen der beteiligten Akteure sowie deren

38 Zu den unterschiedlichen Entwicklungen von Mentoring in Europa und den USA, siehe 4.1.

Beziehungsentwicklung abhängig. Dabei üben die Patenkinder und deren Familien ebenfalls Handlungsmacht aus. Es gilt jedoch festzustellen, dass sich Pat:innen in einem brisanten Spannungsfeld bewegen: Viele neue Ehrenamtliche reflektierten in der Formulierung ihrer Motivation über ihre gesellschaftlichen Privilegien und äußerten den Wunsch, der Gesellschaft etwas zurückzugeben. Sie artikulierten, sich auf zwischenmenschlicher Ebene gegen Rassismus, Rechtspopulismus, Bildungsungerechtigkeit, fehlende Möglichkeiten zur gesellschaftlichen Teilhabe, fehlenden Kontakt in Nachbarschaften und für eine gelingende Integration einsetzen zu wollen und unterstrichen häufig die Gegenseitigkeit in Lernprozessen. In diesem Zuge formulierten sie den Wunsch, Benachteiligten helfen zu wollen. In diesem Wunsch können jedoch eben jene Vorstellungen und Zuschreibungen von defizitären Voraussetzungen in den Patenfamilien angelegt sein, die ein tradiertes Machtgefälle und darin angelegte paternalistische Tendenzen reproduzieren. Insofern lassen sich ambivalente (gar bipolare) Tendenzen nicht nur in der postmigrantischen Gesellschaft als Ganzes ausmachen (s. 3.1.4), sondern finden sich auch im Denken und Handeln einzelner Akteure wieder. Dies lässt sich auch an den Äußerungen einer Patin im Interview nachvollziehen, die sich zum Zeitpunkt unseres Gesprächs bereits in ihrer zweiten Patenschaft befand:

Man hat ja erst mal so 'ne Vorstellung von der Patenschaft: irgendwo arabische Flüchtlingsfamilie, wo du jetzt reinkommst und denen quasi – was beibringen ist übertrieben – aber irgendwo... weiß ich nicht, ihnen hier beim Ankommen hilfst. Also man hat irgendwie noch so 'ne stark hierarchische Vorstellung von dem Ganzen. Jetzt gar nicht so bewusst, aber irgendwo wird das ja vermittelt. Also du gehst da rein, um zu helfen. Und was auch immer. Ich glaube, das ist eigentlich gar nicht so gut, wenn man diese Vorstellung hat, aber diese Vorstellung kommt auch automatisch, wenn man nervös ist und sich Stress macht. Also dann fängt man auch an, formeller mit ihnen [der Patenfamilie] zu sprechen und versucht sich auf 'ne viel steifere Art und Weise der Familie überhaupt zu nähern. (Interview 12.05.2019)

Dieser Interviewausschnitt illustriert verschiedene Aspekte der zuvor formulierten Problematik: Zum einen reflektierte die Patin, dass ihr Anspruch, der Patenfamilie etwas vermitteln und helfen zu wollen, mit einer Hierarchisierung einherging. In deren Zuge positionierte sich die Patin über der Patenfamilie. Diese Hierarchie führte sie auf die Zuschreibung von Hilfsbedürftigkeit einer als homogen verstandenen Gruppe zurück – »irgendwo arabische Flüchtlingsfamilie« – »Ich bringe etwas bei, die brauchen meine Hilfe – [das] ist zunächst sehr präsent in den Köpfen.« Meine Gesprächspartnerin rang in ihren Formulierungen sichtlich um Worte und legte sich nur widerwillig auf Begriffe fest, mit deren Problematik sie vertraut schien. Ihr fiel es schwer zu benennen, woher genau derlei Vorstellungen, die sie ablehnt, kommen und sie verwies nur vage darauf, dass sie *irgendwo* vermittelt würden. Aus ihren Äußerungen lässt sich nicht schließen, ob sie sich hier auf den Verein oder weitreichendere gesellschaftliche Diskurse und Debatten bezog. Sie verknüpfte daraufhin interessanterweise ein Gefühl von Unsicherheit – ihre anfängliche Nervosität in einer ungewohnten Beziehungskonstellation und hohe Selbstansprüche an die neue ehrenamtliche Tätigkeit – mit der Wirkmacht von derlei Homogenisierungen und Stereotypen. Das Resultat war ein förmliches und wenig natürliches

Miteinander. Die Eltern der Patenkinder übernahmen, so führte die Patin in unserem Gespräch weiter aus, die hierarchische Zuschreibung und Positionierung und signalisierten ihr entsprechend: »Wir sind hier von dir abhängig, wir sind auf dich angewiesen und du erklärst uns jetzt, wie das hier funktioniert.« Bedeutsam erscheint mir jedoch, dass die Patin diese Dynamiken am Beginn der Patenschaftsbeziehung situierte: »Man hat irgendwie noch so 'ne stark hierarchische Vorstellung von dem Ganzen.« Es wird das Potenzial erkennbar, dass im Verlauf der Beziehungsentwicklung das gegenseitige Kennenlernen vermag, Zuschreibungen und Hierarchisierungen abzuschwächen oder gar aufzulösen.

Hierin liegt meines Erachtens ein bedeutsames Potenzial von Patenschaften. Für dessen Entfaltung bedarf es allerdings einer ständigen Reflexion der Beteiligten, die u.a. die beschriebenen Machtdynamiken einbezieht. Eine solche Reflexion ist für alle Beteiligten ressourcenintensiv. Die Patenschaftskoordinatorin mit Soziologie-Hintergrund, die ich bereits in Kapitel 4.1.3 hinsichtlich der Verquickung von Mentoringforschung, Finanzierungsstrategien und Projektausrichtung zu Wort kommen ließ, merkte hinsichtlich der großen Mehrzahl der Patenschaftsprojekte in Berlin, die sie im Rahmen ihrer Netzwerkarbeit kennenlernte, an, dass die Einbeziehung des gesellschaftlichen Kontextes in den Projekten meist ein blinder Fleck bleibe. Die Konsequenzen dessen beschrieb sie wie folgt:

Und guter Wille, ohne zu reflektieren, hab' ich das Gefühl, führt oft dazu, dass man – halt – man schaut nicht unter den Teppich, ne. Man sagt, ich richte da jetzt irgendwie 'n schönen Platz auf diesem Teppich ein, aber wie der Boden unter diesem Teppich aussieht, das guck ich mir nicht an. Und ich kann das ganz schön einrichten, aber wenn die Dielen darunter morsch sind, dann werde ich nichts Tragfähiges bauen können. (Interview 07.11.2019)

Die schöne Einrichtung auf dem Teppich steht hier für die Patenschaftsbeziehungen, die jedoch nicht vermögen, ihr volles transformatives Potenzial – weder für das Individuum noch für die Gesellschaft als Ganzes – zu entfalten, wenn Pat:innen ihre eigene Position sowie ihr Verhalten in der Beziehungskonstellation nicht kritisch befragen. Hierfür sollten sie eng von den Koordinator:innen begleitet und beraten werden, die jedoch selbst, so meine Gesprächspartnerin, häufig den Raum, die Kapazitäten und den fachlichen Hintergrund entbehrten, das eigene Tun diesbezüglich zu reflektieren. Sie würden darum vielfach in einem »Inselerverständnis« verhaftet bleiben, welches dazu führe, »dass man mit viel gutem Willen und pädagogischem Know-how arbeitet, aber halt ausblendet, in welcher Welt man arbeitet – notgedrungen ausblendet.« Denn es gebe keinen Raum, sich diesem inhaltlich-konzeptionellen Defizit im Patenschaftsformat angemessen und nachhaltig zu widmen – weder auf Projekt- noch auf Netzwerkebene. Die Projekte würden darum vielfach am tatsächlichen Bedarf vorbei arbeiten, so resümierte mein Gegenüber. Vor diesem Hintergrund und nicht ohne Selbstironie formulierte die Koordinatorin den entsprechenden Bedarf an Freiwilligen folgendermaßen: »Pat:innen gesucht – erleuchtet und reflektiert.« Während die Erleuchtung auf fachlich-intellektuelle Wissensbestände zielt, bezieht sich das nötige Reflexionsvermögen auf eine emotionale Kompetenz, sich von der eigenen Erfahrung zu distanzieren. Beides ließe sich

nicht ohne weiteres in einer Abendveranstaltung oder einem Wochenendworkshop an die Freiwilligen vermitteln, wie meine Gesprächspartnerin kritisch anmerkte. Sich auf Koordinationsebene die notwendigen Freiräume für diese Arbeit zu nehmen, ließe sich in Projektanträgen für Mittelgeber indes ebenfalls nur schwerlich rechtfertigen:

Und zu sagen, wir tragen dazu bei, dass irgendwie erwachsene, eigenständige, im Regelfall gut bis sehr gut gebildete Menschen irgendwie reflektierter werden und ihre Persönlichkeit weiterentwickeln – das ist jetzt kein Projekt, was ich mit diesem Argument beim QM [Quartiersmanagement – ein möglicher Mittelgeber] einreichen muss. [...] Einen Schritt weiter gedacht ist es extrem wichtig, weil nur dann, glaub' ich, können wir tatsächlich auch sozialen Wandel erreichen.

Für die Soziologin und Patenschaftskoordinatorin mündeten diese strukturellen Herausforderungen und die inhaltlichen Defizite, die sich hieraus ergaben, vor allem in Frustration, da sie ihrem Anspruch nicht gerecht werden konnte. Diese führte dazu, dass sie eine längerfristige Tätigkeit im Feld von Patenschaften für ihre weitere Berufslaufbahn ausschloss.

Ziel dieses Kapitels war es, neben der Einführung des Forschungsstandes zu Patenschaften und Mentoring die Konzepte und Zielsetzungen, Wertvorstellungen und Bedürfnisse sowie Vorannahmen und Zuschreibungen darzustellen, welche die Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen bei WG prägten. Dabei erwiesen sich verschiedene Aspekte für die angebahnten Begegnungen als zentral: Die Herausforderungen, zentrale Begrifflichkeiten und deren Bedeutungen und Konnotationen angemessen zu übersetzen; die Notwendigkeit der Einhegung verschiedener Bedürfnisse und Erwartungen; die Vielschichtigkeit und Flexibilität von möglichen Rollenverhältnissen in den Patenschaften; die grundsätzliche Spannung zwischen einer Asymmetrie einerseits, die die Grundlage bildet für diverse Formen der Wissensvermittlung, und einem Ideal der Augenhöhe andererseits; sowie schließlich die Vermittlung soziokulturell spezifischer Werte, Normen und Verhaltensweisen.

5. Eine Verbindung eingehen

Nach deiner Kontaktaufnahme mit uns, verabredet [...] unsere Sozialarbeiterin und Patenschaftskoordinatorin ein Kennenlerngespräch mit dir. Damit du einschätzen kannst, was dich erwartet und wir dir ein passfähiges Patenkind vermitteln können, wird sie dich zu deinen Lebensumständen, Interessen und Erfahrungen befragen und dir unseren Verein und unser Programm vorstellen. Zudem erhältst du eine Einladung zu unserer nächsten Einführungsveranstaltung für Pat:innen. Bist du fest entschlossen, eine Patenschaft einzugehen, schlägt Mirjam dir entsprechend deiner [sic!] zeitlichen Möglichkeiten, Interessen und deines Wohnortes ein Patenkind vor und verabredet mit dir und der Familie des potenziellen Patenkindes ein weiteres Kennenlerngespräch. Gemeinsam trifft ihr eine schriftliche Vereinbarung zu eurer Patenschaft und legt den ersten Treffpunkt fest. (WIR GESTALTEN e.V. d)

Im Folgenden führe ich die hier beschriebenen Schritte zur Vermittlung einer Patenschaft näher aus. Ich zeige zunächst Unterschiede in der Anwerbung der Patenfamilien und Pat:innen auf, gehe anschließend auf die Erstgespräche ein, schildere daraufhin das Matching der Parteien sowie die abschließenden Schritte, die zu deren Kennenlernen führen.

5.1 Schneebälle und Engel – Zielgruppen und deren Akquise

Die Programmbezeichnungen »Kiezpatenschaften für Flüchtlingskinder« und »1zu1 für Flüchtlingskinder Wedding« verweisen auf die Fluchterfahrung als Zugangskriterium für die Patenfamilien bei WG. Die Förderlaufzeit beider Projekte begann im Jahr 2016. Vor dem Hintergrund der Entwicklungen des »langen Sommers der Migration« wurden Familien aus Syrien zur Hauptzielgruppe des Vereins. Die langjährigen Besucherinnen des Kiezcafés – Frauen und Kinder mit einem überwiegend libanesisch-palästinensischen Hintergrund – beklagten derweil mehr oder weniger direkt, dass sich nunmehr alles nur noch um die »neuen« Geflüchteten drehte. Die Koordinatorin bei WG kritisierte ebenfalls wiederholt die enge Eingrenzung des Projektes auf die Gruppe der Geflüchteten, da auch die Kiezcafé-Mütter und deren Kinder einen Unterstützungsbedarf hätten. Sie betonte in diesem Zusammenhang, dass Hilfe bei der Integration nicht nach

drei Jahren abgeschlossen sei. Die Vermittlung von Patenschaften an die Gruppe der Kiezcafébesucherinnen wurde jedoch formal nicht mit den Projektfinanzierungen durch den Berliner Senat und Aktion Mensch abgedeckt, was dazu führte, dass Flüchtlingspatenschaften priorisiert vermittelt wurden. Derartige Projektausrichtungen, die sich an bereitgestellten Fördergeldern orientieren müssen, produzieren bzw. verschärfen eine Konkurrenz unter Menschen, die von dem Patenschaftsformat profitieren wollen. Sowohl beim Sommerfest als auch bei der Weihnachtsfeier im Jahr 2019 beobachtete ich eine räumliche Trennung zwischen Kiezcafé-Müttern und den Patenfamilien. Nur vereinzelt konnte ich Kontakte zwischen beiden Gruppen ausmachen. Während besonders beim Sommerfest 2019 die Kiezcafé-Mütter in die Essensvorbereitungen involviert waren, kamen Patenfamilien überwiegend etwas später als Gäste.¹

Während meiner Forschung beobachtete ich, dass besonders zu Beginn des Engagements die Fluchterfahrung der Patenkinder für die neuen Pat:innen das entscheidende Differenzmerkmal darstellte. Daneben lag den Pat:innen zu Beginn ihres Engagements außer dem Geschlecht, dem Alter und der Familienkonstellation des Kindes in den meisten Fällen wenig mehr Informationen zu dessen Hintergrund vor. Eine Koordinatorin kommentierte einmal, dass gerade die Jüngeren unter den Ehrenamtlichen sehr auf das Thema Flucht angesprungen seien. Der Fluchthintergrund der Patenkinder war für viele Hauptmovers und Kuriosum der Begegnung. Entsprechend häufig wurde er während der Einführungsveranstaltungen von den neuen Engagierten erfragt und diskutiert (s. 5.4). Im Verlauf der letzten Jahre, so sensibilisierten die Koordinatorinnen neue Pat:innen wiederholt, sei die Fluchterfahrung für viele Patenfamilien jedoch vermehrt in den Hintergrund gerückt, wodurch auch deren Relevanz für die Gestaltung der Patenschaften abnehmen würde. Die Programmtitel sind jedoch ein Hinweis darauf, dass die Fluchterfahrung nach wie vor in der Anwerbung der Zielgruppen und den Motivationslagen der Ehrenamtlichen eine entscheidende Rolle spielte. In der AG Empowerment des Berliner KiPa-Netzwerks wurde die fortwährende Betonung der Fluchterfahrung indes kritisch diskutiert und als reduktionistisch, essentialisierend und stigmatisierend thematisiert.

Weitere soziokulturelle Spezifika der Patenfamilien waren den Koordinatorinnen bei WG lange Zeit nicht bewusst. Als mein Patenkind mir bei einem gemeinsamen Ausflug von einem Streit mit ihrer Lehrerin berichtete, dessen Gegenstand der Nahost-Konflikt war, bezeichnete sie sich selbst als Palästinenserin. Ich war von ihrer Positionierung überrascht, da mir zu diesem Zeitpunkt, wenige Wochen nach unserem Kennenlernen,

1 Derartige Distanzierungen und Spannungen zwischen den verschiedenen Zielgruppen des Vereins, die sich selbst als syrische und libanesische Palästinenserinnen, Syrer oder Libanesen bezeichneten, haben ihren Ursprung mitunter bereits in Syrien und dem Libanon. In den beiden Ländern haben Palästinenserinnen durch ihren jeweiligen Rechtsstatus unterschiedlichen Zugang zu humanitärer Hilfe und verfügen über unterschiedliche sozioökonomische Voraussetzungen, wodurch Ressentiments zwischen den Gruppen entstehen (vgl. Roberts 2016). Zudem unterscheidet sich der rechtliche Status von Libanesinnen und palästinensischen Libanesen, die im Zuge des libanesischen Bürgerkrieges nach Deutschland kamen, signifikant von dem Status Geflüchteter aus Syrien. Viele von Ersteren haben bis heute nur einen Duldungsstatus und somit keine gesicherte Bleibeperspektive.

nicht klar war, dass die Flucht vor dem syrischen Bürgerkrieg nicht die erste Fluchterfahrung in der Familienbiografie darstellte. Später besprach ich die Situation mit einer der Koordinatorinnen, welche die Identifikation meiner Patenjugendlichen als Palästinenserin nicht sonderlich ernst zu nehmen schien und auf ihre Pubertät zurückführte. Im Verlauf der kommenden Monate führten jedoch verschiedene Gesprächsanlässe dazu, dass die Komplexität und Diversität der Zugehörigkeiten und Identitäten der Patenfamilien vermehrt in unser aller Bewusstsein rückten. Selbstverständlich war die Identifikation meiner Patenjugendlichen als Palästinenserin keine jugendliche Laune. Der palästinensische Hintergrund prägte maßgeblich die Zugehörigkeitsgefühle und sozialen Netzwerke sowie die sozioökonomischen Bedingungen und rechtlichen Voraussetzungen ihrer Familie, sowohl in Syrien als auch in Deutschland.

In verschiedenen Workshop- und Weiterbildungsangeboten wurden Pat:innen bei WG für die Komplexität der soziokulturellen Lebenswelten von Geflüchteten sensibilisiert. Dabei wurden jedoch keine Bezüge zu den konkreten Hintergründen einzelner Akteure hergestellt. Derlei Informationen lagen schlicht nicht vor, denn im Vermittlungsprozess der Patenschaften wurde meist davon abgesehen, spezifische Erfahrungen der Familien zu erfragen. Als ich die Koordinatorin hierzu einmal ansprach, erklärte mir diese, dass diese Hintergrundinformationen für ihre Arbeit nicht relevant seien. Ihr genügte das Wissen darum, dass Länder wie Syrien und Afghanistan Herkunft vieler Menschen waren, die als Geflüchtete nach Deutschland kamen und sich für Patenschaften interessierten. Ihr widerstrebte es, Details der Fluchtmotive zu ermitteln und somit möglicherweise bei ihrem Gegenüber den Anschein zu erwecken, deren Legitimität in Frage zu stellen. Das betrachtete sie nicht als Aufgabe des Vereins. Die im Vermittlungsprozess erfragten und geteilten Informationen beschränkten sich somit überwiegend auf das Herkunftsland, was neben einer respektvollen Zurückhaltung der Koordinatorin, allzu persönliche Details zu erfragen, auch vor dem Hintergrund eines zunächst fehlenden Bewusstseins gegenüber den komplexen soziokulturellen Hintergründen sowie einer latenten Sprachbarriere eingeordnet werden muss.

Zu Beginn der Patenschaftsprojekte für geflüchtete Kinder und Jugendliche besuchten die Koordinatorinnen die benachbarten Schulen im Kiez. Dort stellten sie die Projekte mithilfe von Schulsozialarbeiterinnen in den Willkommensklassen und zu den Elternabenden vor oder luden ganze Klassen und die Eltern der Kinder direkt in die Vereinsräumlichkeiten ein. Mitunter gingen sie auch in die benachbarten Gemeinschaftsunterkünfte für Geflüchtete, klopfen dort an die Zimmer und verteilten Flyer. Hieraus entstanden die ersten Patenschaften. Damals boten viele Kiezcafé-Frauen und -Jugendliche ihre Hilfe beim Übersetzen sowie bei der Kontaktaufnahme in Schulen und Unterkünften für Geflüchtete an und brachten neue syrische Nachbarinnen mit. Daraufhin entwickelte sich rasch eine Schneeballdynamik: Von nun an gelangten die zumeist im Wedding lebenden Patenfamilien überwiegend auf Grundlage der Empfehlung von Verwandten, Nachbarinnen und Freunden zum Verein. Das zeigte sich auch daran, dass im Wohnblock meiner Patenjugendlichen noch etliche weitere Patenfamilien lebten. Auch Laras Familie wurde durch den Hinweis einer Nachbarin auf den Verein aufmerksam: Diese sprach die Mutter auf die Deutschkenntnisse ihrer Kinder an und empfahl der Familie eine »Lehrerin«. Fand die Empfehlung im privaten Umfeld der Familie statt, bot das den Vorteil, dass sogleich konkrete Erfahrungen kommuniziert und die Patinnen ande-

rer Familien vielleicht sogar vorgestellt werden konnten. Dadurch gewann das abstrakte Format etwas Konkretes und eine eventuelle Skepsis oder Unsicherheit wurden abgemildert. Vielfach wurden Patenschaften auch an die Geschwister von Kindern vermittelt, die bereits eine Patenschaft hatten. Denn häufig wünschten sich Geschwister auch Paten, wenn sie die Beziehungskonstellation beobachteten. Zudem bemühte sich der Verein, eine Familie mit weiteren Patenschaften zu unterstützen, wenn die Koordinatorinnen einschätzten, dass der entsprechende Bedarf und Wunsch dazu vorhanden waren. Wenn die Eltern bereits mit dem Vermittlungsprozess vertraut waren, erleichterte das zudem die Arbeit der Koordinatorinnen.

Vereinzelt empfahlen auch Lehrer eine Patenschaft: So suggerierte etwa die Lehrerin eines Jungen dessen Familie eine Patenschaft, obwohl sich die Eltern bislang dagegen aussprachen. Ein Geschwisterkind hatte bereits eine Patenschaft. Das schien der Familie zu genügen. Als die Mutter jedoch ihr zehntes Kind bekam, zeigte sich die Lehrerin alarmiert und argumentierte bei der Familie und bei WG für eine weitere Patenschaft. Bei einer sechsköpfigen Familie aus Afghanistan wiederum, die nach sieben Jahren in Deutschland noch immer in einem zu einer Geflüchtetenunterkunft umfunktionierten Hotel lebte, wurde der Kontakt zum Verein von der Familienkinderkrankenschwester hergestellt. Die engagierte Frau recherchierte selbst Angebote, von denen sie hoffte, dass sie besonders dem zwölfjährigen Sohn der Familie ein soziales wie räumliches Umfeld außerhalb von Schule und Unterkunft erschließen könnten und stieß dabei auf WG. kamen Familien über den Kontakt eines Lehrers, einer Betreuerin oder Sozialarbeiterinnen zum Verein, gestaltete sich das Erstgespräch mit ihnen, auf das ich im folgenden Unterkapitel ausführlich eingehe, vielfach komplizierter: Im Fall der erwähnten Empfehlung durch die Lehrerin war bereits die telefonische Kontaktaufnahme schwierig, denn die weitergegebene Nummer stimmte zunächst nicht. Die Mutter versäumte anschließend gleich drei Verabredungen mit der Koordinatorin. Derlei Rückschläge akzeptierte diese als Teil ihrer Arbeit, beklagte jedoch zugleich, dass sie das ihre ohnehin knapp bemessene Arbeitszeit koste. Die Patenfamilien verstünden meist nicht, so erklärte sie mir einmal, was ein solch geplatzter Termin für das Gegenüber bedeute. Dieses Unverständnis der Patenfamilien wurde häufig auf deren kulturelle Prägung oder Mentalität zurückgeführt.

Zu dem verabredeten Treffen mit der afghanischen Familie waren neben der Familienkinderkrankenschwester, Mirjam und mir noch drei Stadtteilmütter² anwesend, von denen eine für die Familie ins Dari übersetzte. Die anderen beiden Stadtteilmütter erklärten uns, Arabisch, Kurdisch und Türkisch übersetzen zu können. Sie zeigten sich vom Patenschaftsformat begeistert und äußerten, dass dieses für viele ihrer Klienten sinnvoll sein könne. Diesen Elan bremste Mirjam jedoch sofort bedauernd ab, da sie so viele Vermittlungen mit ihren knappen Ressourcen nicht bewerkstelligen konnte. Wir saßen ungestört hinter der Lobby des vormaligen Hotels in einem Sitzkreis. Unser Austausch gestaltete sich neben der enthusiastischen Interessenbekundung von Seiten der anwesenden Frauen eher spärlich. Die Familie selbst kam beinahe eine Stunde zu spät zum vereinbarten Treffen, was Mirjam mir gegenüber während der Wartezeit mit einem

2 Stadtteilmütter sind Frauen mit Migrationserfahrung, die andere Mütter zu Fragen der Erziehung, Kindergesundheit und weiteren Themen rund um die Familie beraten und begleiten.

»Sieht nicht gut aus.« kommentierte. Ihre Aussage sollte mich vorwarnen, dass auch dieser Termin ausfallen könnte. Nachdem die Familienkinderkrankenschwester mehrfach bei der Mutter angerufen hatte, stieß diese schließlich mit drei ihrer vier Kinder zu uns. Mirjam führte die Verspätung anschließend darauf zurück, dass die Motivation für eine Kontaktaufnahme zum Verein nicht von der Familie selbst kam, sondern eine dritte, externe Partei involviert war. Ich vermute, dass diese eine hierarchisch aufgeladene Professionalität repräsentieren kann, die mit einem gewissen Druck oder Zwang assoziiert wird.

Das Interesse vonseiten der Patenfamilien war im Zeitraum meiner Forschung anhaltend groß, wenn nicht gar stetig gestiegen. Die Nachfrage von neuen Freiwilligen unterlag hingegen größeren Schwankungen. Sei die Bereitschaft zum Ehrenamt zu Beginn der Projekte im Jahr 2016 noch sehr hoch gewesen, so erläuterten mir die Koordinatorinnen, habe diese in den vergangenen Jahren tendenziell eher abgenommen. Besonders während der Pandemie ging die Zahl der Ehrenamtlichen rapide zurück. Obwohl das Interesse an Patenschaften mit den Lockerungen der Einschränkungen zunächst wieder anstieg, brach besonders die Gruppe der Studierenden nachhaltig weg. Das führte Mirjam darauf zurück, dass Studierende seither selbst vermehrt mit teilweise existentiellen Prekaritäten zu kämpfen hätten. Im Herbst 2023 erklärte die Koordinatorin in einer unserer Reflexionsrunden für neue Pat:innen, dass sie erst nach und nach verstünden, welche massiven Auswirkungen die Pandemie auf ihre Arbeit hatte und bis heute hat. Die Möglichkeiten, Begegnungen und Beziehungen zu stiften, seien durch die Pandemie nachhaltig verändert worden. Sie betonte jedoch, dass Patenschaften, ungeachtet der Nachfrage von Freiwilligen, zu keinem Zeitpunkt an Relevanz verloren hätten. Im Gegenteil. Die wirklichen Herausforderungen einer diversen Gesellschaft zeigten sich erst über die Jahre.

Auch Pat:innen fanden vereinzelt über Empfehlungen von Freunden oder Bekannten, die selbst eine Patenschaft pflegten, zum Verein. Andere wurden über Werbung im städtischen Umfeld (mit Plakaten und dem Fahrgastfernsehen der Berliner U-Bahn) und über E-Mail-Verteiler aufmerksam oder fanden über eine eigenständige Internetrecherche zu den Projekten von WG. Der Großteil der Interessierten kam jedoch über Ehrenamtsagenturen wie die Stiftung Gute-Tat³, Go Volunteer und Vostel. Diese Agenturen vermitteln das Angebot und die Nachfrage auf dem Freiwilligenmarkt:⁴

Freiwilligenagenturen [...] sind ein Kind des Ehrenamts-Hypes im Zuge der neoliberalen Umgestaltung der Gesellschaft. [...] Inzwischen gibt es bundesweit 630 Freiwilligenagenturen, auch überregional als internetbasiertes Geschäftsmodell [...]. Anders als die Arbeitsagentur oder die Jobcenter zur Vermittlung in den Erwerbsarbeitsmarkt

- 3 Im Jahr 2000 von dem Unternehmer Jürgen Grenz gegründet, beschreibt die Internetseite der Stiftung dessen Motivation wie folgt: »Beeindruckt von den vielfältigen ehrenamtlichen Initiativen in seinem privaten Umfeld wollte Jürgen Grenz einen konkreten Beitrag leisten, das Engagement von Privatpersonen, gemeinnützigen Organisationen und verantwortungsbewussten Unternehmen strukturell zu unterstützen.« (Gute-Tat)
- 4 Über die Rolle und Funktionsweise von derartigen Agenturen für das Produktivitätsdispositiv, in dem das Engagementpotenzial bislang wenig involvierter Bevölkerungsgruppen für die Abmilderung gesellschaftlicher Krisen nutzbar gemacht werden soll, vgl. Neumann (2016, 155ff.).

haben es die Freiwilligenagenturen Woche um Woche mit einem Überangebot an Beschäftigungsmöglichkeiten zu tun, denen aber nur eine eher geringe Zahl an Freiwilligen gegenübersteht. (Pinl 2018, S. 63)

Bei Gute-Tat füllt man über eine Maske verschiedene Kriterien hinsichtlich möglichen Zielgruppen (hier reicht das Spektrum von Seniorinnen, über Straffällige, Geflüchtete und migrierte Personen), Tätigkeitsfeldern (geht es um Hausaufgabenhilfe, Aktivitäten in der Nachbarschaft, Reparaturen oder Patenschaften?) und zeitlichem Umfang aus. Darüber hinaus kann der mögliche Einsatzort näher definiert und ggf. dem Wunsch nach einem Kurzzeiteinsatz Ausdruck verliehen werden. Unter Berücksichtigung dieser Kriterien werden den Interessierten dann entsprechende Projekte vorgeschlagen, um dem Wunschengagement näher zu kommen. Zuvor registriert man sich bei Gute-Tat als Engel und nimmt an einer einführenden Infoveranstaltung teil.

Die Bezeichnung des *Engels* ebenso wie die von den Trägervereinen formulierten Bedarfsbeschreibungen der Zielgruppen, welche jenen vielfach eine spezifische Bedürftigkeit zuschreiben, leisten der Vorstellung eines vermeintlich altruistischen Motivs des einseitigen Helfens Vorschub. Ein Weißer Helfer-Komplex wurde, wie bereits erwähnt, in der AG Qualität des KiPa-Netzwerks kritisch diskutiert und Möglichkeiten ausgetauscht, wie eine problematische Motivation zum Ehrenamt verhindert bzw. wie dieser begegnet werden kann. In diesem Zuge wurde jedoch zugleich die Schwierigkeit hervorgehoben, potenzielle Ehrenamtliche abzulehnen. Im Gegensatz zu den Patenfamilien galten sie als weniger zahlreich und stellten entsprechend ein »rares Gut« dar, wie es eine Koordinatorin in einem AG-Treffen einmal bezeichnete. Vielversprechender sei es, so der allgemeine Tenor in der AG Qualität, Ehrenamtliche diesbezüglich zu sensibilisieren, was jedoch wiederum durch die begrenzten zeitlichen, personellen und finanziellen Ressourcen der Trägervereine erschwert wurde.

Die große Mehrzahl der Pat:innen bei WG und anderen Berliner Patenschaftsvereinen waren Frauen – ein typisches Merkmal des (ehrenamtlichen) Care-Sektors. Mirjam bedauerte dies ein ums andere Mal: Männliche Paten seien besonders für Jungen wichtig. Auch in anderen Vereinen und von Netzwerkseite wurde der Mangel an männlichen Paten thematisiert und nach Strategien gesucht, um dieses Ungleichgewicht auszugleichen. Ein Großteil der Patenfamilien bevorzugte jedoch ebenfalls Frauen als Patinnen. Dies ist zum einen auf die in der Zielgruppe vielfach geteilte Vorstellung zurückzuführen, Frauen könnten besser mit kleineren Kindern umgehen. Zum anderen fanden die Patenschaftstreffen, gerade bei den jüngeren, meist bei den Familien zu Hause statt. Es sei für die überwiegend muslimischen Familien dann eher unüblich, erklärte Mirjam wiederholt neuen Freiwilligen, dass ein fremder Mann in die Wohnung käme, wenn der Vater nicht zu Hause ist. Auch müssten die Frauen dann zu Hause ihr Kopftuch aufsetzen, was als weiteres Argument gegen männliche Paten galt.⁵ Besonders wenn Jungen

5 In einem Treffen der Fokusgruppe wies uns eine Studierende, die nebenberuflich als Erzieherin tätig war, darauf hin, dass ein solcher Gender-Bias und ein damit verknüpfter Argwohn gegenüber männlichen Erziehern oder außerfamiliären Bezugspersonen auch außerhalb muslimisch geprägter Familien vorzufinden seien.

älter wurden und in die Pubertät kamen, konnte die familiäre Präferenz für weibliche Patinnen jedoch zunehmend Abneigung bei den Patenjugendlichen hervorrufen: So wollte etwa ein 15-jähriger Junge mit seiner Patin nicht gemeinsam im Kiez unterwegs sein, weil es ihm peinlich war. Die beiden trafen sich stattdessen bei der Familie zu Hause, wo sie hauptsächlich Englisch miteinander übten. Auch eine weitere Patenschaft endete, weil es dem Jugendlichen unangenehm war, mit einer fremden Frau in der Öffentlichkeit gesehen zu werden.

5.2 Erstgespräche

Fanden Interessierte den Weg zum Verein, vereinbarte Mirjam zunächst einen Termin für das Kennenlerngespräch, was normalerweise unter vier Augen in den Gemeinderäumlichkeiten stattfand. Ich nahm an den Erstgesprächen der Studierenden meiner Fokusgruppe mit der Koordinatorin teil – das war mit diesen so abgesprochen. Zu weiteren Gesprächen wurde ich nicht eingeladen, was ich im Besonderen auf die Erklärung von Mirjam zurückführe, dass in diesen Gesprächen mitunter sehr sensible und persönliche Thematiken aufgegriffen wurden. So wurde beispielsweise einmal die Medikamentierung einer Interessentin aufgrund psychischer Belastungen besprochen, wie mir die Koordinatorin erklärte. Mirjam verwendete für die Erstgespräche einen Fragebogen mit Standardfragen, auf dem sie die Antworten ihrer Gesprächspartner notierte. Dieser Leitfaden diente ihr sowohl für das Matching als auch für die spätere Begleitung der Patenschaft als Gedächtnisstütze. In den Erstgesprächen erfragte Mirjam noch einmal die Motivation für eine Patenschaft und Präferenzen hinsichtlich Alter und Geschlecht des Patenkindes. Weitere Fragen lauteten etwa folgendermaßen: Was würden Familienmitglieder oder Freundinnen zu der Patenschaft und über die Eignung als Patin sagen? Was sind positive oder negative charakterliche Eigenschaften der Engagierten? Welche Aktivitäten stellen sich die Freiwilligen mit ihrem Patenkind vor? Und wie könnte eine herausfordernde Situation in der Patenschaft aussehen? Mit der letzten Frage wurde sogleich ein Raum zur Besprechung von Unsicherheiten oder Ängsten geschaffen und mögliche Verhaltensweisen gemeinsam eruiert. Wie würde man sich etwa verhalten, wenn das Kind oder die Familie nach mehrmaliger Kontaktaufnahme nicht reagiert? Weil derartige Situationen, wie bereits beschrieben, wiederholt Irritationen und Unsicherheiten bei den Pat:innen hervorriefen, oder gar zum frühzeitigen Scheitern der Beziehung führten, sensibilisierte Mirjam die Freiwilligen gleich zu Beginn, dass es dann nötig sei, nachzuhaken und dranzubleiben. In den wenigsten Fällen, so betonte sie, sei der Grund für die einseitige Kommunikation ein mangelndes Interesse der Familie an der Patenschaft.

Auch für die Erstgespräche mit den Eltern und Kindern existierte ein Fragebogen. In diesen wurden neben etwaigen Migrations- oder Fluchterfahrungen⁶ die Erwartungshaltungen an die Patenschaft, Interessen und Stärken des Kindes, Präferenzen bzgl. des

6 Diese Informationen waren relevant, um sicherzustellen, dass die Patenfamilien zu den Zielgruppen der Projektbeschreibungen gehörten. Hier bestand jedoch Spielraum (s.u.), denn der Verein dokumentierte keinerlei offizielle Nachweise einer möglichen Fluchterfahrung.

Geschlechts der Patin bzw. des Paten sowie zeitliche Kapazitäten der Familie und deren Wohnort adressiert. Besonders die Frage nach den Erwartungen an die Patenschaft war für die Familien jedoch häufig schwer verständlich und/oder schwer zu beantworten (s. 4.2.1). Entsprechend blieb es hier vielfach bei wenig aussagekräftigen Äußerungen. Während mit potenziellen Pat:innen für ein ausführliches Kennenlerngespräch stets ein Termin vereinbart wurde, wurde der Fragebogen an die Eltern überwiegend gemeinsam mit der Koordinatorin ausgefüllt, wenn die Familien das erste Mal den Kontakt zum Verein suchten. Dies fand meist während des Kiezcafés statt und war für die Koordinatorin selten planbar.⁷

Den Erstgesprächen mit neuen Pat:innen und Patenfamilien lagen Kriterienlisten⁸ mit Attributen zugrunde, welche die jeweiligen Zielgruppen mitbringen sollten. In der Liste für Pat:innen werden zunächst *harte Kriterien* wie ein erweitertes polizeiliches Führungszeugnis ohne Eintrag, ein C1-Deutsch-Niveau, ein Mindestalter von 18 Jahren, die räumliche Nähe zum Verein und/oder zur Patenfamilie, zeitliche Kapazitäten, stabile Lebensumstände, die Bereitschaft zur vorbereitenden verpflichtenden Schulung (der Einführungsveranstaltung) sowie zum weiteren Kontakt mit dem Verein benannt. Anschließend werden *softe Kriterien* angeführt. Zu diesen gehören Verlässlichkeit, emotionale Stabilität (und das Vermögen, eigene Probleme aus der Patenschaft auszuklammern um das Kind nicht damit zu belasten), Empathie und die Fähigkeit, dem Patenkind zuzuhören. Weiterhin werden Selbstreflexivität und Kritikfähigkeit, ein konstruktiver Umgang mit Konflikten, Geduld und Durchhaltevermögen, ein wertschätzendes Verhalten (hier im Speziellen »Individualität und Meinung des Patenkindes respektieren, Anstrengungen, Erfolge und Fähigkeiten des Patenkindes anerkennen«), Aufgeschlossenheit und Zugänglichkeit (bezieht sich auf die »Lebenswelt von Kindern und Jugendlichen [...], insbesondere ihrer soziale[n] Situation (Migrationshintergrund und Bildungsferne)«), kommunikative Fähigkeiten, Kooperativität, Humor und Leichtigkeit angeführt. Hinsichtlich der Motivation der Freiwilligen schließlich sollten eine »Balance zwischen altruistischen Motiven und Eigeninteresse« sowie »realistische Motive (problematisch: Selbstüberschätzung, fehlende soziale Kontakte, Rehabilitierung)« erkennbar sein.

Die Aufführung der letztgenannten Aspekte zeigt, dass der Verein die Problematik eines übersteigerten und unreflektierten Wunsches, helfen zu wollen, auch im Vermittlungsprozess reflektierte. Mögliche weitere Gefahren werden ebenfalls in dieser Kriterienliste aufgegriffen: Straffälligkeit, diskriminierendes Verhalten, Drogen- oder übermäßiger Alkoholkonsum, schwere psychische Erkrankungen, Machtmissbrauch, Diskriminierung, Verletzung der Schweigepflicht sowie Rollenüberschreitungen (z.B. therapeutische Behandlung des Kindes oder eine romantische/sexuelle Beziehung zu diesem)

7 Als aufgrund der wiederkehrenden Einschränkungen durch die COVID-19-Pandemie und der anhaltenden Bauarbeiten an der Kirche das Kiezcafé nicht länger stattfand, traf sich Mirjam auch mit den Eltern zu gesonderten Terminen.

8 Diese Kriterienlisten stellte mir die Koordinatorin auf Nachfrage zur Verfügung. Da es sich hierbei jedoch um interne Dokumente von WG handelt, belege ich Zitate hieraus nicht mit einer Quellenangabe und führe die Dokumente nicht im Literaturverzeichnis auf.

führen demnach zum Ausschluss. Notwendige Eigenschaften für die in Kapitel 4.2.3 beschriebene emotionale Vorleistung der Pat:innen und die Fähigkeit, eigene Bedürfnisse zu regulieren und Verhaltensweisen sensibel auf das Gegenüber anpassen zu können, werden ebenfalls in den soften Kriterien (Empathie, Selbstreflexivität, Geduld und Durchhaltevermögen, Humor und Leichtigkeit etc.) adressiert. Das Dokument unterstreicht abschließend, dass nicht alle Attribute erfüllt sein müssen. »Je mehr Kriterien und Kompetenzen in die Patenschaft einfließen, desto höher sind [jedoch] die Chancen auf einen erfolgreichen Verlauf der Patenschaft«.

Im Erstgespräch lasen die Ehrenamtlichen zudem ausführlich den Ehrenkodex des Vereins, den sie anschließend unterschrieben. Dieser benennt ethische Grundsätze und Regeln, »die für jeden unserer Haupt- und Ehrenamtlichen verbindlich gelten« (WIR GESTALTEN e.V. b). Der Kodex definiert den Verein als diskriminierungsfreien Raum, unterstreicht dessen politische und religiöse Neutralität sowie seine Gemeinnützigkeit. WG verpflichtet sich hierin zudem der Transparenz im Sinne eines offenen und regelmäßigen Austauschs aller Beteiligten. Weiterhin werden ein respektvoller Umgang und gegenseitige Achtung, insbesondere gegenüber Kindern und Jugendlichen, betont und individuelle Grenzen hinsichtlich des Verhältnisses von Nähe und Distanz hervorgehoben:

Die individuellen Grenzen, insbesondere bezogen auf die Intimsphäre und Grenzen der Scham, achten wir. Keiner darf verbaler, körperlicher, seelischer oder sexueller Grenzüberschreitung oder Gewalt ausgesetzt werden. Dies gilt insbesondere für Schutzbefohlene und Beziehungen mit einem Machtgefälle (wie Erwachsene und Kinder). (Ebd.)

Pat:innen erkundigten sich wiederholt, inwiefern sich denn auch Eltern und Kinder zu den im Ehrenkodex niedergeschriebenen Grundsätzen verpflichten sollten. Die Koordinatorin erklärte, dass sie das durchaus für wichtig halte, gerade wenn sie im Kiezcafé beobachte, wie die Mütter mitunter ihre Kinder hin und her scheuchten und damit offensichtlich nicht deren Grenzen respektierten. Dass eine erste Assoziation für die Wichtigkeit des Ehrenkodexes hier den innerfamiliären Umgang miteinander und nicht etwa die Interaktion zwischen Ehrenamtlichen und Familien betraf, ist interessant. Die Koordinatorin »übersetzte« das Dokument bereits in eine einfache(re) Sprache. Als sie den Text jedoch anschließend der Honorarkraft zum Lesen gab, die für den Verein auch in Gesprächen mit Familien häufig ins Arabische dolmetschte, wurde deutlich, dass diese das Dokument nicht verstand. Die hierin formulierten Werte und Verhaltensweisen wurden trotz der Übertragung in eine einfache(re) Sprache nicht ohne Weiteres nachvollziehbar. Die Koordinatorin führte das auf fehlende Aufklärung und Bildung zurück: Die Eltern würden dahingehend einfach woanders stehen. Die Vermittlung der im Ehrenkodex benannten Werte an die Patenfamilien würde dem Verein also deutlich mehr Kapazitäten abverlangen. Angesichts der begrenzten personellen und finanziellen Ressourcen mussten auf dieser konzeptuellen Ebene indes Abstriche gemacht werden.

In der Fokusgruppe besprachen wir die Erfahrungen und Eindrücke dieser ersten Begegnungen im Verein. Alle stimmten darin überein, dass die Gespräche in einer vertrauensvollen, gemütlichen, annähernd familiären Atmosphäre stattfanden. Einige der

Studierenden artikulierten jedoch auch, dass ihr Erstgespräch einem Bewerbungsgespräch oder Interview glich. Besonders die Fragen nach ihrer Eignung als Patin sowie positive und negative Eigenschaften, die sie in die Patenschaften einbringen würden, erweckten bei manchen den Eindruck, »liefern zu müssen«. Eine Teilnehmende assoziierte den durch die Fragen angestoßenen Reflexionsprozess hingegen mit einer Möglichkeit, Augenhöhe herzustellen:

Ich finde auf jeden Fall interessant, dass man erst mal darüber nachdenken muss, was man selber persönlich bieten kann. Weil es wird ja oft immer dieses Helfen ... und man engagiert sich irgendwo – aber was man persönlich als Qualitäten tatsächlich mitbringt, was einen auch geeignet macht in der Position [...], da wurde ich das erste Mal mit so wirklich konfrontiert. So dass ich echt nennen musste, was ich mitbring', was kann ich bieten. Und ich find davor geht das immer so ein bisschen verloren, weil man ja irgendwie für andere Menschen was macht. [...] Ich finde das ist so, dieses Engagement hat so diese Konnotation irgendwie, worüber man natürlich auch reflektieren sollte... Dass es eben nicht so einseitig ist, sondern auf Augenhöhe und dafür braucht man eben auch 'ne Reflexion von der eigenen Rolle. Ich glaub', das ist mir erst so während des [Erst-]Gesprächs so richtig bewusst geworden, wie konkret das auch sein sollte. (Fokusgruppe 01.11.2019)

Diese Überlegung schließt an die Kritik am Motiv des Helfens an: Ehrenamtliche bräuchten für ihr freiwilliges Engagement nur geringe bis keine Fähigkeiten oder Eigenschaften. Der Wille, helfen zu wollen, genüge. Wir diskutierten die Asymmetrie des Helfens wiederholt und ausführlich in unseren Treffen. Der durch die Frage der Eignung angestoßene Reflexionsprozess und die Notwendigkeit, bestimmte Eigenschaften und Fähigkeiten mitzubringen, wird von der Studentin mit der Möglichkeit assoziiert, Augenhöhe herzustellen. Eine andere Studentin entgegnete dazu wiederum, dass die einseitige Betonung von Verantwortlichkeit der Pat:innen in der Beziehung für sie gerade ein Moment darstellte, das der Herstellung von Augenhöhe entgegenstand.

Die Liste notwendiger und erwünschter Eigenschaften für die Patenfamilien fällt deutlich kürzer aus als für Pat:innen: Es werden die räumliche Nähe, eine Altersspanne des Patenkindes zwischen 6 und 18 Jahren, zeitliche Kapazitäten der Familie sowie die Bereitschaft zum Austausch mit dem Verein angeführt. Hervorgehoben wird zudem die Wichtigkeit, dass ein Vorgespräch zur Patenschaft mit Eltern *und* Kind stattfindet und die Eltern mit dem Kind fortwährend über die Patenschaftsbeziehung sprechen. Bei den Patenfamilien sollte »Interesse an regelmäßigen Treffen zur Gestaltung der Freizeit von Eltern *und* Kind vorhanden sein«. Damit wird das Arrangement explizit von einer reinen Lernpatenschaft abgegrenzt. Zugleich wird an dieser Kriterienliste die Bedeutung sichtbar, die der Verein der Achtung der Bedürfnisse des Kindes zuschreibt (s. 4.3). Auch in dieser Liste werden softe Kriterien aufgeführt, auch wenn diese nicht als solche benannt sind: Die Familie sollte der gespendeten Zeit der Ehrenamtlichen gegenüber wertschätzend eingestellt sein und »die Grenzen des ehrenamtlichen Engagements respektieren« können. Zudem ist auch von den Familien Zuverlässigkeit bei den Terminabsprachen gefragt sowie eine Aufgeschlossenheit gegenüber der Lebensweise der Patin. Als Ausschlusskriterien werden diskriminierendes, übergreifendes oder gewaltvolles Ver-

halten gegenüber dem Paten, wiederholte Unzuverlässigkeit, religiöse Missionierungs- oder politische Lobbyarbeit und der Unwille des Kindes, sich mit der Patin zu treffen, angeführt.

Die Erstgespräche nahmen auf die einzelnen Aspekte der Kriterienlisten im Gespräch sukzessive Bezug. Die Listen waren jedoch für die Freiwilligen und Familien nicht einsehbar. Fragen, wie sich ehrenamtlich Interessierte etwa eine schwierige Situation in der Patenschaft vorstellen oder wie sie mit einer Kontaktfaute von Seiten der Familien umgehen würden, fungierten als Gesprächsstimuli, die Geduld, Umgang mit Konflikten, Frustrationsschwelle und Selbstreflexion nicht in Form von Suggestivfragen abhandelten, sondern aus der Reaktion zu konkreten Situationen heraus beurteilten. Beim Vergleich der Kriterienlisten für Pat:innen und Familien spiegelt sich die im vorigen Kapitel beschriebene asymmetrische Grundkonstellation und das Erfahrungsgefälle in der Patenschaftsbeziehung wider: Besonders das Vermögen, sich in das Patenkind einfühlen zu können, gleichzeitig emotional stabil zu sein, eigene Belastungen aus der Beziehung auszuklammern, sich selbst zurückzunehmen und geduldig etwaige Durststrecken in der Patenschaft zu überdauern, dabei die Entwicklung des Kindes zu fördern und offen gegenüber fremden Kontexten und Lebenssituationen zu sein, unterstreichen die Rolle der Pat:innen als *Gebende*, die bei herausfordernden und irritierenden Momenten in ›Vorleistung‹ gehen sollen. Die genannten Aspekte weisen dabei unverkennbar eine affektiv-emotionale Dimension auf. Die Liste beinhaltet zudem Attribute, welche die Eignung von Pat:innen als zusätzliche Erziehungsinstanz (die die Entwicklung von Selbstständigkeit und Selbstwirksamkeit des Patenkindes fördern) sicherstellen sollen. Es wird eine starke Erwartungshaltung gegenüber den Pat:innen erkennbar. Die Kriterienliste für Familien fällt vor dem Hintergrund, möglichst vielen Familien die Vorzüge einer Patenschaft ermöglichen zu wollen, deutlich kürzer aus. Die Erwartung eines wertschätzenden Verhaltens gegenüber der gespendeten Zeit der Pat:innen sowie das Respektieren der Grenzen ehrenamtlichen Engagements schreibt den Familien in diesem Zuge jedoch eindeutig die Rolle der *dankbar Empfangenden* zu, die nicht zu viel fordern (s. 3.2.4 und 4.2).

Der Koordinatorin war bewusst, dass ihre Arbeit auch bei den Erstgesprächen den Schwerpunkt auf die Pat:innen legte, und der Austausch mit den Familien und Kindern ausgebaut werden müsste. Auch im KiPa-Netzwerk war diese Thematik unter den verschiedenen Trägervereinen bekannt. Angesichts knapper zeitlicher und finanzieller Ressourcen priorisierte WG sowie andere Vereine jedoch die Vorbereitung und Sensibilisierung der angehenden Pat:innen gegenüber der Arbeit mit den Patenfamilien und -kindern und verstärkte damit das grundsätzlich asymmetrische Verhältnis zwischen den Parteien.

5.3 Jonglage in der Blackbox – Auswahl und Matching der Parteien

Entsprechend der Kriterienliste galten nicht alle potenziellen Pat:innen und Patenfamilien gleichsam als geeignet für eine Patenschaft. Es fand ein mehr oder minder expliziter Auswahlprozess statt, der jedoch immer vor dem Hintergrund der meist geringeren Zahl Freiwilliger abgewogen werden musste. Auf Seiten der Pat:innen fungierte be-

reits der mitunter langwierige Prozess der Vermittlung als Auslese. Zwischen der ersten Kontaktaufnahme zum Verein und der Vermittlung eines Patenkindes vergingen aufgrund der verpflichtenden Teilnahme an der Einführungsveranstaltung und der Terminfindung für das Kennenlerngespräch von Patenfamilie und Patin mitunter bis zu drei Monate. Für die ernsthaft Interessierten stelle dies jedoch kein Hindernis dar, so die Koordinatorin, die die Ausfallquote bei neuen Freiwilligen im Verlauf des Vorbereitungsprozesses auf circa 40 Prozent schätzte. Obwohl sie die Ehrenamtlichen darauf vorbereitete, dass die Vermittlung längere Zeit in Anspruch nehmen könnte, bemühte sie sich dennoch stets, sie nicht allzu lange warten zu lassen und hierdurch womöglich als Pat:innen zu verlieren. Wenig geeigneten Interessenten erklärte sie hingegen meist direkt, dass stabile Lebensumstände für eine Patenschaftsbeziehung wichtig, und biografische Übergangssituationen oder etwaige psychische Belastungen eine schwierige Ausgangssituation darstellten. Den Angesprochenen empfahl die Koordinatorin, sich eventuell zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal im Verein zu melden. Meines Wissens geschah dies jedoch meist nicht.

Auch Familien und Patenkinder galten mitunter als unpassend für eine Patenschaft. Wie bereits dargestellt, gaben die Projekte das Kriterium der Fluchterfahrung vor. Hier hatten die Koordinatorinnen jedoch einen Ermessensspielraum, der ihnen erlaubte, einzeln auch langjährige Besucherinnen des Kiezcafés ohne rezente Fluchterfahrung in Patenschaften zu vermitteln. Entscheidend schien dabei, dass die Kinder entweder bereits Patenschaftserfahrung hatten und der Verein den Kindern eine Kontinuität dieser ermöglichen wollte, sie eine spezifische Bedarfslage aufwiesen oder deren Mütter sich hinsichtlich ihres Anliegens besonders engagiert zeigten. Letzteres führte etwa dazu, dass eine langjährige Besucherin des Kiezcafés für ihre älteste Tochter eine Patenschaft erhielt. Nachdem mich diese Mutter wiederholt fragte, ob ich mir denn nicht eine zusätzliche Patenschaft mit ihrer Tochter vorstellen könne, bestärkte ich sie darin, bei Mirjam und Kerstin am Ball zu bleiben. Mirjam lobte schließlich ihre Hartnäckigkeit und erklärte mir später, dass man die Frauen auch für ihr Engagement und ihre Initiative belohnen müsse. Wenn der Einsatz der Mütter jedoch so weit ging, dass sie versuchten, an der Koordinatorin vorbei selbstständig Interessierte bei WG für eine Patenschaft mit ihren Kindern zu gewinnen, wurde das unterbunden.

Ein Hinderungsgrund, der bereits aus der Kriterienliste für Patenfamilien hervorging, war, wenn Familien ihre Kinder nicht in die Entscheidung für eine Patenschaft einbezogen und sich dann im Vermittlungsprozess herausstellte, dass die Kinder kein Interesse hatten. Mirjam bemühte sich aus diesem Grund, das Kind im Gespräch direkt zu adressieren und fragte zum Beispiel nach dessen Hobbys und Wünschen für gemeinsame Unternehmungen mit der Patin. Dieses Vorgehen entspricht dem soziokulturell spezifischen (Erziehungs-)Ideal, die Bedürfnisse und Fähigkeiten von Kindern einzubeziehen und einen Austausch herzustellen, in dem auch sie befähigt werden, Rahmenbedingungen festzulegen. Ich beobachtete jedoch mehrfach, dass Eltern ihre Kinder nicht zum Erstgespräch oder zum Kennenlernen mit ihrer Patin mitbrachten. Derlei kritisierten die Koordinatorinnen scharf und sprachen die Familien hierauf an. Sie bestanden darauf, zunächst auch die Kinder kennenzulernen. Diese waren indes vielfach nicht in der Lage, die Fragen der Koordinatorin nach ihren Wünschen für die Patenschaft zu beantworten.

Auch die weit verbreitete Vorstellung von Eltern, Pat:innen seien zuvorderst für die schulische Unterstützung ihrer Kinder zuständig, wurde im Vermittlungsprozess thematisiert. Die Koordinatorin bemühte sich dann, den Wert einer Beziehung zu kommunizieren, die zuvorderst den Freizeitlichen Bereich fokussiert. Beharrten die Familien auf einer schulischen Schwerpunktsetzung, konnte dies ebenfalls zu einem Hindernis für die Vermittlung einer Patenschaft werden. In dem zuvor erwähnten Erstgespräch mit der afghanischen Familie in der Geflüchtetenunterkunft bedurfte die Erklärung der Ziele einer etwaigen Patenschaft einer ausführlicheren Erläuterung: Mirjam versuchte gemeinsam mit der übersetzenden Stadtteilmutter der Mutter zu erklären, dass Pat:innen mit ihren Kindern neue Orte in Berlin erkunden und spielen könnten und dabei vor allem auch eine sprachliche Unterstützung für das Patenkind seien. Als die Mutter gefragt wurde, was sie sich für ihre Kinder wünsche, antwortete diese nach einigem Überlegen, dass sie selbst die Kinder nicht bei den Hausaufgaben unterstützen könne, da sie die Aufgaben nicht verstehe. Sie wünsche sich darum schulische Hilfe für ihre Kinder. Mirjam notierte sich das auf ihrem Fragebogen und antwortete, dass eine Patenschaft auch bei Hausaufgaben helfen könne. Sie unterstrich jedoch anschließend, dass eben auch der Freizeitliche Bereich wichtig sei und wiederholte, dass die Kinder mit den Pat:innen Orte erkunden oder gemeinsam Fußball spielen könnten. Als Mirjam noch einmal nachhakte, was sie sich sonst von der Patenschaft erhoffe, äußerte die Mutter, dass sie dringend Hilfe bei der Wohnungssuche benötige. Mirjam bekräftigte sogleich, dass wir das alle verstünden, dafür jedoch die Patenschaft nicht geeignet sei. Ich hatte den Eindruck, dass die Mutter trotz einer Übersetzungshilfe – die jedoch ebenfalls nur versuchte, den Begriff der *Partnerschaft* oder *Freundschaft* ins Dari zu übertragen – das spezifische Konzept und den Mehrwert einer *Freizeit*patenschaft nicht greifen konnte bzw. eine solche nicht ihren Bedürfnissen entsprach. Entsprechend verhalten äußerte sie sich hinsichtlich der Anmeldung ihrer Kinder zu einer Patenschaft. Mirjam erklärte mir im Nachhinein, dass sie dieses Gespräch als sehr anstrengend empfunden habe. Normalerweise gehe sie aus derlei Treffen mit einer klaren Aussage, ob die Familie eine Patenschaft haben wolle oder nicht, hinaus. Diesmal war das jedoch nicht der Fall. Als bei der Verabschiedung die Stadtteilmütter noch einmal betonten, dass eine Patenschaft auch für weitere Familien in der Unterkunft interessant wäre, pflichtete Mirjam dem bei. Erfahrungsgemäß würde das Ganze zum Selbstläufer werden, sei erst einmal bei einer Familie der Anfang gemacht, so erklärte sie mir im Anschluss. Die Erfahrung spräche sich dann bei den anderen Familien der Unterkunft schnell herum. Bei der ersten Familie sei jedoch sehr viel mehr Vermittlungsarbeit gefragt.

Bedeutsam ist, dass die Vermittlung in der hier beschriebenen Situation eine Form der Überzeugungsarbeit gegen einen anfänglichen Widerstand oder eine Skepsis der Mutter beinhaltete. In den Augen der Koordinatorin war die angestrebte Beziehung, in welcher der Freizeitlichen Gestaltung ein hoher Stellenwert zukommt, für das Kind wertvoll, auch wenn das die Familie vielleicht (noch) nicht erkannte. Sie unternahm daher den Versuch, die Bedürfnisse der Mutter, die sich vor allem um schulische Unterstützung, Hilfe bei behördlichen Schwierigkeiten oder um Herausforderungen wie der Wohnungssuche drehten, sensibel umzulenken.

Eine Woche später erfuhr ich, dass sich die Familie gegen eine Patenschaft entschieden hatte. Die Mutter kontaktierte zunächst die übersetzende Stadtteilmutter und dann

auch die Familienkinderkrankenschwester und teilte diesen mit, dass die Familie derzeit für eine Patenschaft keine Zeit habe und es viel dringender sei, eine Wohnung zu finden. Mirjam zeigte hierfür volles Verständnis und merkte an, dass bei dem Erstgespräch der Stress der Familie bereits deutlich wurde.⁹

Die Fokussierung einer freizeitlichen Beziehungsgestaltung bei WG bedeutete keinesfalls, dass der Verein Bildungsungleichheit, -ungerechtigkeit und die Bedeutung schulischen Erfolgs für seine Zielgruppen verkannte. Im Gegenteil. Diese Aspekte sollten jedoch in den Freizeitpatenschaften vor allem über die Vermittlung alternativer und kreativer Lernstrategien adressiert werden – wenngleich den Koordinatorinnen bewusst war, dass strukturelle Problemlagen nicht durch eine Patenschaft aufgelöst werden können. In der Einführungsveranstaltung für neue Pat:innen wurde darum auch auf eine Sammlung von schulischen Unterstützungsangeboten im Kiez verwiesen, die WG Ehrenamtlichen zur Verfügung stellte. Pat:innen sollten auch eine Lotsenfunktion übernehmen.

Auch eine ausgeprägte Lernschwäche oder eine Verhaltensauffälligkeit der Kinder konnten gegen eine Patenschaft sprechen, da sie die Pat:innen möglicherweise überforderten. Als einer Mutter aus dem Kiezcafé, auf deren älteste Tochter diese beiden Punkte zutrafen, nach vielen Monaten des Wartens eine Patenschaft für ihre älteste Tochter vermittelt wurde, wurde diese aufgrund der schwierigen Umstände frühzeitig wieder beendet. Laut Koordinatorin zeigte sich die Familie wenig kooperativ und kommunizierte zu hohe Erwartungen, Lerndefizite aufzuholen. Zudem erfüllte die Familie nicht das Kriterium der Fluchterfahrung. Obwohl Mirjam hier, wie bereits erwähnt, Ausnahmen machte und es vermied, bei den Familien nach entsprechenden Details zu fragen, orientierte sie sich doch an dieser Bedingung – beziehungsweise legitimierte eine Ablehnung der Patenfamilie damit, wenn auch andere Voraussetzungen unpassend schienen. Die Frau kam irgendwann mit ihren vier Töchtern nur noch sporadisch in den Verein, was die Koordinatorin darauf zurückführte, dass sie enttäuscht und eifersüchtig auf andere Mütter aus dem Kiezcafé war, die in der Zwischenzeit eine Patenschaft vermittelt bekommen.

Direkt im Anschluss an das Gespräch mit der afghanischen Familie erklärte mir Mirjam, dass sie schon Pat:innen für den zwölfjährigen Sohn sowie die vierjährige Tochter im Blick habe. Ich erfuhr, dass eine potenzielle Ehrenamtliche aus beruflichen Gründen keine Patenschaft mit einem syrischen Kind eingehen konnte, die zu der Zeit den Großteil der Patenkinder bei WG ausmachten. Somit hätte die afghanische Familie für diese Interessierte gut gepasst. Vermittelte sie das Mädchen, das mit ihren vier Jahren eigentlich noch zu jung war – auch hier machte Mirjam eine Ausnahme –, so wollte sie auch gleich dem Bruder einen Paten (er wünschte sich einen Mann) vermitteln. Das würde allen Beteiligten die Zeit eines neuerlichen Vermittlungstreffens ersparen. Mirjam meinte

9 Laura Gozzer beobachtete in einem Münchener Projekt für erwachsene Geflüchtete ebenfalls, dass es überwiegend der Verein und die Pat:innen waren, die die Ausrichtung der Patenschaften bestimmen: »Deutlich wird dabei, dass die Beziehungsorientierung teils vor allem den Ambitionen der Pat:innen (angeleitet durch die Initiativen) entspricht, aber seitens der geflüchteten Menschen weniger priorisiert wird, da sie auf sachliche Hilfe, und damit eine stärker aufgabenorientierte Pat:innenschaft angewiesen sind.« (Gozzer 2022, S. 286)

sich zudem zu erinnern, dass der Mann, den sie für den Jungen ins Auge gefasst hatte, ebenso wie das Kind gern Fußball spielte. Dass sie der Vermittlung dieser beiden Patenschaften den Vortritt vor anderen Patenschaften gab, hatte also verschiedene Gründe. Hierzu zählten der Projektschwerpunkt von *Freizeitpatenschaften* mit *geflüchteten* Kindern, die längere Wartezeit der Patin, für die ein syrisches Patenkind nicht in Frage kam und nicht zuletzt auch Mirjams subjektive Einschätzung, dass die Familie in der Geflüchtetenunterkunft bedürftiger war als andere interessierte Familien.

Die beschriebene Konstellation illustriert, dass die Koordinatorin in der Auswahl sowie im Matching der beteiligten Parteien die verschiedenen Rahmenbedingungen, die ihr vonseiten der Geldgeber vorgegeben wurden, die Qualitätskriterien, die gemeinsam im KiPa-Netzwerk entwickelt wurden oder aus eigenen Erfahrungen entstanden, sowie die Bedürfnisse und Präferenzen der beteiligten Akteure jonglierte. Sie war die Schaltstelle, die darüber entschied, wer für eine Patenschaft mit wem geeignet war und wessen Bedürfnisse unter welchen Umständen in der Vermittlung zu bevorzugen waren. Trotz verschiedentlich festgehaltener Qualitätskriterien, möglichen Ausschlusskriterien und diversen Rahmenbedingungen fand das eigentliche Matching in einer Blackbox statt, deren Hüterin die Patenschaftskoordinatorin war. Die schwankende Zahl potenzieller Pat:innen verlangte ihr dabei mitunter pragmatische Abwägungen ab.

Und was bedeutet ein missglücktes Matching? In einem Interview berichtete mir eine 23-jährige Patin von den Schwierigkeiten, die sie vor ihrer aktuellen Patenschaft mit einem siebenjährigen Jungen in einem früheren Tandem hatte. Die aktuelle Beziehung zu dem kleinen Jungen beschrieb sie als sehr positiv: Sie hätten von Anfang an eine Grundsympathie, eine Grundnähe gehabt. »Ich glaube, das ist 'ne sehr emotionale Beziehung, die da gleich passiert ist.« (Interview 12.05.2019) Eine vergleichbare Basis stellte sich in ihrer vorherigen Patenschaft mit einem 14-jährigen Jugendlichen nie ein. Sie führte das auf das nicht gelungene Matching zurück: Sie hätten keine Interessen geteilt, alles wofür sich der Junge interessierte, habe bei ihr nur mäßig Begeisterung ausgelöst und umgekehrt. Sie habe sich dennoch sehr viel Mühe gegeben, erklärte sie mir, aber es sei dadurch eben sehr unausgeglichen und somit auch sehr anstrengend gewesen. Irgendwann schlief die Beziehung dann ein. Schwer wog für sie dabei, dass sie nicht das Gefühl hatte, von dem Jugendlichen angenommen worden zu sein. Sie brauche das Gefühl, so erklärte sie sich, dass sich die Familie und das Patenkind auf und über die Treffen freuten – ein Bedürfnis vieler Pat:innen. Der Jugendliche hatte hingegen, so die Wahrnehmung der Patin, keine Zeit und auch keinen Wunsch bzw. keinen Bedarf für eine Patenschaft, zumindest nicht mit einer jungen Frau. Sie beobachtete, dass der Patenjugendliche bei einem gemeinsamen Treffen mit ihrem Freund viel offener gewesen sei: »Er hat sofort mit ihm geredet und ich musste immer so richtig arbeiten, dass er mal irgendwas erzählt.« Sie mutmaßte daraufhin, dass die Präferenz der Familie für eine weibliche Patin von dem Vater des Jungen formuliert wurde, der keinen Mann als Paten hätte haben wollen. Diese Einschränkung schien jedoch den Vorstellungen des Jugendlichen zuwiderzulaufen. Bei der zweiten Patenschaft bat sie Mirjam, stärker in das Matching eingebunden zu werden, woraufhin ihr diese die Eckdaten aller Familien vorstellte, die zu diesem Zeitpunkt auf eine Patenschaft warteten. Die Vermittlung verlief in diesem zweiten Anlauf umso erfolgreicher. Auffallend ist jedoch, dass es nur die Patin

war, die anhand der ihr vorgestellten Informationen auswählen konnte. Patenfamilien wurde, soweit ich das beobachten konnte, keine solche Mitsprache eingeräumt.

Viele Pat:innen äußerten auf die ein oder andere Weise die Vorstellung, dass die Chemie zwischen Pat:in und Patenkind stimmen, eine Grundsympathie vorherrschen, es einfach funken müsse. Das sei die Basis für alles Weitere:

Wenn du dich jetzt nicht gut mit dem Kind verstehst... [...] Diese Vorstellung, dass du irgendwie einmal die Woche dich mit der treffen musst, obwohl du die gar nicht magst oder so... Das ist ja auch völlig absurd diese Vorstellung, wenn man das mit 'ner erwachsenen Person machen müsste. (Interview 16.06.2020)

[E]s gibt unterschiedliche Typen an Menschen und das hat jetzt nichts mit der Kultur oder mit der Herkunft oder mit der Geschichte von einem zu tun, sondern es gibt einfach Menschen, die kommen besser miteinander klar als andere und das kann natürlich auch sein bei 'ner Patenschaft, dass du dann irgendwie gekoppelt, ja, gekoppelt wirst mit jemandem, wo es einfach nicht passt. [...] Das ist ja nichts Verwerfliches, das gibt's bei uns auch. Also das ist ja voll menschlich. (Interview 04.09.2019)

Beide Pat:innen ziehen hier eine Parallele zwischen Patenschaften und sonstigen Beziehungen im privaten Umfeld. Die ehrenamtliche und zunächst künstliche Natur der Beziehungskonstellation bedeutet demnach keinesfalls, dass auf Sympathie als grundsätzliche Basis zwischenmenschlicher Beziehungen verzichtet werden sollte oder könnte. Entsprechend anspruchsvoll und gleichsam intuitiv ist die Aufgabe des Matchings, wenn sich Pat:in und Patenkind zuvor nicht kennenlernen konnten und auch die Koordinatorin die Patenfamilien nur kurz traf. Einmal gematcht, stellt sich für Pat:innen jedoch vielfach eine Verbindlichkeit ein, die sie zögern lässt, ihr Gegenüber nach Gusto auszutauschen und eine neue Konstellation zu versuchen, sollte der gewünschte Funke nicht überspringen. Ein weiterer Pate, der in einem anderen Verein eine Patenschaft zu einem 17-jährigen geflüchteten Jugendlichen aus Nigeria aufnahm, die jedoch einschief, als sich der Pate zunehmend ausgenutzt fühlte und der Jugendliche seinerseits keinerlei Kontaktanstrengungen unternahm, beschrieb sein Dilemma wie folgt:

[Die Sozialarbeiter:innen] haben mir dann auch angeboten, dass, wenn das nicht für mich funktionieren sollte, dass ich mich melden soll und dann bekomme ich 'n neuen [Patenjugendlichen]. Aber dann dachte ich mir auch, das ist ja irgendwie seltsam. [...] Weiß nicht, so Bäumchen wechseln' dich – das sind ja auch Leute wie du und ich. Und zu sagen, weil ich unzufrieden bin, sage ich zu ihm »nein« und dann kommt der nächste oder die nächste und dann sage ich wieder »nein«... Ne, das war dann auch nix für mich. (Interview 20.05.2019)

Eine andere Patin, die ich im Fallbeispiel »Ich versuche im Service zu sein« (s. 6.3) vorstelle, formulierte einen ähnlichen Anspruch: Eine Patin solle mit dem arbeiten, was man hat. Sie bezog sich damit auf das gematchte Patenkind, dem gegenüber man sich entsprechend anzupassen habe – ein Anspruch, der auch in der Mentoringforschung formuliert wird.

5.4 Vorbereitung und Kennenlernen

Den Erstgesprächen folgte die von den beiden Koordinatorinnen von WG geleitete Einführungsveranstaltung, die circa alle zwei Monate stattfand. An diesem Format mussten alle Interessierten teilnehmen, bevor sie in eine Patenschaft vermittelt wurden. Die Veranstaltungen folgten dabei einem immer gleichen Ablauf: In einer interaktiven Gesprächsrunde moderierten die Koordinatorinnen die Anwesenden zunächst durch eine Kennenlernrunde, in der sich alle kurz vorstellten, und erfragten in diesem Zuge ihre Motivation für die Patenschaft sowie Fragen und Befürchtungen. Pat:innen konnten und sollten hier Unsicherheiten benennen und Vorannahmen und Erwartungshaltungen formulieren. Die Anwesenden füllten dafür Moderationskärtchen aus, auf die in den folgenden zweieinhalb Stunden von den beiden Koordinatorinnen wiederholt Bezug genommen wurde. Den Anwesenden wurde zudem zu Beginn der Veranstaltung eine Mappe mit ausgedruckten PowerPoint-Folien¹⁰ ausgehändigt, deren Deckblatt das Zitat »Der beste Weg zum Lernen ist die Begegnung« des Religionsphilosophen Martin Buber zierte. Diese Mappe leitete inhaltlich durch den Abend und behandelte neben Erwartungen und Anforderungen an Pat:innen und den Entwicklungsphasen einer Patenschaft vor allem organisatorische Fragen und mögliche gemeinsame Aktivitäten mit dem Patenkind. Die verpflichtende Einführungsveranstaltung war ein wichtiges Format, um neue Pat:innen auf die bevorstehende Beziehung und ihre diversen Rollen in dieser vorzubereiten und einzustimmen. Dabei wurden ihre Erwartungen, Vorstellungen und Unsicherheiten abgeholt und an den bereits vorgestellten Konzepten und Zielsetzungen des Vereins orientiert. Die zentralen Aspekte dieser Veranstaltung resümiere ich nachfolgend kurz.

Als Ziele und Erwartungen bei einer Patenschaft werden in der Mappe »Erweiterung der Perspektive, emotionale Bindung, Entwicklung kognitiver Fähigkeiten, mehr Selbstvertrauen und soziale Kompetenzen sowie Integration, mehr Kontakt und Teilhabe« aufgeführt. Mirjam ergänzte diese Zielsetzungen in den Veranstaltungen ein ums andere Mal mit der Bedeutung der ungeteilten Aufmerksamkeit eines Erwachsenen für ein Kind: »Ich habe Zeit für dich, ich besuche dich.« Zu den Pflichten und Rollen von Pat:innen führen die Veranstaltungsfolien neben der Verlässlichkeit als Bezugsperson folgende Aspekte an: »Offenheit und Interesse am interkulturellen Austausch, partnerschaftlicher Umgang, Balance von Nähe und Distanz, Kontakt zu den Eltern suchen, Bedürfnisse berücksichtigen, auch die eigenen.« Offenheit sollten Pat:innen weiterhin besonders im Angesicht von Schwierigkeiten oder Herausforderungen kultivieren, denn gerade dann zeigten sich Pat:innen, so sensibilisierten die Koordinatorinnen die Anwesenden, meist weniger offen.

Die Einführungsveranstaltung behandelte daneben auch Fragen zum Kindesschutz, zum Umgang mit eventuellen Traumata durch die Flucht und Sprachbarrieren, zur Aufsichtspflicht, zur Dokumentationspflicht im Falle von Unfällen und Verletzungen sowie zur Wichtigkeit von Vertraulichkeit und Anonymität in der Patenschaftsbeziehung. Neue Pat:innen wurden an verschiedenen Stellen der Einführungsveranstaltung zudem

10 Als internes Dokument von WG belege ich Zitate hieraus nicht mit einer Quellenangabe und führe die Folien nicht im Literaturverzeichnis auf.

aufgefordert, regelmäßig den Kontakt zum Verein zu suchen und mit den Koordinatorinnen Rücksprache zu halten – bestenfalls bevor sich etwaige Konflikte verhärteten. Die Veranstaltung wies zudem auf die verschiedenen Formate hin, die die Freiwilligen darüber hinaus in ihrer Patenschaft begleiten und unterstützen sollten, wie das Halbjahresgespräch, Schulungsangebote, Gruppenaktivitäten und Ehrenamtsabende. Die Einführungsveranstaltung umriss noch einmal den Ablauf der Vermittlung und unterstrich die Notwendigkeit der Evaluation. Letztere sei für die Dokumentation des Projektes gegenüber den Mittelgebern, für die Öffentlichkeitsarbeit und Weiterentwicklung des Formates notwendig und als sinnstiftendes Element für die Projektmitarbeitenden unerlässlich.

Entlang verschiedener Handlungsbereiche führten die Folien weiterhin Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Patenschaftsgestaltung auf: »Regelmäßige Freizeitgestaltung, Spracherwerb, Kennenlernen des Stadtumfeldes, Einbeziehung der Eltern, Lotsenfunktion & Familienförderung, Begleitung der schulischen Entwicklung.« Die gemeinsamen Aktivitäten sollten kostenlos sein, da der Verein einerseits keine Freizeitpauschale auszahlen konnte. Andererseits sollte damit vermieden werden, dass Pat:innen wiederholt für kostenpflichtige Aktivitäten aufkamen, wenn die Familien selbst nicht dazu in der Lage waren, da dies ihre Selbstständigkeit einschränken und Abhängigkeiten schaffen konnte. Zudem sollten die Patenfamilien auch kostenlose Freizeitmöglichkeiten kennenlernen. Die Koordinatorinnen machten deutlich, dass die Familien der Patenkinder Teil der Patenschaft und Ab- und Rücksprachen mit den Eltern Teil der Beziehungsgestaltung waren. Pat:innen wurden entsprechend dazu aufgefordert, mit den Eltern in Austausch über Entwicklungen des Kindes und der Beziehung zu diesem zu treten. Damit sollte vermieden werden, dass die Erziehungspraktiken der Eltern unterlaufen oder Eltern von oben herab behandelt und damit Konflikte im Kind erzeugt werden. Der Verein sensibilisierte Pat:innen hiermit – ebenso wie im Handbuch – für einen respektvollen Umgang mit möglicherweise ungewohnten Erziehungsstilen und Verhaltenspraktiken in der Familie. Trotz des Einbezuges der Familie wurde eine Eins-zu-Eins-Beziehung von Pat:in und Patenkind als Ziel der Patenschaft formuliert.

Künftige Pat:innen wurden in diesen Veranstaltungen darauf hingewiesen, das Kind oder die Familie nicht ›retten‹ zu können. Damit war gemeint, dass Patenschaften kein Allheilmittel für alle Herausforderungen und Unwägbarkeiten sein konnten, mit denen die Patenfamilien (aus Sicht der Pat:innen) konfrontiert waren. Pat:innen sollten Irritationen und Beobachtungen *aushalten*, die sie nicht guthießen (s. 4.2.3). Einerseits sollte damit Druck von den Ehrenamtlichen genommen werden, der vielfach ihren eigenen Vorstellungen und Ansprüchen an die Beziehung entsprang. Zugleich wurden die Freiwilligen dafür sensibilisiert, dass eine Patenschaftsbeziehung gewisse Phasen durchläuft: Dazu gehören neben der Kennenlernphase, die vielfach von Enthusiasmus begleitet wird, auch Enttäuschungen und verschiedene weitere Entwicklungsstadien der Beziehung, die sich mitunter zyklisch wiederholen können. Ein perfektionistischer Anspruch sei der Beziehungsentwicklung hinderlich und für die Pat:innen emotional anstrengend, so die Koordinatorinnen.

Wie bereits hervorgehoben, erfuhren Patenfamilien bei WG keine derartige Vorbereitung auf die bevorstehende Begegnung. Es waren ausschließlich die Ehrenamtlichen, die mit ihren Fragen und Unsicherheiten abgeholt und denen Reflexionsmöglichkeiten

und Umgangsstrategien vermittelt wurden. Eine solche verpflichtende Einführungsveranstaltung ist jedoch auch nicht von allen Trägervereinen vorgesehen. Besonders in Patenschaftsprojekten, in denen sich erwachsene Personen begegnen, ist derlei eher unüblich.¹¹ Bei den im KiPa-Netzwerk organisierten Trägervereinen, die überwiegend Patenschaften mit Kindern vermitteln, ist sie jedoch Pflicht. Das hängt im Besonderen damit zusammen, dass das Machtgefälle und die Verantwortung in Beziehungskonstellationen mit Kindern als ungleich höher betrachtet werden als in Beziehungen zwischen erwachsenen Personen. Zwei Gesprächspartner, denen in zwei anderen Berliner Trägervereinen Patenschaften mit Erwachsenen vermittelt wurden, betonten in Interviews mit mir jedoch, dass auch sie sich eine Vorbereitung und Begleitung für ihre Erfahrung gewünscht hätten. Sie mutmaßten, dass diese sie bei ihren Herausforderungen entscheidend hätte unterstützen können. Beide Patenschaften waren zum Zeitpunkt unseres Austauschs bereits beendet und in beiden Fällen wurde der Verlauf sowie die Beendigung der Beziehung mit negativen Gefühlen und einem schlechten Gewissen assoziiert.

Den Abschluss des Matchings bildete das Kennenlerngespräch von Pat:innen und Patenfamilien. Für dieses lud die Koordinatorin die Beteiligten zu einem gemeinsamen Treffen in die Vereinsräume ein. Obwohl diese Gespräche einen bedeutsamen Schlüsselmoment für die Patenschaft darstellten, waren auch sie häufig von Unzuverlässigkeit und Missverständnissen geprägt. Termine mussten immer wieder verschoben werden oder fielen gänzlich aus. Je nach Deutschkenntnissen der Familien wurde eine Übersetzerin hinzugezogen. Damit wollte die Koordinatorin vermeiden, dass die Patenkinder die Übersetzungsarbeit für ihre Eltern übernahmen, was in anderen Lebensbereichen häufig der Fall war. In der Vermittlung ihrer Patenschaft sollte es jedoch um sie gehen. Pat:innen erschienen vielfach sichtbar nervös zu den Treffen.

Die Kennenlertreffen begannen ebenfalls mit einer Vorstellungsrunde aller Anwesenden. Dabei wurden erste neugierige oder auch schüchterne Blicke getauscht. Das Ausmaß, in dem die Anwesenden im Laufe des Treffens direkt miteinander interagierten, war sehr unterschiedlich. Meist vermittelte Mirjam den Austausch. Zu Beginn des Gesprächs griff diese noch einmal die Grundidee der Patenschaft auf und adressierte die Kinder dabei häufig direkt: Ob sie wüssten, was eine Patenschaft ist? Die Reaktionen ließen meist Unverständnis vermuten. Ihnen wurde daraufhin erklärt, dass von nun an eine erwachsene Person, ein großer Freund, ein Begleiter und Besucher einmal die Woche zu ihnen kommen würde, um mit ihnen zu spielen, Hausaufgaben zu machen oder sonstige Dinge zu unternehmen. Vereinzelt beobachtete ich, wie Mirjam versuchte, den Eltern noch einmal die Natur des Ehrenamtes zu vermitteln: Die Pat:innen kämen zu den Kindern, weil sie diese kennenlernen wollten und bekämen dafür kein Geld. Die Familien ließen diese Information meist unkommentiert. Einmal war es jedoch der Vater, der sich erkundigte, wie lange denn der Vertrag Bestand habe und ob das Ganze etwas koste. Diese Situation zeigt beispielhaft, wie gering mitunter das Verständnis der Eltern gegenüber dem Format war, wenn sie bereits an dem Punkt standen, eine verbindliche Vereinbarung mit dem Verein und den Pat:innen abzuschließen. Mirjam antwortete dem

11 Das ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass derartige Projekte auch auf Koordinationsebene vielfach von Ehrenamtlichen umgesetzt werden und entsprechend zeitliche Kapazitäten umso knapper sind.

Vater, dass die Pat:innen das kostenlos täten, weil sie der Familie helfen, diese unterstützen und kennenlernen wollten. Mitunter sollten die Anwesenden noch einmal ihre Motivation für die Patenschaft mitteilen. Vielfach übernahmen die Eltern an dieser Stelle die Sprecherrolle und erläuterten ihr Anliegen, durch die Pat:innen schulische Unterstützung zu erhalten. Dabei wurden meist konkrete Schulfächer benannt, die Aussicht auf eine anstehende Prüfung oder auch das Bedürfnis, die Deutschkenntnisse der Kinder zu verbessern. Das Gespräch wurde dann entlang der Vorlieben und Hobbies von Pat:innen und Patenkinder moderiert und es wurden Gemeinsamkeiten eruiert. Ein Großteil der Zeit entfiel anschließend darauf, den Patenschaftsvertrag zu unterzeichnen. Dieser hatte neben versicherungsrechtlichen Gründen vor allem einen symbolischen Wert: Der Vertrag unterstrich, dass die Parteien eine verbindliche Beziehung miteinander eingingen. Sie verpflichteten sich damit, sich über einen Zeitraum von mindestens sechs Monaten einmal wöchentlich zu treffen. Manchmal wurden auch die Patenkinder gebeten, den Vertrag zu unterzeichnen. Waren die Patenkinder jünger, entzogen sie sich an diesem Punkt meist mit anwesenden Geschwistern dem Kreis der Erwachsenen und spielten. Mitunter nahmen sie dabei sogleich ihre Pat:innen in Beschlag, was als positives Signal galt. Das Kennenlerngespräch diente zudem dazu, ein erstes Treffen bei den Familien zu Hause zu vereinbaren, welches dann ebenfalls schriftlich festgehalten wurde. Damit sollte sichergestellt werden, dass die Patenschaft nicht an der ersten Terminabsprache scheiterte. Die Pat:innen unterzeichneten zudem in diesem Moment den Ehrenkodex des Vereins, den sie bereits aus ihrem Erstgespräch kannten.

Die Atmosphäre der Treffen, die ich beobachten konnte, war sehr unterschiedlich. Mal war die Stimmung getragen von der nervösen und freudigen Erwartung auf die lange Zeit vorbereitete Begegnung und wirkte beinahe feierlich: Nach dem formellen Teil des Kennenlernens lud eine Mutter die zwei vermittelten Patinnen sowie die Koordinatorin und mich überschwänglich zum Essen zu ihnen nach Hause ein – eine Einladung, der wir leider nie nachkommen konnten. Anschließend spielten wir in großer Runde gemeinsam noch einige Partien Uno. Ein anderes Mal kam eine Mutter ohne ihre beiden Söhne, denen jeweils eine Patenschaft vermittelt werden sollte, zur Unterzeichnung des Vertrages. Die Familie hatte bereits zuvor drei Patenschaften und der Mutter, die nicht noch einmal explizit darauf hingewiesen wurde, schien nicht klar zu sein, dass es wichtig gewesen wäre, ihre Söhne auch zu diesem Kennenlernen mit den zukünftigen Patinnen mitzubringen. Mirjam reagierte hierauf im Nachhinein empört. Sie führte die Situation darauf zurück, dass die Kinder nicht nach ihrer Meinung gefragt wurden. Die Situation zeige, so resümierte die Koordinatorin die Situation, wie hier die Kulturen aufeinanderprallten. Obwohl dieses Treffen eine Ausnahme bildete, wurde die Situation von der Koordinatorin kulturalistisch gerahmt. Eine weitere Patenjugendliche, die den Kennenlerntermin vergessen hatte, wurde telefonisch gebeten, spontan in den Verein zu kommen, obwohl die Eltern gerade keine Zeit hatten. Mirjam wollte vermeiden, dass das Treffen gänzlich ausfallen musste. Etwas verdutzt erschien die Jugendliche dann wenige Zeit später allein im Verein, um ihre Patin das erste Mal zu treffen. Die notwendigen Verträge ließ sie anschließend zu Hause von ihren Eltern unterschreiben. Das war in diesem Fall möglich, da einerseits auch diese Familie bereits mehrfach Erfahrung mit Patinnen gemacht hatte und darum vertraut mit dem Ablauf einer Vermittlung war und andererseits das Mädchen bereits 16 Jahre alt war. Waren die Patenfamilien bereits mit dem For-

mat und dem Prozedere durch frühere Patenschaften bekannt, verkürzte sich vielfach das Kennenlerngespräch. So erlebte ich ein weiteres Treffen recht nüchtern und kurz: Sowohl die Mutter, die gehetzt um eine Stunde verspätet in den Vereinsräumlichkeiten erschien, als auch ihre fünfjährige Tochter nahmen kaum direkten Kontakt zu der neuen Patin auf. Die Formalien wurden geklärt und ein erster Termin außerhalb des Vereins vereinbart. Nach kurzer Zeit löste sich die Runde bereits wieder auf. Als Kennenlernen konnte man das kurze Treffen aus meiner Sicht kaum bezeichnen.

5.5 Herausforderungen der Koordinatorinnen

Im Verlauf meiner Forschung und darüber hinaus hatte ich durch die sich entwickelnde freundschaftliche Beziehung zu den beiden Koordinatorinnen Gelegenheit, deren Perspektive auf die Patenschaftsbeziehungen und die Herausforderungen, die mit der koordinierenden Vereinsarbeit einhergingen, kennenzulernen. Besonders eine mangelnde politische Anerkennung, die sich in einer prekären und befristeten Finanzierungsstruktur niederschlug, wirkte sich dabei mittelbar und unmittelbar auf die Herausforderungen im Tagesgeschäft aus. Doch auch die Natur der Arbeit mit freiwillig Engagierten und die soziokulturelle Diversität der Zielgruppen trugen zu einem herausfordernden Arbeitsumfeld bei. Bevor ich mich im folgenden Kapitel 6 den Patenschaftsgeschichten widme, fokussiere ich in diesem Abschnitt die Herausforderungen und Anstrengungen der Koordinationsarbeit. Neben der diskursiven Ebene und politischen Praxis in Bezug auf Migration, Integration und Ehrenamt sowie den strukturellen Rahmenbedingungen und der konzeptuellen Ausrichtung von Patenschaftsprojekten erlaubt ein Blick auf die Erfahrungen der Koordinatorinnen, den Kontext individueller Patenschaftsbegegnungen näher zu konturieren.

Die unzureichende Finanzierung von Patenschaftsprojekten in Deutschland bedeutete für die beiden Koordinatorinnen bei WG eine erhöhte Arbeitsbelastung, die oftmals weit über die bezahlten halben Stellen hinausging und sich vielfach in die Abendstunden oder auf Wochenenden ausdehnte. Dies betraf in besonderem Maß die Tätigkeitsbereiche der Vermittlung und Begleitung der Patenschaften. Die fehlende feste Finanzierungsstruktur wurde von meinen Gesprächspartnerinnen zudem als mangelndes politisches Verständnis gegenüber der Bedeutung des Begegnungsformats und damit als fehlende Wertschätzung und Anerkennung eingeordnet. Aus den zeitlich befristeten Projektfinanzierungen resultierte weiterhin eine ständige Unsicherheit, ob und wie es nach dem Auslaufen der aktuellen Projektlaufzeit weitergehen konnte. Neuerliche Anträge, die der Maßgabe *innovativer* Projektideen folgen mussten, mussten priorisiert werden. Wiederholt erklärte mir die Koordinatorin, hierdurch mit dem Tagesgeschäft im Rückstand zu sein. Auch die konzeptuelle Überarbeitung der Prozesse der Vermittlung und Begleitung der Patenschaftstandems wurde hierdurch massiv eingeschränkt. Es fehlte schlicht die Zeit. Die Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin sprachen äußerst offen über diese schwierigen Rahmenbedingungen – nicht nur mit mir, sondern auch mit anderen Pat:innen bei WG. So wurde die Thematik etwa wiederholt zur Einführungsveranstaltung aufgeworfen. Dies wertete ich zum einen als Ausdruck von Transparenz und einem offenen Austausch mit allen Beteiligten. Zum anderen lässt sich die wiederholte Thema-

tisierung des prekären Überbaus als Umgangsstrategie mit der Belastung deuten, die dieser hervorruft.

Die Natur der befristeten Projektfinanzierung, die das Gros der Patenschaftsprojekte in Berlin betraf, mündete bei vielen Trägervereinen in eine hohe Fluktuation von Mitarbeitenden. Mirjam, die sich in den vergangenen Jahren bei der AG Qualität des KiPa-Netzwerks engagierte, bezeichnete sich als deren »Dienstälteste«. Der häufige Personalwechsel führte dazu, dass viele Themenfelder im Austausch der AG zyklisch wiederkehrten und damit für Mitarbeiter, die über mehrere Jahre den AGs angehörten, eine Redundanz aufwiesen. Neue Koordinatorinnen traten dann vielfach mit altbekannten Fragen und Unsicherheiten in den Austausch und wurden von den »alten Hasen« eingewiesen. Das KiPa-Netzwerk bot seinen Mitgliedern einen Pool an Leitfäden und Best-Practice-Beispielen an, um den Wissensaustausch niedrigschwelliger zu gestalten und neu hinzukommenden Trägervereinen sowie deren Mitarbeitenden eine solide Basis für die koordinierende Arbeit zur Verfügung zu stellen. Diese Materialien schienen jedoch nicht den Austausch mit Kolleg:innen ersetzen zu können. Die thematische Redundanz erwies sich für erfahrene Koordinatorinnen wie Mirjam als belastend und ermüdend.

Eine weitere Herausforderung stellte die fehlende Planbarkeit und Unvorhersehbarkeit der Koordinationsarbeit dar. Hierzu zählten insbesondere kurzfristige Absagen von Patenfamilien und Pat:innen im Vermittlungs- und Begleitprozess. Neben dem unangenehmen Gefühl, versetzt worden zu sein, bedeuteten geplatzte Termine, dass Treffen nachgeholt werden mussten, bzw. die bislang geleistete Vorarbeit ins Leere lief, da die Parteien nicht zusammenfanden. Die hierdurch verlorenen Arbeitsstunden erhöhten zusätzlich den Druck auf die Koordinatorinnen, waren jedoch deren tägliches Brot. Wie bereits erwähnt, wurden im Falle der Patenfamilien kurzfristige Absagen oder Nicht-Erscheinen oftmals mit deren kultureller Prägung assoziiert und damit in einem Erklärungsmodell platziert, das erlaubt, Distanz zu Gefühlen von Frustration und Enttäuschung herzustellen. Damit drohte jedoch auch eine Wir-Sie-Grenze zu der Zielgruppe der Patenfamilien festgeschrieben zu werden. Unzuverlässigkeit von Pat:innen wurde wiederum meist auf deren knappe zeitliche Ressourcen zurückgeführt – eine ständige, jedoch darum nicht weniger herausfordernde Begleiterscheinung in der zivilgesellschaftlichen Projektarbeit. Wie bereits aufgezeigt, verfügten die Koordinatorinnen bei WG hinsichtlich der Rahmenbedingungen und Zielsetzungen der Patenschaftsprojekte über einen gewissen Spielraum, konnten Akteure im Vermittlungsprozess priorisieren und spielten eine entscheidende Rolle in der Mediation von Konflikten. Sie mussten sich in diesen Handlungsfeldern jedoch stets an der Bereitschaft und den zeitlichen Kapazitäten der Freiwilligen und Patenfamilien ausrichten und flexibel reagieren. Hieran zeigte sich, dass Handlungsmacht stets kontextgebunden war und wie sie sich situativ umkehren konnte.

Als herausfordernd beobachtete und erlebte ich auch Momente, in denen die Koordinatorinnen sich Aktivitäten und Angebote überlegten, die von den Zielgruppen nicht, wenig oder nur unregelmäßig in Anspruch genommen wurden. Insbesondere Aktivitäten, die ein verbindliches Engagement über einen längeren Zeitraum erforderten, erwiesen sich als schwierig in der Umsetzung. Hatten die Koordinatorinnen nicht die Möglichkeit, potenzielle Teilnehmende persönlich für Projekte, Workshops oder anderweitige Veranstaltungen zu gewinnen, liefen Aufrufe über den E-Mail-Verteiler oftmals ins

Leere. Mirjam äußerte diesbezüglich, dass sie stets abwägen müsse, welche Angebote sie an die Pat:innen weiterleite, um diese nicht mit einer Flut an Inhalten und Angeboten zu überschwemmen. Auch wenn Pat:innen ihre Zusage zur Teilnahme an Angeboten bereits gegeben hatten, mussten sie für längerfristige Projekte und Vorhaben mitunter erneut akquiriert werden. Die Freiwilligen waren dann dafür verantwortlich, dass auch ihre Patenkinder kamen und wurden damit zu einem essenziellen Bindeglied zwischen Verein und Patenfamilie. Wiederholt konnte ich beobachten, dass Pat:innen trotz der Zusage ihrer Patenkinder zu Aktivitäten allein im Verein erschienen. Auch die Mütter aus dem Kiezcafé mussten häufig mehrfach kontaktiert und an anstehende Veranstaltungen und Termine erinnert werden. Auch dann kam es vor, dass von einer zunächst langen Anmeldungsliste nur wenige Teilnehmende tatsächlich erschienen. Die Unzuverlässigkeit der verschiedenen Zielgruppen barg je nach Vorbereitungsaufwand teils enormes Frustrationspotenzial. Wie bei den verschiedenen Akteuren über einen längeren Zeitraum eine höhere Verbindlichkeit für die Aktivitäten des Vereins hergestellt werden könnte, stellte eine fortwährende Bühne des Ausprobierens, Scheiterns, Lernens und Nachjustierens dar. Trotz aufreibender Rückschläge am Ball zu bleiben, verlangte nach einer beträchtlichen Emotionsarbeit auf koordinierender Ebene.

Ich möchte an dieser Stelle die Rolle von Pat:innen als Mittler für die Aktivitäten des Vereins an einem Beispiel illustrieren. Das Projekt »Perspektivwechsel«, an dem Lara und ich, ebenso wie ihre Schwester und deren Patin, teilnahmen, zielte hauptsächlich darauf ab, anhand visueller Methoden die Perspektive von geflüchteten Patenkindern auf deren Ankommen in Deutschland sowie die Bedeutung ihrer Patenschaften einzufangen. Die Koordinatorin von WG sprach für die Akquise von Tandems gezielt Pat:innen an, ob sie sich eine Teilnahme am Projekt vorstellen könnten. Daraufhin war es die Aufgabe der Ehrenamtlichen, ihren Patenkindern von dem Projekt zu erzählen und sie für eine Teilnahme daran zu gewinnen. Ebenso wurden die Pat:innen damit betraut, die Einverständniserklärung von den Eltern einzuholen. Diese Brückenfunktion reflektiert auch die Verbundforscherin Ulrike Milstrey in dem Abschlussbericht des Projektes:

Über den gesamten Forschungsprozess blieb die enge Einbindung der Patinnen und Projektleiterinnen als wichtige Vertrauenspersonen der Kinder und Jugendlichen ein zentraler Aspekt. Die Patinnen ermöglichten durch ihre aktive Begleitung und Mitarbeit das vertrauensvolle Miteinander der Gruppe – motivierten und unterstützten die Kinder und Jugendlichen bei der Umsetzung der Arbeitsschritte, ermunterten während der Gesprächsrunden dazu, das Wort zu ergreifen und die eigene Perspektive einzubringen. Nicht zuletzt sorgten sie auch für das Einhalten der Verabredungen und waren Brücken in die Familien hinein, um Fragen der Projektteilnahme und Persönlichkeitsrechte bzw. des Datenschutzes zu klären. (Beer et al. 2024, S. 128)

Im Rahmen mehrerer Treffen und unter Einbeziehung unterschiedlicher Methoden reflektierten die Kinder und Jugendlichen über ihren Alltag in Berlin, die Schule, Behörden, die Nachbarschaft, Familie etc. Die Zahl der Teilnehmenden zu den anberaumten Treffen schwankte in den kommenden Monaten teils erheblich. Termine wurden vergessen und auch Pat:innen vermochten dem Projekt angesichts anderweitiger Verpflichtungen keine Priorität einzuräumen. Von besonderer Bedeutung war, dass Patenkindern –

besonders in der Anfangsphase des Projektes – die Motivation und die Ausdauer fehlten. Pat:innen spielten dann für die kontinuierliche Teilnahme ihrer Patenkinder eine Schlüsselrolle – so auch die Patin der jüngeren Schwester von Lara. Als Teilnehmerin unserer Fokusgruppe teilte sie in einem unserer Treffen mit uns Folgendes:

Ich habe ihr tatsächlich auch [...] vor dem letzten Mal sagen müssen: »Ja, Hala, ich glaub, das ist jetzt wirklich das letzte Mal, danach ist es zu Ende. Wir werden wahrscheinlich die Ausstellung jetzt vorbereiten und das ist wirklich... – das wäre so schön, wenn du da mitmachst, weil es sind ja deine Fotos und – oder Fotos, die wir gemacht haben. Und da kann ich ja nicht selber drüber entscheiden, was da jetzt irgendwie dazu zu schreiben [...]«.« Und dann war sie so'n bisschen: »Okay, na dann.« Und ich hatte aber auch das Gefühl, dass es letztes Mal irgendwie richtig schön war und dass sie super viel erzählt hat und irgendwie auch so'n bisschen die – ja irgendwie bisschen aufgeblüht ist. (Fokusgruppe 03.03.2020)

Das Mädchen hätte ganz offensichtlich ohne die Überzeugungsarbeit ihrer Patin nicht bis zum Ende des Projektes an diesem teilgenommen. Obwohl die Patin stets äußerst sensibel und auch nonverbal die Bedürfnisse ihres Gegenübers wahrzunehmen und zu berücksichtigen schien, blieb sie hier in ihrem Bemühen hartnäckig. Sie nahm wahr, dass das Projekt eine positive Wirkung auf das Mädchen hatte. Zudem unterstrich die Patin in ihrer Argumentation die Entscheidungshoheit der Jugendlichen über ihre eigenen Fotos und vermittelte ihr, dass sie die damit verknüpften Aufgaben nicht allein übernehmen könne und wolle.

Diese fehlende Motivation zu den Projekttreffen beobachtete ich auch bei Lara. Sie war insbesondere zu den ersten Treffen äußerst lustlos. Zu dem zweiten Treffen, als wir um einen großen Arbeitstisch sitzend die mitgebrachten Fotos kommentieren sollten, flüsterte sie mir zu, dass sie auf gar keinen Fall etwas sagen würde. Zur Irritation aller Anwesenden – mich eingeschlossen – übernahm also ich ihren Part. Auch ich musste bei Lara wiederholt Überzeugungsarbeit leisten, an den kommenden Projekttreffen weiterhin teilzunehmen. Ich erinnerte sie an die Aufgabenstellungen und gab ihr Impulse für deren kreative Umsetzung. Lara ließ sich schließlich ebenso wie ihre Schwester auf das Projekt ein und auch ich nahm wahr, dass sie große Freude daran fand. Der Weg dahin war jedoch steinig.

Patinnen stellten in diesem Projekt zudem eine bedeutsame Brücke dar zwischen den Visionen, Aufgabenstellungen und Zielsetzungen des Projektes und den (kreativen) Ideen und Vorstellungen der Patenkinder. Treffen für Treffen versuchten wir eine Verbindlichkeit zu fördern, die die Patenkinder nicht von sich aus mitbrachten. Das wurde besonders daran deutlich, dass zwei Jugendliche (Bruder und Schwester) nicht mehr zum Projekt erschienen, nachdem die Patin des Mädchens aufgrund eigener Verpflichtungen eine regelmäßige Teilnahme nicht mehr bewerkstelligen konnte. Auch ein jüngeres Mädchen, deren Patin zu der Zeit beruflich stark eingespannt war und die ebenfalls nicht regelmäßig am Projekt teilnehmen konnte, äußerte einmal, nicht mehr allein kommen zu wollen. Als Bindeglied zwischen den Zielen und Anforderungen des Projekts und den Ideen ihrer Patenkinder waren Ehrenamtliche somit nicht nur selbst Projektteilnehmende, sondern wurden zu Moderatorinnen und Übersetzerinnen für ihre Patenkinder.

Dass die nahende Ausstellung schließlich bei Lara und ihrer Schwester auf Begeisterung stieß und sie stolz in ihrem Umfeld berichteten, dass ihre Fotos in der lokalen Bücherei gezeigt würden und sie hierzu ihre Klassen einladen wollten, rief bei uns Patinnen große Freude hervor. Der leichte Druck, den wir auf die Mädchen bezüglich ihrer Teilnahme ausübten, führte schlussendlich für alle Beteiligten zu einem freudigen Ergebnis.

Die Rolle, die Pat:innen bei der regelmäßigen und aktiven Teilnahme ihrer Patenkinder an derartigen Projekten einnehmen müssen, wirft Fragen zu der Planung und Umsetzung partizipativer Ansätze auf, die den Anspruch verfolgen, ermächtigend auf ihre Teilnehmenden zu wirken – insbesondere im Hinblick auf die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. Wie lassen sich die unterschiedlichen Interessen und Bedürfnisse hinsichtlich der Notwendigkeit einer regelmäßigen Projektteilnahme synchronisieren? Welcher Stellenwert kommt der Formulierung der Aufgabenstellungen zu? Kann die Zielgruppe bereits dabei einbezogen werden? Wie lassen sich die verschiedenen inhaltlichen Schwerpunktsetzungen, Ausdrucksweisen und ästhetischen Vorlieben der teilnehmenden Akteure vermitteln und verhandeln? Welche Rolle kommt soziokulturellen sowie altersbedingten Differenzen zu? Wer definiert die kreativen Formen, die die Projektergebnisse annehmen können? Wie flexibel können Projektmitarbeitende diese Fragen angesichts vorformulierter Projektanträge jonglieren?

Auch die inhaltliche Gestaltung anderweitiger Angebote des Vereins stellte vielfach eine Herausforderung dar. Die Koordinatorin äußerte einmal zu einem Teamtreff, dass sie dabei trotz ihrer langjährigen sozialpädagogischen Expertise regelmäßig an ihre Grenzen stoße: Aktivitäten, die Mitarbeitende als sinnvoll, fruchtbar und schön erachteten, seien mit der Zielgruppe vielfach nur schwer umsetzbar. Dabei verkomplizierten mitunter auch Missverständnisse das Zusammenkommen. Zu einem Ausflug des Kiezcafés war beispielsweise eine längere Schnitzeljagd durch einen nahegelegenen Wald geplant, bevor die Wanderung mit einem kleinen Picknick abgeschlossen werden sollte. Einige der anwesenden Familien kamen zu diesem Ausflug jedoch mit schwerem Gepäck, brachten allerhand Essen und Campingstühle mit. Für sie wurde der Weg durch den sandigen Waldboden bald zu beschwerlich und die Stimmung drohte zu kippen. Das geplante Picknick wurde entsprechend vorgezogen, die Schnitzeljagd abgeblasen und die Ostereier, die währenddessen am Wegesrand versteckt werden sollten, wurden großzügig auf der Picknickwiese verteilt. Trotz enttäuschter Erwartungen auf beiden Seiten schien der Ausflug geglückt. Bei nachfolgenden Unternehmungen wurden die teilnehmenden Kinder und Familien deutlich darauf hingewiesen, angemessenes Schuhwerk mitzunehmen und auf schwere Campingausrüstung zu verzichten.

Mögliche Aktivitäten wurden sowohl in den Teambesprechungen der Haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden als auch während des Kiezcafés mit den anwesenden Müttern und Kindern ausgelotet. Im Verlauf meiner Forschung wurden neben den erwähnten Schnitzeljagden in städtischen Parks und Wäldern auch Ausflüge in Nachbarschaftsgärten, Hochseilgärten, Schwimmbäder und Museen unternommen sowie Schlittschuh gelaufen. Die Maßgabe war hierbei vor allem, den Kindern und Familien etwas zu bieten, was die Mitarbeitenden für pädagogisch wertvoll erachteten und was für die Familien finanziell oder organisatorisch anderweitig nur schwer umsetzbar war, beziehungsweise was sie bislang nicht kannten. Wurden die Mütter des Kiezcafés gefragt, welche Ausflüge sie sich wünschten, so artikulierten diese Vorstellungen, die bei den Mitarbeitenden

des Vereins indes auf wenig Gegenliebe stießen: So wurden etwa Ideen, einen großen Indoor-Spielplatz oder eine Trampolin-Halle zu besuchen, mit der Begründung abgelehnt, dass beides den Angeboten, die das Kiezcafé wöchentlich in den eigenen Räumlichkeiten anbot, zu ähnlich sei, und darum die hohen Eintrittsgelder nicht gerechtfertigt seien. Insofern zeigte das Bemühen, die Wünsche der Zielgruppe in die Planung der Aktivitäten einzubeziehen, seine Grenzen. Das Resultat dessen war jedoch, dass die von den Mitarbeitenden vorgeschlagenen Aktivitäten mitunter nicht die gewünschte Resonanz bei den Familien erzielten. Eine geringe Beteiligung an der Planung und Umsetzung von Aktivitäten führten die Koordinatorinnen dann abermals darauf zurück, dass die Frauen mit derlei Gestaltungsräumen nicht vertraut seien. Dabei spielten auch Sprachbarrieren eine entscheidende Rolle. Viele der Mütter, die mit ihren Kindern das Kiezcafé besuchten, ebenso wie die Mehrzahl der Patenfamilien sprachen nicht ausreichend Deutsch, um konzeptuelle Feinheiten zu verstehen. Umgekehrt sprachen die Koordinatorinnen kein Arabisch.

Ein weiterer Komplex an Herausforderungen, dem besonders die Koordinatorin in der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften begegnen musste, bezog sich auf die Nervosität und die Unsicherheit, das Zweifeln und Hadern von Patinnen und Paten. In diesem Sinne äußerte sie einmal überspitzt, dass sie in den Erstgesprächen oftmals eine Form der Lebensberatung betreibe. Hierzu zählte etwa die Beratung von Interessierten, die aufgrund der von ihnen geschilderten instabilen Lebensumstände oder persönlichen Belastungen als ungeeignet für eine Patenschaft galten.

Vor dem Hintergrund der prekären Rahmenbedingungen der Projekte, die ihren Handlungsradius eingrenzten, mussten sich die Koordinatorinnen auch gegenüber den vielfältigen Bedürfnissen und Bitten, die von Patenfamilien und Besucherinnen des Kiezcafés an sie herangetragen wurden, positionieren. Abhängig davon, wie schwerwiegend die beschriebenen Notlagen waren, mit welchem Nachdruck diese formuliert wurden und auf welche weiterführenden Unterstützungsstrukturen verwiesen werden konnte, bedeutete auch hier die Notwendigkeit, Absagen zu erteilen, eine mitunter beträchtliche Anstrengung. Dann mussten sich auch Koordinatorinnen entsprechend abgrenzen.

Ich bezeichne den Umgang der Koordinatorinnen mit den beschriebenen Herausforderungen und Anstrengungen überwiegend als Emotionsarbeit und nicht als Affektbewältigung. Im Vergleich zu den Pat:innen waren ihre Rollen als hauptberufliche Mitarbeiterinnen eindeutiger definiert. Sie konnten auf ein konkreteres Konzept der Beziehungsverhältnisse und spezifischere Aufgabenspektren zurückgreifen und sich diesbezüglich klarer abgrenzen. Ihre Beziehungen zu den Zielgruppen waren weniger mit Konnotationen und Erwartungen von Bindung und Gegenseitigkeit versehen. Zudem wiesen sie durch ihre sozialpädagogische Expertise und langjährige Erfahrung ein anderes Reflexionsvermögen im Umgang mit Herausforderungen auf. Dies äußerte sich nicht zuletzt an Mirjams Arbeitsmotto: *Reden hilft!* In der AG Qualität konnte ich wiederholt beobachten, dass ein entsprechender Redebedarf der anwesenden Koordinatoren in einem regen Austausch mündete. Redepassagen waren dann häufig ausschweifend, nah an der individuellen Praxiserfahrung und beinhalteten vielfach Themen, die nicht direkt zur Erledigung der anberaumten Tagesordnungspunkte führten. Die Anwesenden benö-

tigten offensichtlich den Austausch, um ihre Erfahrungen zu verarbeiten, einzuordnen und Handlungsstrategien (gemeinsam) zu entwerfen oder zu überprüfen.

Trotz der vielfach herausfordernden Umstände und Inhalte der Koordinationsarbeit verdeutlichten meine Gesprächspartnerinnen immer wieder, dass sie überzeugt von ihrer Arbeit und deren Wirkung waren. Angesichts der fehlenden (politischen) Anerkennung, die zu den prekären und herausfordernden Arbeitsbedingungen maßgeblich beitrug, zogen die hiervon betroffenen Hauptamtlichen eine Resilienz aus der Sinnhaftigkeit, die sie ihrem Schaffen zuschrieben. Positive Berichte über Patenschaftserfahrungen sowie Beobachtungen, dass Tandems über einen längeren Zeitraum eine stabile und bereichernde Beziehung aufbauten, ordneten beide Koordinatorinnen bei WG vielfach als entschädigend ein. Ähnlich formuliert es auch Florian Amoruso-Stenzel, Diplompädagoge, Mitgründer des Netzwerkes Berliner Kinderpatenschaften und Koordinator eines Berliner Patenschaftsprojektes, in einem Artikel zur mentalen Gesundheit von Koordinatoren:

Wer Koordinator:innen zuhört, wie sie über ihre Arbeit sprechen, erkennt sehr schnell, dass diese ihr Aufgabengebiet als sehr sinnstiftend, vielseitig, anspruchsvoll und wirksam wahrnehmen. Koordinator:innen wissen von wunderbar verlaufenden Beziehungen mit erstaunlichen Wirkungen für beide Tandempartner:innen zu berichten. In ihren Schilderungen schwingt oft Stolz mit, einen Anteil bei der Initiierung und Begleitung solch toller Entwicklungsverläufe gehabt zu haben. (Amoruso-Stenzel 2022)

Die durch die herausfordernden Arbeitsbedingungen entstehenden Erfahrungen von Unsicherheit, Frustration, Enttäuschung und Ungeduld wurden für die Koordinatorinnen bei WG zudem vielfach durch Begegnungen, die sie selbst mit den Menschen im Rahmen des Projektes erfuhren, kompensiert. Schaffte es Mirjam etwa der Einladung einer Patenfamilie nach Hause zu folgen und gingen Gespräche im Rahmen der Patenschaftsvermittlung über das Nötige hinaus, so entlohnte sie das für die Herausforderungen und ihre Mühen. Mirjam schloss auch lange informelle Gespräche mit mir häufig mit der Aussage, dass sie sich freue, wenn sich jemand für ihre Arbeit interessiere. Auch Kerstins sichtbarer Stolz, wenn sie wiederholt über den *startsocial*-Preis¹² berichtete, den sie im Jahr 2016 für ihre Tätigkeit im Patenschaftsprojekt erhielt, zeugte von der großen Bedeutung, die eine solche Form der Anerkennung für sie hatte.

Jedoch vermochten die Koordinatorinnen nicht immer die Sinnhaftigkeit ihrer Arbeit und die »erstaunlichen Wirkungen« (ebd.) in Patenschaften wiederzufinden: In einem informellen Telefonat mit einer der Koordinatorinnen thematisieren wir das Thema Integration. Ich erkläre, in einem der kommenden Treffen der Reflexionsgruppe für Pat:innen über ihr Integrationsverständnis sowie Integrationspolitiken in Deutschland sprechen zu wollen. Ich sei der Meinung, so rechtfertige ich mein Vorhaben, dass es diesbezüglich in Patenschaften mitunter zu problematischen Zuschreibungen und Erwartungen kommen kann. Meine Gesprächspartnerin macht mich an dieser Stelle noch ein-

12 Aus über 300 Projekten wurde WG neben 100 weiteren für ein Förderstipendium ausgewählt, in dessen Rahmen das Projekt mit Unterstützung von zwei Coaches weiterentwickelt wurde. WG gehörte außerdem zu den 25 Initiativen, die im Bundeskanzleramt feierlich geehrt wurden.

mal auf das Integrationsverständnis des Vereins aufmerksam (s. 3.1.4), das mir zu diesem Zeitpunkt bereits vertraut ist. Patenschaften, so fügt sie hinzu, versuchen dem Kind Chancen zur persönlichen Entwicklung und einen Blick außerhalb des eigenen Milieus zu ermöglichen. Ein dialogischer Austausch sei dabei zentral. Etwaigen Äußerungen der Kinder, wie ›bei uns ist das aber so‹, solle man als Patin kritisch begegnen. Man müsse schließlich darüber sprechen können, unterstreicht die Koordinatorin. Es gehe darum, über den eigenen Tellerrand zu blicken. Obwohl bei WG stets die beidseitige Perspektiverweiterung betont wird, die auch meine Gesprächspartnerin mit dem Verweis auf einen dialogischen Austausch hervorhebt, höre ich aus ihren Worten eine gewisse Einseitigkeit heraus: Es scheinen hauptsächlich die Patenkinder gemeint zu sein, die von der Perspektive der Freiwilligen profitieren. Sie sollen mittels der Sicht- und Lebensweise der Ehrenamtlichen über den Tellerrand ihrer Milieus blicken.

Unser Gespräch wendet sich daraufhin Momenten zu, in denen meine Gesprächspartnerin wahrnimmt, dass Integration nicht so richtig funktioniert habe: Als Beispiel führt sie die kürzlich zurückliegenden Wahlen in der Türkei im Mai 2023 und die große Anzahl der hier lebenden Wahlberechtigten an, die für Erdoğan stimmten. Recep Tayyip Erdoğan verkörpere, so meine Gesprächspartnerin, das Gegenteil demokratischer Werte. Sie schlussfolgert, dass die Menschen, die hier den Politiker wählten, sich in Deutschland nicht zu Hause, nicht anerkannt fühlen. Ihren Ausführungen zufolge besteht ein kausaler Zusammenhang zwischen fehlender Anerkennung und Zugehörigkeit und einer Abwendung von demokratischen Werten. Die Wahlentscheidung interpretiert sie als Zeichen der Abgrenzung von der hiesigen Gesellschaft. Anschließend richtet sich unsere Unterhaltung auf zwei junge Frauen, die wir beide nun schon seit einigen Jahren über die verschiedenen Angebote des Vereins kennen. Beide haben sich in den vergangenen Monaten dafür entschieden, das Kopftuch zu tragen. Meine Gesprächspartnerin ist davon offenkundig irritiert. Gab es zu wenig Kontakt zu ihnen, zum Verein? Waren die Einschränkungen im Rahmen der COVID-19-Pandemie schuld? Eine der beiden jungen Frauen suche nun ein traditionelleres Leben, als es ihr die Eltern vorleben, überlegt meine Gesprächspartnerin. Kopftuch, frühe Heirat, Geschlechtertrennung, Ausbildungsabbruch – die Koordinatorin kann sich keinen Reim auf das Verhalten der jungen Frau machen. Das andere Mädchen habe sich ebenfalls sichtbar an das Weddinger Milieu¹³ angepasst. Die Koordinatorin führt das auf dessen fluchtbedingte Erfahrung von Heimatverlust zurück: Das Mädchen fühle sich nicht einhundertprozentig hier zu Hause und unterliege einem Gruppenzwang. Es wird deutlich, dass mein Gegenüber die Entscheidungen der beiden jungen Frauen nicht nachvollziehen kann und ablehnt. Wie auch schon bei den Wahlen in der Türkei zieht sie als Grund hierfür ein fehlendes Gefühl von Zugehörigkeit in Betracht. Eine zu starke Beeinflussung durch das migrantische Milieu, biografische Brüche und Belastungen hebelten möglicherweise den Einfluss durch Patenschaften und die Kontakte zum Verein aus, so die Überlegung meiner Gesprächspartnerin.

13 Dieses Milieu wurde in unserem Gespräch nicht näher bestimmt. Ich vermute jedoch in Anlehnung an vergleichbare Gesprächsanlässe, dass meine Gesprächspartnerin damit eine sozioökonomische Prekarität, Bildungsferne sowie konservativ-religiöse Geschlechter- und Familienverhältnisse assoziierte, die zu jenen Entscheidungen für ein Kopftuch, eine frühe Heirat und Ausbildungsabbruch führten.

nerin. Der Verein engagiere sich dafür, die Kinder und Jugendlichen in ihrem *eigenen* Werdegang zu unterstützen, so unterstreicht sie, ihnen zu vermitteln, dass sie es anders machen können.

Doch anders als wer? Anders als die eigene Familie, wie es auf die erste junge Frau zutrifft? Anders als die Gleichaltrigen ihres unmittelbaren Umfeldes? Was bedeutet eine gelungene Integration für die Koordinatorin? Ist das Problem das Kopftuch? Die Hinwendung zu vermeintlich traditionelle(re)n Werten? Wer ist hierbei der Maßstab? Die Irritation meiner Gesprächspartnerin ist offensichtlich. Die Wahlen in der Türkei und die Entwicklung der beiden jungen Frauen tun ihr weh, so klagt sie. Die Schuld für die Entwicklung der beiden scheint sie zumindest teilweise bei sich selbst zu suchen: Gab es zu wenig Kontakt? Empfindet sie Schmerz, weil sie ihrem eigenen Anspruch, Veränderungen zu bewirken, nicht gerecht werden konnte? Weil die beobachteten Veränderungen nicht ihrem Wertekanon entsprechen?

An diesen Äußerungen wird deutlich, wie sich ein emanzipatorischer Anspruch, der vielfach hegemonialen Vorstellungen von Integrationsprozessen und zivilgesellschaftlicher Integrationsarbeit innewohnt (s. 3.1. und 3.2.4), bei einzelnen Akteuren niederschlagen kann: Eine Wahlentscheidung, ein Kopftuch und die Entscheidung für eine islamische Lebensweise wurden als Hinweise auf eine misslungene Integration gewertet – trotz der Bemühungen zivilgesellschaftlichen Engagements. Die Überlegungen der Koordinatorin werteten die Lebensverhältnisse der jungen Frauen ab, hinterfragten deren Entscheidungsfreiheit sowie die Möglichkeit multipler Zugehörigkeitsgefühle. Damit war sie nicht allein. Auch Pat:innen bezogen sich situativ auf derartige Vorannahmen und Zuschreibungen, die aus einer machtkritischen Perspektive zu hinterfragen sind. Interessant hierbei ist, dass derlei Äußerungen für die Akteure meist nicht im Widerspruch standen zu einer dialogischen Auffassung von Integration und einem Emotionsregime der Toleranz (Scheer 2020), wie der Verweis meiner Gesprächspartnerin auf das offene Integrationsverständnis des Vereins illustriert. Die ambivalenten Dynamiken einer postmigrantischen Gesellschaft (Foroutan 2016) finden sich somit auch im Denken und Handeln einzelner Akteurinnen wieder.

Ich kenne eine der beiden jungen Frauen etwas näher. Nach einer mehrjährigen Patenschaft bezeichnet sie ihre damalige Patin schon seit langem als Freundin. Den Begriff der Patenschaft lehnt sie nunmehr ab. Obwohl die vormalige Patin nicht mehr in Berlin wohnt, halten die beiden Kontakt: Sporadisch besuchen sie sich gegenseitig, schreiben miteinander und lassen sich anhand von Fotos am Leben der anderen teilhaben. Die frühere Patin lebt ein sichtbar anderes Leben als das ehemalige Patenmädchen. Sie ist einige Jahre älter, hat studiert, lebt in Wohngemeinschaften, reist viel. Der augenscheinlichste Unterschied ist womöglich im Kleidungsstil der beiden Frauen auszumachen, der mit dem Kopftuch noch einmal offensichtlicher geworden ist. Der Anspruch, vermittels einer Patenschaft einen Blick über den eigenen Tellerrand zu ermöglichen und aus dem eigenen Milieu heraus die Perspektive zu erweitern, scheint also durchaus erfolgreich gewesen zu sein. Für beide Seiten.

Über die vorangegangene Passage tauschte ich mich mit Mirjam und Kerstin ausführlich im November 2024 aus, als den beiden Koordinatorinnen mein Manuskript vorlag und ich sie hierzu um Rückmeldung bat (s. Epilog). Wir waren uns über meine analytischen Einordnungen zu dem beschriebenen informellen Telefonat nicht einig und entschlossen uns dazu, dass ich dieser Passage einen kurzen Nachtrag anfüge. Dies stellt einen weiteren Versuch dar, in meiner Arbeit eine Vielstimmigkeit herzustellen, die der Komplexität der Perspektiven Rechnung trägt. Die Koordinatorin formulierte zu dem oben beschriebenen Austausch folgendermaßen:

Mich irritiert und macht es traurig, wenn Migrant:innen wie Menschen ohne Einwanderungsgeschichte in oder außerhalb ihres Heimatlandes Despoten wählen, was meist ein Zeichen ist, dass sie sich nicht gesehen und gehört fühlen. Und multiple Zugehörigkeitsgefühle erkenne ich als Erklärung für das Tragen von religiösen Symbolen durchaus an. Ich frage mich nur vor welchem Hintergrund dies geschieht. Es macht mich traurig, wenn mir ›Kiezcafé-Frauen‹ beim Kaffee erzählen, dass sie sich nicht so frei kleiden können, wie sie dies früher im Libanon getan hätten, dass sie innerhalb ihrer eigenen Community in Deutschland viel stärker unter Beobachtung stünden. Das bunte, verrückte Berlin gelte nicht für sie. Ja und hierbei habe ich manchmal das Gefühl, dass wir sie alleine lassen und nicht in ihren – und hier entscheide ich mich nochmal bewusst für dieses Adjektiv – *individuellen* Bedürfnissen ausreichend unterstützen bzw. nicht wissen, wie wir das tun sollen. Dass innerhalb der Schülerschaft ein enorm starker Konformitätsdruck besteht, bekommen wir von den Kindern im Wedding stets zu hören, wenn in unseren Projekten ein regelrechter Wettbewerb um das Durchhalten des Fastenmonats Ramadan ausbricht und Kleidungsstile sowie das Kopftuchtragen ein Topthema sind. (Nachtrag der Koordinatorin 08.11.2024)

6. Patenschaftsgeschichten

Wie bereits hervorgehoben, lässt sich keine einheitliche Definition für Patenschaftsbeziehungen finden. Die je spezifischen Begegnungen entfalten sich vor dem Hintergrund der verschiedenen strukturellen Rahmenbedingungen des vermittelnden Projekts sowie der zugrunde liegenden Konzepte und Vorannahmen. Gleichsam bedeutsam sind die Motivationen für die Patenschaft sowie die Erwartungshaltungen der beteiligten Akteure an das Format. Im Folgenden illustriere ich die Diversität und Komplexität der Beziehungsdynamiken, Herausforderungen und Aushandlungen, die sich stets in Abhängigkeit eines spezifischen Zusammenspiels von Differenzlinien entfalten, anhand von Patenschaftsgeschichten. Mit meiner Auswahl möchte ich keine Typologie von Patenschaften oder eine vermeintlich unveränderliche Essenz und Statik der dargestellten Beziehungen implizieren. Im Gegenteil hoffe ich zum Ausdruck zu bringen, dass die einzige Konstante eine kontinuierliche und dynamische Aushandlung ist. Ich verwende den Begriff der *Geschichten*, um die Prozesshaftigkeit der beschriebenen Begegnungen zu unterstreichen. Weiterhin hebe ich damit deren konstruierten Charakter hervor: Die Beschreibungen sind Ergebnis meiner spezifischen methodischen Zugänge und Positionalitäten und damit, nach James Clifford, als *partial truth* zu verstehen.

Patenschaften konstituieren einen Raum, der auch in der Sphäre privater Beziehungen vermag, die sozialräumliche Segregation in einer sich zunehmend diversifizierenden Stadt wie Berlin zu überwinden und eine Brücke zwischen soziokulturellen Werten und Verhaltenslogiken zu bauen. Allerdings erfordert dies, dass alle Beteiligten – Pat:innen, Patenkinder und -familien sowie Projektkoordinatorinnen – die affektiv-emotionalen Herausforderungen, die dieser Brückenschlag provoziert, abfangen und aushalten. Dies tun sie oftmals entlang unterschiedlicher Ideale und Konventionen. Die damit verbundenen Anstrengungen rahme ich als eine spezifische Form der Affektbewältigung und Emotionsarbeit in Patenschaften. Aufgrund meiner Zugänge und meiner eigenen Patenschaft widme ich mich hauptsächlich der Beschreibung, Analyse und Interpretation der affektiv-emotionalen Erfahrungen von Pat:innen.

Die nun folgenden Patenschaftsgeschichten sind das Ergebnis der Synthese verschiedener methodischer Vorgehensweisen: Einerseits führte ich mit der Mehrzahl der hier vorgestellten Pat:innen leitfadengestützte Interviews von 1,5-3 Stunden. Meine Gesprächspartner:innen erreichte ich überwiegend über die Aktivitäten des Vereins, wie

das Kiezcafé, Workshops und Weiterbildungsangebote sowie Patenstammtische. Die in den Interviews besprochenen Inhalte ergänze ich in meinen Darstellungen mit Daten aus teilnehmenden Beobachtungen und informellen Gesprächen mit den Pat:innen, ihren Patenkindern und Patenfamilien sowie den Koordinatorinnen. Diese Gespräche und Beobachtungen fanden zumeist während der Vereinsaktivitäten, jedoch mitunter auch im privaten Bereich statt, wenn sich über die Zeit meiner Forschung Freundschaften entwickelten. Auch die Fokusgruppengespräche mit den Studierenden erlaubten mir wertvolle Einblicke in Motivationslagen, Reflexionen und Erfahrungen, die ich für die Darstellung der Patenschaftsgeschichten nutzte.

Die Beziehungen, die ich hier darstelle, vereint, dass die Pat:innen oder die Patenkin- der und deren Familien eine enge Anbindung an den Verein aufwiesen und dessen ver- schiedene Angebote wiederkehrend nutzten, und/oder dass die Pat:innen Teil der stu- dentischen Fokusgruppe waren. Auch meine eigene Patenschaft figuriert als Fallbeispiel. Neben dem Kriterium eines umfangreichen Zugangs zu den Patentandems wählte ich die Beispiele so aus, dass sie ein möglichst diverses Spektrum an Konstellationen hin- sichtlich des Alters und Geschlechts der Pat:innen und Patenkin- der, des beruflichen Hin- tergrunds der Pat:innen, der Dauer der Patenschaft und der persönlichen Motivations- lagen und Erwartungshaltungen der Beteiligten aufweisen.

Aufgrund der spezifischen Zugänge zu meinen Gesprächspartnerinnen und der un- terschiedlichen Methoden der Datenerhebung weisen die nachfolgenden Patenschafts- geschichten keine einheitliche Struktur auf. Eine solche würde zudem nicht den jewei- ligen Besonderheiten der Erfahrungen gerecht werden und einen roten Faden sugge- rieren, nach dem die an einer Patenschaft beteiligten Akteure meist selbst vergeblich suchten. Ich folge in meinen Darstellungen hingegen den Schwerpunkten, die sich im Austausch mit meinen Gegenübern und den verschiedenen Modi der (teilnehmenden) Beobachtung ergaben.

6.1 Franziska: »Was ich sagen kann, was ich vielleicht auch sagen sollte«

Meine eigene Patenschaft zu Lara ist naturgemäß diejenige, über die ich die detaillier- testen Daten habe. Sie ist die autoethnografische Säule meiner Forschung. Früh stand fest, dass ich selbst eine Patenschaft übernehmen würde. Dies war sinnvoll angesichts der Notwendigkeit, sensible Zugänge zu meinem Forschungsfeld zu erhalten. Eine eige- ne Patenschaft entsprach zudem meinem Anspruch, meine Forschung engagiert zu ge- stalten und entsprechend selbst die Verantwortung für eine Beziehung zu übernehmen, deren Facetten und Dynamiken ich erforschen wollte. Eine Patenschaft sollte mir zu- dem helfen, die Fokusgruppe Studierender aus einer Binnenperspektive anzuleiten, und mit ihnen in einen Austausch unter Gleichgesinnten zu treten. Das Konzept von Paten- schaften als Begegnungsformat erschien mir außerdem reizvoll und ich wollte selbst ein entsprechendes Engagement aus persönlichem Interesse heraus übernehmen. Ich bin mir jedoch nicht sicher, ob ich ein solches unabhängig von meiner Forschung begonnen hätte. Wie viele andere Pat:innen, die ich kennenlernte, hatte auch ich großen Respekt vor dem zeitlichen Aufwand wöchentlicher Treffen und der Verantwortung, diese Regel- mäßigkeit über einen längeren Zeitraum zu gewährleisten. Wie viele andere Pat:innen

wurde ich in der Beziehung herausgefordert und musste mich immer wieder ermahnen, am Ball zu bleiben. Manchmal war es meine Forschung, die meinem Verantwortungsgefühl und der zarten zwischenmenschlichen Verbindlichkeit, die sich zwischen Lara und mir entwickelte, den notwendigen Nachdruck verlieh, immer wieder den Kontakt zu ihr zu suchen. Wenn ich später im Rahmen der Datenauswertung und Niederschrift meiner Arbeit über meine Patenschaft reflektierte, durchlebte ich einzelne Episoden erneut, was dazu führte, dass ich ein ums andere Mal zum Telefon griff, um nach längerer Zeit die Kontaktstille zu durchbrechen.

Das bedeutet nicht, dass mir meine Patenschaft ohne die damit verbundene Forschung nicht wichtig gewesen wäre: In Momenten, in denen ich befürchtete, der Kontakt sei abgerissen oder Lara hätte das Interesse verloren, verspürte ich Trauer um eine Beziehung, die mir ans Herz gewachsen war. Ich möchte diese Beziehungserfahrung nicht missen, auch wenn sie mich ein ums andere Mal an den Rand meiner Grenzen katapultierte. Wäre es jedoch nicht um meine Forschung und die damit einhergehende Verpflichtung abseits des Ehrenamtes gewesen, die vielen Modi der Reflexion und des Austauschs, die ich hierdurch erhielt, ich bin mir nicht sicher, ob ich bereit gewesen wäre, die Anstrengungen, Enttäuschungen und Irritationen über eine so lange Zeit auszuhalten. Ein vorzeitiger Abbruch meiner Patenschaftsbeziehung hätte jedoch zweifellos dazu geführt, dass ich viele wunderbare Momente der Begegnung und des so häufig hervorgehobenen gegenseitigen Lernens verpasst hätte. Meine Forschung bildete für mich vielfach einen Ankerpunkt, entgegen mir gewohnter Verhaltensweisen etwa die einseitige Kontaktaufnahme in Kauf zu nehmen und über meinen Schatten zu springen. Durch das beständige Reflektieren war ich zudem in der Lage eine gewisse Distanz zu meinen Affekten und Emotionen herzustellen, die es mir erleichterte, Irritationen und Dissonanzen weniger persönlich zu nehmen.

Im Folgenden zeichne ich die Beziehungsentwicklung meiner Patenschaft mit Lara nach und beleuchte die vielgestaltigen Ambivalenzen, die damit einhergingen. In diesem Zuge stelle ich einzelne herausfordernde und konfliktive Episoden detaillierter dar. Als Querschnittsthemen mit besonderer Relevanz traten meine kontinuierliche Rollenaushandlung in der Patenschaft, die Navigation des komplexen Asymmetriegerüsts sowie Momente der Reziprozität und Selbstwirksamkeit hervor, die ich entsprechend herausarbeite. Mein affektiv-emotionales Erleben, welches ich in meinen Feldnotizen festhielt, fungiert dabei vielfach als Referenzpunkt. Als ich das erste Mal Ausschnitte meines autoethnografischen Fallbeispiels in einem Kolloquium vorstellte, hob eine Kollegin mit einem Hintergrund in Erziehungswissenschaften den hohen und komplexen Anspruch, der an Pat:innen gestellt wird, hervor. Sie erkundigte sich, ob ich und andere Pat:innen Supervisionen erhalten hätten. Derlei Formate waren bei WG im Zeitraum meiner Forschung nicht vorgesehen. Beratungsangebote beschränkten sich auf die bereits erwähnten Austauschformate, vereinzelte moderierte kollegiale Fallberatungen sowie die Rücksprache mit den Koordinatorinnen. Entsprechend sei den folgenden Darstellungen meiner eigenen Patenschaft vorangestellt, dass meine Analyse möglicherweise blinde Flecken aufweist. Häufig schwirrte mir der Kopf, wenn ich mich der Aufgabe zuwandte, meine Tagebucheinträge, die in sich bereits vielfältige Interpretationen meiner eigenen Patenschaftserfahrung beinhalteten, zu durchdringen und die unterschiedlichen Ebenen voneinander zu trennen, um sie in einem analytischen Narrativ wieder zusammen-

zusetzen. Die nötige Distanznahme in der Auseinandersetzung mit den eigenen Erlebnissen gestaltete sich für mich um ein Vielfaches komplexer und anspruchsvoller als die Analyse fremder Patenschaftserfahrungen.¹

Die Darstellung meiner Patenschaft dient auch als Einstieg in die anderen Fallbeispiele sowie zu deren Einordnung. Wenn ich in den Fallbeispielen anderer Pat:innen problematische Themenbereiche schildere, so geschieht dies nicht aus einer moralisierenden Absicht heraus, mit der ich mich von anderen Pat:innen, deren Gedanken und Handlungen abzugrenzen versuche. Im Gegenteil sind viele Schilderungen meiner Gesprächspartner:innen mit meinen eigenen Erfahrungen und Gedanken vergleichbar. Ein solches Resonanzphänomen beobachtete ich häufig, wenn mehrere Pat:innen zusammenkamen – sei es in Interviews, in unserer Fokusgruppe, bei Patenstammtischen oder auch bei Weiterbildungen. Pat:innen waren stets in der Lage, sich ein Stück weit in den Erfahrungsberichten anderer Pat:innen wiederzuerkennen. Diese Erkenntnis bildet die Brücke vom Einzelfall zur geteilten Erfahrung und hebt die Möglichkeit hervor, allgemeingültigere Rückschlüsse zu ziehen. Diese Resonanz vermag zudem bei der Bewältigung der Herausforderungen und Anstrengungen in Patenschaften zu unterstützen, da sie den Schritt von der Affektbewältigung hin zur Emotionsarbeit ebnet.

6.1.1 Die Höhen und Tiefen der Beziehungsentwicklung

Laras Familie kam über die Empfehlung einer Nachbarin zu WG, die sich bei der Mutter nach den Deutschkenntnissen ihrer Kinder erkundigte. Als Lara und ich in eine Patenschaft vermittelt wurden, verfügte die Familie bereits über einige Erfahrungen mit dem Format: Laras älterer Bruder und auch sie selbst hatten bereits zuvor Patenschaften, die jedoch aus unterschiedlichen Gründen endeten. Zwei ihrer Schwestern führten zu diesem Zeitpunkt ebenfalls aktive Patenschaften. Als ich im Erstgespräch mit der Koordinatorin erklärte, mir gut eine Patenschaft mit einer Jugendlichen vorstellen zu können, erzählte mir Mirjam von der 16-jährigen Tochter der Familie.

Das Mädchen, das mir dann beim Kennenlerngespräch gegenübersteht und etwas schüchtern, aber auch neugierig meinen Blickkontakt sucht, ist jedoch deutlich jünger. Ihre ältere Schwester, so erklären Patenjugendliche und Vater zugleich, wünsche sich aber auch eine Patenschaft. Sie sei schlecht in Deutsch. Es klärt sich nie auf, ob die Koordinatorin hier etwas mit den sich ähnelnden Namen der Mädchen durcheinandergebracht oder sich die Familie entschieden hat, dass die jüngere Tochter zuerst zum Zuge kommen soll.² In unserem Kennenlerngespräch erklärt Lara offen und freundlich, dass sie sich schulische Unterstützung in den Fächern Englisch und Naturwissenschaften wünscht. In meinen Notizen halte ich dazu fest: »Mirjam scheint davon etwas irritiert zu sein, das merke ich auch daran, wie sie dem Mädchen und ihrem Vater erklärt, dass

1 Mein Umgang mit der Dokumentation meiner Patenschaftserfahrung und die Versuche, gegenüber Lara und ihrer Familie transparent mit meiner multiplen Involviertheit umzugehen, habe ich in Kapitel 2.2.1 geschildert. In jenem Kapitel findet sich zudem eine Vignette, die einen Einblick ermöglicht, in welchem Ausmaß die autoethnografische Brille meine Erfahrungen als Patin und die Beziehungsdynamiken in der Patenschaft beeinflusste.

2 Die ältere Schwester wurde etwa ein halbes Jahr nach dem Beginn meiner Patenschaft mit Lara mit einer Anfang 20-jährigen Frau gematcht.

Pat:innen ja keine ausgebildeten Lehrer:innen seien. [...] Ich bin [ebenfalls] zuerst etwas irritiert, nun als kostenlose HA-Hilfe benutzt zu werden.» (Tagebucheintrag 26.03.2019)

Unsere ersten Treffen sind von Gesprächen geprägt, in denen ich versuche, Laras Lebensumstände zu fassen. Ich erkundige mich häufig nach ihrer Familie, vertiefe Gesprächsinhalte zur Schule, interessiere mich für die Rolle, die Religion in ihrem Alltag sowie in dem der Familie spielt. Mich interessieren strukturelle Schwierigkeiten, die sie aufgrund von Sprachbarrieren und aufgrund von Vorannahmen und Stereotypen aus der Dominanzgesellschaft erlebt. Wird sie von Lehrerinnen benachteiligt? Wie wird in der Schule mit den religiösen Praktiken muslimischer Schüler umgegangen? Ich bin zu Beginn unserer Beziehung eindeutig geprägt von den fachtheoretischen Debatten zu Migration und Integration sowie von machtkritischen Ansätzen, mit denen ich mich im Vorfeld meiner Forschung beschäftigt habe und die Gegenstand des Seminars sind, das ich zu diesem Zeitpunkt unterrichte.

Momente, in denen sich Lara emotional äußert oder *gossip* betreibt, nehme ich gerade zu Beginn unserer Beziehung dankbar als Gesprächsgrundlage und versuche hierauf eine Vertrauensebene zu etablieren. Aktiv bemühe ich mich, die Rolle der Vertrauten und Verbündeten einzunehmen, wobei mir klar ist, dass ich auch abhängig bin von der Rolle, die Lara mir zuschreibt. Bei nachfolgenden Treffen knüpfe ich bewusst an frühere Gespräche an, um mein Interesse an ihrem Alltag zu unterstreichen, aber auch, um gemeinsame Gesprächsthemen zu verstetigen, auf die wir in unserer mitunter zaghaften Kommunikation zurückgreifen könnten. Gleichzeitig versuche ich abzustecken, in welchen Aspekten ich sie unterstützen kann und welche Form der Unterstützung sie sich wünscht. Je mehr wir uns kennenlernen, umso mehr gesteht mir Lara die Rollen der Vertrauten und Verbündeten zu. Es sind dennoch überwiegend schulische Aktivitäten, die in den ersten Monaten unserer Patenschaftsbeziehung einen gemeinsamen Fokuspunkt bilden. Wir gehen in dieser Zeit wiederholt in die Bibliothek, um für die Schule zu arbeiten, und bereiten gemeinsam Präsentationen vor, während ich sie außerdem beim Lernen für Klausuren und Tests unterstütze.

Wenn meinerseits nichts dazwischenkommt, treffen wir uns in den ersten Monaten regelmäßig einmal die Woche. Die Treffen orientieren sich überwiegend an meinen zeitlichen Kapazitäten, Lara ist hier flexibler und glücklicherweise meist auch spontan in der Lage, auf kurzfristige Vorschläge für Verabredungen einzugehen. Die mir von anderen Pat:innen vielfach geschilderte Unzuverlässigkeit des Patenkindes bleibt mir bis auf wenige Ausnahmen erspart. Wir kommunizieren direkt miteinander über Nachrichtendienste. Das ist ein Vorteil ihres Alters: Von Pat:innen jüngerer Kinder, die selbst kein eigenes Smartphone besitzen, weiß ich, dass sie oftmals die Treffen mit den Eltern oder älteren Geschwistern arrangieren, was durch Sprachbarrieren häufig Missverständnisse und zeitliche Verzögerungen produziert. Mit den verstreichenden Monaten werden wir Teil des Alltags der jeweils anderen. Unsere Beziehungsentwicklung zeichnet sich durch die Regelmäßigkeit unserer Treffen, eine sukzessive Annäherung und einen zunehmenden Vertrauensaufbau aus. Dass sich unser Verhältnis vertieft, bestätigen mir Laras emotional aufgeladene Narrative: Wenn wir uns treffen, genügt meist die Frage, wie es ihr geht, und ein Schwall von Erzählungen bricht aus ihr hervor. Ich bin gerührt von dem mir entgegengebrachten Vertrauen, fühle jedoch auch die Verantwortung, die damit einhergeht.

Diese scheinbar lineare Beziehungsentwicklung ist von kleineren und größeren Brüchen durchzogen, die für mich mit einem Auf und Ab der Gefühle einhergehen. In meinem Forschungstagebuch notiere ich wiederholt, dass ich einen Widerstand gegenüber den Treffen entwickle. Ich empfinde bestimmte Verhaltensmuster meines jugendlichen Gegenübers als zunehmend anstrengend: Obwohl Pat:innen hierauf von Anbeginn vorbereitet werden, irritiert es mich bereits nach kurzer Zeit, stets die Initiative für Verabredungen übernehmen zu müssen. Lara meldet sich nicht von allein. Besonders in den ersten Wochen unserer Patenschaft versuche ich zudem, mich ausschließlich auf ihre Bedürfnisse einzustellen. Was genau sich Lara wünscht, erschließt sich mir jedoch häufig nicht. Meist reagiert sie auf direkte Fragen, was sie gern machen möchte und was ihr wichtig ist, einsilbig und uneindeutig: ›Ich weiß nicht. Ist mir egal.‹ Das mehrt bei mir Momente der Unlust gegenüber unseren Treffen, denn ich interpretiere in derlei Aussagen besonders zu Beginn unserer Beziehung hinein, dass ihr unser Beisammensein und die gemeinsamen Aktivitäten nicht wichtig (genug) sind.

Eine Ausnahme bilden schulische Verpflichtungen. Diesbezüglich formuliert Lara meist direkt, wenn sie Unterstützung benötigt. Das ermöglicht es mir, mich auf eine konkrete Aktivität einzustellen. Ich bin nicht gezwungen, mir kreative und abwechslungsreiche Beschäftigungen zu überlegen, von denen ich nicht weiß, ob sie ihrem Geschmack entsprechen. Jedoch fühle ich mich bisweilen auch auf meine Funktion schulischer Unterstützung reduziert, was für mich ebenfalls irritierend ist, weil ich unsere Beziehung nicht auf diese zielorientierte Ebene reduzieren möchte – eine Abneigung, die ich mit vielen weiteren Pat:innen teile. Mit den Monaten mache ich mir jedoch klar, dass diese Patenschaft für Lara ebenso wie für mich weitestgehend Neuland ist. Es sind auch Kolleg:innen, die mich dafür sensibilisieren, dass sich Äußerungen wie ›Ist mir egal. Ich weiß nicht.‹ als eine Umgangsstrategie mit einer ihr ungewohnten Beziehungskonstellation interpretieren lassen, in der sie zurückhaltend ist, Ansprüche zu äußern und die Entscheidung mir überlässt. Ich bemühe mich, derlei Verhaltensweisen weniger persönlich zu nehmen und reflektiere, dass sie sich auch als spezifisches Handlungsregister gegenüber einer Autorität (s. 4.2.3) einordnen lassen.

Neben die Gefühle des Widerstands tritt ein Pflichtgefühl, das ich ihr und unserer Beziehung gegenüber empfinde: Ich habe mich schließlich für die Patenschaft entschieden und will nun das Beste daraus machen. Während der Treffen versuche ich, sowohl meinen Ansprüchen an die Beziehungsgestaltung und -entwicklung, Möglichkeiten der Wissensvermittlung³ sowie auch Laras vermeintlichen, selten direkt geäußerten Wünschen gerecht zu werden. Dabei spielen auch die von dem Verein vermittelten Inhalte eine Rolle wie etwa die Ausrichtung an den Bedürfnissen des Patenkindes. Ich erlebe wiederholt eine Unsicherheit, ob ich meine Rolle(n) ausfülle und welchen Mehrwert unsere Beziehung für mein Gegenüber hat. Zugleich stelle ich fest, dass ich die einseitige Orientierung an Laras Bedürfnissen auf lange Sicht nicht aufrechterhalten kann. Infolgedessen suche ich bei unseren Aktivitäten vermehrt Kompromisse und beginne, meinen eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen zu unserer Beziehung mehr Raum zu

3 Ich binde in unsere Treffen kleinere Lernübungen ein, zum kleinen Einmaleins, zu Englischvokabeln und zum Lesen der Uhr.

geben. Ich schlage Dinge vor, auf die auch ich wirklich Lust habe: Wir bepflanzen gemeinsam meinen Balkon, gehen lange spazieren, essen zusammen und verbringen Zeit in Cafés. Zunächst bezweifle ich, ob sich Lara auf derlei Aktivitäten einlassen würde. Ich mutmaße, dass es sie langweilen würde, auf einen Blumenmarkt zu gehen und in der Erde zu wühlen: »Ich hatte ihr diesen Vorschlag gemacht, ohne damit zu rechnen, dass sie wirklich darauf Lust haben könnte, aber sie stimmte mir sofort zu.« (Tagebucheintrag 24.05.2019) Nicht das letzte Mal überrascht mich Lara auf diese Weise und korrigiert durch ihre Offenheit gegenüber ihr Ungewohntem meine unflektierten Zuschreibungen an sie.

Der Inhalt unserer Gespräche bleibt jedoch überwiegend auf sie und ihr emotionales Erleben im Alltag ausgerichtet. Ich *moderiere* die Gespräche vielfach – ein Ausdruck, den einmal eine andere Patin für die Wahrnehmung ihrer einseitigen Gesprächsbemühungen verwendete. Da wir aber immer wieder an den Austausch der vergangenen Male anknüpfen, werden unsere Unterhaltungen natürlicher. Ich begreife nunmehr ihre Familienkonstellation und die Herausforderungen, mit denen sie im Alltag konfrontiert wird. Zunehmend zieht mich Lara bezüglich Themen ins Vertrauen, von denen ich weiß, dass sie nur ausgewählten Personen davon erzählt. Sie berichtet mir von einzelnen Episoden aus ihrem vormaligen Heimatland und von der Flucht. Ich werde zur Vertrauten bei alltäglichen Herausforderungen, Freuden, Enttäuschungen und Irritationen, die sie mit ihrer Familie, in der Schule und mit Freunden erlebt. Sie schildert mir ihre Zukunftspläne und ich bemühe mich, sie hierin zu bestärken. Stets versuche ich, ihren Erzählungen gegenüber eine offene und vorurteilsfreie Position einzunehmen, was mir jedoch nicht immer leicht fällt. Ich agiere hier oftmals – für Lara unkenntlich, obwohl ich mich in unseren Treffen stets bemühe, meine multiple Involviertheit transparent zu machen – aus einer verstehenden Forscherinnenperspektive heraus, die vom Interesse an der Perspektive des Gegenübers geleitet ist.

Mit der Zeit bringe jedoch auch ich vereinzelt Themen ein, die meinen Alltag bestimmen und Lara erkundigt sich zurückhaltend, aber neugierig nach meiner Beziehung. Das beidseitige Interesse und der gegenseitige Austausch nehmen zu und unsere Beziehung gewinnt über die Monate hinweg an Reziprozität. Etwa ein halbes Jahr nach unserem Kennenlernen bin ich bei ihr zu Hause und wir sitzen mit dem Vater zusammen, der sich bemüht, mit mir auf Deutsch zu kommunizieren. Lara unterstützt uns bei der Verständigung. Beide erkundigen sich nach meinem familiären Hintergrund. Ich erzähle von meiner Familie und zeige Bilder meiner muslimischen Schwester. In meinen Notizen halte ich die affektive Intensität der gemeinsam verbrachten Stunden und eine wachsende Zuneigung zu meiner Patenjugendlichen und ihrer Familie fest. Ich beschreibe meine Wahrnehmung, dass sie sich mir gegenüber zunehmend öffnet und wie diese Öffnung auch meinerseits stattfindet. Das gegenseitige Interesse wird zum Schlüsselmoment:

Krasser Nachmittag. Das waren irgendwie vier Stunden, die mich auch selber echt bewegt haben. Ich fang [...] an, das Mädchen richtig gerne zu haben und auch die Familie. Und find' das irgendwie schön, wie sie sich auch öffnet. Und dann aber auch irgendwie ich. [...] Das ist halt eigentlich schön, dass sie fragen, wo meine Eltern wohnen und wie

ich großgeworden bin. Das zeigt ja auch nur, dass sie auch an meiner Person interessiert sind. (Tagebucheintrag 22.11.2019)

Viele meiner Tagebucheinträge handeln von der positiven Resonanz, die ich von Lara erhalte und die mich fasziniert und berührt. Mein Widerwillen gegenüber unseren Verabredungen verfliegt dann schnell und ich stelle die negativen Gedanken, die unseren Treffen manchmal vorangehen, in Frage und fühle mich für diese schuldig. Die Genervtheit, die ich angesichts der für mich ungewohnten Kommunikationsdynamik verspüre, bleibt jedoch ein kontinuierliches Hintergrundrauschen. Die positive Resonanz, die ich während unserer Treffen erfahre, führt nicht dazu, dass mich diese Dynamik weniger irritiert. Im Gegenteil nehme ich hierin widersprüchliche, dissonante Signale wahr, die ich nicht einzuordnen vermag. Meine anfängliche Vorstellung, das würde sich mit der Zeit einpendeln, trifft nicht zu. Die emotionale Resonanz, die ich von Lara wahrnehme, erlebe ich dann vielfach als notwendiges Gegengewicht zu den herausfordernden Momenten in der Patenschaft. Dies illustriert eine Eintragung in meinen Feldnotizen zu einem unserer Treffen, in dem ich meine Unlust thematisierte:

Um ehrlich zu sein hatte ich auch heute kein' Bock [auf das Treffen] und musste mich ein bisschen überwinden. Als ich sie dann aber schon [von weitem] sah und sie mich groß anstrahlte und sich offensichtlich freute, dass sie mich sieht, war dieses Gefühl, keine Lust zu haben, auch sofort wieder weg. Also da hab' ich mich auch gefreut, sie zu sehen, und fand es schön, dass wir jetzt ein bisschen Zeit miteinander haben. (Tagebucheintrag 19.07.2019)

Ich erlebe, wie sehr eine positive emotionale Resonanz in der Patenschaft Anstrengungen und Herausforderungen kompensieren und dabei unterstützen kann, in schwierigen Momenten am Ball zu bleiben.

Nachfolgend schildere ich drei spezifische Momente bzw. Themen näher, die die Dynamik und Entwicklung unserer Patenschaftsbeziehung akzentuierten oder einzelne Aspekte unterstrichen.

Wertekollisionen

Lara und ich sehen uns zu einem unserer wöchentlichen Treffen, etwa drei Monate nachdem wir uns kennengelernt haben. Unsere Beziehung ist zu diesem Zeitpunkt von einer zarten Vertrautheit und Komplizenschaft geprägt. Wir sind dabei, uns kennenzulernen und verschiedene Aktivitäten auszuprobieren, die ihren und meinen Bedürfnissen gerecht werden und eine gemeinsame Routine zu entwickeln. Wir bewegen uns zu dieser Zeit hauptsächlich in ihrer direkten Nachbarschaft, besuchen die Bibliothek und Cafés, gehen spazieren. Wir widmen uns Hausaufgaben und Vorbereitungen für anstehende Tests. Zu diesem Treffen hatte ich ursprünglich geplant, mit Lara zu einem nahegelegenen Gemeinschaftsgarten zu gehen, der jedoch geschlossen ist. Lara möchte daraufhin den Inhalt einer CD in der Bibliothek überprüfen, die der dortige PC einbehält. Das ist eine mittlere Katastrophe, da die darauf befindlichen Fotos auf keinen Fall von jemandem gesehen werden dürfen, wie sie mir panisch mitteilt. Als eine findige Mitarbeiterin der Bibliothek die CD schlussendlich rettet, machen wir uns auf die Suche nach einem

netten Café und haben auch hier kein Glück. Wir kaufen schließlich an einem Späti ein Eis und spazieren durch den Park, der sich zwischen unseren Wohnungen befindet. Ich bin frustriert von dem heutigen Treffen und versuche dem mit Humor zu begegnen. Ich scherze mit Lara darüber, dass heute alles schief geht. Sie scheint damit weniger Probleme zu haben als ich. Über die vergangenen Monate ist es zu meiner Strategie geworden, Irritationen Lara gegenüber mit Humor zu artikulieren. Das erlaubt mir, meine Wahrnehmung mitzuteilen ohne allzu große Gefahr zu laufen, damit die Stimmung zwischen uns zu gefährden. Über die Zeit hinweg haben wir gelernt, gemeinsam über unsere Interaktionen und Irritationen zu lachen. Diese Strategie funktioniert jedoch bei der nun folgenden Situation nicht.

Sie berichtet mir von einem Freund, der sie bei ihrem letzten zufälligen Zusammenreffen ignorierte. Das ärgert und verletzt sie sichtbar. Sie führt sein Verhalten darauf zurück, dass sie an besagtem Tag Make-Up und eine weiße Hose trug, in die sie das T-Shirt hineingesteckt hatte.⁴ Früher habe sie sich mit dem Jungen gemeinsam über einen solchen Kleidungsstil brüskiert, führt sie aus, denn so kleideten sich eigentlich nur Schlampen. Sie erklärt mir daraufhin konkret, was angemessene Kleidung ist und was hingegen eine ›Schlampe‹ kennzeichnet – ein Begriff, den sie völlig frei verwendet. Es gehöre sich etwa nicht, so erfahre ich, das T-Shirt in die Hose zu stecken und damit zu viel Figur zu zeigen. Ich frage mich, ob sie mir von diesen Dingen erzählt, um eine weitere Meinung zu dieser Thematik zu hören. Wir kennen uns bereits einige Monate und ihr muss klar sein, so nehme ich an, dass ich die Ansicht des Jungen nicht teile. Ist sie im Begriff, eine eigene Position in diesem Themenfeld zu entwickeln? Erhofft sie sich Rückhalt von mir? Ist sie einfach neugierig auf meine Meinung? Macht sie sich überhaupt derartige Gedanken oder hat sie mir einfach ungefiltert von einer Begegnung mit einem Freund erzählt, ohne ahnen zu können, was das meinerseits auslöst? Obwohl ich nicht davon ausgehe, dass mein jugendliches Gegenüber die gleichen Konnotationen damit verbindet wie ich, stößt mir der Begriff der ›Schlampe‹ äußerst sauer auf. Laras Äußerungen kollidieren mit feministischen Idealen, die mir wichtig sind, und die ich nicht bereit bin, zu verhandeln. Ich bin mir unschlüssig, wie ich reagieren soll.

Als ich Lara an diesem warmen Spätsommernachmittag zu dem vollen Bahnhof begleite, wo sie die S-Bahn nach Hause nehmen wird, sehe ich auf einmal überall ›Schlampen‹: Mädchen und Frauen in kurzen Röcken und Hosen, bauchfreie Tops, nackte Haut. Ob denn alle diese Mädchen und Frauen Schlampen seien, erkundige ich mich bei ihr. Lara stutzt, antwortet nicht ganz eindeutig, relativiert die vorherige klare Trennung. Ich weise sie schließlich provozierend darauf hin, dass auch mein T-Shirt in der Hose steckt: »Bin ich dann auch eine Schlampe?« Lara entgegnet unangenehm berührt: »Natürlich nicht.« Warum ist sie so eindeutig in ihrer Antwort? Warum beschämt sie meine Frage? Laufe ich außerhalb der besprochenen Kategorien, weil ich ihre Patin bin? Weil ich als ihre Patin respektvoll behandelt werden sollte? Befürchtet sie, diesen Respekt gerade verletzt zu haben? Reagiert sie beschämt, weil sie mich mag und es ihr fernliegt, mich

4 Das war Laras Interpretation. Sie konnte nicht sicher wissen, ob er sie wegen ihres Kleidungsstils nicht grüßen wollte, sondern hat das nur vermutet. Hierüber reflektierte ich damals nicht, sondern übernahm in meinen Überlegungen ihre Vermutung.

zu beleidigen? Weil meine Kleidung nicht ›problematisch knapp‹ ist? Weil für mich als ›Deutsche ohne Kopftuch‹ sowieso andere Wertmaßstäbe gelten?

Schließlich rate ich ihr, ihren Kleidungsstil nicht von der Bewertung eines Jungen abhängig zu machen. Ich distanziere mich damit ein Stück weit von meiner eigenen Betroffenheit und ziehe mich auf eine beratende Funktion ihr gegenüber zurück. Ich reflektiere anschließend in meinem Forschungstagebuch: »Wenn ich meine Reaktionen und Ratschläge diesbezüglich einordnen müsste, dann wären sie wahrscheinlich am ehesten die einer großen Schwester, die versucht, das Selbstbewusstsein der Jüngeren zu stärken und das Verhalten eines Jungen zu relativieren.« (Tagebucheintrag 24.06.2019) Ich bemühe mich zudem, bei ihr Reflexionen anzustoßen, die jedoch wenig zu fruchten scheinen: Meine provokante Frage, ob denn Jungen auch Schlampen sein können, verneint sie. Jungen könnten jedoch schwul sein, erfahre ich stattdessen von ihr. Diese Äußerung macht es für mich nicht besser. Viele der Argumente, die mir an diesem Tag auf der Zunge liegen, kommen mir nicht über die Lippen. Ihre Äußerungen hallen lange Zeit nach. Aus meiner Perspektive erschüttert diese Szene unsere junge, sich zaghaft entwickelnde Beziehung.

Ich berichte am Tag darauf einer Kollegin von dem Geschehen und reflektiere daraufhin noch einmal in meinem Forschungstagebuch:

Ich habe [...] gemerkt, wie sehr mich das Thema um »Schlampen« und dieser ganze Frauen-moralisierende Kram aufregt. Offensichtlich stoße ich hier an meine *comfort zone* und bin nicht bereit, an dieser Stelle zu verhandeln – wie kommt ein 14-jähriger Junge dazu, die ganze Frauenwelt zu bewerten und in »Schlampen« und »Nicht-Schlampen« einzusortieren? Und warum zieht da Lara so voll mit? Das enttäuscht mich auf einer menschlichen Ebene sehr von ihr. Aber was habe ich erwartet? [...] Schockieren tut mich daneben noch, dass bestimmte Klischees und Stereotype [...] tatsächlich zuzutreffen scheinen [...]. In einer rein privaten Beziehung wäre das ein Moment, in dem ich mir überlegen würde, ob ich das Verhältnis weiter pflege oder auflöse, und da merkt man ja schon, dass das genau der Knackpunkt von Integration ist und das Moment, wo das Tandemformat funktionieren könnte – gerade weil es keine völlig natürliche Begegnung ist, aus der sich die Parteien jederzeit zurückziehen können, sobald es unbequem wird. Vielleicht braucht es gerade den übergeordneten Impetus, helfen zu wollen oder etwas Gutes bewirken zu wollen, um über die eigene Schmerzgrenze zu gehen und die Beziehung weiterentwickeln zu wollen, obwohl es eine krasse Reibung gibt. [...] Die Reibungsfläche mit Lara konnte sich ja nur ergeben, weil sie das Vertrauen hatte, mir relativ frei und ungefiltert [...] zu berichten. [...] Ein [weiterer] Grund, warum mich das »Schlampen«-Thema so schockiert hat, ist, weil ich mich selbst verurteilt, beleidigt und herabgewürdigt fühle, da sie ja mich – zumindest indirekt – aufgrund meines Kleidungsstils miteingeschlossen hat. (Tagebucheintrag 25.06.2019)

In dieser Tagebuchpassage wird sichtbar, dass ich diesen Konflikt, der sich auf verschiedenen Ebenen entfaltete, affektiv sehr intensiv erlebte. Die Aussagen des Mädchens kollidierten einerseits mit meinen Überzeugungen und führten zugleich dazu, dass ich mich persönlich angegriffen fühlte. Obwohl ich anerkannte, dass das Gespräch als solches auf ein gewachsenes Vertrauen hindeutete, beschrieb ich, menschlich von der Jugendlichen enttäuscht zu sein. Zugleich relativierte ich jedoch diese Enttäuschung

hinsichtlich ihres Verhaltens mit Bezug auf eine mögliche Prägung durch ihr soziales Umfeld. Dabei verlagerte sich meine Enttäuschung von einer persönlichen Ebene auf die Zuschreibung einer sexistischen Einstellung in ihrem sozialen Umfeld, welche mir eine gewisse Distanz erlaubte. Zugleich entlarvte und problematisierte ich diese jedoch als stereotyp und verallgemeinernd. Anschließend ordnete ich das Geschehen und meine Gedanken vor dem Hintergrund des Patenschaftsformates ein. Dabei unterstrich ich den Sonderstatus unserer Beziehung: Für Patenschaften gelten andere Regeln als für sonstige private Beziehungen. In Momenten der Reibung an der Beziehung festzuhalten und die Spannungen und Irritationen auszuhalten, wurde für mich zu einer Möglichkeit, Integration – hier im Sinne der sozialen Dimension zwischenmenschlicher Begegnung – zu begreifen und zu leben. Damit unternahm ich den Versuch, meine Irritationen zugunsten einer holistischeren Perspektive in den Hintergrund treten zu lassen.

Einige Monate später reflektiere ich ein weiteres Gespräch, in dem Lara ihre Unsicherheiten über Geschlechterrollen und die Aufgaben und Pflichten von Männern und Frauen in Beziehungen mit mir teilt:

Ich bin mir nicht sicher, wie ich mit der Situation umgehen soll. Einerseits finde ich es wichtig, meine Position zu vertreten, andererseits habe ich natürlich klammheimlich den Wunsch, hier gegebenenfalls einen emanzipatorischen Einfluss wirksam zu machen, drittens bin ich mir aber auch der durch und durch asymmetrischen Konstellation bewusst und will das nicht blindlings ausnutzen. Ich versuche mit einem ironischen, aber gutgemeinten Lachen auf die von ihr vertretenen Geschlechterrollen zu reagieren und damit auszudrücken, dass die [von ihr favorisierte] Aufgabenverteilung [zwischen Männern und Frauen] für mich und auch für meine Eltern nicht funktioniert (hat). Ich versuche hier also bei einer Ich-Botschaft zu bleiben, die ihr nicht viel mehr als eine andere Sicht- und Handlungsweise aufzeigen soll/kann. Gleichzeitig bemühe ich mich aber auch zu unterstreichen, dass ich damit nicht sagen möchte, dass das von ihr Vertretene falsch ist, sondern einfach anders und dass man halt schauen muss, einen Partner zu finden, der zu den eigenen Vorstellungen passt. (Tagebucheintrag 06.10.2019)

Aus diesem Tagebucheintrag geht hervor, dass mich mehrere Monate nach dem zuvor geschilderten Treffen weniger die Einordnung des Wertekonfliktes und meine persönliche Betroffenheit davon beschäftigte, als vielmehr meine Positionierung in diesem. Welche Rolle wollte ich einnehmen? Meinem *klammheimlichen* Wunsch, in der Patenschaft emanzipatorischen Einfluss zu nehmen, folgte sogleich der Rückzug auf das Ideal einer kulturellrelativistisch geleiteten (Werte-)Neutralität, die Ersteren gewissermaßen regulierte. Derlei Überlegungen knüpfte ich beständig an das komplexe Asymmetriegefüge (s. 4.2.2) an, welches meine Patenschaftsbeziehung mit Lara prägte.

Eine solche Regulation hin zu möglichst wertneutralen Äußerungen fällt mir im Verlauf der kommenden Monate zusehends schwerer. Gender-Themen werden in den Treffen mit Lara immer wieder adressiert und unser Austausch hierüber nimmt zu. Ich stelle immer mehr Nachfragen, bin mir jedoch nach wie vor unschlüssig, wie viel Raum meine eigenen Befindlichkeiten einnehmen dürfen und müssen und wie ich etwaige Abneigungen kommunizieren soll. Irritierende Momente stauen sich an und entfalten dadurch eine Intensität, die meine bisherigen Umgangsstrategien in Frage stellen. Ich erlebe mich

zusehends genervt von den Anekdoten meiner Patenjugendlichen über Eifersucht und Verbote, die Mädchen und Frauen von ihren Partnern erfahren. Neutralität zu wahren fällt mir immer schwerer.

»Ich bin total gerührt« – eine moderierte Vogelperspektive auf unsere Beziehung

Einen besonderen Moment in meiner Patenschaft mit Lara stellt für mich das Halbjahresgespräch dar, wobei wir zu diesem Zeitpunkt schon beinahe unser einjähriges Jubiläum feiern. Das Gespräch findet kurz vor dem ersten Lockdown im März 2020 statt. Wir treffen uns in den Vereinsräumen. Mirjam moderiert das Gespräch. Wir bringen unser gemeinsames Tagebuch mit, das wir allerdings bereits seit langer Zeit nicht mehr geführt haben. Nichtsdestotrotz geben uns die darin festgehaltenen Aufzeichnungen spannende Rückblicke auf die Anfangsphase unserer Beziehung und unsere ersten gemeinsamen Aktivitäten. Wir schrieben in den ersten Wochen eine Liste mit möglichen Aktivitäten, die wir gemeinsam machen wollten. Nun werfen wir einen Blick zurück, was wir davon umgesetzt haben. Hierfür interessiert sich auch Mirjam. Auf ihre Aufforderung hin besprechen wir zudem, was wir voneinander gelernt haben, wodurch unsere Aufmerksamkeit auf die durch das Format anvisierten beidseitigen Lernprozesse gelenkt wird. Lara scheint ihre Aussage »Eigentlich viel« in diesem Moment nicht konkretisieren zu können. Ich wiederum beziehe mich auf Einblicke in ihre Lebenswelt und auf die Diversität der Gruppe geflüchteter Personen aus Syrien, die in medialen und politischen Debatten vielfach homogenisiert werden.

Wenige Tage vor unserem Gespräch habe ich gemeinsam mit Mirjam an einem Treffen der AG Qualität des KiPa-Netzwerks teilgenommen, bei dem es um das Thema Monitoring ging. Ich habe zu dieser Gelegenheit vorgeschlagen, Pat:in und Patenkind nach ihren anfänglichen Erwartungen zu befragen sowie nach dem aktuellen Ist-Zustand. Mirjam scheint nun meinen Vorschlag in die Moderation unseres Halbjahresgespräches einzuflechten und erkundigt sich entsprechend. Lara erklärt, keine Erwartungen gehabt zu haben. Ich widerspreche ihr und erinnere sie an ihren Wunsch, schulische Unterstützung zu erhalten. Ich hingegen erkläre etwas vage und unverfänglich, von einer Beziehung ausgegangen zu sein, die zunächst künstlich ist, jedoch im Laufe der Zeit zunehmend an Natürlichkeit gewinnt. In diesem Zuge gebe ich zu, dass ich die Gespräche anfangs als zäh und lange Unterhaltungen als herausfordernd empfand. Mit der Zeit sei unser Austausch jedoch offener geworden. Lara pflichtet dem bei und wirft ein, dass es zu Beginn unserer Beziehung leichter gewesen sei, sich auf schulische Aktivitäten zu fokussieren, als längere Gespräche zu führen. Letzteres sei eben mit der Zeit gekommen, fügt sie hinzu. Ich teile ihre Einschätzung, bin jedoch in diesem Moment überrascht, dass auch Lara unsere Kennenlernphase mit einer mitunter zähen Anspannung erinnert und die Fokussierung auf schulische Inhalte als verlässliche Ausweichmöglichkeit reflektiert.

Auf Mirjams Frage, ob wir uns erinnern könnten, wann wir anfangen, uns über mehr Dinge auszutauschen, entgegne ich, dass ich das nicht so genau beziffern könne. Es sei eben ein Prozess gewesen. Lara hingegen antwortet wie aus der Pistole geschossen, es sei der August gewesen. Auch das verblüfft mich. Im August 2019 führten wir unsere Patenschaft seit etwa fünf Monaten. Anhand meiner damaligen Aufzeichnungen zu unseren Gesprächsinhalten lässt sich nachvollziehen, dass Lara im August begann, mich

vermehrt ins Vertrauen zu ziehen und mir von wichtigen Bezugspersonen zu berichten. Im August fand auch ein Treffen statt, zu dem wir bei ihr zu Hause Falafel aßen und ich von den Fluchterfahrungen der Familie erfuhr. Zudem folgte ich der Einladung ihrer Schwester zu deren Geburtstag. Bezog sie sich hierauf? Es fanden in dieser Zeit jedoch auch Treffen statt, von denen ich irritiert war, weil unsere – oder meine – Pläne und Vorhaben nicht aufgingen. In meinen Feldnotizen notierte ich Gefühle der Enttäuschung über einen mitunter oberflächlichen Austausch sowie Genervtheit bezüglich der Kommunikation zwischen uns. Wir trafen uns in diesem Monat insgesamt fünfmal. Woran erinnert sich also Lara, wenn sie angibt, im Spätsommer habe sich unsere Beziehung und unser Vertrauensverhältnis intensiviert? Leider besitze ich in dem Moment nicht die Geistesgegenwart genau das zu erfragen. Das mag auch auf meinen Gemütszustand zurückzuführen sein. In meinen Feldnotizen zu diesem Halbjahresgespräch halte ich fest, dass ich »emotional ziemlich bei der Sache [war] ... Dinge, die Lara heute sagte, hörte ich so zum ersten Mal von ihr und sie rührten und freuten mich zutiefst« (Tagebucheintrag 06.03.2020).

In dem moderierten Gespräch werden Lara und ich wiederholt als Einheit adressiert. Wir stimmen uns untereinander ab, erzählen einer dritten Person von *uns*. Ich erlebe in dem Austausch eine Verbundenheit zwischen mir und meiner Patenjugendlichen, die durch den offiziellen Rahmen des vermittelten Gesprächs an Intensität zu gewinnen scheint. Lara äußert Gedanken, die mich bewegen und überraschen. Sie stehen im Widerspruch zu der einsilbigen Kommunikation, die unsere Nachrichten nach wie vor prägt. Zugleich hat das Beisammensein etwas Feierliches. Wir kennen uns nun schon seit geraumer Zeit und das durch die Koordinatorin moderierte Gespräch bezeugt und anerkennt dies. Auf Mirjams abschließende Frage, ob wir uns weiterhin treffen möchten, reagieren Lara und ich milde überrascht. Unsere Blicke schnellen zueinander. Das Fortführen unserer Beziehung scheint für keine von uns zu diesem Zeitpunkt zur Debatte zu stehen. In meinen Aufzeichnungen zu diesem Treffen reflektiere ich folgendermaßen:

Generell tauschen wir heute viele Blicke, was einerseits darauf zurückzuführen sein könnte, dass Lara Fragen beantworten soll und sie in diesen Momenten schon häufiger mir einen (Hilfe-)suchenden Blick zuwarf. Andererseits sollten wir ja Fragen zu unserer Beziehung beantworten. Da fühlt es sich irgendwie nur folgerichtig an, da einen Blick zur anderen Partei zu werfen, um abzuchecken, dass das Gesagte okay ist, bzw. zu schauen, wie die andere auf das Gesagte reagiert. Zugleich waren unsere Beziehung und auch die Vertrautheit irgendwie im Raum greifbar und unsere Blicke sowie das häufige Kichern könnten ein Ausdruck um das Bewusstsein dieser Vertrautheit oder der Beziehung als Ganzes sein. (Tagebucheintrag 06.03.2020)

Dieser Abschnitt beschreibt eine affektive Stimmung, die sich nicht an dem Gesagtem fest machen und nur schwer in Worte kleiden ließ, jedoch für mich greifbar war. Es waren positive Gefühle, die sich in dem affektiven Arrangement, das durch die offizielle Moderation der Koordinatorin konstituiert wurde und eine gewisse Feierlichkeit besaß, entfalteten und durch kleine Signale der Verlegenheit wie scheue Blickwechsel und Gekicher Ausdruck fanden.

Wie ich von der Koordinatorin weiß, dient das Format der Zwischengespräche dazu, in einem moderierten Austausch einen Blick zurückzuwerfen, eventuelle Irritationen anzusprechen, Erwartungen abzugleichen und gegebenenfalls neue Zielsetzungen zu formulieren. Lara und ich ziehen in diesem Austausch hauptsächlich eine positive Bilanz und bekräftigen, dass wir an der Beziehung festhalten möchten. Als Mirjam erfragt, wer hauptsächlich die Initiative für die Treffen und die Aktivitäten ergreift, erklärt Lara sogleich, dass ich das mache und die Koordinatorin scherzt, dass sie ja Glück habe, dass das so sei, sonst würden wir uns miteinander langweilen. Mit welchen Anstrengungen und negativen Gefühlen diese einseitige Initiative meinerseits vielfach verbunden ist, erwähne ich in diesem Moment nicht. Es scheint nicht der passende Anlass hierfür zu sein. Weiterhin nach unserem schönsten und traurigsten Ereignis gefragt, überlege ich ebenfalls kurz, einen konfliktiven Moment zu besprechen, entscheide mich aber dagegen. In meinem Tagebucheintrag halte ich fest: »Das hätte ich für dieses schöne Gespräch unangemessen gefunden. Ich wollte auch Lara nicht in den Rücken fallen.« Auch Lara äußert keine negativen Aspekte.

COVID-19-Pandemie

Wenige Tage nach unserem Halbjahresgespräch tritt im März 2020 der erste pandemiebedingte Lockdown in Kraft und ich habe beinahe drei Wochen keinen Kontakt zu Lara. In meinen Aufzeichnungen beschreibe ich meinen Zustand als eine Art Schockstarre. Ich fühle mich in der Situation allgemeiner Verunsicherung nicht in der Lage, die Initiative zu ergreifen. Als mich Mirjam in diesen Tagen anruft und sich nach meinem Befinden erkundigt, spreche ich zugleich meinen nicht vorhandenen Kontakt zu Lara an. Ich empfinde hierüber Schuldgefühle, die ich der Koordinatorin gegenüber artikuliere und mir dadurch Erleichterung verschaffe. Das Gespräch mit Mirjam und ihr Beharren darauf, wie wichtig die Patenschaften gerade in diesem Moment seien, motivieren mich, den Kontakt zu Lara wiederaufzunehmen und wir sprechen das erste Mal per Videotelefonat miteinander. Ich bemühe mich, angeregt durch die Appelle des Vereins an die Pat:innen, Lara in schulischen Aufgaben zu unterstützen und zu vermitteln. Am kommenden Tag nehme ich Kontakt zu Laras Lehrerin auf und erkundige mich bei dieser über die genauen Aufgaben und Vorgaben, die meine Patenjugendliche nicht versteht. Zudem versuche ich, Lara für die Notwendigkeit eines strukturierten Tagesablaufs – ein zu diesem Zeitpunkt omnipräsentes Thema in den Medien, das auch der Verein aufgreift – zu sensibilisieren und sie über Informationen zu den aktuellen Entwicklungen der Pandemie sowie kursierende Fake News aufzuklären.

Obwohl ich mich immer wieder bemühe, schaffe ich es in den folgenden Wochen nicht, einen regelmäßigen Kontakt zu ihr zu etablieren. In meinen Aufzeichnungen halte ich fest:

Jedes Mal, wenn wir telefonieren, bin ich voll motiviert das häufiger bis hin zu täglich zu machen. Allerdings vergeht der Tag dann viel schneller als gedacht und dann ist schon nachmittags, wenn Lara – so unterstelle ich ihr jedenfalls – erst aufsteht und ich gerade endlich in einem guten Workflow bin. (Tagebucheintrag 07.04.2020)

Mein schlechtes Gewissen gegenüber Lara verstärkt sich dadurch, dass ich ihr in Telefonaten immer wieder Versprechungen hinsichtlich eines häufigeren Kontaktes mache, die ich jedoch nicht einzulösen vermag. Ich nehme wahr, weder meinem eigenen Anspruch noch den Ratschlägen des Vereins gerecht zu werden, was für mich zunehmend eine Belastung darstellt. Ich kontaktiere hierzu erneut Mirjam, suche mir Rat, Unterstützung und Absolution und erhalte von ihr den erhofften Rückhalt: Ich solle Lara gegenüber offen ansprechen, dass es mir zurzeit auch schwerfalle und ich nicht alles schaffe. Die Koordinatorin zieht in diesem Moment einen spannenden Vergleich, der die Rolle von Pat:innen als Erziehungsperson unterstreicht: Kinder würden lernen müssen, dass ihre Eltern nur Menschen sind und nicht alles schaffen, so verhalte es sich auch bei Patenkindern. Sie erführen mit der Zeit, dass auch ihre Pat:innen nicht alles schaffen. Mirjam gibt in unserem Austausch zu, ebenfalls weniger Kontakt zu ihrem eigenen Patenkind zu haben, als sie zu Beginn der Pandemie gedacht hatte und betont in diesem Zuge, dass es auch nicht schön sei, immer die Gebende und die Bestimmerin zu sein. Sie unterstreicht, dass sich die Patenkinder ja auch mal von alleine melden könnten. Ein altbekanntes Leiden. Mirjam schlussfolgert, dass diese besondere Zeit bekannte Dynamiken noch deutlicher herausstelle als bislang. Es ist das erste Mal, dass ich höre, dass sie diese Form der Einseitigkeit und die daran geknüpfte emotionale ›Vorleistung‹ in Frage stellt.

Meine Rolle in der Patenschaft beginnt sich in diesen ersten Wochen der pandemischen Einschränkungen erneut zu verschieben: Schulische Unterstützung wird wieder zentral. Als ich mich bei Lara zu einem unserer Videotelefone über ihren bisherigen Tag erkundige, antwortet sie mir beinahe in einem Tonfall des Geständnisses, dass sie bislang noch nichts für die Schule gearbeitet habe. Hierauf habe ich mit meiner Frage gar nicht abgezielt. Der sofortige Impuls meiner Patenjugendlichen, mich mit schulischen Belangen zu assoziieren, beunruhigt mich. Ich befürchte, dass schulische Frustrationen damit auf unsere Patenschaftsbeziehung übertragen werden könnten. Ich vermeide es fortan, die Rolle der Hilfslehrerin ins Zentrum unserer Interaktion zu rücken und spare schulische Inhalte in unserer Kommunikation für die folgenden Wochen bewusst aus, nicht zuletzt auch aufgrund der Belastung, die ein solch veränderter Schwerpunkt in unserer Beziehung in diesem Zeitraum für mich selbst bedeutet. Im Frühsommer 2020 bittet mich Ulrike Milstrey, die Verbundforscherin des partizipativen Fotoprojektes »Perspektivwechsel«, um ein Interview. Hierin erkundigt sie sich, inwiefern die durch die Pandemie hervorgerufenen Veränderungen in meiner Patenschaft meinen Blick auf das Verhältnis zu Lara verändert hätten. Eine Passage aus diesem Interview, in der ich meine Situation einordne, verdeutlicht mein Dilemma eindrücklich:

Das [Schulische] war mir auch tatsächlich zu viel. Da [...] klingelte es mir so in den Ohren, da ich das halt auch von Mirjam so kenne – das sind eigentlich Freizeit-Patenschaften. Und dann diese ganzen Sachen, mit denen wir sensibilisiert werden am Anfang, von wegen: ›Ihr sollt da nicht die Leute retten, [...] ihr könnt da nicht alles verändern, das sollt ihr auch gar nicht, das ist nicht eure Aufgabe.‹ Und ich glaube, das habe ich mir am Anfang so ein bisschen – vor allem nach diesem Gespräch mit der Lehrerin – den Schuh habe ich mir so ein bisschen blöderweise angezogen: dass ich jetzt gedacht hab, ich fang' jetzt diese Schule bei ihr ab. [...] Wir haben schon auch Schule gemacht sonst, ich habe sie manchmal gefragt, ob sie was hat. Wenn halt irgendwas wirklich

brannte, hat sie auch von sich aus nachgefragt. Aber dass wir jetzt das Gros unserer Treffen, dass wir uns jetzt ständig der Schule gewidmet hätten... – So und ich glaube, dass das jetzt auf einmal am Anfang [der Pandemie] in der Patenschaft so präsent war, und ich halt einfach auch gemerkt habe, wie viel da im Argen liegt, das hat mich extrem unter Druck gesetzt, weil ich's halt gar nicht abfangen kann. Und ich hatte auch den Eindruck, nachdem ich da so ewig mit der Lehrerin telefoniert hatte – [...] Ich hatte halt das Gefühl, dass sie auch echt so nach mir griff, so nach dem Motto, jetzt hat sie mal jemanden am Wickel, der versteht und der halt darauf eingehen kann und der da irgendwie unterstützen kann. (Interview 11.06.2020)

Verunsichert und überfordert greife ich auf der Suche nach Orientierung aktiv auf jene Wissensbestände zurück, die der Verein den Pat:innen in der Vorbereitung und Begleitung vermittelt: Patenschaften sollen sich bei WG der Freizeit widmen; Ehrenamtliche können und sollen nicht alles, was sie beobachten, verändern (wollen); sie müssen Prekaritäten aushalten; einfach da zu sein genüge. Obwohl ich selbst derlei Hinweise in den vergangenen Monaten immer wieder hinterfragt habe – nicht zuletzt angesichts der Bedürfnisse und Motivation, die die Patenfamilien äußern – beziehe ich mich angesichts meiner eigenen Überforderung aktiv auf diese, um meinen Rückzug aus der schulischen Unterstützung von Lara zu legitimieren. Die freizeitliche Ausrichtung der Patenschaftsbeziehungen wird jedoch in dieser Zeit auch vom Verein selbst zugunsten schulischer Unterstützung in den Hintergrund verlagert.

Der Druck, den ich verspüre, wurzelt in einer Mischung aus meinen eigenen Ansprüchen und Maßstäben, weil »ich halt einfach auch gemerkt habe, wie viel da im Argen liegt« und den Erwartungshaltungen der Lehrerin. Diese überschüttete mich in jenem Telefonat förmlich mit Informationen und gewährte mir daraufhin Zugänge zu der von der Schule verwendeten digitalen Lernplattform, die mir eine Form der Kontrolle der Tätigkeiten der Schüler:innen ermöglichten, die ich nicht haben wollte. Hinzu kommen die Aufforderungen vom Verein, in dieser herausfordernden Zeit unbedingt am Ball zu bleiben⁵, sowie Apelle aus der Forschung, die mit Nachdruck *Keep Mentoring!*⁶ kommunizieren. In dem Interview verleihe ich meiner Verärgerung hierüber Ausdruck:

Das ist immer anstrengend, wenn man sieht, wie viel da fehlt und wie viel gemacht werden muss. [...] Wenn man da nicht irgendwie 'n sehr pragmatischen Ansatz hat, hat das immer 'was Frustrierendes – also jedenfalls für mich. [...] Was mir so ein bisschen gestunken hat, ist [...]: Auch die Pat:innen waren ja mental belastet – die sollen da auf einmal Rollen [im Homeschooling] übernehmen, die [schon] für Eltern anstrengend sind, auf die die [Patenschafts-]Beziehung eigentlich bislang nicht ausgelegt war. Das war nicht die Grundlage, auf der sich die Beziehung entwickelt hat [...] Und jetzt wird man überall motiviert, das alles ins Digitale [zu verlagern]. »Nie war Mentoring oder

5 Wie an dem verständnisvollen Telefonat mit der Koordinatorin erkennbar wird, sind jene Momente der persönlichen Begleitung von Pat:innen inhaltlich nicht unbedingt deckungsgleich mit den offiziellen Aussagen, die der Verein auf seiner Internetseite, in Newslettern und E-Mails an Pat:innen kommuniziert.

6 *Keep Mentoring!* lautete das Motto, unter dem das damalige European Center for Evidence-Based Mentoring im Mai 2020 ein Webinar veranstaltete, an dem ich teilnahm.

Patenschaften – nie war das wichtiger!«, wo ich mir denke, »Ja, schönen Dank für den zusätzlichen Druck.« [...] Da hat das Format vielleicht das Potenzial, diese [Bildungs-]Ungerechtigkeit ein Stück weit abzufangen, aber ich glaub, es wird übersehen, dass so Ehrenamt einfach in 'ner globalen Krise auch für die Ehrenamtlichen ein ganz anderes Ausmaß an Anstrengung und Belastung bedeutet.

Ich kritisiere die fehlenden Unterstützungsstrukturen für benachteiligte Gruppen sowie das Auslagern der Bedarfe auf freiwillige Patenschaften. Die Anstrengungen und Belastungen, mit denen die Ehrenamtlichen selbst konfrontiert sind, werden in diesem Zuge ebenso übersehen wie die Herausforderungen, die eine Verschiebung der Patenschaft hin zu schulischen Inhalten für das Beziehungsgefüge bedeuten kann. Lara selbst bittet mich in dieser Zeit nie um schulische Unterstützung. Im Gegenteil habe ich den Eindruck, sie würde eher einen Widerwillen auszurücken, was für mich das Ganze umso schwieriger gestaltet.

Die COVID-19-Pandemie verändert nachhaltig meine Patenschaft mit Lara. Bis zum März 2020 haben wir uns mindestens einmal wöchentlich getroffen und sind über die vergangenen Monate zu einem festen und verlässlichen Bestandteil im Alltag der anderen geworden. Die pandemiebedingten Einschränkungen führen jedoch dazu, dass wir auch nach den ersten Lockerungen nie wieder die Intensität und Regelmäßigkeit in der Beziehung erleben, wie vor dem ersten Lockdown. Als wir uns Ende Mai 2020 das erste Mal wieder zum Spazieren treffen, bin ich zunächst erleichtert, dass sich unsere Beziehung nach wie vor natürlich anfühlt. Wir müssen nicht – wie ich befürchtet hatte und wie die Koordinatorin uns Pat:innen vorwarnte – von vorn beginnen. Jedoch bringen die neuen Umstände neue Spannungen mit sich.

Im Sommer 2020 konfrontiert mich Lara – das ist für sie eher ungewöhnlich – direkt mit der Frage, warum ich nicht ihrer Einladung zum gemeinsamen Essen zu ihr nach Hause folge. Die anderen Patinnen kämen auch in die Familie. Diesbezügliche Nachfragen habe ich bis zu diesem Zeitpunkt nicht ernst genommen. Ich war bislang der Meinung, dass es auch für Lara in Ordnung sei, dass wir uns nach wie vor zu zweit außerhalb der Familie trafen. Nur selten haben wir in den vorangegangenen Monaten Zeit in der Wohnung der zehnköpfigen Familie verbracht – nicht zuletzt, weil ich derartige Treffen meist als anstrengend empfand und vermied. Ich habe mir eingeredet, dass auch Lara die ruhige Zeit zu zweit in Cafés, Parks, auf Märkten oder bei mir zu Hause genoss, ohne je darüber offen gesprochen zu haben. Die COVID-19-Pandemie und die beschränkten Möglichkeiten haben nun jedoch die Konstellation verändert und ich werde gewahr, dass es Lara ein Bedürfnis ist, dass wir gemeinsam Zeit bei ihr zu Hause mit ihrer Familie verbringen.

Ich willige schließlich ein, obwohl es mich nach den monatelangen Kontakteinschränkungen einige Überwindung kostet. Wir essen gemeinsam und verbringen einen schönen Nachmittag miteinander. Gegen Ende unseres Treffens setzen wir uns in ihr Zimmer, wo ich bemerke, dass die ältere Schwester krank im Bett liegt. Ich bin schockiert, jedoch nicht in der Lage, meinem Impuls nachzugeben und die Wohnung sofort zu verlassen. Die Geschwister bemerken meine Irritation und beruhigen mich, dass es sich nicht um Corona handle. Ich bin jedoch nicht überzeugt. Woher nehmen sie die Gewissheit? Als ich schließlich nach Hause gehe, bin ich völlig verunsichert. Nach

einigem Ringen und erhitzten Telefonaten mit meiner Familie sowie einer Auskunft bei der COVID-19-Hotline entscheide ich, das lang geplante Familientreffen am nächsten Tag zum Anlass des Geburtstags meiner Großmutter abzusagen. Damit fällt mein Urlaub ins Wasser. Ich bin frustriert und enttäuscht. Und ich führe den aus meiner Sicht verantwortungslosen Umgang der Familie mit der kranken Tochter zunächst auf deren Bildungshintergrund und eine mangelnde oder fehlgeleitete Aufklärung zum Thema COVID-19 zurück. Das Mädchen hätte getestet und ich über ein krankes Familienmitglied vor meinem Besuch in der Wohnung informiert werden müssen – so meine derzeitige Überzeugung.

Die Rückfragen meiner Familie, warum ich denn nicht gleich die Wohnung meiner Patenjugendlichen verlassen hätte, kann ich nur schwer beantworten. Ich nehme nicht das erste Mal wahr, dass ich mich in der Wohnung der Patenfamilie in einem Mikrokosmos befinde, in dem ich mich nicht nach meinen gewohnten Registern verhalten kann oder will. Hier gelten andere Regeln und ich verspüre das Bedürfnis, mich anzupassen und meine eigenen Maßstäbe zurückzustellen. In der beschriebenen Situation produziert das wiederum bei mir ein Gefühl von Vulnerabilität und Hilflosigkeit. Ich bin nicht in der Lage, die Familie mit meinem Verdacht zu konfrontieren, dass es sich bei dem Unwohlsein der Jugendlichen um COVID-19 handeln könnte, da die Krankheit (noch immer) mit einem Stigma verbunden ist. Ich will der Familie nicht zu nahe treten. Zugleich ärgere ich mich über meinen fehlenden Mut, das Thema offen zu benennen, aus Angst, Befindlichkeiten zu verletzen. In meinen Aufzeichnungen mache ich meinen Gefühlen Luft. Ich achte in meiner Wut nicht länger auf die Problematik generalisierter Zuschreibungen und kulturalisiere den Konflikt.

So schnell können sich Asymmetrien ins Gegenteil umkehren. Ich fühle mich [...] ausgeliefert... Normalerweise würde ich von meinen sozialen Kontakten erwarten und verlangen, dass sie mir mitteilen, mich warnen, wenn ein Krankheitsfall im näheren familiären Umfeld auftaucht. [...] Ich bin wütend. [...] Das hat man jetzt von der interkulturellen Begegnung [...]. (Tagebucheintrag 23.07.2020)

Lara und ich sehen uns in der Folge erneut einige Wochen nicht. Ich benötige die Zeit, mein erhitztes Gemüt zu kühlen. Hinzu kommen die mentalen Auswirkungen der pandemischen Situation, die ich immer stärker zu spüren beginne. Gut zwei Wochen später schreibe ich hierzu in mein Forschungstagebuch:

Einerseits bin ich immer noch von der Situation mit ihrer kranken Schwester genervt. Andererseits habe ich auch gerade ziemlich viel mit meinem eigenen Nervenkostüm und Stimmungsschwankungen zu kämpfen, die es mir schwieriger machen, auf Lara angemessen einzugehen, zu moderieren, zu tolerieren und zu akzeptieren. (Tagebucheintrag 10.08.2020)

Es fällt mir angesichts eigener Belastungen und Anstrengungen in der Krise zunehmend schwerer, die Empathie und Geduld aufzubringen, die mir für unsere Treffen notwendig erscheinen. Unser Beisammensein wird noch sporadischer. Ich schaffe es nicht, den regelmäßigen Kontakt wieder aufzunehmen und ziehe mich zurück. Irritationsmo-

mente, die immer schon unsere Beziehung durchzogen haben, werden in dieser Zeit für mich deutlich präsenter. Die einseitige Kontaktaufnahme und die uneindeutige und vage Kommunikation wiegen schwerer als zuvor. Es geht vielen anderen Pat:innen ähnlich, wie ich sowohl in der Fokusgruppe als auch bei Stammtischen erfahre. Postkarten, Nachrichten und Anrufe werden von den Familien spät bis gar nicht beantwortet. Videotelefonate gestalten sich besonders mit den jüngeren Patenkindern ungewohnt und zäh. Das ist nicht verwunderlich. Mit ihnen waren die Treffen bis zum Ausbruch der COVID-19-Pandemie geprägt von gemeinsamen Aktivitäten und nicht von langen Zwegesprächen.

6.1.2 Zwischen kritischer Selbstreflexion und dem Streben nach Selbstwirksamkeit

Wie aus den bisherigen Beschreibungen meiner Patenschaftsbeziehung zu Lara hervorgeht, war diese von Anfang an von kritischer Selbstreflexion und analytischen Überlegungen geprägt, entlang derer ich meine Erfahrungen einzuordnen versuchte. Damit bemühte ich mich zugleich darum, eine Position in dem Verhältnis zu finden, die den verschiedenen Ansprüchen an das Patinnensein gerecht werden konnte. Im folgenden Abschnitt trete ich einen Schritt zurück und ordne die geschilderten Erfahrungen und Gedanken aus einer größeren, retrospektiven Distanz ein.

Herausforderungen, die ich in meiner Patenschaft mit Lara erlebte, bewegten sich vielfach im Themenfeld der Gendervorstellungen und -zuschreibungen und lassen sich als Wertekonflikte definieren. Dass Lara zunehmend offener über derlei Thematiken mit mir sprach und mir ihre eigenen Ambivalenzen mitteilte, ordnete ich bereits damals als Zeichen ihres wachsenden Vertrauens mir gegenüber ein. Es ist anzunehmen, dass hierzu beitrug, dass ich gerade nicht die Reaktionen zeigte, die sie üblicherweise – etwa von ihren Lehrerinnen – erfuhr. Ich verkörperte für sie außerdem eine Gesprächspartnerin, die nicht ihrem sonstigen Kreis von Vertrauten entstammte und von der sie sicher sein konnte, dass unsere Gesprächsinhalte nicht in diesen zurück gelangen würden. Doch wie mit dem wachsenden Vertrauen angemessen umgehen?

Trotz – oder gerade wegen – des sich intensivierenden Verhältnisses blieben Gespräche über Geschlechtervorstellungen für mich über die Monate hinweg herausfordernd. Die Wertekonflikte, die ich hierin erlebte, führten oftmals zu einer Unsicherheit bezüglich meiner Rollen in der Patenschaft und wie ich mich zu positionieren und zu verhalten hatte. Inwieweit konnte, sollte oder musste ich gar meine Meinung gegenüber meiner Patenjugendlichen artikulieren? Mich begleitete stets die Sorge, die asymmetrische Konstellation (hier v.a. den Altersunterschied und das Erfahrungsgefälle zwischen dem Mädchen und mir) zu ihren Ungunsten auszuagieren. Durch meine akademische Sozialisation in der Anthropologie bin ich für die Wirkmacht von Machtdynamiken und paternalistischen Verhaltensweisen besonders sensibilisiert und mir der Notwendigkeit bewusst, diese, gerade auch als Forschende, zu reflektieren. Als erwachsene, akademisch gebildete Person, deren Erstsprache deutsch ist, verfüge ich bereits sprachlich über andere Ressourcen als meine Patenjugendliche. Ich befand mich zudem in der Rolle der Ehrenamtlichen, deren zugeteilte Aufgabe es war, die Jugendliche zu unterstützen und in ihrer Entwicklung zu begleiten. Ich war unsicher, wie ich in dieser Situation mit dem

Mädchen über ein *für mich* emotionales Thema diskutieren sollte, ohne ihre Vorstellungen moralisierend abzuwerten. Wie konnte ich in der grundsätzlich von Ungleichheit geprägten Patenschaftskonstellation einen Wirkraum etablieren, der nicht meinem Anspruch, mich machtkritisch zu positionieren, entgegenstand?

Der Anspruch, eine gewisse Neutralität zu wahren und die Hemmung, sich (politisch) zu positionieren, beschäftigte auch andere Pat:innen in unterschiedlichem Ausmaß, wie ich verschiedentlich bei informellen Gesprächen, Interviews und Stammtischen erfuhr. Pat:innen benannten religiöse Ansichten der Familien, Äußerungen zum Nahost-Konflikt und Israel oder auch zu Homosexualität. Als Freiwillige wurden wir von Vereinsseite jedoch für die Bedeutung der Wissensvermittlung sensibilisiert und das bedeutete hier: dem Patenkind Alternativen aufzuzeigen. In einem Treffen unserer Fokusgruppe beschrieb ich meine Unsicherheit folgendermaßen:

Das ist so ein Punkt, diese Gender-Thematik [...]. Das ist [...] für mich in der Patenschaft der größte Konfliktpunkt, wie ich dazu Stellung beziehe oder auch nicht. Da bin ich immer mit mir am Hadern, am Überlegen, was ich sagen kann, was ich vielleicht auch sagen sollte – einfach als eine Stimme von vielen, die ihr [Lara] so ein bisschen die Dialektik reinbringt. (Fokusgruppe 17.02.2020)

Als ich mir Monate später im Rahmen meiner Datenauswertung das erste Mal die Aufzeichnungen zu diesem Fokusgruppentreffen anhörte, war ich irritiert und beinahe unangenehm berührt, wie ungefiltert ich hier über meine Erfahrungen und Gefühle sprach: Ich drückte nachdrücklich meine Genervtheit und Ungeduld aus. Mein Redebeitrag nahm viel Raum ein. Ich war bei diesem Treffen ganz in der Rolle der Patin mit all den hierfür typischen Unsicherheiten. Die Dozentin und forschende Anthropologin traten in den Hintergrund. In der Retrospektive verdeutlichte sich mir, dass ich diese Thematik in der Fokusgruppe so ausführlich aus meinem Bedürfnis heraus thematisierte, meine Erfahrungen in Worte zu kleiden und von den Anwesenden eine Einschätzung dazu zu erhalten. Bei der Analyse dieser Passagen wurde ich mir der Bedeutung eines *peer*-Austauschs bewusst. Auch in meinen Tagebucheinträgen schrieb ich mir meinen Frust von der Seele, changierte zwischen verschiedenen Erklärungsmodellen, deren Nutzen ich sogleich hinterfragte und wieder verwarf. Im Erzählen und im Niederschreiben versuchte ich die Erlebnisse und Gedanken in einen sinnhaften Zusammenhang zu bringen und mögliche Handlungsstrategien daraus abzuleiten. Sowohl meine Redebeiträge in der Fokusgruppe als auch meine Tagebucheinträge lassen sich als komplex und mitunter diffus beschreiben. Ich befand mich in einem Modus der Affektbewältigung.

Als ich Kolleg:innen von meiner Forschung berichtete, wurde ich zweimal mit der Frage konfrontiert, ob denn Pat:innen – mich eingeschlossen – die positiven wie negativen Möglichkeiten, auf das Patenkind Einfluss zu nehmen, nicht grob überschätzten. Diese Frage ist berechtigt. Zunächst ist festzuhalten, dass sich nicht alle Pat:innen Fragen um das Machtgefüge in ihren Beziehungen und dessen Auswirkungen stellten oder mit derlei Rollen- und Wertekonflikten konfrontiert waren. Analog zu der Vielfalt der Beziehungsgestaltung in Patenschaften waren zudem die Einflussmöglichkeiten auf das Patenkind höchst unterschiedlich. Hinsichtlich des Erfahrungs- und Wissensgefälles in

Patenschaften lassen sich entsprechend folgende Fragen formulieren: Wo hört ein dialektischer Meinungs Austausch auf und wann fängt paternalistische Bevormundung an? Wie entstehen bei Wertekonflikten vor dem Hintergrund ungleich verteilter Ressourcen und Privilegien Momente moralisierender Abwertungen? Diese Fragen lassen sich nur individuell beantworten. Darum vertrete ich die Ansicht, dass alle Freiwilligen die Möglichkeit haben sollten, sich mit diesen Fragen in einem sensibel moderierten Rahmen auseinanderzusetzen. Festzuhalten ist jedoch, dass selbst wenn die Möglichkeiten, in der Patenschaft einen negativen Einfluss auf das Patenkind zu nehmen, sehr viel geringer ausfallen mögen als Pat:innen mitunter befürchten, dies nicht bedeutet, dass der Konflikt, den sie diesbezüglich erleben, an Dringlichkeit verliert – insbesondere dann, wenn sie in der Reflexion hierüber allein bleiben. Weiterhin können moralisierende Abwertungen in Patenschaften, selbst wenn sie sich nicht unmittelbar negativ auf das Gegenüber auswirken, zum Fallstrick für die Bestrebungen einer offenen Gesellschaft werden und einem dialogischen Verständnis von Integration auf Augenhöhe entgegenstehen.

Je nach Kontext wertete ich das Potential, auf meine Patenjugendliche Einfluss zu nehmen, höchst unterschiedlich. Denn trotz meiner Bedenken, in paternalistische Emanzipationsbestrebungen zu verfallen, bemühte ich mich in meiner Patenschaft wiederholt, einen gewissen erzieherischen Einfluss geltend zu machen. Zu einem Treffen, circa acht Monate nach unserem Kennenlernen, berichtete mir Lara, dass sie im Unterricht nun ganz vorne sitze und seither viel mehr mitarbeite. Ich lobte sie und unterstrich dabei sowohl ihr kreatives Potenzial als auch ihre Beteiligung in der Schule. In meinen Notizen reflektierte ich die Vorstellung, damit ihre Selbstwirksamkeit zu stärken. In meinem Kopf klangen die Worte aus dem *Handbuch für Pat*innen* nach: »Du sparst nicht mit Lob und wendest den Blick auf das Positive einer Sache.« In meinem Tagebuch hielt ich dazu Folgendes fest:

Einerseits werte ich es sehr positiv, dass sie mir derlei Sachen erzählt, vor allem, weil ich meine, dass sie von sich aus damit anfang. Gleichzeitig merke ich, wie ich dazu tendiere, diese positive Entwicklung auf meinen Einfluss zurückzuführen, was natürlich viel zu hoch gegriffen sein kann. [...] [M]it der letzten Überlegung kommt der Gedanke, dass unsere Patenschaft damit eine höhere Ebene von Sinn bekommt. Ich stupe die Relevanz unserer Beziehung also irgendwie auch nach dem Grad ein, wie sich im Alltag meines Patenkindes etwas zum Positiven verschiebt. (Tagebucheintrag 09.11.2019)

Die persönliche Entwicklung, die ich meinte, bei meinem Gegenüber feststellen zu können, führte ich auf meinen Einfluss als Patin zurück, relativierte diesen Gedanken jedoch zugleich als mögliche Selbstüberschätzung. Von Bedeutung ist hier jedoch, dass ich sowohl die Beziehungsentwicklung der Patenschaft als auch Veränderungen im Verhalten meiner Patenjugendlichen als Bestätigung wahrnahm, dass mein Engagement eine Wirkung zeigte und damit an Sinnhaftigkeit gewann.

Damit komme ich noch einmal auf das Konzept der Selbstwirksamkeit in der Patenschaft zurück. Wie ich in Kapitel 4.3.1 dargestellt habe, gilt Selbstwirksamkeit als Bestandteil einer gesunden und resilienten Persönlichkeit. Sie ist eng verbunden mit dem kulturspezifischen Ideal der psychologischen Autonomie. Idealerweise sollen Pat:innen

in den Beziehungen zu ihren Patenkindern deren Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit fördern. Selbstwirksamkeit bedeute, das Gefühl zu haben, wirksam in dieser Welt zu sein, wie die Koordinatorin es einmal in einer Einführungsveranstaltung ausdrückte. Als ich einer befreundeten Patin einmal vom Fortschritt meiner Dissertation berichtete, fragte mich diese, ob ich denn der Meinung sei, Patenschaften würden tatsächlich etwas bringen. Sie bezog sich damit auf die Wirkung des Formates auf die Patenkin- der. Würden diese später einmal angeben, so spezifizierte sie ihre Frage, die Beziehung sei für sie bedeutsam gewesen? Oder erinnerten sie lediglich, dass da irgendwann einmal eine Person kam, um mit ihnen Hausaufgaben zu machen? Diese Fragen verweisen auf die Befürchtung vieler Freiwilliger, dass das eigene Engagement keinen Effekt haben könnte, sowie auf das Bedürfnis vieler Pat:innen, in ihrer Patenschaft ebenfalls Selbstwirksamkeit zu erfahren. Man möchte *durch das eigene Engagement* eine Wirkung in der Welt erfahren – auf der persönlichen Ebene des Patenkindes und/oder gesamtgesellschaftlich. Es ist dieser Aspekt der Sinnhaftigkeit der Patenschaftsbeziehung, auf den der obige Ausschnitt aus meinen Feldnotizen hindeutet und den ein weiterer Eintrag, ganz zu Beginn meiner Patenschaftsbeziehung mit Lara, ebenfalls aufgreift:

Auch wenn ich genau die [...] Idee, nun das Leben eines ›benachteiligten Kindes‹ langfristig zum ›Positiven‹ verändern zu wollen und zu können problematisch finde, [...] erkenne ich genau diese Punkte an meinem eigenen Denken und Handeln wieder... die Vorstellung, Lara ein bisschen in eine Richtung zu prägen, die ich für richtig halte... Andererseits: ist das so problematisch? Genau das tun doch Eltern oder Lehrer mit ›ihren‹ Kindern – sie nach bestem Wissen und Gewissen in die Richtung zu stupsen, die sie für richtig und wichtig halten. Warum wird das auf einmal problematisch, nicht-politisch-korrekt, wenn das Verhältnis innerhalb einer Patenschaft besteht? (Tagebucheintrag, 24.04.2019)

Die Anführungszeichen setzte ich bereits in meinen ursprünglichen Aufzeichnungen. Sie deuten auf die spannungsvolle Relation zwischen meinem Anspruch, etwas Gutes zu bewirken, und der Gefahr, in diesem Zuge meine Patenjugendliche und ihre Lebensweise abzuwerten. Dieses Spannungsverhältnis, dem ein historisch tradiertes Überlegenheitsgefühl zugrunde liegt (s. 3.2.4), ist häufig anzutreffender Bestandteil von Hilfebeziehungen in der (zivilgesellschaftlichen) Migrations- oder Geflüchtetenarbeit. Die Wirksamkeit des Engagements wird dann vordergründig bei der vermeintlichen Entwicklung des Gegenübers verortet und etwaige Veränderungen der eigenen Persönlichkeit sowie der eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen tendieren dabei in den Hintergrund zu treten.⁷ Es sei an dieser Stelle auch noch einmal auf einen Ausschnitt aus einem Interview mit einer Patin verwiesen, den ich bereits in Kapitel 4.3.3 angeführt habe:

Man hat ja erst mal so 'ne Vorstellung von der Patenschaft: irgendwo arabische Flüchtlingsfamilie, wo du jetzt reinkommst und denen quasi – was beibringen ist übertrieben – aber irgendwo... weiß ich nicht, ihnen hier beim Ankommen hilfst. Also man hat

7 Auch in der Mentoringforschung wird die Wirksamkeit von Patenschaftsbeziehungen überwiegend bei den Patenkindern untersucht (s. 4.1.2). Im Vergleich dazu bleiben die Effekte der Begegnungen bei den Pat:innen bislang ein Randthema.

irgendwie noch so 'ne stark hierarchische Vorstellung von dem Ganzen. Jetzt gar nicht so bewusst, aber irgendwo wird das ja vermittelt. Also du gehst da rein, um zu helfen. (Interview 12.05.2019)

Beide Passagen weisen darauf hin, dass ein Bewusstsein für die Problematik hierarchisierender Zuschreibungen nicht bedeutet, dass sie im Miteinander keine Wirkkraft entfalten können. Sie unterstreichen die Notwendigkeit einer kontinuierlichen und sensibel begleiteten Reflexionsarbeit.

Freiwillige erleben Selbstwirksamkeit in ihren Patenschaften sehr unterschiedlich. In zielorientierten Patenschaften lässt sich die Wirkung der Beziehung meist konkreter bestimmen: Wurde der Schulabschluss geschafft? Wurde ein Ausbildungsplatz gefunden? In beziehungsorientierten Patenschaften hingegen fällt die Einschätzung der Wirkung komplexer aus. Hier lässt sich ebenjener positive Einfluss auf die Entwicklung des Patenkindes benennen. Doch inwiefern kann dieser auf die Patenschaftsbeziehung zurückgeführt werden? Effekte der Patenschaft können kaum von anderen Faktoren im Leben des Kindes abgegrenzt werden. Selbstwirksamkeit erfuhr ich vielfach durch ein direktes positives verbales oder nonverbales Feedback meiner Patenjugendlichen bezüglich der gemeinsam verbrachten Zeit:

Ich merke, dass ich das Bedürfnis habe, ihr etwas zu bieten, mit ihr Dinge zu machen, die ihrem Alltag entrückt sind, etwas Besonderes und dass ich es beinahe als Lob empfinde, wenn sie sich dergestalt [»Das ist voll geil.«] äußert. (Tagebucheintrag 22.08.2019)

Eine positive emotionale Resonanz des Patenkindes ist demnach nicht nur hinsichtlich des Bedürfnisses von Pat:innen, eine zwischenmenschliche Nahbeziehung in der Patenschaft zu erfahren (s. 4.2.4 sowie 6.3), bedeutsam. Vielmehr kann eine positive Beziehungsentwicklung als solche zu einer Selbstwirksamkeitserfahrung werden. Sie signalisiert den Ehrenamtlichen, dass sie auf dem richtigen Weg sind.

Das Bedürfnis von Pat:innen, Selbstwirksamkeit in den Patenschaften zu erfahren, wurde durch die Aufgaben, Rollen und Effekte, welche die Koordinatorinnen den Ehrenamtlichen in der Vorbereitung und Begleitung der Patenschaften vermittelten, geformt und verstärkt. Erinnert sei hier etwa an die Aussage der Koordinatorin, dass wir zu dem Glück unserer Patenkinder beitragen könnten. In der Folge entstand bei Pat:innen oft ein hoher Anspruch an sich selbst, an die Beziehung und an die Patenkinder. In meiner eigenen Patenschaft kam meine Beschäftigung mit der Mentoringforschung hinzu – mit den darin formulierten Anforderungen an Pat:innen, der Beschreibung von schädlichen Effekten sowie der Forderung und Umsetzung einer Semi-Professionalisierung der Ehrenamtlichen. Ich sorgte mich, der großen Verantwortung nicht gerecht zu werden. Kam ich zwischenzeitlich zu der Erkenntnis, dass die Treffen mit Lara auch oder gerade dann schön waren, wenn ich mich von dem anstrengenden und zuweilen unnatürlichen Anspruch befreien konnte, jedes Mal etwas Besonderes oder etwas besonders Sinnvolles mit ihr zu unternehmen, so kamen mir in der Auseinandersetzung mit der Literatur hieran immer wieder Zweifel. Was würde jedoch passieren, wenn in Patenschaften anstelle von Fragen nach der Wirksamkeit entlang bedeutungsschwerer Schlüsselkonzepten

te wie Teilhabe, Chancengleichheit, Integration, Persönlichkeitsentwicklung etc. die Beziehungsstiftung als solche in den Vordergrund rückte? Von der Geflüchtetenhilfe hin zu notwendigen Begegnungen in der Einwanderungsgesellschaft quasi, deren Legitimität sich nicht aus der Messbarkeit ihrer Effekte speist. Wie würde sich das auf die Beteiligten und deren Beziehungen auswirken? Und wie ließe sich ein solcher Anspruch in der Bewerbung des Patenschaftsformats für Mittelgeber sowie bei der Akquise von Freiwilligen und Patenfamilien kommunizieren?

Die komplexen (Selbst-)Ansprüche und Verantwortungsapelle verschärften sich im Zuge der COVID-19-Pandemie um ein Vielfaches. In dieser Zeit erfuhr ich jenes Konfliktfeld hautnah selbst, das an der Schnittstelle der begrenzten Kapazitäten von Ehrenamtlichen und dem tatsächlichen Hilfebedarf der Zielgruppen freiwilligen Engagements, welcher von sozialstaatlichen Strukturen nicht ausreichend gedeckt wird, entsteht. Wie bereits dargestellt, bildet die Wahrnehmung, selbst versorgt und abgesichert zu sein, die Basis für freiwilliges Engagement. Die Herausforderungen, die ich und viele weitere Pat:innen in den Monaten der COVID-19-Pandemie in unserem Engagement erfuhren, deuten darauf hin, dass sich diese Absicherung nicht auf ökonomische Kriterien reduzieren lässt – obwohl sich auch diese für viele (freiwillig engagierte) Menschen in dieser Zeit maßgeblich verschlechterten. Vielmehr muss das Augenmerk auf die Ebene mentaler Stabilität ausgeweitet werden. Das betrifft im Besonderen jene Formen des Engagements, die sich der zwischenmenschlichen Begegnung verschreiben. Wie lässt sich Empathie, Geduld und Offenheit für ein Gegenüber aufbringen – sprich zusätzliche Affektbewältigung und Emotionsarbeit bewerkstelligen –, wenn das eigene Nervenkosüm blank liegt? Ich vermute, dass in dieser Zeit Formate zivilgesellschaftlicher Integrationsarbeit durch soziokulturell divergierende Verhaltensregister und Wertekanons sowie die häufig anzutreffenden Sprachbarrieren besonders herausgefordert waren. Das lässt sich jedoch nicht verallgemeinern. Für manche Pat:innen (s. Fallbeispiel 6.5) stellte gerade der Kontakt zu der Patenfamilie in den besonders angespannten Zeiten pandemiebedingter Kontaktbeschränkungen einen Ankerpunkt dar, der sich positiv auf ihre mentale Gesundheit auswirkte.

Orientierungslosigkeit, Unsicherheit und eine gewisse Vulnerabilität erfuhr ich in meinem Engagement jedoch nicht nur angesichts struktureller Ungleichheiten, sozialstaatlicher Versäumnisse und hoher (Selbst-)Ansprüche an meine Rolle als Patin, die in Pandemiezeiten besonders deutlich hervortraten. Wie meine Anekdote mit der kranken Schwester meiner Patenjugendlichen illustriert, können Pat:innen die sozialräumliche Umgebung der Patenfamilien als einen Mikrokosmos wahrnehmen. Dieser hebt die Komplexität von Machtdynamiken in dem Patenschaftsverhältnis hervor, die der Vorstellung eines unidirektionalen Gefälles widerspricht. Freiwillige verspüren dann oftmals die Notwendigkeit oder das Bedürfnis, sich den in den Patenfamilien vorherrschenden Regeln und Verhaltensregistern unterzuordnen (s. Fallbeispiel 6.6). Auch derartige Erfahrungen sollten idealerweise sensibel begleitet und reflektiert werden, da sie gesteigertes Konfliktpotenzial bergen und vielfach mit affektiven Anstrengungen einhergehen. Da derartige Dissonanzerfahrungen zum alltäglichen Erleben von Akteuren mit Migrations- oder Fluchterfahrung in der deutschen Mehrheitsgesellschaft gehören (vgl. Röttger-Rössler 2019a), birgt ein damit vergleichbares Erleben auf Seiten der Freiwilli-

gen wertvolles Potenzial zur Perspektiverweiterung und Förderung der Empathie in einer sich zunehmend diversifizierenden Gesellschaft.

Wie bei WG üblich, führte Mirjam nach drei Jahren mit Lara und mir ein zweites Gespräch über den weiteren Verlauf unserer Patenschaft. Hierin wurden wir gefragt, ob wir unsere Beziehung formal als Patenschaft weiterführen und dieser in diesem Zuge ein neues Ziel setzen wollen. Wir einigten uns jedoch darauf, unser Verhältnis aus dem formalisierten Rahmen zu lösen. Lara bezeichnete mich nun nicht mehr als ihre Lehrerin, sondern als Freundin. Ich versicherte ihr, dass sie sich auch nach dem Ende unserer offiziellen Patenschaft jederzeit bei mir melden könne, wenn sie Unterstützung benötigte – und natürlich auch sonst. Wir hielten in den folgenden Jahren Kontakt, wenn auch sporadisch. Unsere Treffen wurden mit der verstreichenden Zeit seltener, jedoch nicht weniger herzlich. Die Initiative hierfür ging jedoch stets von mir aus und ich vermute, dass das auch in Zukunft so sein wird.

6.2 Sophie und Laura: »Wir sind da, solange sie das möchten«

Ich treffe Sophie und Laura auf der Terrasse eines Cafés. Es ist Juni 2020, kurze Zeit, nachdem die Einschränkungen aufgrund der COVID-19-Pandemie zum ersten Mal etwas gelockert wurden. In dieser Zeit versuche ich Datenerhebungen nachzuholen, die mir in den vergangenen Monaten verwehrt geblieben sind. Laura und Sophie sind Schwestern, Anfang und Mitte Zwanzig. Sie führen seit ungefähr 1,5 Jahren eine Patenschaft mit den acht und zehn Jahre alten Brüdern Malik und Tarek. Ich kenne die vier bereits seit einigen Monaten. Sie nahmen, ebenso wie Lara und ich, an dem partizipativen Fotoprojekt »Perspektivwechsel« teil. Wir trafen uns auch zu anderen Freizeitangeboten des Vereins, wie Schlittschuhlaufen und Ehrenamtsabende. Ich traf die beiden Schwestern stets gemeinsam an, auch die Patenkinder waren immer zu zweit dabei. Sophie und Laura teilen sich die beiden Jungen nie im Sinne einer Eins-zu-Eins-Betreuung einzeln zu. Sie sind ein Vierergespann. Sophie und Laura zählen zu den aktiveren Ehrenamtlichen im Verein: gut erreichbar, interessiert an gemeinsamen Aktivitäten, die über die Treffen mit den Patenkindern hinausgehen, engagiert und aufgeschlossen.

Sophie und Laura waren bereits vor ihrer Patenschaft mit Malik und Tarek ehrenamtlich in einer Notunterkunft für Geflüchtete tätig. Hier engagierten sie sich sowohl in der Küche als auch in der Kinderabteilung. Zudem betätigten sie sich zum Zeitpunkt unseres Interviews bereits seit geraumer Zeit bei der Seebrücke, einer Nichtregierungsorganisation, die sich der Rettung von Geflüchteten auf dem Mittelmeer verschreibt. Das Engagement in der Notunterkunft beschreiben die Schwestern als sehr unstrukturiert und ich erfahre, dass ihre Kontakte zu den Menschen in der Unterkunft allesamt abbrachen. Sie wünschten sich darum etwas Beständigeres, Längerfristiges, bei dem es möglich ist, Beziehungen (zu Kindern) aufzubauen. Die Seebrücke bietet ihnen ebenfalls nicht den direkten Kontakt. Bei der Stiftung Gute-Tat wurde ihnen dann der Verein WG empfoh-

len. Sophie erklärt mir, zunächst eine Lernpatenschaft im Sinn gehabt zu haben. Von diesem Ansatz grenzen sich die Schwestern im Verlauf unseres Gespräches jedoch wiederholt ab.

Sie beschreiben, während ihrer früheren Studienzeit keine Möglichkeiten gehabt zu haben, sich frei zu entfalten und beziehen sich damit auf soziales und ehrenamtliches Engagement. Sie seien bereits früh politisch sozialisiert worden. Laura bemerkt dazu: »Ich hab' so richtig gemerkt, dass mir das voll fehlt, mich irgendwie in die Gesellschaft mit einzubringen. [...] Da hab' ich im Nachhinein so gemerkt, dass ich in diesen Aufgaben so voll aufgehe.« (Interview 22.06.2020)⁸ Als die Ankunft Geflüchteter besonders ab dem Jahr 2015 medial stark an Präsenz gewann und Sophie einen zunehmenden Rechtsruck in der Gesellschaft wahrnahm, entschied sie: »Du musst da jetzt was aktiv machen.« Damit verbunden war folgender Anspruch: »Wir müssen aus unseren weißen Privilegien hier rauskommen und mal gucken, wie gut es uns hier eigentlich geht.« Auf meine Frage, inwiefern die Fluchterfahrung bei der Auswahl des Engagements und der Kinder eine Rolle gespielt habe, erklärt Laura, dass sich das so ergeben habe, »da es diese Kinder schwerer haben, in der Gesellschaft anzukommen«. Sie hebt zudem hervor, dass die vierfache, alleinerziehende Mutter der beiden Jungen noch sehr jung sei. Die beiden Schwestern erklären, ihren Teil dazu beitragen zu wollen, Menschen bei der Integration zu helfen.

Sophie und Laura beschreiben ihre Patenschaft zu Malik und Tarek als sehr aktiv. Sie gehen gemeinsam auf den Spielplatz, in die Bibliothek und in Museen, essen zusammen, spielen Frisbee und Fußball sowie verschiedene Gesellschaftsspiele. Mit den altersbedingten Interessenunterschieden fänden sie einen guten Umgang, teilen sie mir mit. Einige der gemeinsamen Aktivitäten hätten sie aus ihrer eigenen Kindheit wiederentdeckt. Das ambivalente Alternieren von Patenkindern zwischen Duzen und Siezen, das ich selbst in meiner Patenschaft erlebe und in anderen Konstellationen beobachte, kennen die beiden Patinnen nicht. Sie werden geduzt. Dennoch distanzieren sie sich von der Bezeichnung, Freundinnen der Jungen zu sein: Dagegen spreche zum einen, dass die Jungen sich die Beziehung zu Beginn nicht freiwillig ausgesucht hätten, sondern die Initiative von der Mutter ausging. Zum anderen sei der Altersunterschied einfach zu groß, um die Patenschaft als Freundschaft zu bezeichnen. Mit der Mutter pflegen sie jedoch durchaus ein freundschaftliches Verhältnis, welches allerdings aufgrund sprachlicher Verständnisschwierigkeiten sowie aktueller pandemiebedingter Kontakteinschränkungen eher oberflächlicher Natur ist. Sophie bekräftigt jedoch, dass sie die Mutter weiterhin besuchen würden, sollten die Jungen die Patenschaft irgendwann nicht mehr aufrechterhalten wollen.

Die Patinnen nehmen die Mutter als dankbar wahr und vermuten, dass sie besonders die eigene Entlastung durch die Patenschaften schätzt. Sie versuche stets, ihnen etwas zurückzugeben. Meist ist das eine Einladung zum gemeinsamen Essen. Die Schwestern beschreiben weiterhin, dass die Familie sofort Vertrauen zu ihnen gefasst habe. Zu Beginn der Patenschaft waren häufig die jüngeren Schwestern der beiden Patenjungen dabei, mit denen sich die beiden Patinnen ebenfalls auf Anhieb gut verstanden. Sie wünschten sich auch eigentlich zwei Mädchen als Patenkinder. Die beiden jüngeren Schwestern

8 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

von Malik und Tarek waren zum damaligen Zeitpunkt der Vermittlung jedoch noch zu klein für eine Patenschaft.⁹ Als Sophie und Laura im Vermittlungsprozess dann jedoch von der Situation der Mutter erfuhren, mussten sie nicht lange von einer Patenschaft mit den Jungen überzeugt werden. Mittlerweile finden sie die Konstellation gut. Früh wurde deutlich, dass die beiden Brüder ohne ihre jüngeren Schwestern Zeit mit ihren Patinnen außerhalb der Wohnung der Familie verbringen wollten. Häufig hätten sie bereits die Schuhe angehabt, so erfahre ich, wenn die Patinnen in die Familie kamen, um sodann loszuziehen. Laura überlegt: »Ich glaub, die finden das dann auch ganz gut, wenn sie mal 'was für sich haben, wenn sie den ganzen Tag da in der Wohnung sitzen mit den anderen.« Wenig später unterstreicht sie noch einmal: »[Das] finden die Jungs schon ganz cool, dass wir nur für sie da sind.« Diese Aussage deckt sich mit dem Statement der Koordinatorin im Interview, in dem diese bekräftigt, dass ein Eins-zu-ins-Prinzip auch von den Kindern wertgeschätzt und nach einer Zeit auch eingefordert wird (s.4.3.1).

Die Schwestern betonen in unserem Austausch die Bedeutung und den Mehrwert der Überbrückung soziokultureller Milieugrenzen und heben hervor, dass die Patenkin-der durch sie eine andere Form der Lebensführung kennenlernten. Sie achten mit den Jungen besonders auf eine geschlechtersensible Sprache und bemühen sich auch anderweitig, als Gegengewicht zu den für sie eher konservativ anmutenden Geschlechtervorstellungen in der Familie zu fungieren. So versuchen sie etwa, den Kindern eine alternative Sichtweise nahezulegen, wenn es darum geht, dass Jungen kein rosa anziehen oder Mädchen nicht ausrasten dürften: »Da gehen wir rein und fragen nach [...].« Sie versuchen zudem, mit ihnen den Kiez kennenzulernen, in dem die Familie lebt. Auch dies ist ein vom Verein häufig kommuniziertes Ziel von Patenschaften, der häufig beobachtet, dass die Patenfamilien die unmittelbare und weitere Umgebung, in der sie leben, nur wenig kennen. Pat:innen sollen die Kinder entsprechend anleiten, unterstützen und begleiten, sich ihr Umfeld zu erschließen. Die Schwestern betonen in unserem Gespräch mehrfach, selbst ebenso von den neu gewonnenen Kontakten mit arabischen Menschen zu profitieren.

Von Zeit zu Zeit ruckelt es in der Beziehung. Ich erfahre, dass die Kinder manchmal lustlos, schlecht gelaunt und beleidigt sind. »Am Anfang hat man das persönlich genommen, aber inzwischen geht man dann auch wieder einen Schritt auf sie zu und dann ist es auch wieder voll okay.« Die Schwestern erklären, sich inzwischen daran gewöhnt zu haben, »dass es halt Höhen und Tiefen gibt, aber [wir] finden ganz gut wieder zusammen.« Dennoch empfinden Sophie und Laura den intensiven Austausch und die Aktivitäten mit den Patenkindern, die Hin- und Rückwege und die Verantwortungsübernahme als anstrengend und sind nach den Treffen häufig erschöpft: »Ich bin jedes Mal durch.« In diesem Zuge beschreibt Laura, manchmal recht unmotiviert zu den Jungen zu fahren. Obwohl ich dieses Gefühl selbst kenne, überrascht mich ihre Aussage, scheint sie doch nicht zu dem liebevollen und zugewandten Umgang zu passen, den ich stets zwischen den Schwestern und ihren Patenjungen beobachten konnte. Umso mehr lässt sie mich vermuten, dass eine gewisse Überwindung zu den Patenschaftstreffen und eine Erschöpfung im Anschluss daran Begleiterscheinungen sind, die die Mehrheit der Pat:in-

9 Zu einem späteren Zeitpunkt meiner Forschung wurden auch die beiden Mädchen in Patenschaften vermittelt.

nen kennen. Nichtsdestotrotz genieße sie die Treffen an sich, so führt Laura weiter aus. Sie sei dann in der Lage, abzuschalten und für die Dauer der gemeinsam verbrachten Zeit den Alltag hinter sich zu lassen. Die Patin resümiert, dass sie eine Patenschaft nur jedem empfehlen könne.

6.2.1 Verantwortung für den Bildungserfolg der Kinder

Die Herausforderungen, die Laura und Sophie zum Zeitpunkt unseres Interviews hervorheben, beziehen sich nicht auf das zwischenmenschliche Verhältnis zu Malik und Tarek oder etwaige Irritationen aufgrund politischer oder religiöser Einstellungen. Schwierig gestaltet sich für sie hingegen die Navigation ihrer Rollen und Aufgaben in der Patenschaft. Dieser Rollenkonflikt findet jedoch nicht zwischen Hilfesuchen und Erwartungen von Seiten der Familie und ihren eigenen Kapazitäten und Bedürfnissen statt, wie das in anderen Konstellationen häufig der Fall ist. Er entspringt vielmehr dem Selbstanspruch der Schwestern. Sophie fragt sich, ob sie die Jungen nicht mehr schulisch fördern könnten *und sollten*. Die Schwestern betonen zwar wiederholt, keine Lernpatenschaft zu haben, meinen aber, bezüglich der Bildung und Sprachkenntnisse der Jungen etwas tun zu müssen. Ihr Anspruch scheint besonders von der Diskrepanz zu ihrem eigenen Hintergrund formaler Bildung geprägt zu sein: Sie studieren beide, die Jungen könnten hingegen gerade einmal fünf Sätze auf Deutsch sagen. Besonders die Zukunftsperspektiven der Brüder erscheinen ihnen darum düster. Ich habe den Eindruck, dass sich Laura und Sophie schon länger mit der Thematik befassen und diesen Aspekt in unserem Interview nicht das erste Mal miteinander besprechen. Das Problem: Ihnen fehlt die Zeit. Sie heben zudem noch einmal hervor, dass sie eigentlich keine Lernpatenschaft wollten. »Aber das sind halt jetzt unsere Kinder und wie sollen wir uns da jetzt komplett raushalten? Die Mutter kann's nicht regeln«.

Laura und Sophie beklagen, dass die Schulschließungen im Frühjahr 2020 für das schulische und sprachliche Niveau der beiden Jungen besonders gravierend waren. Die Kinder seien drei Monate zu Hause geblieben, wo es keinerlei Lernatmosphäre gegeben habe. Das private Umfeld der Familie sei zudem ausschließlich arabischsprachig. Für die Patinnen entsteht aus der Beobachtung der wachsenden schulischen Defizite und ihrer Untätigkeit zunehmend ein Konflikt, der sich in einem Gefühl der Frustration niederschlägt: »Unser Fokus ist halt auf den beiden Jungs und dass die vorankommen – und das tun sie halt nicht.« Einerseits wollen sie Verantwortung übernehmen, andererseits wollen sie nicht zu bestimmend sein. Sie unterstreichen, dass eine entsprechende Unterstützung *ihr* Anspruch sei, nicht der der Patenfamilie. Unschlüssig sind sich die beiden auch, inwiefern sie eine schulische Unterstützung überhaupt leisten könnten oder ob die Strategie eher lauten sollte, der Mutter Wege aufzuzeigen, wie diese selbst für den schulischen Erfolg ihrer Kinder sorgen kann. Die Patinnen scheuen jedoch davor zurück, ihre Bedenken über die schulische Entwicklung ihrer Patenkinder der Mutter gegenüber offen zu kommunizieren, aus Angst, diese zu bevormunden. Von Anfang an nahmen die Schwestern wahr, dass die Mutter die Patenschaften vor allem schätzt, da sie selbst nicht weiß, was sie mit den Jungen in dem Alter anfangen soll. Sie betonen in diesem Zuge jedoch zugleich ihre Anerkennung gegenüber den Leistungen der Allein-erziehenden. Ihnen liegt es fern, sie zu diskreditieren. Die Schwestern nahmen bereits

Kontakt zu Lehrerinnen auf, die daraufhin – ähnlich wie auch ich es erlebte – annahmen, sie seien fortan für das Schulische zuständig und ansprechbar. Als sich die Schwestern davon überfordert ratsuchend an Mirjam wandten, bekräftigte die Koordinatorin sie in dem freizeitlichen Schwerpunkt ihrer Patenschaft.

Erschwerend hinzu kommt, dass die Patenkinder das Thema Schule abblocken, sobald die Patinnen hierauf den Fokus lenken. Die Kinder hätten schlicht keine Lust zu üben und sie seien nicht konzentriert. Zudem mutmaßen Sophie und Laura, dass den Jungen ihr Wissensstand peinlich ist. Sie beobachten bei den Patenkindern Frustration, wenn diese mit zunehmendem Alter ihre Schwächen bemerken und mit ihren schulischen Defiziten konfrontiert werden. Letztere führen die Schwestern nicht auf die kognitiven Kapazitäten der Kinder zurück, sondern auf deren fehlende Förderung. Ich erfahre, dass die Jungen nur am Handy, am I-Pad und am Fernseher hängen. Analog zu ihrer Befürchtung, die Mutter zu bevormunden, sehen die Patinnen die Gefahr, die Patenkinder entgegen ihren eigenen Vorstellungen und Ansprüchen zu drängen. Sophie resümiert zum Thema: »Das ist quasi das einzige Problem, was ich [in der Patenschaft] habe.« Laura bekräftigt dies, indem sie ihre anfänglichen Zweifel rekapituliert, ein wöchentliches Treffen zeitlich leisten zu können. Nun, da sie festgestellt habe, dass das kein Problem darstellt, »fängt halt das mit der Bildung an.«

Die Aushandlung von Laura und Sophie hinsichtlich ihrer Rollen in der schulischen Entwicklung der Patenkinder konnte ich bereits einige Monate vor unserem Interview und den folgenschweren Schulschließungen beobachten. Es ist Anfang Februar 2020. In den Schulferien organisiert WG für die Besucher des Kiezcafés und die Patentandems verschiedene Freizeitaktivitäten. Etwa 30 Personen treffen sich zum Schlittschuhlaufen. Es ist ein grauer Nachmittag. Wir alle sind dick in unsere Winterjacken eingehüllt und warten, dass wir auf die Eisfläche gelassen werden. Es bilden sich die üblichen Grüppchen vom Kiezcafé. Sophie und Laura stehen mit ihren Patenkindern etwas abseits. Ich geselle mich zu ihnen und wir tauschen uns über das laufende Projekt »Perspektivwechsel« aus. Sie fragen mich schließlich, ob Lara ein Halbjahreszeugnis erhalten habe, was ich bestätige. Die beiden Brüder versicherten ihnen, dass sie kein Zeugnis bekommen haben, was die Patinnen jedoch bezweifeln. Laura kitzelt Tarek spielerisch am Ohr und droht ihm spaßend: »Das ist jetzt die letzte Gelegenheit, mit der Wahrheit herauszurücken!« Offensichtlich versuchten die beiden Patinnen bereits zuvor erfolglos, den Jungen ein Geständnis zu entlocken. Der Junge, sich unter der ihn neckenden Hand herauswindend, bleibt bei seiner Aussage, kein Zeugnis erhalten zu haben. Die Patinnen erklären mir, sie würden sich einfach gern selbst ein Bild vom derzeitigen schulischen Stand ihrer Patenkinder machen. Sie vermuten, dass die Jungen die Zeugnisse bewusst vor ihnen geheim halten, weil sie so schlecht sind und/oder weil sie keine Lust haben, schulische Inhalte in ihrer Patenschaft zu besprechen oder zu bearbeiten. Eine gute Woche später treffen wir uns wieder in den Räumlichkeiten des Vereins, wo ich mich bei Sophie und Laura nach der Zeugnisfrage erkundige. Die Jungen erhielten in der zweiten und dritten Klasse tatsächlich noch keine Halbjahreszeugnisse. Laura rechtfertigt ihre diesbezügliche Skepsis, indem sie erklärt, die Mutter habe halt einfach wirklich keine Ahnung von Zeugnissen und könne damit nichts anfangen. Sie sind jedoch der Meinung, dass jemand derlei im Blick behalten muss. Wenn das nicht die Mutter sei, dann eben die Patinnen.

6.2.2 Was heißt schon Integration?

Wie immer erkundige ich mich gegen Ende eines Interviews bei meinen Gesprächspartnern, was es aus ihrer Sicht für eine gute Patenschaft brauche. Für die Schwestern sind Freude, Geduld, Spaß, Harmonie und beidseitiges Interesse die tragenden Zutaten. Im Umgang miteinander seien zudem Höflichkeit, Respekt und Regelmäßigkeit entscheidend. Für Sophie und Laura ist außerdem klar, dass eine Patenschaft nur dann funktionieren kann, wenn die Chemie stimmt. Hätten die Jungen selbst keine Lust auf die Patenschaft, so würde das Ganze nicht funktionieren. Entsprechend knüpfen die Schwestern auch die Dauer der Patenschaft an die Bereitschaft der Brüder, sich mit ihnen zu treffen. Für sie steht jedoch fest, dass sie auch über ein etwaiges Ende der Beziehung hinaus in der Familie bleiben würden. Was sie selbst in der Patenschaft lernten? Geduldig zu sein und Rücksicht zu nehmen.

Auf meine Frage, wie sich Patenschaften zu Begrifflichkeiten wie Chancengleichheit, Teilhabe und Integration verhielten, greifen sie letzteren Begriff auf. Sophie stellt fest, dass es bei einer Familie mit drei Pat:innen doch ganz gut aussehe mit der Integration. Sie bezieht sich damit offensichtlich auf die Dimension der sozialen Integration. Ihre Schwester stellt die dahinter liegende Erwartung der sozialen Überbrückung zwischen Mehr- und Minderheitengruppen jedoch zugleich in Frage: Was sei denn Integration überhaupt? »Wer sagt dir, wann bist du fertig integriert?« Die Familie sei bereits bestens in das arabische Umfeld in Berlin integriert. Damit fühlten sie sich wohl, sie hätten ihr Umfeld, seien angekommen. Wer sagt also, so fragt Laura weiter, dass es unbedingt ein deutsches Milieu sein müsse, in das sich die Betroffenen integrieren? Wäre das ein Zeichen für fehlgeschlagene Integration, wenn sie als Patinnen die einzigen deutschen Kontakte der Patenfamilie wären? Und was bedeute schon soziale Teilhabe? Die Familie sei in keinem Verein organisiert, verfüge jedoch über ein umfangreiches freundschaftliches Netzwerk. Laura kehrt an diesem Punkt jedoch noch einmal zu den schulischen Schwierigkeiten der Jungen zurück. Diese wiegen für sie schwer. Zudem findet die Mutter keine Arbeit. Suche sie denn aber überhaupt nach welcher? Den Deutschkurs hat sie an den Nagel gehangen, ihren Führerschein macht sie auf Arabisch. Die Mutter habe schlichtweg kein Interesse, so resümiert Laura, ein »deutsches Leben« zu führen. Von den Bedürfnissen und Handlungen der Mutter schlägt sie noch einmal den Bogen zu den Kindern: »Ich sehe halt nicht, wie die Jungs klarkommen sollen ohne die deutsche Sprache langfristig.«

Die Motivation zum Ehrenamt bestand für die Schwestern aus jener häufig anzutreffenden Kombination aus dem Wunsch nach Selbstverwirklichung, der Erfüllung eigener Bedürfnisse sowie dem Ziel, einen gesellschaftlich relevanten Beitrag zu leisten. Zugleich unterstreicht die Reflexion der eigenen gesellschaftlichen Privilegien – »wie gut es uns hier geht« – die sozioökonomische Stabilität der freiwillig Engagierten als Voraussetzung für die Tätigkeit. Aus der Reflexion dieser Privilegien leiteten die beiden Schwestern eine Verantwortung ab, sich für die Gesellschaft als Ganzes und insbesondere für weniger privilegierte Gruppen einzusetzen.

Sophie und Laura reflektierten aus einer machtkritischen Perspektive die dominanten Vorstellungen von Integration und die einseitigen Erwartungen an migrantisierte Akteure. Zentral war dabei die Reflexion darüber, welches Maß sozialer Integration notwendig ist – für die Gesellschaft als Ganzes, für die Mutter, für die Kinder und für deren Bildungserfolg. Konnte eine Integration in die arabische Community in Berlin nicht auch als erfolgreiche Integration verstanden werden? Was bedeutete es jedoch für die sprachlichen Fähigkeiten der Kinder, wenn keine Kontakte zu deutschsprachigen Akteuren vorhanden waren? Die Bildungsbenachteiligung und schulischen Schwierigkeiten der beiden Patenjungen, welche durch die pandemiebedingten Schulschließungen um ein Vielfaches verschärft wurden, führten für die beiden Patinnen zu Rollenkonflikten.

Wie auch andere Pat:innen wandten sich Sophie und Laura im Rahmen eines virtuellen Patenstammtischs mit ihrem Konflikt an die Koordinatorinnen, die jedoch ebenfalls machtlos erschienen. Ihr Verweis auf Nachhilfeprojekte im Kiez wirkte hilflos. Es müsste interveniert werden – so war allen Anwesenden klar –, die Frage war nur, von wem. Die Mutter würde nicht bemerken, so hob Laura hervor, dass ihre Söhne nicht lesen und schreiben können, da sie es selbst ebenso wenig beherrschte. Etwaige staatliche Unterstützungsstrukturen, die gezielten Sprachförderunterricht ermöglichten, waren nur unzureichend vorhanden oder für die Familie kaum zugänglich. Die Patinnen Laura und Sophie bezeugten bei den Jungen eine zunehmende Bildungsbenachteiligung, der sie jedoch nichts entgegensetzen konnten. Dies wog angesichts der wachsenden zwischenmenschlichen Nähe und Zuneigung, die sie zu ›ihren Kindern‹ verspürten, umso schwerer. Sie vermochten nicht, sich gegenüber offensichtlichen Bedürfnislagen abzugrenzen und diese schlicht auszuhalten. Sich auf eine Freizeitpatenschaft zurückzuziehen, erschien ihnen nicht stimmig. Sophie und Laura übernahmen in diesem Zuge die Verantwortung und Rolle einer Erziehungsinstanz, die schulische Belange im Blick behielt. Dies wurde seitens der Familie nicht von ihnen erwartet und auch sie selbst hadernten mit den Herausforderungen, die sich hieraus ergaben. Die Patinnen hinterfragten zudem, ob derlei nicht bevormundend gegenüber der Mutter war.

Einen solchen Konflikt zwischen dem Anspruch, das Patenkind in schulischen Belangen zu unterstützen, dabei jedoch gegen die eigenen Widerstände sowie gegen die des Gegenübers arbeiten zu müssen, beobachtete ich auch bei anderen Patentandems. Bei älteren Patenjugendlichen wurde deren Unlust gegenüber schulischen Inhalten vielfach zu einer Hürde, die insbesondere jüngere Patinnen nicht überwinden konnten oder wollten. Die Freiwilligen tendierten dann dazu, die egalitären, freundschaftlichen Aspekte ihrer Patenschaftsbeziehung in den Vordergrund zu stellen und hatten entsprechend Schwierigkeiten, eine Rolle einzunehmen, in der sie Lerninhalte vermittelten. Angesichts dieses Rollenzwiespalts befragten sie immer wieder den Zweck und die Wirkung ihrer Patenschaftsbeziehung. Das Wissen um die gesellschaftliche und biografische Bedeutung schulischer Erfolge prägte einerseits ihren Selbstanspruch an das Engagement und beförderte ein schlechtes Gewissen, dem Gegenüber zu diesem Zweck nicht das eigene kulturelle Kapital zur Verfügung zu stellen. Dahingegen wurde die Rolle als Vertraute, Fürsprecherin und Unterstützerin abgewogen, die in der Lage ist, dem Patenkind einen Raum außerhalb eben jener schulischen Leistungszwänge zu eröffnen. Auch das betrachteten die Akteure als wertvoll für die sich entwickelnde Beziehung.

Ich vermute, dass die Tatsache, dass ihre Patenschaft von vornherein als Doppeltandem angelegt war, Laura und Sophie maßgeblich bei der Aushandlung derartiger Schwierigkeiten half und ihr Austausch untereinander für sie eine entscheidende Reflexionsplattform darstellte. Denn auch sie teilten die Wahrnehmung, dass man zwar anderen Personen von den Erfahrungen in der Patenschaft berichten kann, diese jedoch wenig mehr tun können, als zuzuhören, da sie es ja selbst nicht ausprobiert haben.

6.3 Maria: »Ich versuche im Service zu sein«

Die Patenschaft von Maria und Malisa gehört zu denjenigen, deren Entwicklung ich im Verlauf meiner Forschung aus Perspektive der Pat:innen am intensivsten begleiten konnte. Wir unterhalten uns zu unserem ersten Treffen lange in einem Café, wo Maria mir von ihrem Weg zu WG, ihren Vorstellungen und Idealen sowie den ersten Monaten ihrer Patenschaft berichtet.

Vor ihrer Patenschaft bei WG war Maria an den Wochenenden ehrenamtlich in einer Notunterkunft für Geflüchtete tätig, in der sie das dortige Bastelangebot bespielte. Sie wünschte sich jedoch eine nachhaltigere Form des Engagements mit längerfristigen zwischenmenschlichen Kontakten. Dabei war ihr die Verbindung zu Kindern besonders wichtig. Zu WG fand Maria über eines der Vorstandsmitglieder. Ich erfahre, dass sie am Format der Patenschaft besonders die Eins-zu-Eins-Konstellation fasziniert sowie die Möglichkeit, Kinder auf ihrem Weg positiv zu beeinflussen. Sie versteht sich als große Schwester ihres Patenmädchens und als solche nimmt sie auch wiederholt eine beschützende Funktion ein. Eine enge Bindung, die sie in unserem Interview weiterhin als Freundschaft und als Begleitung fasst, ist für sie wichtig und stellt eine bedeutende Komponente ihrer Motivation zum Engagement dar: »Das ist das Schöne an so einer Patenschaft, dass es dann auch irgendwann deine Kinder werden.« (Interview 28.03.2019)¹⁰ Den Anspruch an ihr Engagement formuliert sie dabei wie folgt: »Wenn ich denen das Gefühl vermitteln kann, Freundschaft ist grenzenlos, dann bin ich happy.« Dazu gehören auch die beidseitige Perspektiverweiterung und das Aufbrechen von Stereotypen – sie bezeichnet diese als »Mythen« – die über die jeweils anderen vorherrschen. Als wir uns über Herausforderungen und Konflikte in den Patenschaften austauschen und ich sie in diesem Zuge frage, was uns als Patinnen ihrer Meinung nach dazu bringt, in den Beziehungen mitunter an und über unsere Grenzen zu gehen, wird deutlich, dass ihre Motivation auch eine politische Dimension aufweist. Sie will Menschen das Gefühl geben, akzeptiert zu werden, damit ein Zeichen gegen Rassismus setzen und »gerade den Menschen eine Lobby geben, die keine haben«. Dafür stellt sie dem Kind ihre eigenen Ressourcen, Fähigkeiten und Netzwerke zur Verfügung. Patenschaften könnten, so Marias Verständnis, den Kindern als Brücke in die hiesige Gesellschaft dienen und ihnen Unterstützung bei ihrem Werdegang bieten. An der Metapher der Brücke zeichnet sich Marias Anspruch ab, einen Beitrag zur Integration ihres Patenmädchens zu leisten, das im Jahr 2015 aus Syrien nach Deutschland kam. Zum Zeitpunkt unseres Interviews besteht die Patenschaft zu dem neunjährigen Mädchen seit etwa fünf Monaten. Zu den

10 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

gemeinsamen Treffen ist meist die elfjährige Schwester dabei, da Malisa zu schüchtern ist, um sich allein mit ihrer Patin zu treffen. Maria selbst ist zu diesem Zeitpunkt Ende dreißig und im Begriff, sich beruflich neu zu orientieren.

Maria zeigt sich in unserem Interview begeistert von der Idee, ihr Patenkind von den in ihrer Ausbildung erlernten Ansätzen und Methoden profitieren zu lassen und setzt diese aktiv ein, um das Selbstbewusstsein des Mädchens zu stärken. Sie ist sich bewusst, dass die Familien bei WG vor allem die schulische Unterstützung ihrer Kinder fokussieren. Besonders der Vater ihres Patenkindes habe, so berichtet mir Maria von ihrem Eindruck, den schulischen Fortschritt seiner Töchter und deren Deutschkenntnisse stets im Blick. Er vermittelt der Patin wiederholt, dass das Mädchen Lesen üben müsse. Maria verbringt mit Malisa viel Zeit in der nahegelegenen Bibliothek, wo sie gemeinsam Lerninhalte bearbeiten. Im Gegensatz zu manch anderen Pat:innen scheint für Maria die Erwartung der Eltern, durch die Patenschaften schulische Unterstützung für ihre Kinder zu erhalten, keine Belastung oder Irritation darzustellen. Maria betont stattdessen, dass der Bildungsanspruch der Eltern gerade angesichts ihrer sozioökonomischen Prekarität und einem geringen Niveau formaler Schulbildung unbedingt positiv bewertet werden müsse. Er sei Ausdruck des Potenzials der Familie, welches sie gern fördern möchte. Die Patin reflektiert in unserem Gespräch jedoch auch die Schwierigkeit, das Konzept der Patenschaft inhaltlich und sprachlich zu übersetzen, was an der Bezeichnung *Lehrerinnen* deutlich würde (s. 4.2.1). Die Familien verstünden den sozialen Hintergrund des Formates nicht, so Maria, da eine ehrenamtliche Tätigkeit für sie kulturell eher unüblich sei.

Auf meine Frage, welche Rolle die Fluchterfahrung des Patenkindes für sie spiele, erfahre ich, dass der Patin der Hintergrund des Kindes eigentlich egal war. Sie hätte sich aufgrund der Herkunft ihres Mannes jedoch über eine syrische Familie gefreut, da ihr die Kultur schon vertraut war. Ihr Mann war es schließlich auch, der sie über den palästinensischen Hintergrund der Familie aufklärte.¹¹ Der Verein gab den Ehrenamtlichen hierzu meist keine näheren Informationen. Das lag nicht zuletzt daran, dass den Koordinatorinnen die Diversität der Gruppe der Geflüchteten aus Syrien selbst lange Zeit nicht bewusst war (s. 5.1). Maria schließt aus der Fluchterfahrung ihrer Patenfamilie auf eine kulturelle Entwurzelung, die im Leben der Kinder zu vielen biografischen Unterbrechungen geführt hat, hebt jedoch zugleich deren Resilienz hervor, vor der sie großen Respekt hat. Vor diesem Hintergrund erweitert Maria das Verantwortungsspektrum von Pat:innen und betont, dass wir für die Kinder Ansprechpersonen seien, die ihnen gut zureden und das Gefühl geben, aufgehoben und sicher zu sein. Ich erfahre, dass sie besonders zu Beginn ihres Engagements das Bedürfnis verspürte, der Familie bei den vielschichtigen Herausforderungen des Ankommens in Deutschland zu helfen. Sie brachte ihnen in den ersten Wochen vielerlei materielle Unterstützung, etwa in Form von Kleiderspenden. Zudem übersetzte ihr Mann im Austausch mit den Eltern und half bei be-

11 Syrerinnen und syrische Palästinenser unterscheiden sich maßgeblich hinsichtlich ihrer sozioökonomischen Voraussetzungen im Herkunftsland und in Deutschland, bezüglich möglicher Fluchtwege, sozialer Netzwerke in Syrien und Anknüpfungspunkten in Deutschland sowie hinsichtlich der Möglichkeiten zur Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft. Palästinenserinnen leben in Syrien häufig in großen Geflüchtetenlagern oder separaten Wohngebieten als anerkannte Geflüchtete und besitzen nicht die syrische Staatsbürgerschaft.

hördlichen Schwierigkeiten. Der Verein sensibilisierte sie jedoch dafür, nicht in einen Aktionismus zu verfallen und die eigenen Grenzen zu wahren. Hierfür war sie dankbar. Es bewege schon viel, einfach zuzuhören, unterstreicht Maria.

Nach ihrer Einschätzung zum Thema Augenhöhe in der Patenschaft gefragt, antwortet mir Maria: »Augenhöhe sollte von uns Patinnen ausgehen.« Das Patenkind erretten oder diesem die Welt zeigen zu wollen, stünden Augenhöhe entgegen. Wichtig sei darum, »dass man nicht das Gefühl habe, man habe jetzt einen großartigen Erziehungsauftrag [...], sondern dass man eher die Kinder inspiriert«. Wenn Pat:innen da sind und zuhören, entstünde automatisch Augenhöhe. Ihr sei es leichtgefallen, Augenhöhe herzustellen, da sie den Bedürfnissen der Kinder gefolgt sei: »Ich versuche im Service zu sein. Ich frage immer, was sie machen wollen, worauf sie Lust haben.« Maria gibt jedoch zu bedenken, dass die Kinder erst lernen müssten, mit der Freiheit umzugehen – ein Hinweis, den auch WG neuen Freiwilligen vermittelt. Augenhöhe wird für Maria also durch eine Form der emotionalen Fürsorgearbeit von Seiten der Pat:innen hergestellt, welche die Bedürfnisse der Kinder in den Mittelpunkt rückt und sich durch Beständigkeit, Empathie und Anteilnahme auszeichnet. Pat:innen sollten Impulse geben, sich darauffolgend jedoch am Handeln und der Persönlichkeit des Patenkindes orientieren. Hierzu gehöre, dass die Ehrenamtlichen die eigenen Maßstäbe und Bedürfnisse zurückstellen. Ein Patenkind sei immer eine »Überraschkiste«. Maria resümiert ihren Selbstanspruch und ihre Erwartungshaltungen an die Patenschaft folgendermaßen:

Erst mal als Fazit ist es 'ne ganz tolle Sache. Es ist eine wunder-, wunderschöne Sache, die sehr erfüllend ist, die viel Spaß macht. [...] Am Ende ist es wichtig, dass die Kinder lächeln. [...] Einer der größten Kompromisse ist, dass man seine eigenen Glaubenssätze und Bedürfnisse zur Seite stellt, um weiterhin im Service sein zu können.

Dieses Interview stellt den Auftakt eines sich in den kommenden Monaten und Jahren intensivierenden Austauschs dar. Gemeinsame Interessen und eine grundsätzliche Sympathie bilden die Basis unserer sich entwickelnden Freundschaft. Unsere Gesprächsthemen gehen mit jedem Treffen weiter über unsere geteilte Erfahrung als Patinnen hinaus, streifen diese jedoch stets. Mit der Zeit wächst das gegenseitige Vertrauen. Maria tut es gut, mit jemandem über ihre Patenschaftserfahrung sprechen zu können, der sie versteht. Mir geht es ähnlich.

6.3.1 Zuschreibungen und Erwartungshaltungen werden nachjustiert

Im Verlauf der Patenschaft werden Marias anfängliche – häufig idealisierte – Zuschreibungen an ihr Patenkind zunehmend komplexer, Erwartungshaltungen angepasst und Ansprüche neu ausgerichtet. Mit diesen Prozessen gehen Anstrengungen, Momente der Enttäuschung und Desillusionierung einher. Wir tauschen uns hierüber aus und ich erkenne mich in ihren Schilderungen wieder. Knapp drei Monate nach unserem Interview berichtet mir Maria in einem informellen Gespräch, dass sie von der Patenschaft eine Pause gebraucht und dafür den Monat Ramadan genutzt habe. In unseren kommenden Treffen äußert sie wiederholt eine Irritation über das Verhalten ihres Patenkindes und dessen Schwester. Sie erklärt, dass sie nun nicht mehr das gleiche Potenzial in ihnen se-

he wie noch zu Beginn der Patenschaft. Schrieb Maria den Mädchen anfänglich noch einen hohen Grad an Resilienz zu und verspürte im Angesicht dessen, was sie schon alles durchmachen mussten, ein Gefühl von Scham, so werden mit der Zeit Irritationen über politische Äußerungen, Umgangsformen und eine fehlende Tagesstruktur präsenter. Besonders ein »Ghettoslang« sowie Kommentare, die einen palästinensischen Nationalpatriotismus vermuten lassen, hallen bei der Patin nach. Ihr früheres Engagement in der Geflüchtetenunterkunft, in der sie das Bastelangebot stellte, erinnerte Maria in unserem ersten Gespräch als sehr kräftezehrend. Kinder liefen dort unbetreut herum, würden versorgt, jedoch nicht umsorgt. Sie beklagte, dass die Eltern in der Unterkunft vielfach überhaupt keinen entsprechenden Erziehungsanspruch hätten. Ihr fielen eine mangelnde Schlafhygiene, ein fehlender Tagesrhythmus und Routinen ebenso wie eine niedrige Aggressionsschwelle und Aufmerksamkeitsspanne der Kinder negativ auf. Die Familie ihres Patenkindes beschrieb sie zum damaligen Zeitpunkt hingegen als sehr »invested«. Diese Kontrastierung, die mit eindeutigen normativen Vorstellungen und moralisierenden Zuschreibungen einhergeht, verliert im Verlauf der Patenschaftsentwicklung Kontur. Maria berichtet mir immer wieder von Beobachtungen in der Patenfamilie, die ihrer vormaligen Beschreibung der Zustände in der Geflüchtetenunterkunft ähneln. Sie nimmt in der Familie ihres Patenmädchens zunehmend defizitäre Voraussetzungen und Praktiken wahr.

Maria betont nach wie vor, dass die Patenschaften nur funktionieren, weil die Pat:innen einen Schritt zur Seite treten. Neben der Fokussierung auf die Bedürfnisse des Patenkindes betrifft dies den Umgang mit Irritationen. Durch Zurückhaltung würden wir vermeiden, dass die Fronten in konfliktiven Momenten aufeinanderprallen. Eine solche Selbstregulation ist, wie ich zum Zeitpunkt dieser Aussage bereits in meiner eigenen Patenschaft erfahren habe, anstrengend. Obwohl sich Maria von Anbeginn für ein Zurücknehmen der eigenen Glaubenssätze ausgesprochen hat, scheint sich im Verlauf der Patenschaft ihre Bereitschaft hierfür abzuschwächen und sie an ihre Grenzen zu stoßen. Sie berichtet mir davon, oftmals erschöpft von den Patenschaftstreffen nach Hause zu kommen und sich durchaus einen entspannteren Zeitvertreib vorstellen zu können. Um dem zu begegnen, entwickelt die Patin Strategien: Vereinzelt trifft sie sich etwa mit den Schwestern ihres Patenkindes und deren Patinnen gemeinsam. Das sei weniger anstrengend, da man sich die »Moderation« und auch die Verantwortung für die Kinder aufteilen könne.¹² Die Mädchen bekämen dabei eine richtige »Aufmerksamkeitsdusche« von den Patinnen.

Für die gemeinsamen Treffen bereitete Maria besonders in der Anfangsphase ihrer Patenschaft häufig umfangreiche Materialien vor, mit denen sie das Patenmädchen zum *lebendigen Lernen* zu aktivieren versuchte. Später gehen sie auch gemeinsam in Cafés. Weiterhin sind Kino- und Museumsbesuche sowie Ausflüge in einen Trampolinpark Teil

12 Die Wahrnehmung, dass gemeinsame Treffen mehrerer Patentandems weniger anstrengend für die Pat:innen sind, teilten auch andere Freiwillige. So fragte mich eine Patin in einer Phase, in der ihre Patenschaft zu kriseln begann, mehrfach, ob wir ein Vierertreffen wiederholen könnten. Auch für mich waren solch gemeinsame Treffen mit anderen Patentandems angenehm und weniger herausfordernd.

des abwechslungsreichen Programms, welches sie sich für die gemeinsame Zeit überlegt. Zu einem späteren Zeitpunkt erfahre ich jedoch von Maria, dass sie ihren anfänglichen Anspruch mit der Zeit heruntergeschraubt hat. Sie spürt, dass es sie zu viel Energie kostet. Zudem zeitigen die gemeinsamen Aktivitäten, besonders jene wie der Museumsbesuch, die eher dem Bereich der kulturellen Bildung zuzuschreiben sind, bei dem Patenmädchen nicht die erhoffte Reaktion. Maria nimmt ihr Patenkind nunmehr als anspruchslos(er) wahr und erklärt mir, dass es gar keiner besonderen Aktivitäten bedürfe. Sie verweist auf die Aussage der Koordinatorin, dass die Beziehung selbst für die Kinder bereits wertvoll sei. Einfach da zu sein, würde genügen.

Maria beklagt ebenfalls ein gesellschaftliches Tabu, die Missstände, die mit Migration und Integration zusammenhängen, benennen zu dürfen. Sie führt dieses Tabu auf ein Ideal politischer Korrektheit zurück. Erscheint ihr dieses überzogen? Eine Messerstecherei an der Schule unserer Patenkinde und Erfahrungen der Abwertung deutscher Frauen durch arabische Männer wiegen für die Patin in diesem Zusammenhang schwer und stehen symptomatisch für Integrationsschwierigkeiten. Obwohl ich mich in einigen der Gedanken meiner Gesprächspartnerin wiederfinden kann, fühle ich mich in diesem Gespräch unwohl. Ich bemühe mich, Aussagen zu relativieren und zu kontextualisieren, indem ich auf eine fehlende gesellschaftliche Anerkennung, strukturelle Diskriminierung und systematische Benachteiligung im Bildungssystem hinweise. All dem stimmt Maria zu. Sie ist mit diesen Argumenten vertraut. Nichtsdestotrotz schlussfolgert sie, dass wir als Pat:innen, die wir die Dinge aus erster Reihe sehen, eher in der Lage seien, eine Stimme zum Thema Integration abzugeben, als jene mit einem überidealisierten Bild der Thematik. Ich bleibe unschlüssig, wie ich mich positionieren soll.

Neben einer zunehmenden Wahrnehmung defizitärer Voraussetzungen in der Patenfamilie, einem hohen Energieaufwand für die gemeinsamen Verabredungen sowie der Anstrengung, sich bei konfliktiven Spannungen zurückzuhalten, tritt eine weitere Herausforderung in Marias Patenschaft zu Tage: Sie nimmt wahr, dass das Mädchen zu den Treffen häufig lustlos erscheint. Maria befürchtet zunehmend, dass diese dem Mädchen nicht wichtig (genug) sind. Vielleicht, so überlegt sie einmal bei einem unserer Gespräche, keime der Samen, den wir säen, auch erst später. Sie teilt mit mir ihre Vorstellung, irgendwann einmal zu der Hochzeit der Mädchen eingeladen zu werden und ›Danke‹ gesagt zu bekommen. Sie relativiert diesen Wunsch sofort und fügt hinzu, es müsse ja kein ›Danke‹ sein. Deutlich wird jedoch, dass sie eine emotionale Resonanz – zu der sie auch Dankbarkeit zählt – von ihrem Patenkind vermisst. Oftmals fehlt ihr das Lächeln des Mädchens, das ihr signalisiert, dass sie auf dem richtigen Weg ist. Waren ihre Ansprüche zu groß und ihre Vorstellungen unrealistisch? Maria unternimmt den Versuch, ihre diesbezügliche Erwartung zu regulieren, indem sie deren Erfüllung auf einen unbestimmten Moment in der Zukunft verschiebt.

Maria zieht sich schrittweise aus der Beziehung zurück, sowohl emotional als auch bezogen auf die Investition ihrer zeitlichen Ressourcen. Von Bedeutung sind in diesem Abkopplungsprozess auch zunehmende Herausforderungen im Berufs- und Privatleben, von denen sie mir berichtet. Maria geht die Luft aus. In diesem Zuge verändern sich ihre Motive, an der Patenschaft festzuhalten und ich kann beobachten, dass ihre anfängliche Idee des kulturellen Austauschs und beidseitigen Lernens über die Monate sichtlich an Relevanz verliert. Ihr Glaube an das Potenzial ihres Patenkindes schwindet und pre-

käre Umstände rücken in den Vordergrund ihrer Wahrnehmung. Dabei stellt Maria bei einem unserer Treffen fest, dass gerade aufgrund dieser prekären Umgebung die Patenschaften wichtig seien. Sie wertet es als positiv, dass die Eltern von Malisa versuchten, ihren Kindern eine zusätzliche Betreuung und Input zu ermöglichen. Diese Reflexionen übersetzen sich in ein Motiv des Durchhaltens: Maria ist es wichtig, die Patenschaft zumindest ein Jahr durchzuziehen.

Nach etwa einem Jahr beginnt sich Maria mit dem Gedanken zu tragen, die Patenschaft zu beenden. Zu diesem Zeitpunkt ist sie beruflich und privat in verschiedene Bereiche und Aufgaben stark eingespannt und empfindet die Patenschaftstreffen zunehmend als Belastung. Meinen Vorschlag, die Beziehung zu pausieren, hält sie nicht für sinnvoll, da sie dem Mädchen nicht die Möglichkeit nehmen will, eine neue Patin zu bekommen. Zu Beginn der Pandemie bricht der Kontakt zunächst beinahe völlig ab. Ihr Rückzug aus der Patenschaft geht auch mit einem verringerten Kontakt zum Verein einher: Mirjam versucht geraume Zeit, mit ihr und dem Mädchen einen Termin für das Halbjahresgespräch zu verabreden und merkt mir gegenüber an, dass sie Maria lange nicht erreichen konnte.¹³ Als der Termin schließlich steht, verschläft das Patenkind diesen, was Marias Motivation, an der Beziehung festzuhalten, nicht zuträglich ist. Obwohl Maria wiederholt betont, wie wichtig für sie der Austausch über diese Herausforderungen ist, verneint sie meine Rückfrage, ob sie diese auch mit Mirjam besprechen würde. Ich habe den Eindruck, dass ihre Ausführungen und Reflexionen sowie die Überlegung, das Verhältnis zu beenden, von einem Schamgefühl und schlechten Gewissen begleitet werden. Und ich vermute, dass Maria mir gegenüber diese Gedanken auf eine vergleichsweise ungefilterte Weise äußert, weil wir mittlerweile befreundet sind.

6.3.2 Zwischen eigenen Bedürfnissen und Anpassung

Maria berichtet mir, dass ihr ein Stein vom Herzen gefallen sei, als sie schließlich das letzte Treffen mit ihrem Patenkind hinter sich brachte. Als wir uns kurz vor diesem auf einen Spaziergang treffen, wirkt sie sichtlich angespannt und abwesend und hat Schwierigkeiten, sich auf unsere Gesprächsinhalte zu konzentrieren. Das Mädchen würde erst zu diesem Treffen erfahren, dass es das letzte war. Malisa erklärt ihrer Patin jedoch zugleich, so erfahre ich von Maria ebenfalls später, nun auch keine Nachhilfelehrerin mehr zu brauchen, da sie gut in der Schule sei. Nach den nunmehr über drei Jahren Patenschaft verwendet das Mädchen für ihre Patin noch immer den Begriff der *Nachhilfelehrerin* und unterstreicht damit ihre Funktion schulischer Unterstützung. Maria hebt mir gegenüber im Nachgang hervor, wie schön sie es fand, dass sie dieses letzte Treffen zu zweit verbrachten und noch einmal Gelegenheit hatten, miteinander in Kontakt zu treten. Sie betont, dass sie das Mädchen sehr gern habe, trotz aller Herausforderungen und Schwierigkeiten, die sie in ihrer Patenschaft erfuhr. Sie wünscht Malisa eine neue, vielleicht etwas jüngere Patin, die weniger die Rolle einer *Patentante* übernimmt und mehr Zeit für sie aufbringen kann. Malisa und ihre Familie bemühen sich in der kommenden

13 Dieses Gespräch fand erst nach etwa 1,5 Jahren statt. Das war neben den zeitlich begrenzten Ressourcen der Koordinatorin vor allem auch auf die pandemiebedingten Kontaktbeschränkungen zurückzuführen.

Zeit jedoch nicht erneut um eine Patenschaft. Trotz der vielfältigen und oftmals außerschulischen Aktivitäten, die sie über die Jahre hinweg mit Maria unternahm, scheint Malisas Argument, keine Nachhilfelehrerin mehr zu brauchen, gegen eine neue Patenschaft zu sprechen.

Marias syrischer Mann ist ebenfalls erleichtert, dass dieses Engagement nun beendet wurde. Er konnte nie nachvollziehen, dass seine Frau – selbst zu Zeiten, in denen sie mit eigenen Herausforderungen zu kämpfen hatte – so viel Energie für ein *fremdes* Kind aufbrachte. Maria unterstreicht, dass für ihren Mann besonders schwer wog, dass von der Patenfamilie nie etwas zurückgekommen sei. Als für sie bedeutsam hebt Maria die Reaktion der beiden Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin hervor, die auf ihre Entscheidung, die Patenschaft zu beenden, sehr verständnisvoll und wertschätzend reagierten – ohne jeglichen Vorwurf.

Einige Monate später übernimmt Maria im Umfeld ihrer neuen beruflichen Tätigkeit ein neues Engagement. In diesem kann sie sich auch während ihrer Arbeitszeit betätigen, was ihr im Vergleich zu der Patenschaft zeitlich ein größeres Maß an Flexibilität einräumt. Zudem übernimmt sie hier koordinatorische Verantwortung. Beides ist ihr wichtig.

In einer Phase biografischer Umorientierung suchte Maria nach einer sinnvollen und politisch bedeutsamen Aufgabe, die für sie selbst zugleich erfüllend sein und Spaß machen sollte. Sie steht damit ebenfalls für jene Form freiwilligen Engagements, deren Motivation zwischen Gemeinwohl und Selbstbezug angesiedelt ist. Der Kontakt mit Kindern, der eine enge zwischenmenschliche Bindung verhielt, war für sie dabei von zentraler Bedeutung. Diese Bindung spannte Maria asymmetrisch auf: Ihr Anspruch, im Service zu sein, beinhaltete, ihre eigenen Bedürfnisse und Glaubenssätze zurückzustellen und sich den Wünschen und Eigenschaften der Kinder anzupassen. Deren Lächeln würde ihr schließlich signalisieren, ob sie dieses Ziel erreichte. Hierin war bereits ihre Erwartung angelegt, eine (distinkte) emotionale Resonanz in der Patenschaft zu erhalten. An Marias komplexer Motivationslage zeichnete sich somit von Beginn der Patenschaftsbeziehung eine Spannung ab zwischen eigenen Erwartungen und Bedürfnissen – dem Wunsch nach einer beinahe verwandtschaftlichen Nahbeziehung, welche *beiden* Parteien Spaß macht, einer grenzenlosen Freundschaft – und dem Anspruch, sich als Patin dem Patenkind und dessen Eigenheiten und Bedürfnissen unterzuordnen.

Die Beziehung zu dem Patenkind erwies sich für Maria während der verstreichen- den Monate als zunehmend herausfordernd: Die Einseitigkeit der Kontaktaufnahme, die Wahrnehmung einer geringen emotionalen Resonanz, begrenzte zeitliche Ressourcen sowie ein hoher eigener Anspruch an die Entwicklung der Patenschaftsbeziehung bargen für Maria Anstrengungen. Ich beobachtete, dass es sie belastete, dass sich ihre anfängliche Überzeugung, Malisa würde mit der Zeit die Zweierbeziehung in der Patenschaft schätzen lernen und einfordern, nicht zu bewahrheiten schien. Das Mädchen trat ihrer Patin gegenüber bis zuletzt zurückhaltend und schüchtern auf. Maria äußerte zudem, dass sie es als anstrengend empfand, dass sie sich immer erst gegen späten Nachmittag verabreden konnten, da das Mädchen meist erst sehr spät aufstand. Das

schränkte die Wochenendplanung der Patin zusätzlich ein. Hinzu kamen die zahlreichen Erfahrungen, kurzfristig versetzt zu werden, sowie Herausforderungen im privaten und beruflichen Umfeld. Ihr Vorsatz, im Service zu sein und ihr Anspruch, dass die Kinder am Ende lächelten, wurden für Maria auf Dauer zur unerfüllten Zielsetzung und damit zur Enttäuschung.

Ich kann nicht beurteilen, ob die negativen Zuschreibungen hinsichtlich eines defizitären Umfelds des Mädchens bereits zu Beginn der Patenschaft vorhanden, jedoch überlagert von der Neugier auf die Begegnung, von den positiven Erwartungen und der Annahme unverschuldeter Bedürftigkeit, waren. Möglicherweise wurden diesbezügliche Aussagen in dem ersten Interviewgespräch auch gefiltert durch unsere damals oberflächliche Bekanntschaft und das Wissen, dass ich das Interview aufzeichnete. Das unterstreicht die Kontextgebundenheit von Gesprächssituationen und die Bedeutung des Verhältnisses zwischen den sich begegnenden Akteuren im Interview. Ich vermute dennoch, dass sich Marias Fokus auf das Positive und das Potenzial ihres Patenmädchens verringerte, als sie begann wahrzunehmen, dass sich ihre eigenen Erwartungen und Bedürfnisse an die Patenschaftsbeziehung nicht erfüllten.

Laut dem Sozial-, Bildungs- und Gesundheitswissenschaftler Klaus Hurrelmann, der im Fachbrief *Telemachos* 2019 ein Interview gab, sind negative Zuschreibungen an das Kind jedoch keine gute Voraussetzung für Patenschaften:

Es leuchtet ein, dass Mentoren und Mentorinnen nur dann eine gute Ratgeber- und Anregungsfunktion haben können, wenn sie an ihrem Gegenüber etwas Positives erkennen, das gefördert und gestärkt werden kann. [...] Klischees über junge Leute sind dagegen negativ eingefärbt und lauten meistens: ›Sie‹ sind unhöflich, haben keine Umgangsformen und halten sich immer weniger an soziale Regeln. [...] Aber als Mentor will ich diese problematischen Aspekte eben ausgleichen, indem ich mich an den nichtproblematischen Aspekten der Persönlichkeit und des Verhaltens meines Mentees ausrichte. Wenn ich das nicht schaffe und stattdessen negative Klischees im Vordergrund stehen, dann kann ich meine Tätigkeit als Mentor eigentlich einstellen. (Hurrelmann 2019, S. 3)

Die Notwendigkeit, das Potenzial und die Stärken des Patenkindes zu fokussieren, wird jedoch nicht nur in konkreten Begegnungen, wie der hier beschriebenen, herausgefordert. Vielmehr steht sie in einem generellen Spannungsverhältnis zu der weit verbreiteten Motivation für zivilgesellschaftliche Geflüchtetenarbeit, mit dem unentgeltlichen Engagement eine als besonders bedürftig und vulnerabel gekennzeichnete Zielgruppe zu unterstützen. Denn vielfach wird dabei dem Patenkind und dessen Familie in einem romantisierenden *othering*-Prozess zu Beginn des Engagements *deservingness* (Holmes/Castañeda 2016) zugeschrieben, die auf die Fluchterfahrung zurückgeführt wird, welche als entscheidender Differenzmarker in der Patenschaftsvermittlung figuriert. Daran gekoppelt sind Vorstellungen von Unschuld und Unverschulden gegenüber den Erlebnissen, welche die Bedürftigkeit produziert haben. Mit einem mitleidvollen Augenmerk auf die prekären Umstände des Gegenübers in Hilfebeziehungen geht jedoch vielfach die Zuschreibung eines Defizits einher, welches man kompensieren möchte. Im Verlauf des gegenseitigen Kennenlernens treten dann neben die Fluchterfahrung weitere Persön-

lichkeitsmerkmale und Attribute, welche die anfängliche Vorstellung des Gegenübers als unschuldig und *deserving* möglicherweise in Zweifel ziehen. Das Patenkind und dessen Familie erscheinen dann eventuell auf eine andere Weise *anders* als noch zu Beginn der Patenschaft und positive Zuschreibungen drohen, in den Hintergrund zu treten.

Ich bin der Ansicht, dass eine emotionale Reziprozität oder Resonanz von Seiten der Patenkinder und ihrer Familien besonders in Momenten, in denen anfängliche Idealisierungen, hohe eigene Erwartungen und Ansprüche überprüft und gegebenenfalls berufliche oder private Herausforderungen neu verhandelt werden müssen, von entscheidender Bedeutung für eine weitere positive Beziehungsentwicklung sind. Die Wahrnehmung, nicht die erhoffte Resonanz von dem Gegenüber zu erhalten, birgt in herausfordernden Phasen der Patenschaft hingegen die Gefahr, eine Fokussierung auf defizitäre Voraussetzungen und die Zuschreibung negativer Attribute zu katalysieren. Ich gehe daher von einer Korrelation zwischen enttäuschten Erwartungen, unerfüllten Bedürfnissen und einer Überforderung der Freiwilligen in den Beziehungen und der Gefahr der Reproduktion von Stereotypen aus, denen man mit dem Engagement eigentlich entgegenwirken wollte.

WG bemühte sich, neue Pat:innen mit dem Verweis auf eine kollektivistische Prägung dafür zu sensibilisieren, dass bei ihren Patenkindern möglicherweise andere Verhaltensregister vorherrschten, als bei den Freiwilligen (s. 4.2.2). Dabei sei noch einmal an die entsprechende Passage aus dem Handbuch verwiesen:

Von Kindern wird erwartet, eher zurückhaltend und schweigsam zu sein, wenn Erwachsene mit ihnen reden. Diese Achtung erleben erfahrungsgemäß auch Pat:innen. Dies [sic!] Verhalten kann auf Pat:innen befremdlich wirken und von ihnen fehlinterpretiert werden.

Das Verhaltensideal der Zurückhaltung lässt sich auch auf emotionale AusdrucksCodes von Zuneigung und zwischenmenschlicher Bindung beziehen. Dass die Wahrnehmung von Einseitigkeit für viele Pat:innen einen Reibungspunkt in ihrer Beziehung darstellte, lässt vermuten, dass es der Mehrzahl von ihnen *trotz* den Bemühungen des Vereins, sie für soziokulturelle Differenzen zu sensibilisieren, schwer fiel, sich von ihren diesbezüglichen Vorstellungen und Erwartungshaltungen zu lösen. Unterschiede in Verhaltensregistern und emotionalen AusdrucksCodes produzierten dann vielfach affektive Dissonanzen, welche die Beteiligten bewältigen mussten. Auch die Wahrnehmung defizitärer Erziehungsmuster und Sozialisationsbedingungen in den Patenfamilien hing eng mit soziokulturell spezifischen Idealvorstellungen von Elternschaft und Familienstrukturen zusammen, die von den Freiwilligen nicht ohne weiteres verhandelt werden konnten. Ich bemühte mich darum, derlei Dynamiken aktiv in der Reflexionsgruppe anzusprechen. Besonders hilfreich war dabei, von eigenen herausfordernden Erlebnissen und meinen Reaktionen hierauf zu berichten, an die sich ein ums andere Mal von Erleichterung geprägte Narrative der anderen Anwesenden anschlossen.

Meine Beobachtung, dass der Abnabelungsprozess für Maria mit einem schlechten Gewissen und Scham einherging, deckt sich mit einer Äußerung der Koordinatorin, in der sie anlässlich der Beendigung einer anderen Patenschaft anmerkte, dass Pat:innen sich häufig schämten, die Beziehung zu beenden, da sie wüssten, dass diese wichtig und

sinnvoll sei. Häufig konnte sie die Freiwilligen dann nicht mehr erreichen und das Ende der Patenschaft gestalten, obwohl die Wichtigkeit eines positiven Abschlusses von Anfang an betont wurde. Die Bedeutung und Sinnhaftigkeit, die Pat:innen der Patenschaft zuschreiben, speist sich meiner Beobachtung nach neben der zwischenmenschlichen Bindung und Verantwortung aus drei miteinander verschränkten, moralisch aufgeladenen Komponenten: (1) den eigenen (politischen) Überzeugungen (welche die Reflexion von Privilegien ebenso wie rassistische Tendenzen in der Gesellschaft einschließen), (2) der Betonung der Wirksamkeit von Patenschaften von Seiten des Vereins sowie (3) den gesellschaftlichen Diskursen sowohl über die Rolle zivilgesellschaftlichen Engagements als auch über die Bedürftigkeit und Prekarität der Zielgruppen. Entsprechend komplex ist der Anspruch an das eigene Engagement und nachhaltig das Bestreben, hieran festzuhalten. Hierauf führe ich auch die Scheu vieler Pat:innen zurück, ihre Irritationen und Enttäuschungen bezüglich der Beziehungsentwicklung, den beobachteten Verhaltensweisen oder dem (familiären) Umfeld offen zu artikulieren. Ich halte jedoch gerade darum die Kommunikation und Reflexion derartiger Erfahrungen in einem geschützten Rahmen für essenziell.

Und das Patenkind? Auch Malisa erfuhr in der Beziehung herausfordernde beziehungsweise enttäuschende Momente: Mehrfach musste sie ohne ihre Patin an Veranstaltungen des Vereins teilnehmen, zu denen sie sich gemeinsam anmeldeten. Maria konnte die Termine jedoch nicht immer wahrnehmen.¹⁴ Obwohl sich Malisa nie selbst mir gegenüber dazu äußerte, erfuhr ich von ihren Schwestern, dass sie sich ohne ihre Patin unwohl gefühlt und häufig keine Lust gehabt habe, allein zu kommen, wenn sonst alle anderen Anwesenden als Tandem erschienen. Zu einer Veranstaltung des Partizipationsprojektes etwa, an dem ich mit Lara teilnahm, suchte Malisa bei mir Unterstützung für die zu erledigenden Aufgaben, die sie allein nicht bewältigen konnte. Sie erschien mir orientierungslos. Einige Wochen nach der Beendigung ihrer Patenschaft fragte ich das Mädchen, wie sie sich damit fühlte. Wenn ich derlei Fragen an Patenkinder stellte, war die Antwort des Patenkindes meist verhalten. So auch dieses Mal. Als ich mich erkundigte, ob es sich komisch angefühlt habe, bestätigte das Mädchen das sogleich. Meine Frage, ob sie sich eine neue Patin wünsche, verneinte sie jedoch. Sie sei jetzt richtig gut in der Schule und brauche keine Nachhilfelehrerin mehr, erklärte sie mir. Diese Aussage entspricht dem, was mir Maria von ihrem Abschiedstreffen berichtete. Ich hatte dennoch bei Malisa nach, dass sie ja aber mit ihrer Patin so viele andere Dinge gemacht habe, die über schulische Unterstützung hinaus gingen. Das quittierte das Mädchen mit einem lächelnden Schulterzucken – ebenfalls eine mir bekannte Reaktion von Patenkindern. Die vielen Facetten, die eine Patenschaft über die schulische Unterstützung hinaus anneh-

14 Auch bei Pat:innen beobachtete ich während meiner Forschung wiederholt Momente der Unzuverlässigkeit. Berufliche und private Verpflichtungen führten trotz aller Bemühungen auch bei ihnen dazu, dass sie kurzfristig ihre Teilnahme an Veranstaltungen absagen mussten (s. 5.5).

men kann, brachten die meisten Patenkinder, mit denen ich mich unterhielt, nicht dazu, den Begriff der *(Nachhilfe-)Lehrer:in* in Frage zu stellen.¹⁵

6.3.3 Ein Blick zurück: »Meine Zuneigung war auf jeden Fall echt«

Im September 2024 führe ich mit Maria ein weiteres Gespräch über ihre Patenschaft¹⁶. Maria hat zu unserem Treffen ihr Fallbeispiel gelesen und ich bitte sie, mir hierauf vor Einreichung meiner Dissertation Rückmeldung zu geben. Ich habe mich dazu aus forschungsethischen Überlegungen der Transparenz entschieden. Maria war meine Rolle als Forscherin stets bewusst. Ich hob mein Forschungsinteresse in den vergangenen Jahren unserer Bekanntschaft und der sich zunehmend entwickelnden Freundschaft wiederholt hervor und ließ sie auch an meinen Interpretationen und Analysen teilhaben. Aber ich vermutete – zurecht, wie sich in unserem Gespräch herausstellen sollte – dass ihr nicht vollständig klar war, dass ich auch in jenen informellen Gesprächen, in denen wir bei einem Kaffee oder einem Glas Wein unseren Empfindungen über unsere Patenschaften Luft machten, die Forscherinnenbrille nicht ablegte. Die ethnologische Methode der teilnehmenden Beobachtung und die Bedeutung informeller Gespräche, die vielfach mit dem Aufbau persönlicher Nahbeziehungen einhergehen, lassen sich Forschungs- und Gesprächspartner:innen gegenüber oft nur schwer in Gänze vermitteln.¹⁷

Ich bin aufgeregt vor unserem Gespräch und befürchte, dass sich Maria von meinen Schilderungen bloßgestellt fühlen könnte. Darauf, was es bedeuten kann, wenn wir als Forschende unsere Ergebnisse mit den Menschen, die uns unsere Forschung ermöglicht haben und die wir in unseren Darstellungen sprechen lassen, teilen – ein Aspekt, der insbesondere in Forschungen im eigenen Umfeld immer relevanter wird –, fühle ich mich nicht vorbereitet. Ich hoffe inständig, dass sich mein Text und unser Austausch dazu nicht negativ auf unsere Freundschaft auswirken. Neben dem epistemischen Mehrwert, den ein gemeinsamer Rückblick in einer dialogischen Forschung bedeutet, ist es mir gerade darum ein Anliegen, ihre Patenschaftsgeschichte, so wie ich sie wahrgenommen, analysiert und dargestellt habe, mit ihr zu besprechen und einen Umgang damit

15 Ich habe bereits auf die eingeschränkten Zugänge verwiesen, die ich zu den Patenkindern erhielt. Obwohl ich Malisa zu unterschiedlichen Anlässen im Verlauf meiner Forschung traf und auf verschiedene Weise mit ihr interagierte, kann ich über diese Beobachtungen und kurzen Gespräche hinaus keine Aussagen zu ihrer Perspektive auf die Patenschaftserfahrung machen. Meine Ausführungen zu diesem Fallbeispiel beziehen sich somit hauptsächlich auf den Austausch mit Maria im Verlauf unserer sich entwickelnden Freundschaft.

16 Die nachfolgenden Zitate entstammen diesem Gespräch.

17 Aus diesem Grund führte ich ein ähnliches Gespräch auch mit den beiden Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin (s. Epilog) sowie mit einer Teilnehmenden der Fokusgruppe (s. 6.6.3). Obwohl Letztere als Studentin der Sozial- und Kulturanthropologie ein umfangreicheres Verständnis der Erhebungsmethoden unseres Faches mitbrachte, griff ich in der Darstellung ihres Fallbeispiels neben den Fokusgruppentreffen auch auf von ihr verfasste Vignetten zurück. Die Darstellungen der anderen Patenschaftsgeschichten basieren neben vereinzelten informellen Gesprächen und teilnehmenden Beobachtungen größtenteils auf mehrstündigen, aufgezeichneten Interviews. Ich nahm wahr, dass sich deren Tragweite meinen Gesprächspartnern, insbesondere auch durch die Aufzeichnung, eindeutiger erschloss.

auszuloten, mit dem auch sie sich wohl fühlt. Sie ist mit dem Text größtenteils einverstanden. Trotzdem entferne ich drei kurze Passagen und wir einigen uns darauf, dass ich auf Grundlage unseres Gesprächs einen Rückblick zu ihrer Patenschaftsgeschichte schreibe. Ich binde darin bewusst lange Erzählpassagen meiner Gesprächspartnerin ein und sehe davon ab, das Gesagte zu analysieren und zu interpretieren. Maria soll das letzte Wort zu ihrer Patenschaft behalten.

Maria ist es wichtig hervorzuheben, dass ihre Erfahrungen weniger negativ waren, als das Fallbeispiel mitunter suggeriert. Aus heutiger Perspektive habe sie in unseren damaligen informellen Gesprächen häufig »Dampf abgelassen« und darum sei unser Austausch auch stellenweise problemfokussiert gewesen. Sie unterstreicht diesbezüglich, dass sie ihre Patenschaft nicht als »kontinuierlich abfallende Tragödie« begreift, sondern viele positive Momente erinnert. Ihren damaligen Rückzug aus der Beziehung führt sie in der Retrospektive vor allem auf die Herausforderungen zurück, die sie in ihrem Berufs- und Privatleben, aber auch im Kontext der COVID-19-Pandemie erlebte:

Ich wurde ja im Lockdown neu angeboarded. Das heißt also, ich habe ja letztendlich auch eine neue Arbeit angefangen, musste mich virtuell da erst mal durchkämpfen und hatte ja ganz neue Herausforderungen. Also ich weiß noch, ich habe ja um neun Uhr im Bett gelegen, und hab gepennt. Ja, das kam noch dazu. Also das will ich mal nicht unterschätzen.

Irgendwann sei sie zu dem Schluss gekommen, die Patenschaft nicht mehr leisten zu können:

[D]ieser Rückzug [aus der Beziehung], der hat, glaube ich, [...] zur Hälfte auch was mit mir persönlich zu tun gehabt, dass ich einfach keine Kapazitäten hatte und dadurch, ich meine, das kennt glaube ich jeder: [...] [W]enn die Flasche leer ist, dann ist es noch schwieriger, cool zu sein. Obwohl ich ja auch sagen muss, ich war ja den Kindern gegenüber immer cool, also sie haben ja nichts mitbekommen!

Erschwerend hinzu gekommen sei, dass Maria Malisa als sehr introvertiert erlebte und das Kind bis zum Schluss seiner Patin gegenüber äußerst zurückhaltend war. Maria war sich darum nie ganz sicher, ob Malisa auf ihre Vorschläge tatsächlich Lust hatte oder ihnen nur höflichkeitshalber zustimmte:

Also, wir hatten ja nie so eine Ebene, wo sie so 100-prozentig cool mit mir war, weißt du, weil sie einfach so Angst hatte, mit mir alleine zu sein. Und ich meine, klar, sie ist halt... damals war sie ein achtjähriges Mädchen. Das darf man halt auch nicht vergessen. Die müssen dann mit irgendjemandem so mitgehen.
[M]anchmal, glaube ich, habe ich ja auch mein Pulver irgendwann verschossen, weil man denkt, wann zwingt ich gerade so einen kleinen Menschen zu irgendwas?

Maria bestätigt meine Vermutung, dass in Momenten der eigenen Überforderung der Blick für das Negative zunimmt: »[D]ann geht man ja auch manchmal so ein bisschen auf Fehlersuche.« Sie reflektiert jedoch, nicht über die Erziehungspraktiken der Eltern

richten zu wollen und unterstreicht, eine ganz liebevolle Erinnerung an das Mädchen zu haben. Rückblickend hätte sie sich jedoch mehr entspannte Zeit mit ihr gewünscht.

Hinsichtlich des Nutzens der nunmehr bei WG etablierten Reflexionsgruppe und der Herausforderung, die Freiwilligen zu einer regelmäßigen Teilnahme hieran zu bewegen, schlussfolgert sie Folgendes:

[W]enn man einmal dabei war [bei einem solchen Austauschformat], dann weiß man ja, wie gut es dann auch tut, es einfach mal zu reflektieren oder auch einfach, dass jemand sagt: »Du, ich habe auch so ein Kind, ich mach das so und so.« Oder den Druck so rausnehmen. Ich glaube, so dieser Austausch mit anderen, so dieses, du bist nicht alleine, und auch so vielleicht, dass da auch jemand sagt: »Du, ganz ehrlich, in dieser Art von Unterstützung erwartet man das nicht. Da musst du dir dann dein Ding irgendwie woanders herholen.« [...] [Obwohl] ich glaube, wir beide auch so, wir hatten ja gar nicht so hohe Ansprüche, fand ich.

Maria unterstreicht, wie wichtig für sie unsere damaligen Gespräche waren, gibt jedoch zu, angenommen zu haben, dass diese *off-the-record* liefen. Heute über damalige Gedanken und Erfahrungen zu lesen, sei zunächst schockierend und hart gewesen. Schmunzelnd verwendet sie für die ethnologische Methode der dichten und immersiven Teilnahme und Beobachtung einen erhellenden Vergleich:

Das, was du gemacht hast, ist ein Foto, wo ich in Aktion bin. Und man macht ja selbst ein Selfie von sich und justiert das ein bisschen ein, weißt du? Und ich glaube so dieses, »Oh mein Bauch hängt raus, mein Arsch!« [...] Du machst ein Foto von dem Menschen, wie er in Aktion ist, so ungeschönt es manchmal ist. [...] Das ist so ein bisschen Stasi – weißt du, dass man seine Stasiakte so liest.

Obwohl sie hier die besondere Perspektive und die wertvollen Zugänge ethnologischer Forschung positiv hervorhebt, verweist Marias humorvolle Verwendung des Begriffes der *Stasi*¹⁸ in diesem Ausschnitt auf die Notwendigkeit einer kontinuierlichen und sensiblen forschungsethischen Reflexion hinsichtlich der Etablierung vertrauensvoller Beziehungen und Transparenz. Seit der *Writing Culture*-Debatte hinlänglich diskutierte Fragen der Repräsentation in unserem Fach lassen sich dabei in einen Imperativ übersetzen, den *gesamten Forschungsprozess* bis hin zur Veröffentlichung der Ergebnisse dialogisch zu gestalten.

Meine anfängliche Anspannung ist nunmehr einer Erleichterung gewichen. Mit dem kleinen Seitenhieb des Stasi-Vergleiches, der auf meine ostdeutsche Herkunft abzielt, kann ich als Revanche für den Überraschungsmoment, den die von mir verfasste Patenschaftsgeschichte bei Maria auslöste, gut leben. Ihre Patenschaftserfahrung resümierend formuliert Maria die folgenden Gedanken:

Wenn man jemandem einen Rat geben könnte, was würdest du einem anderen raten, wenn er sich für diese Patenschaft interessiert? Dann würde ich tatsächlich auch sa-

18 Akronym für das Ministerium für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik. Marias Verweis bezieht sich hier auf den Aspekt verdeckter Ermittlungsmethoden.

gen: »Sieh zu, dass du dich um deine Selbstfürsorge kümmerst, und [...] dafür sorgst, dass du mit dir im Reinen bist oder so.« ... dass man nur aus dem Vollen schöpfen kann. Weil ich glaube, bei mir fing es ja auch an, ein bisschen zu bröckeln, als ich selber nicht mehr so im Einklang mit der Natur war. Und ich glaube, da muss man selber sensibel sein und auch sagen: »Okay, warte mal, es passiert gerade viel in meinem Leben. Ich kann das jetzt gerade nicht leisten.« Und dass man sich dann aber auch nicht schuldig fühlt, wenn man sagt: »Ich muss aussteigen.« [...] [I]ch fand Mirjam hat das immer gut begleitet, das läuft ja schon gut. [...] Warum war es kräftezerrend für mich? Weil ich keine Kraft mehr hatte. [...] [U]nd vielleicht wirklich auch jetzt für mich persönlich rückblickend: Ja, ich glaube, ich hatte schon eine sehr romantische Vorstellung [von der Entwicklung der Patenschaftsbeziehung] anfangs, hast du ja auch geschrieben. Und ich würde nicht sagen, dass es desillusioniert war, aber [...] die Realität sieht dann am Ende doch anders aus, als wie man sich das vorstellt. Und das hat auch vor mir keinen Halt gemacht. Und ich glaube, was da wirklich hilft, ist diese konstante Reflexion. Immer wieder zu reflektieren. Und mir hat das ja auch total gutgetan, dass ich mich auch mal bei dir, dass wir uns gegenseitig eigentlich auch mal auskotzen konnten, ungefiltert, ohne jetzt so das Gefühl zu haben, ich bin jetzt kein guter Mensch oder so. Sondern das hat mir persönlich geholfen, weiterhin 'ne coole Sau zu bleiben. [...] [W]as ich gerne nochmal sicherstellen möchte: Dass das, also diese Freundschaft, die ich mit Malisa habe, ist vielleicht eine kleine zarte Blume gewesen. Aber es war auf jeden Fall, meine Zuneigung war auf jeden Fall echt ihr gegenüber. Und eigentlich war es auch schön, hinter die Kulissen zu schauen. Ne klar, manchmal gibt es halt einen Reality Check, aber es waren auch viele schöne Sachen. Wenn ich so überlegt habe, was die [Malisas Familie] immer da aufgetischt haben.

6.4 Michael: »..., dass es irgendwie so 'was loslöst«

Michael lernte ich zu einem Patenstammtisch kennen. Für unser Interview treffen wir uns für etwa zwei Stunden in einer Café-Bar. Michael und Yusuf kennen sich zu diesem Zeitpunkt seit gut zwei Monaten. Michael ist 22 Jahre alt und beendete kurze Zeit davor sein Psychologie-Studium. Ursprünglich überlegte er, mit seinem Studium in der Kinder- und Jugendpsychiatrie beruflich tätig zu werden, verwarf diesen Plan jedoch zunächst. Sein Patenjunge Yusuf ist sieben Jahre alt und wohnt mit seiner Mutter zusammen. Beide kamen über die Empfehlung von befreundeten Familien zu dem Verein WG.

In unserem Interview erfahre ich, dass sich Michael bereits in seiner Schulzeit ehrenamtlich für Kinder engagierte und nach Abschluss seines Studiums wieder nach einer Tätigkeit suchte, die ihm neben seiner Arbeit mehr Kontakt zu Menschen und speziell zu Kindern erlauben würde. Er berichtet selbstkritisch, während seines Studiums nicht ehrenamtlich tätig gewesen zu sein und merkt an, dass er der Meinung ist, dass fehlende Zeit dafür keine Ausrede sein dürfe: »Wenn man möchte, kann man da immer irgendwie Zeit für machen.« (Interview 05.09.2019)¹⁹ Eine ehrenamtliche Tätigkeit ist für ihn ein Bedürfnis und eine Selbstverständlichkeit zugleich. Er suchte zudem gezielt nach einer Tätigkeit mit Geflüchteten, da er ein schlechtes Gewissen hatte, sich in der

19 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

Zeit der sogenannten ›Flüchtlingswelle‹ 2015 nicht eingebracht zu haben. Dazu stellt er Folgendes fest:

Und ich find's halt super wichtig, weil es ist ja Realität, dass Deutschland viele Flüchtlinge aufgenommen hat – oder Geflüchtete – und ich find' das liegt ja auch so an uns und Deutschland; ein gesellschaftlicher Auftrag so, dass Integration gelingt. [...] Wenn sich jeder irgendwie verdrückt, dann kann man sich später nicht aufregen, dass es irgendwie nicht funktioniert hat. Also ich merk' das jetzt auch in der Patenschaft, es ist voll krass, was für Parallelwelten schon irgendwie bestehen.

Für Michael ist die Begegnung über die Grenzen dieser Parallelwelten hinweg zentral. Neben religiösen und kulturellen Unterschieden sind es besonders die sozioökonomischen Bedingungen seiner Patenfamilie, mit denen er diese Parallelwelten in Zusammenhang bringt: Eine beengte Wohnsituation, in der sich Mutter und Sohn ein Zimmer teilen müssen, bürokratische Schwierigkeiten und sprachliche Hürden bei der Arbeitssuche der Mutter, deren Bildungshintergrund und eine damit verknüpfte Chancenungleichheit. Er artikuliert Mitleid mit seinem Patenjungen: »Boah ja, krass ey, der Arme. Scheiße, er wächst wirklich so in 'ner Umwelt auf, die komplett anders ist zu meiner Kindheit, zu meiner Jugend und meiner Schulzeit.« Michael verweist auch auf eine sozialräumliche Segregation, wenn er feststellt, dass alle Kinder auf dem Spielplatz der Nachbarschaft seines Patenkindes einen ›Migrationshintergrund‹ haben, unter denen er selbst als »blondhaarige, deutsche Kartoffel« heraussticht. In der Reflexion über seine eigenen Privilegien stellt er eine Ungerechtigkeit fest, die ihm unangenehm ist. Er äußert: »Ich möchte [meiner Patenfamilie und deren Bekannten] jetzt ungern erzählen, was ich denn schon alles gemacht habe und welche Möglichkeiten ich hatte – weil es einfach wirklich nicht fair ist.« Dabei fühlt er sich jedoch nicht schuldig, sondern vielmehr nachdenklich und bedrückt. Er unterstreicht, dass die Patenschaft an diesen strukturellen Gegebenheiten und Ungerechtigkeiten natürlich nichts ändern könne. Der positive Effekt der Beziehung liege hingegen darin, »dass man sich nicht fremd ist«. Sich auf eine andere Lebenswelt einzulassen, ein Stück weit Teil dieser zu werden und dabei eigene Vorurteile oder Stereotype weitestgehend außen vorzulassen oder abzubauen, benennt er zugleich als Herausforderungen in Patenschaften. Er betont,

[e]s braucht Bereitschaft für *awkwardness* [...], Bereitschaft für Anderes [...], also auch Bereitschaft für andere Lebenswelten, andere Weltansichten, andere Religionen, andere Kulturen, anderes Essen, anderes Bildungsniveau [...]. »Okay, wir kommen aus unterschiedlichen Kulturen, und das ist auch völlig okay.«

Auch er will dazulernen und neue Erfahrungen machen, indem er sich aus seiner homogenen Blase herausbewegt. Das ermöglicht ihm zugleich, seinem Alltag zu entfliehen:

[S]chön ist – und das wird mir jedes Mal bewusst auf dem Rückweg – dass ich wirklich komplett abgelenkt bin und mal raus bin aus meinem Alltag. Ich denke nicht an die Arbeit, ich denke nicht an andere Dinge, so Wohnungssuche [...] und das sind halt alles so Faktoren, wo ich mir denke »Ne, will ich mich nicht drum kümmern.« Und es ist einfach nur mal Ablenkung.

Zugleich hofft er, sein Gegenüber »ein kleines Stück zu integrieren oder unsere Kultur ein bisschen näher zu bringen«.

6.4.1 Ein positiver Einfluss auf die Erziehung

Seine Rollen in der Patenschaft bezeichnet Michael vornehmlich als Kumpel oder auch als großer Bruder. Er erklärt zudem, dass verschiedene Formen der Wissensweitergabe bedeutsam sind. Er widmet sich mit seinem Patenkind zum Beispiel gemeinsam denselben Hausaufgaben, grenzt sich jedoch explizit von der Rolle eines Nachhilfelehrers ab:

Weil man ist Vorbild, aber man möchte ja auch irgendwie gemeinsam Spaß haben und Vertrauen aufbauen. Aber klar, man ist älter, man ist erfahrener, man ist gebildeter und kann den Patenkindern 'was geben und Wissen vermitteln und deswegen ist man schon in 'ner anderen Rolle. Aber man ist jetzt auch nicht irgendwie Lehrer oder so.

Entgegen vieler anderer Pat:innen, mit denen ich mich austauschte, beruft sich Michael nicht auf ein Ideal der Augenhöhe. Er ist sich der Differenzlinien deutlich bewusst, welche die asymmetrische Ausgangslage der Beziehung begründen. Auch er stellt diesem Gefälle jedoch das beidseitige Interesse und gemeinsame Vergnügen gegenüber. Zudem sei für die sich etablierende Beziehung Vertrauen zentral. Am Vertrauensaufbau bemisst der Pate die Entwicklung der Patenschaftsbeziehung.

Bezogen auf die verschiedenen Modi der Wissensweitergabe ist für den Paten zunächst die Vermittlung der deutschen Sprache wesentlich, obwohl er zugleich festhält, dass sein in Deutschland geborenes Patenkind schon sehr gut Deutsch spricht. Zu gegebener Zeit will er auch zu den Themen Nachhaltigkeit und Ernährung sowie insbesondere in Bezug auf das Verhalten des Jungen und seine Interaktion mit seinem Umfeld – allen voran mit der Mutter – intervenieren. Der Junge sei sehr auf seine Mutter bezogen, verhalte sich ihr gegenüber jedoch respektlos. Die Mutter wiederum sei nicht konsequent genug. Seine diesbezüglichen Irritationen behält der Pate mit Verweis auf die kurze Dauer der Patenschaft bislang jedoch weitestgehend für sich:

[D]adurch, dass es [die Patenschaft] ja noch recht frisch ist, habe ich mir das bisher noch nicht so rausgenommen, da zu intervenieren und zu sagen, »Ne, so nicht«. Also das geht für ihn, was er so macht, mittlerweile schon, aber auch der Mutter gegenüber – was so Erziehungssachen angeht. Weil, sie lässt sich auch viel gefallen von ihm und ich denk so, »Nein, du bist seine Mutter und er ist noch sieben und, ähm, du bist die, die ihn erzieht und du hast nicht auf ihn zu hören!«

Er führt seine Beobachtungen folgendermaßen näher aus:

Wenn irgendwas ist, wenn wir bei ihm zu Hause sind und die Mutter dabei ist, dann wendet er sich immer an die Mutter. Obwohl wir vielleicht gerade 'ne Konversation haben oder ich ihm sage »Ne!«. Dann guckt er die Mutter an und sie gibt dann schnell irgendwie nach. Und ich denk mir so »Nein, [...] sei doch mal konsequent! Das tut ihm gut!« Das ist ein Thema, da möchte ich schon gerne noch mit ihr drüber reden.

Eine derartige Einflussnahme auf das Verhalten des Jungen, auf die Erziehungspraktiken der Mutter sowie die Dynamik zwischen den beiden reflektiert er durchaus kritisch:

Ich find's halt auch irgendwie schwierig, weil ich mir so denke: »Boah, wer bin ich denn, dass ich der Mutter, einer Mutter, einer echten Mutter, die ein eigenes Kind hat und ständig mit dem Kind zu tun hat, sagen kann, wie sie das richtig zu tun hat.« Weil ich weiß doch nicht, wie sie das richtig zu tun hat, weil ich hab' ja noch keine eigenen Kinder. [...] Sie ist schon mehrmals Mutter und ich denk mir so: »Okay, das ist ein Grund, aber wer bin ich denn zu sagen, du sollst deine Beziehung so und so und so machen.« Ich glaub', da muss man halt eine Art und Weise finden, wie man kommuniziert.

Michael hinterfragt, inwiefern er – mangels eigener Erfahrung mit Kindern – überhaupt (ausreichend) kompetent ist, der Mutter Erziehungstipps zu geben. Im letzten Satz wird diese Unsicherheit jedoch nurmehr eine Frage angemessener Formulierung und Kommunikation – eine Frage des *Wie*. Diesbezüglich betont Michael eine notwendige Sensibilität für die jeweiligen Phasen der Beziehungsentwicklung: Er wiederholt abermals die Wichtigkeit, zunächst Vertrauen in der Beziehung zu schaffen und sich gegenseitig kennenzulernen.

Gegenüber anderen Kindern und Erwachsenen beobachtet der Pate bei Yusuf ein äußerst schüchternes Verhalten. Auch hier sieht er Handlungsbedarf, an dem er aktiv seine Interaktionen mit dem Jungen auszurichten versucht:

Wenn wir auf dem Spielplatz sind und Fußball spielen, merke ich das voll oft. Andere Kinder oder auch Jugendliche, die auf uns zukommen und fragen »Können wir mitspielen?« [...] Und ich möchte das dann nicht entscheiden. Ich möchte dann gucken, wie er so ist und dann ist es genau das Ding, was du eben erzählt hast: Er [...] sagt dann irgendwie so nichts und: »Ah ne, will ich nicht.« [...] [E]inerseits denke ich mir so: »Okay, *fair enough*, ich bin hier für dich und wir wollen uns ja auch erst mal kennenlernen und wenn du nicht möchtest, [dass die anderen Kinder mitspielen], machen wir das auch nicht.« Andererseits denke ich mir so: »Ach, ist doch sicher cool, so soziale Kompetenzen zu lernen und zu gucken, okay, wie gehen wir mit anderen Kindern um.« Und dass man auch teilen kann. [...] Aber das ist zumindest ein Aspekt, der mir schon mal aufgefallen ist, [...] dass es da Schwierigkeiten gibt. Und deswegen hab' ich mir das auch so vorgenommen: Ja, er muss auch irgendwie lernen, dass er jetzt nicht so das Zentrum ist. Also wenn wir auf dem Spielplatz sind und andere Kinder auf mich zukommen, da kriegen die zwischendurch auch mal meine Aufmerksamkeit. Obwohl er natürlich mein Patenkind ist. Aber wenn Kinder ihn dann fragen: »Oh, darf ich mal mit deinem Auto fahren?«, oder so, wenn er da gerade nicht mit fährt, dann versuch' ich ihn immer da so ein bisschen zu stoßen: »Ja, lass sie doch mal!« [...] Und ich glaub', das ist gerade so ein bisschen neu für ihn. Also da merke ich, dass ich ihn da auch so ein bisschen *push* und aus seiner Komfortzone irgendwie ziehe. Ähm, ich red' mir ein, also ich glaube, dass es gut für ihn ist. Weiß ich jetzt nicht, ob das so ist oder... nicht.

Als zentrales Leitkonzept für die Kindeserziehung benennt Michael Selbstwirksamkeit oder auch Selbstbefähigung (s. 4.3.1). Die Bedeutsamkeit dieser Konzepte wurde ihm im Studium im Themenfeld der Entwicklungspsychologie vermittelt. Er erklärt, sich nicht bewusst auf diesbezügliche Studieninhalte zu beziehen, vermutet jedoch, dass sie den-

noch sein Verhalten gegenüber dem Jungen vorteilhaft prägen. Gerade hinsichtlich der Erledigung der Hausaufgaben habe er beobachten können, wie schnell sich ein positiver Effekt einstellt: War der Junge beim ersten Mal noch lustlos und frustriert und äußerte, dass er die Aufgaben sowieso nicht könne, beobachtete der Pate beim zweiten Mal schon eine positive Entwicklung. Er ermutigte ihn daraufhin, am Ball zu bleiben, an sich zu glauben, sich selbst zu vertrauen und einfach mal zu machen. Er unterstreicht, dass Yusuf sogleich selbstsicherer auf ihn gewirkt habe und tatsächlich Spaß an den Aufgaben zu finden schien. Michael ergänzt: »Oder auch so [...] banale Sachen, wie wenn man jetzt zum Spielplatz läuft, oder so; ich versuch' immer, dass er irgendwie so den Weg vorgibt und dass er so ein bisschen lernt, er ist sein eigener – er ist seine eigene Person und er kann seine eigenen Entscheidungen treffen.«

Sein Eindruck, dass er mit seinem Handeln einen »positiven *impact*« auf den Jungen und dessen Mutter hat und die drei in der Lage sind, miteinander eine vertrauensvolle Beziehung aufzubauen, ist für ihn bedeutsam: »Aber schön ist halt auch wirklich zu sehen, also das ist schwer zu sagen, weil das ja noch so frisch ist, aber so Veränderungen bei ihm zu sehen. Im Sinne von Vertrauensaufbau und auch so die Begeisterung für Hausaufgaben und dass er dazu lernt oder auf mich hört [...].« Der Pate reflektiert jedoch zugleich: »Und da ist halt das Schwierige – okay, wie misst man das? Woher will man wissen, ob das, was ich da jetzt mit ihm mache, egal wie lang das jetzt läuft, dass das 'was bewirkt? Ich glaube daran, aber das wird man nie wissen.« Hinsichtlich der Wirksamkeit seiner Patenschaft hofft Michael auf einen Schneeballeffekt:

Man bewirkt etwas Positives bei ihm. Aber man bewirkt auch indirekt, durch die Beobachtung der Mutter, wie ich mit ihm umgehe, etwas, was sie dann auch annimmt und fortsetzt. Und das hat dann wieder einen Effekt auf ihn und sein Verhalten, dass er Spaß an Hausaufgaben hat. Und dann hat sie auch mehr Bock drauf, sich mit ihm zu beschäftigen. ..., dass es irgendwie so 'was loslöst.

Wie mir auch schon andere Pat:innen berichteten, scheint die Mutter die Expertise des Paten und dessen Interventionen nicht in Frage zu stellen: Michael schildert vielmehr, dass die Mutter mache, egal was er sagt. »Woher das kommt? Dass sie so reagiert? Na ja, weil sie denken, ich bin hier, ich bin hier aufgewachsen, ich weiß, wie das hier läuft und deswegen ist das so, wie ich das sage, richtig. In Anführungszeichen. Wäre jetzt so 'ne Hypothese.« Michael sieht eine solch vermeintlich unhinterfragte Übernahme fremder Vorschläge jedoch kritisch: Der Mutter fehle das Verständnis für eine »reflektierte, kritisch-hinterfragte Diskussion«. Als mögliche Gründe hierfür thematisieren wir Vorstellungen von Geschlechterrollen, soziokulturelle Prägungen und den Bildungshintergrund. Die Erwartungen der Mutter an ihn schätzt Michael folglich als sehr hoch ein:

Sie kommt mit vielen Sorgen auf mich zu und sagt so »Oh, dies und das und das und das – aber ja, jetzt bist du ja da.« So nach dem Motto: Ich regel' das jetzt schon. So ich bin ja da und jetzt wird alles super. Und ich glaub schon, dass das eben gewisse Erwartungen von ihr sind. Sie würde das nie, oder sie hat das bisher nicht irgendwie explizit so ausgedrückt, nach dem Motto: »Oh, ich wollte diese Patenschaft, damit du

dich darum kümmerst oder damit er sich in die und die Weise entwickelt«, oder so. Das hat sie noch nie gesagt. Aber so indirekt bekomme ich das schon zu spüren.

Michael zufolge hat Yusuf selbst keine Erwartungen. Er freue sich einfach, wenn jemand kommt und mit ihm spielt.

Mit seinem Engagement im Feld der Geflüchtetenarbeit übernahm Michael eine zivilgesellschaftliche Verantwortung, für die er sich bis zum Ende seines Studiums nicht die Zeit freiräumte. Daran übte er scharfe Selbstkritik, denn er ging davon aus, dass jeder Einzelne zu der gesellschaftlichen Aufgabe, in einem dynamischen Migrations- und Fluchtgeschehen Integration zu ermöglichen, beitragen müsse. Mit dieser Vorstellung bewegte er sich nah am Integrationsverständnis von WG: »Als Integration bezeichnen wir einen gesamtgesellschaftlichen Prozess des Zusammenlebens. Die Formen des Zusammenlebens müssen gemeinsam immer wieder neu ausgehandelt werden. Alle Beteiligten tragen für die Gestaltung Verantwortung.« (WIR GESTALTEN e.V. c) Die Selbstanprüche und Zielsetzungen des Paten, einen positiven Einfluss auf den Jungen zu nehmen, lassen sich zudem besonders vor dem Hintergrund seines Psychologie-Studiums einordnen: Unter Bezugnahme auf Konzepte der Selbstwirksamkeit und Selbstbefähigung strebte Michael an, die Persönlichkeitsentwicklung und die Verhaltensweisen des Kindes positiv zu beeinflussen – sowohl in der direkten Interaktion mit Yusuf als auch indirekt über die Erziehungspraktiken der Mutter. Hierin schloss der Pate ebenfalls an die Zielvorgaben des Vereins an. Michael reflektierte seine Bestrebungen vor dem Hintergrund seiner fehlenden Erfahrungen mit eigenen Kindern und der Gefahr, das Handeln der mehrfachen Mutter zu hinterfragen und diese zu bevormunden, jedoch zugleich kritisch. Diese Problematik löste er auf, indem er sich selbst zu Geduld, einem sensiblen Umgang und einer respektvollen Kommunikation mit Mutter und Kind aufrief. Als Prämisse jeglicher Form der Intervention figurierte der gegenseitige Vertrauensaufbau.

In dem Gespräch mit Michael gewann ich den Eindruck, dass die Mutter hilflos und orientierungslos war und darum bei dem Paten Rat und Unterstützung suchte und in diesem Zuge dessen spezifisches kulturelles Wissen als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft dezidiert adressierte.

6.4.2 Erwartungen der Mutter

Die Patenschaft von Michael und Yusuf ist die einzige, bei der ich Gelegenheit hatte, mit allen drei Parteien zu sprechen. Ich treffe Yusuf und seine Mutter Batul im Frühsommer 2020 bei ihnen zu Hause. Die Patenschaft besteht zu diesem Zeitpunkt seit nunmehr einem knappen Jahr. Die Mutter hat für meinen Besuch Essen zubereitet. Wir sprechen zu dritt im Wohnzimmer der Familie, gehen anschließend ein Eis essen und besuchen den nahegelegenen Spielplatz. Die Deutschkenntnisse von Batul erlauben uns, das Gespräch ohne Übersetzungshilfe zu führen, wobei das Patenkind die Mutter mitunter unterstützt. Nach anfänglicher Schüchternheit scheint auch für den Jungen das Gespräch

mit mir natürlicher zu werden. Als er beginnt, mir anhand des Tagebuches, das er zusammen mit Michael führt und in das sie regelmäßig Fotos einkleben, von seiner Patenschaft zu berichten, werden seine Erzählungen lebendig.

Gleich zu Beginn betont Batul die Zuneigung, die Mutter und Sohn für Michael empfinden und erkundigt sich bei mir, ob der Pate nicht häufiger kommen könnte.²⁰ Diesen Wunsch wiederholt sie im Verlauf unseres Treffens mehrfach. Sie klagt, dass der Junge zu viel Zeit am Handy verbringe, nicht mit anderen Kindern spiele, vor allem und jedem Angst habe und oft traurig sei. Mit seinem Paten sei Yusuf jedoch ganz anders. Er sei »wirklich sehr, sehr zufrieden, wenn er mit Michael zusammen ist« (Interview 25.06.2020)²¹. Es sei von Anfang an alles perfekt gewesen und das Kind habe ihn sofort geliebt. Der Junge fügt hinzu, dass es ihm gefalle, mit Michael an unterschiedliche Orte gehen zu können. Beide unterbreiten Vorschläge für gemeinsame Aktivitäten. Dazu zählen Ausflüge ins Schwimmbad, auf den Fernsehturm, in einen Nachbarschaftsgarten und auf den Spielplatz, eine Fotosafari, Fußball, aber auch Brett- und Kartenspiele, gemeinsame Waldausflüge, Besuche in der Bücherei, Plätzchen backen sowie TikTok-Videos aufnehmen und Hausaufgaben erledigen. Yusuf wirkt stolz, als er mir die entsprechenden Fotos in dem gemeinsamen Tagebuch präsentiert. Während der pandemischen Kontaktbeschränkungen im Frühjahr 2020 hielten Michael und Yusuf nur über E-Mail Kontakt. Der Pate half dem Jungen in dieser Zeit besonders bei den Hausaufgaben. Die Mutter betont jedoch, dass sie die wöchentlichen Besuche schmerzlich vermissten.

Auf meine Nachfrage erklärt mir die Mutter, der Pate sei ein Lehrer, ein Onkel, ein großer Bruder, und irgendwie auch alles zusammen. Yusuf bezeichnet Michael hingegen als großen Freund. In diesem Zusammenhang wirft der Junge ein, dass eine Mutter auch manchmal keine Lust habe, mit ihrem Kind rauszugehen. Die Mutter geht auf seine Äußerung nicht weiter ein. Das führt dazu, dass er sie wiederholt. Ihm scheint der Punkt wichtig zu sein. Mit Bezug auf ihren Bekanntenkreis erklärt Batul, dass sie alle neu hier seien und darum häufig orientierungslos. Michael sei da eine große Hilfe. Die Mutter bezieht sich damit auf spezifisches Wissen, das den Paten als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft von den arabischen Kontakten der Familie unterscheidet.

Michaels Wahrnehmung, dass ihm von der Mutter des Jungen die Rolle einer zusätzlichen Erziehungsinstanz angetragen wird, kann ich ebenfalls beobachten: So ermahnt die Mutter ihren Sohn etwa »bitte« zu sagen, als er etwas von ihr verlangt, und erinnert ihn, dass er das schließlich Michael versprochen habe. Sie erklärt mir daraufhin, dass sich Yusuf von seinem Paten Dinge sagen lasse, die er von ihr selbst nicht annehme. Aus diesem Grund bat sie Michael, mit dem Patenjungen darüber zu sprechen, wie er seine Mutter adressiert. Yusuf höre auf Michael und dieser habe, gerade was die Mutter-Kind-Interaktion betrifft, einen guten Einfluss auf den Jungen. Auch ich erhielt den Eindruck, dass die Mutter sich Austauschpartner:innen wünscht, mit denen sie Entscheidungen

20 Das wirft die Frage auf, wie klar der Mutter meine Rolle als Forscherin sowie meine Beziehung zu dem Verein waren. Obwohl Michael und ich beides wiederholt erklärten, assoziierte sie mich offensichtlich dennoch mit der Rolle einer Koordinatorin, die mit den Pat:innen über den Umfang ihres Engagements verhandeln könnte. Vor diesem Hintergrund ist es fraglich, ob mir die Mutter überhaupt von schwierigen Momenten in der Patenschaft ihres Sohnes berichtet hätte.

21 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

und Entwicklungen ihres Kindes gemeinsam besprechen kann. So fragt sie mich später, als wir Yusuf auf dem Spielplatz beim Klettern zuschauen, ob ich denke, dass sie mit dem Jungen ein sozialpädiatrisches Zentrum aufsuchen solle. Nach einem so kurzen Eindruck, den ich von ihr und dem Jungen erhielt, überfordert mich diese Frage und ich empfehle ihr, ihre Überlegungen stattdessen mit Michael zu erörtern. Sie bestätigt in diesem Zusammenhang noch einmal, dass der Pate für sie ein wichtiger Ansprechpartner bei derartigen Fragen und Unsicherheiten ist. Sie wende sich auch in alltagsweltlichen Belangen an Michael, wisse aber natürlich, dass er vordergründig für ihren Sohn da ist.

Mögen Michaels Ambitionen, in die Erziehung seines Patenkindes zu intervenieren, zunächst den Eindruck paternalistischer Bevormundung erweckt haben, so wurde das Gefüge durch die Erzählungen der Mutter komplexer. In dem Gespräch mit Batul und Yusuf erhielt ich den Eindruck, dass Michaels Wahrnehmung, die Mutter wolle ein gewisses Maß an Verantwortlichkeiten an ihn abgeben und erhoffe sich dadurch Besserungen im Verhalten des Jungen, durchaus zutraf. Für sie war vor allem wichtig, dass Yusuf mit der Patenschaft eine weitere Ansprechperson erhielt. Auch der Junge hob mit seinem Einwurf, der Pate sei für ihn da, wenn die Mutter seinen Bitten nicht entsprechen kann, die Bedeutung hervor, die Pat:innen als zusätzliche Bezugspersonen und Spielgefährten für die Kinder einnehmen können. Batul erbat sich explizit die ›Einmischung‹ des Paten und band Michael bewusst in die Erziehung ihres Sohnes ein. Auch in seiner Abwesenheit nutzte die Mutter dessen Einfluss, wenn sie ihren Sohn an sein Versprechen erinnerte, sich an bestimmte Verhaltensregeln zu halten. In Deutschland war sie plötzlich alleinerziehende Mutter, herausgelöst aus dem unterstützenden Verwandtschaftsnetzwerk, auf das sie in Syrien zurückgreifen konnte. Es fehlte ihr zudem das soziokulturell spezifische Wissen ihres Ankunftscontextes, das ihr überwiegend arabisches Bekanntnetz ebenfalls entbehrte. Sie erkannte, dass sie mit der Patenschaft einen Ansprechpartner gefunden hatte, der sie in dieser herausfordernden Situation unterstützen konnte. Batul suchte mit Michael aktiv den Austausch über Erziehungspraktiken und erfragte Ratschläge und Hilfestellung in alltäglichen Herausforderungen. Der Vorwurf eines zu Übergriffigkeit neigenden emanzipatorischen Anspruchs von Seiten des Paten würde hier – das verdeutlichten die Aussagen der Mutter und des Kindes – deren Bedürfnisse sowie ihre Handlungsmacht in der Beziehungsdynamik übersehen und ihnen eine Passivität zuschreiben, die ich nicht beobachten konnte. Mehrfach erkundigte sich die Mutter, ob der Pate nicht häufiger in die Familie kommen könnte, und betonte, dass sich mit der Patenschaft ihre Situation zum Besseren verändert habe: »Ich habe dir gesagt, vorher waren wir immer allein, immer zu Hause und ich kannte niemanden hier. Aber mit Michael ist es wirklich ganz anders.« Nicht zu unterschätzen ist in dieser Konstellation jedoch die Abhängigkeit der Familie von dem *freiwilligen* Engagement und den begrenzten zeitlichen Ressourcen von Michael. In mir hallte lange die Frage nach, was passieren würde, wenn Michael die Patenschaft plötzlich beenden müsste.

Exkurs Eltern – Safia: »Das Blöde ist, dass wir hier auch keine Familie haben«

Neben Batul sprach ich noch mit zwei anderen Müttern und deren Kindern sowie mit einem Elternpaar. Ein Gespräch mit Mutter und Tochter, für das mir deren Patin den Kontakt vermittelte, fand mit einer Übersetzerin in den Räumen von WG statt. Ein weiteres Interview war sprachlich völlig barrierefrei, da die Mutter selbst in Deutschland aufwuchs. Ich bat sie im Kiezcafé um das Gespräch und wir trafen uns bei ihr zu Hause und aßen auf dem Balkon der Familie kleine Snacks. Ihre beiden Töchter, die ich ebenfalls bereits aus dem Kiezcafé kannte, stießen immer wieder zu unserem Gespräch dazu und wurden von der Mutter aufgefordert, von ihren Patenschaften zu berichten. Ein drittes Gespräch mit den Eltern zweier Patenjungen fand ebenfalls bei ihnen zu Hause statt. Ihre Patinnen waren Teil der Fokusgruppe und vermittelten mir das Gespräch. Dieses gestaltete sich sprachlich um einiges herausfordernder als die anderen beiden Gespräche. Ich schätzte die Deutschkenntnisse der Eltern falsch ein und lag auch mit meiner Annahme, die Patenjungen seien bei dem Gespräch ebenfalls anwesend und würden ihre Perspektive auf die Beziehung beitragen sowie gegebenenfalls bei der Verständigung unterstützen können, nicht richtig.

Obwohl die Umgebung für meine Gesprächspartnerinnen vertraut war, waren die Interviews allesamt zunächst von einer nervösen Atmosphäre geprägt. Meine Gegenüber schienen mit dem Gesprächsformat nicht vertraut und unsicher bezüglich meiner Rolle. Ich bemühte mich besonders durch Verweise auf meine eigene Patenschaft, eine gemeinsame Ebene herzustellen, bin mir jedoch unsicher, inwieweit mir das gelang. Dass eine weitere Mutter meiner Anfrage für ein Interview eine Absage erteilte, weil sie dieses mit einer Prüfungssituation assoziierte, ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich. Die Gespräche dauerten allesamt nicht länger als 1,5 Stunden. Trotz ihres begrenzten Umfangs ermöglichen diese Daten wertvolle Einblicke in die in der Mentoringforschung vielfach unterrepräsentierte Sicht der Patenfamilien auf das Format.

In Kapitel 4.2.1 habe ich dargestellt, dass die Patenfamilien im Matchingprozess häufig die schulische Förderung ihrer Kinder priorisierten. Die Eltern, mit denen ich sprechen konnte, betonten allesamt die Wichtigkeit schulischer Unterstützung. Die Patinnen ihrer Kinder übernahmen jedoch auch weitere Rollen, die diese Eltern, ebenso wie Batul, als bedeutsam hervorhoben. Diese Facetten werde ich nachfolgend näher ausführen.

Jamila ist die Mutter der siebenjährigen Aisha, die seit zwei Jahren eine Patenschaft mit der 22-jährigen Julia pflegt. Ich habe die Mutter nicht explizit gebeten, das Mädchen zu unserem Treffen mitzubringen, erfahre jedoch, dass Aisha für unser heutiges Gespräch, das an einem heißen Tag im Sommer 2020 in den Räumlichkeiten des Vereins stattfindet, extra eine Verabredung im Freibad verschob. Wir kompensieren den Verlust im Anschluss mit einem Eis. Unser Gespräch wird von Maisa übersetzt, die als Honorarkraft im Verein bereits bei dem damaligen Kennenlerngespräch für die Familie dolmetschte. Ich frage mich, inwiefern dieses Arrangement es der Mutter oder dem Kind erlaubt, schwierige Momente oder Herausforderungen in ihrer Patenschaft zu artikulieren, habe jedoch den Eindruck, dass die Anwesenheit Maisas unserem Austausch zum Vorteil gereicht. Die beiden Frauen scheinen sich sympathisch zu sein. Maisa nimmt die Rolle einer sehr zugänglichen, interessierten und verständnisvollen Mittlerin ein, die

mitunter auch eigene Erfahrungen in das Gespräch einbringt. Trotz der Umgebung der Vereinsräumlichkeiten erlebe ich den Austausch im Vergleich zu den anderen Elterngesprächen als locker und ungezwungen.

Jamila wurde von der Schule ihrer Tochter auf das Format aufmerksam gemacht. Es waren jedoch die Erfahrungsberichte von Nachbarinnen mit dem Verein, die dazu führten, dass sich die Mutter schließlich traute, den Kontakt zu WG aufzunehmen. Jamila erklärt, dass ihr die Idee einer Patenschaft gefallen habe. Mir fällt an dieser Stelle auf, dass Maisa den Begriff der Patenschaft nicht ins Arabische übersetzt, sondern das deutsche Wort verwendet. Die Mutter erklärt analog dazu, dass sich ihre Familie zunächst nichts unter dem Begriff vorstellen konnte, denn in Syrien sei eine solche Konstellation eher unüblich. Ihre Verwandten seien alle verwundert gewesen und fingen an, über den großen Altersunterschied zwischen Patin und Kind Nachfragen zu stellen. Das Kind solle doch lieber mit Gleichaltrigen spielen, so der Ratschlag der Verwandtschaft. Jamila begann daraufhin die Patin in Videoanrufen der Familie vorzustellen, damit diese sich etwas mehr unter dem Verhältnis vorstellen konnten und die Skepsis verstummte.

Aisha ist ein Einzelkind, was entscheidend dazu beitrug, dass die Mutter eine weitere Bezugsperson für sie suchte. Dadurch nimmt die Patin einen besonderen Platz in der Familie ein. Jemanden zu haben, die sich zudem in der Stadt und alltäglichen Belangen auskennt und die auch spontan kontaktiert werden kann, sei zum damaligen Zeitpunkt wie gerufen gekommen: Durch die Patin erhielt die Familie eine dringend benötigte Unterstützung. Das Mädchen selbst bezeichnet ihre Patin in unserem Gespräch als Freundin. Die beiden stünden ständig in Kommunikation miteinander, ergänzt die Mutter. Wenn Aisha Langeweile hat oder sie etwas Kreatives machen will, fragt sie nach Julia. Die Patin brachte dem Kind das Schwimmen bei, erklärt ihm die Regeln im Straßenverkehr und beim Fahrradfahren und animiert es zum Lesen. Das Mädchen ergänzt, dass ihre Patin ihr Dinge zeige, die sie bislang noch nicht kannte. Auch für die Mutter sei die Patin eine Familienfreundin. Mit ihr habe sie keine Hemmungen, Deutsch zu sprechen, denn die Patin würde sie nicht verurteilen. Julia unterstützt auch das Mädchen beim Erlernen der deutschen Sprache, korrigiert sie und macht Hausaufgaben mit ihr. Die Patin kommt mindestens einmal wöchentlich in die Familie.

Die Mutter beobachtet, dass die Patin, wenn sie mit ihrer Tochter zusammentrifft, auch wieder wie ein Kind ist, spielt und über Dinge sprechen kann, über die sie sonst nicht nachdenkt. Wenn wir Zeit mit Kindern verbringen, so führt Jamila aus, würden wir wieder das Unschuldige sehen und vergessen, was in der Welt passiert. Es sei darum gut und wichtig für die Pat:innen, entspannt mit den Kindern zusammenzutreffen, abzuschalten, dabei den Alltagsstress hinter sich lassen zu können und sich auf die Leichtigkeit, ein Kind zu sein, zurückzubewusstwerden. Dies ist das einzige Mal, dass ich höre, dass Eltern den Nutzen, den Pat:innen aus den Beziehungen ziehen, explizit benennen.

Jamila hat das Konzept der Patenschaft schon häufig weiterempfohlen, besonders jenen Freundinnen, die überfordert sind. Worauf sich diese Überforderungen beziehen? In erster Linie auf die Hausaufgaben der Kinder, beantwortet sie meine Frage, bei denen die Eltern wegen der sprachlichen Hürden kaum unterstützen können. Es gebe zudem vielfach keinen wirklichen Rückzugsort für die Kinder. Damit meint Jamila Unternehmungen außerhalb des Hauses und unabhängig der Eltern. Letztere hätten manchmal einfach keine Kraft und keine Zeit, etwas Tolles mit den Kindern zu unternehmen. Dann

sei es schön, wenn die Kinder dennoch nicht darauf verzichten müssten, weil es noch jemanden gibt, der diese Aufgabe übernehmen kann. Das würde auch die Eltern entlasten. Maisa, die durch ihre Honorartätigkeit bereits einige Jahre im Verein tätig und mit dem Patenschaftsformat vertraut ist und deren Eltern vor vielen Jahren ebenfalls als Geflüchtete aus dem Libanon nach Berlin kamen, ergänzt: »Ich glaube, man will auch nicht alles der Mutter erzählen und freut sich, wenn jemand anderes zuhört. [...] Sachen, wo man Angst hat, den Eltern Bescheid zu sagen [...]. Deshalb ist es wichtig, jemand zu haben, der auch neutral auf irgend'ne Sache gucken kann.« (Interview 21.08.2020) Wenn sie jetzt zurückblicke, so reflektiert Maisa, hätte sie sich selbst auch eine Patenschaft gewünscht. Damals habe es dieses Format jedoch noch nicht gegeben. Nach ihren Wünschen für die Zukunft gefragt, antwortet die Mutter, dass die Patenschaft noch lange bestehen möge und das Verhältnis noch enger würde. Jamila wünscht sich mehr bedingungslose Hilfe dieser Art in der Gesellschaft.

Safia ist die Mutter von vier Kindern, von denen drei bereits Patenschaften haben oder hatten. Das Kiezcafé kennt sie bereits seit über zehn Jahren. Von dem Format der Patenschaften erfuhr sie jedoch durch Freundinnen und Bekannte. Zudem wurde das Format zu einem Elternabend in der Schule ihrer Tochter vorgestellt. Als wir gemütlich bei Süßigkeiten auf dem Balkon der Familie sitzen, erzählt mir die Mutter, zunächst irritiert von dem Begriff der Patenschaft gewesen zu sein, der ihr – selbst aufgewachsen im ländlichen Baden-Württemberg – bis dahin nur durch das Konzept christlicher Taufpatenschaften geläufig war. Sie erkundigte sich daraufhin bei einer Verwandten, deren Kinder bereits Patenschaften hatten. Diese erklärte Safia das Konzept folgendermaßen näher: »Jemand kommt nach Hause, so eine, die es gerne machen möchte, unternimmt mit den Kindern etwas, geht mit den Kindern raus, Hausaufgaben, guckt, wo das Kind Hilfe braucht.« (Interview 19.06.2020)²² Als Safias Kinder die Patenschaften der Verwandten beobachteten, wollten sie selbst auch eine Patin.

Ich erkundige mich, was eine Patin für die Mutter sei. Eine Freundin, vielleicht auch ein Stück Familie, so überlegt diese. Safia hebt die positive Energie hervor, mit der die Patinnen stets zu ihnen kämen: »[Die Patin des Sohnes] kommt sehr herzlich, lachend, glücklich. Wenn sie etwas machen möchte, soll ich auch mitgehen.« Die andere Patin käme auch zum gemeinsamen Essen zu ihnen nach Hause. Dann säßen sie gemeinsam bei Mittag, Kaffee und Tee. Safia wirft den Begriff der *Tante* ein, denn man bekäme schon eine Menge mit von der Familie. Damit verweist die Mutter auf eine Intimität, die durch den engen Kontakt im häuslichen Umfeld hergestellt werden und die schließlich in eine Quasi-Verwandtschaft münden kann. Die Regelmäßigkeit der Treffen wird dabei zur tragenden Säule der Beziehung:

Ja, man vermisst dann den anderen auch, wenn er lange nicht da war und man sich so kennengelernt hat und dass man viel miteinander redet. Und dann ist es so: »Ach Mensch, warst schon lange nicht da.« [...] Es gibt ja manche, wo man sagt: »Kannst ja jeden Tag kommen. Ist ja gar kein Problem.«

22 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

Auch Safia empfahl das Patenschaftsformat bereits einigen Bekannten weiter. Sie ergänzt jedoch, dass es auch Eltern gebe, die nicht möchten, dass eine fremde Person in die Familie kommt und mitbekommt, wie diese lebt. Was, wenn die vom Jugendamt kämen?

Die Bedeutung des Begegnungsformats erläutert die Mutter mit Verweis auf ihre eigene Kindheit näher: »Es ist schwierig für ein Kind – ich kenn das ja von mir damals, als ich hier nach Deutschland gekommen bin. Ich sitze da, verstehe nichts und du bist nur zwischen deutschen Kindern.« Durch eine Patenschaft fühle man sich hingegen mehr angekommen. Safia führt weiter aus: »Das Blöde ist, dass wir hier auch keine Familie haben, [...] z.B. Schwestern, Tanten, dass sie die Kinder nehmen.« Hier in Deutschland kenne man nicht einmal die Nachbarschaft im eigenen Haus. Auch Safias Mann hat die Patenschaften seiner Kinder stets unterstützt und befürwortet. Ich erfahre, dass er besonders schätzt, dass es hier möglich ist, einfach einer fremden Person sein Kind anzuvertrauen. Safia betont diesbezüglich wie wichtig es sei, sich auf die Einschätzung der Koordinatorinnen gegenüber den Pat:innen verlassen zu können.

Die erste Patenschaft der älteren Tochter dauerte nur zwei Monate. Die Tochter verstand sich mit dem damaligen Paten nicht gut, der sich vor allem durch Unzuverlässigkeit auszeichnete. Häufig erschien er einfach nicht und das Kind musste dann warten. Auch wünschte sich die Tochter lieber eine Frau. Ihre aktuelle Patenschaft mit Anette läuft zum Zeitpunkt unseres Gespräches im Sommer 2020 seit etwa zwei Jahren. Die Patin hat selbst zwei Kinder. Safia vermutet, dass Anette Kinder einfach sehr gern hat, ihr Partner jedoch keine weiteren eigenen Kinder will und sie sich aus diesem Grund in einer Patenschaft verwirklicht. Mutter und Tochter scheinen sich gut an das Kennenlernen mit der Patin erinnern zu können. Safia erklärt amüsiert, ihre Tochter sei sehr nervös gewesen und habe kein Wort herausgebracht. Das Mädchen ergänzt: »Es war auch peinlich, weil ich sie noch nicht kannte.«²³ Auf meine Frage, wie sie die Anfangszeit mit ihrer Patin erinnert, wiederholt die Jugendliche, dass sie anfangs schüchtern gewesen sei. Sie trafen sich zu dieser Zeit häufig im Kiezcafé, bei ihnen zu Hause oder verbrachten auch Zeit in der Wohnung der Patin mit deren Kindern. Sie gingen auch gemeinsam ins Kino, in einen Trampolinpark, trafen sich zum Erdbeer-Pflücken oder nahmen an den Aktivitäten des Vereins teil wie etwa dem Besuch einer Oper für Kinder. Manchmal kam die Patin auch zusammen mit ihrem Partner zu der Patenfamilie. Ich erkundige mich, was der Jugendlichen an ihrer Patenschaft besonders gefällt. Dass die Patin ihr helfe, wenn sie es braucht und dass sie gern mit ihr raus gehe, etwa auf den Kinderbauernhof. Als schönste Aktivität in ihrer Patenschaft benennt das Mädchen die Teilnahme am Pilotdurchlauf des Projektes »Wirkung Hoch Drei«, in dem sie bastelten, Gedichte schrieben und Geschenke bekamen. Ihre Patin selbst konnte jedoch nicht regelmäßig an den Treffen teilnehmen.

Auch einer der Söhne Safias führt derzeit eine Patenschaft, die er hauptsächlich nutzt, um Englisch zu üben. Ich erfahre, dass er nicht besonders viel Wert darauf legt, mit der Patin draußen zu sein und etwa spazieren zu gehen, wofür dessen Mutter

23 Eine derartige Verwendung der Konzepte von Peinlichkeit und Scham angesichts neuer und ungewohnter Situationen und einer damit einhergehenden Unsicherheit, wie man sich zu verhalten hat, beobachtete ich auch häufig bei meiner Patenjugendlichen.

Verständnis zeigt: Er gehe schließlich mit ihr selbst auch nicht raus spazieren. Safia teilt die Meinung vieler Patenfamilien, dass eine Frau als Patin für Mädchen angenehmer ist und ein Mann für Jungen. Bei gleichgeschlechtlichen Patenschaften seien die Gespräche einfach anders. Mit seiner Patin bezieht sich der gemeinsame Austausch des Sohnes hingegen hauptsächlich auf die Schule. Sie führen eine Lernpatenschaft.

Als ich mich nach der Patenschaft der jüngeren Tochter erkundige, verändert sich die Stimmung unseres Gespräches. Ich erfahre, dass sich diese stark von den anderen Patenschaften unterscheidet: Die Patin sei sehr lieb und nett, so unterstreicht Safia ihre Sympathie zu der Frau, »mit Leib und Seele, hat sie wirklich richtig schön gemacht.« Jedoch habe sie nur selten Zeit für gemeinsame Treffen. In den 1,5 Jahren, die die Patenschaft bereits läuft, traf sich ihre Tochter nur etwa sieben Mal mit der Patin. Die Patin kommt manchmal drei bis vier Monate gar nicht. Safia erklärt mir mit gesenkter Stimme, dass das Mädchen traurig werde, sobald das Gespräch auf ihre Patenschaft fällt. Ich kann das an dem bedrückten Gesichtsausdruck des Kindes ebenfalls beobachten. Zusehends meidet die Mutter das Thema gegenüber ihrer Tochter, um diese zu schonen. Safia fährt fort, dass sich die Patin zwar mehrfach für die unregelmäßigen Treffen entschuldigt habe, »aber sie [das Kind] versteht es nicht... warum kommt die [Patin ihrer Schwester] viel mehr als die andere, warum nimmt sie sich die Zeit?« Wenn sie sich dann nach längerer Zeit wieder sehen, »dann ist alles – nix war – alles gut, und das freut mich immer bei ihr.« Obwohl die Patenschaft offiziell noch fortbesteht, äußerte die Patin gegenüber der Koordinatorin bereits, dass sie diese eventuell beenden wird. Die Mutter versucht indes, Verständnis und Geduld aufzubringen: »Ich verstehe das, sie hat eine neue Arbeit, neue Zeiten, muss voll arbeiten. [...] Ich hab' gesagt, wenn du Zeit hast, dann melde dich.« Dabei spielt auch eine Rolle, dass das Kind mit der Patin bereits eine Beziehung aufgebaut hat. Nichtsdestotrotz äußert die Mutter hinsichtlich eines möglichen Wechsels in der Patenschaft pragmatisch: »Okay, wenn sie nicht mehr kann, dann kommt ein anderer, alles gut.« Safia berichtet mir, diesbezüglich bereits den Austausch mit der Projektkoordinatorin gesucht zu haben – dann kamen jedoch zunächst die Einschränkungen durch die COVID-19-Pandemie.

Zu einem späteren Zeitpunkt erwähnt Mirjam Safia und ihren Töchtern gegenüber, dass die Patenschaft der Jüngeren ja nun beendet sei. Die Mutter reagiert hierauf sichtbar überrascht, besonders als sie hört, dass die Patin für eine neue Patenschaft bereit ist. Ich schließe daraus, dass weder Patin noch Koordinatorin den Sachverhalt mit der Mutter und dem Patenkind noch einmal besprochen haben. Die Koordinatorin scheint vielmehr davon auszugehen, dass die Mutter bereits Bescheid weiß. Nach dem überraschenden und irritierenden Ende der Beziehung sucht die Familie nicht noch einmal ein klärendes und abschließendes Gespräch. Sowohl das Kind als auch die Mutter verhandeln ihre Reaktionen und Empfindungen hierüber hauptsächlich mit und unter sich.

An einem heißen Tag Ende Juni 2020 treffe ich Hala und Mohammed. Ich sitze mit den Eltern im Wohnzimmer der Familie und wir essen Erdbeeren, die ich mitgebracht habe. Der jüngste Sohn der Familie navigiert um uns herum und fordert die Aufmerksamkeit und das Smartphone seiner Eltern. Die sieben- und achtjährigen Söhne führen Patenschaften mit zwei Studentinnen der Fokusgruppe, beide Anfang 20, die mir das Gespräch vermittelten. Sie wurden im vergangenen November zeitgleich mit den beiden

Brüdern gematcht. Die beiden Patenjungen sind während meines Besuches mit einem befreundeten Nachbarsjungen im Freibad.

Hala und Mohammed, die über Freunde auf WG aufmerksam wurden, betonen im Gespräch mit mir, dass sie es sehr schätzen, dass die Patinnen ihre überwiegend homogenen arabischsprachigen Kontakte ergänzen. Die Eltern bemühen sich selbst auch um sprachlichen Austausch. Die Mutter ging etwa vor der Pandemie regelmäßig in ein Sprachcafé, wo sie ihre Tandempartnerin kennenlernte, und besucht einen Deutsch-Kurs. Durch die aktuellen Kontaktbeschränkungen ist das Café jedoch weggebrochen und der Kurs findet nunmehr digital statt. Ich erfahre, dass für Hala und Mohammed, die in ihrem Herkunftsland beide studierten, der größte Unterschied zu ihrem Leben in Syrien das fehlende soziale Gefüge hier in Deutschland ist. Dort hatten sie eine große Familie und waren stets von vielen Leuten umgeben. Hier in Deutschland würden die Menschen hingegen immer arbeiten, so stellen sie bedauernd fest. Während die Kinder in Syrien einfach mit anderen Kindern spielten und die Großmütter und Cousinen dabei waren, seien sie hier, so erklärt die Mutter mit einem traurigen Lächeln, immer allein und das mache es für alle schwer. Die Patinnen seien sowohl für die Eltern als auch für die Kinder wie Freundinnen. Die Jungen haben die beiden jungen Frauen sehr gern: In freudiger Erwartung beobachten sie ihr Ankommen häufig schon vom Fenster aus. Für den kleinsten Sohn, für den die Familie seit langem vergebens einen Kitaplatz sucht, wünschen sich die Eltern ebenfalls eine Patenschaft. Mutter und Vater bevorzugen Frauen als Patinnen, da diese, so erklären sie mir, besser mit kleineren Kindern interagieren könnten. Männer hätten hingegen oftmals keine Lust zum Spielen. Wenn die zwei Patinnen in der Familie sind, beteiligen sich die Eltern nicht an den gemeinsamen Aktivitäten. Sie haben dann Zeit für etwas anderes.

Die Eltern, mit denen ich über ihre Erfahrungen mit den Patenschaften ihrer Kinder sprach, hoben alle multiple Rollen hervor, welche die Pat:innen in ihren Familien einnahmen. Zentral war dabei die Funktion als zusätzliche Bezugs- und Erziehungspersonen für die Kinder. Meine Gesprächspartner:innen betonten allesamt, nach der Flucht in der deutschen Gesellschaft auf sich allein gestellt zu sein, herauskatapultiert aus dem vertrauten und weit verzweigten Netz familiärer und nachbarschaftlicher Unterstützung in die Isolation der Kernfamilie. Die damit einhergehenden Herausforderungen vermochten die Pat:innen ein Stück weit abzufedern. Die Eltern verglichen die Beziehung zu den Pat:innen in diesem Zuge mit einem verwandtschaftlichen Verhältnis. Zudem zeichnete sich die Bedeutung von Patenschaften als Auszeit und Entlastung für die Eltern ab. Die Kinder bezeichneten ihre Pat:innen als Spielgefährten, Vertraute und mitunter auch als große Freund:innen und hoben hervor, dass sie sich bei ihnen immer melden könnten, wenn sie Hilfe und Unterstützung benötigten. Sie reflektierten zudem, dass sie mit ihren Pat:innen neue Aktivitäten kennenlernten und Dinge unternahmen, die ihnen die Eltern aus unterschiedlichen Gründen nicht ermöglichen konnten. In allen Familien spielte auch die schulische Hilfe durch die Patenschaft eine wichtige Rolle, besonders wenn die Eltern aufgrund ihrer Deutschkenntnisse nur über eingeschränkte Möglichkeiten verfügten, ihre Kinder selbst zu unterstützen. Die Rollenvielfalt, welche die Familien be-

schrieben, entspricht den diversen Beziehungsverhältnissen, die der Verein und auch die Mentoringforschung für eine beziehungsorientierte Patenschaft benennen.

Pat:innen wurden jedoch nicht nur zu wichtigen Bezugspersonen für die Kinder und deren Eltern. Als Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft verfügten sie über wertvolles Wissen und Beziehungen und wurden so zu bedeutsamen Ansprechpersonen für alltagsweltliche Fragen und Unsicherheiten. Damit erleichterten sie den Familien das Ankommen in der hiesigen Gesellschaft. Eine solche Brückenfunktion arbeiten der Politikwissenschaftler Frank Gesemann und Kolleg:innen in Bezug auf Patenschaften mit geflüchteten Akteuren folgendermaßen heraus:

Patenschaften können dabei auch als eine Art von Sozialkapital betrachtet werden: Die Beziehungen zu freiwillig Engagierten und der damit verbundene Zugang zu bestimmten Formen des gesellschaftlich relevanten Wissens stellt für Geflüchtete in bestimmten Situationen ein Potenzial von besonderem Wert dar, beispielsweise beim Umgang mit Behörden, bei der Wohnungs- und Arbeitssuche oder bei Schul- und Ausbildungsfragen. Ein großer Wert der Patenschaften kann auch in Erfahrungen menschlicher Begegnungen und Verständigungsprozesse liegen, die sich zwischen Geflüchteten und Pat:innen entwickeln. (Gesemann et al. 2020, S. 14)

Weiterhin ließen meine Gesprächspartner:innen ein Bewusstsein für das komplexe Asymmetriegerüst der Beziehungskonstellation erkennen, das Abhängigkeiten produzierte: Drei der vier Gespräche offenbarten, dass sich die Eltern wünschten, die Patinnen ihrer Kinder würden mit diesen mehr Zeit verbringen. Bei Safia bezog sich dies vor allem auf die Unzuverlässigkeit der Patin, die keine regelmäßigen Treffen mit ihrem Patenkind einzurichten vermochte, was für die ganze Familie zur Belastung wurde. Batul hingegen wünschte sich als alleinerziehende Mutter, die den Großteil der Zeit mit ihrem Sohn auf sich gestellt war und der in Erziehungsfragen ein Ansprechpartner fehlte, dass der Pate häufiger als einmal pro Woche käme. Hala und Mohammed äußerten sich vergleichbar. Die Patenfamilien mussten sich jedoch allesamt den Kapazitäten der Freiwilligen anpassen und erlebten diesbezüglich wenig Handlungsraum. Sie arrangierten sich mit dem, was ihnen die freiwillig engagierten Pat:innen anbieten konnten und waren zurückhaltend, eigene Bedürfnisse oder auch Konflikte offen zu artikulieren. Damit nahmen sie die ihnen zugewiesene Rolle als Hilfe-Empfangende ein.

Es bleibt festzuhalten, dass die Eltern, die sich auf Nachfrage der Pat:innen ihrer Kinder auf ein Gespräch mit mir einließen, nicht stellvertretend stehen können für die Gruppe der Patenfamilien. Ich nehme an, dass durch die Kontaktvermittlung durch die Pat:innen sowie meine Assoziation mit dem Verein jene Eltern einem Treffen mit mir zustimmten, die besonders zufrieden mit dem Format waren und eine gute Beziehung zu den Pat:innen pflegten. Dafür spricht auch, dass lediglich Safia – die einzige Mutter, die ich selbst um das Gespräch bat – problematische Aspekte in den Patenschaften ihrer Kinder ansprach.

Exkurs Jugendliche – Hamed: »Das Vertrauen gibt mir Mut, 'was Größeres anzufangen«

Hamed erfuhr von seinem besten Freund von dem Patenschaftsprogramm bei WG. Beide Jungen flüchteten aus Afghanistan nach Deutschland und lernten sich in Berlin kennen. Hameds Freund führte eine Patenschaft mit Ben, den ich bei der Einführungsveranstaltung im Frühjahr 2019, die mich auf meine eigene Patenschaft vorbereiten sollte, sowie diversen Workshops und Austauschtreffen kennenlernte. Ben war systemischer Coach und plante, im Coaching und in der Therapie mit Jugendlichen zu arbeiten. Für das Engagement hob er in der Einführungsveranstaltung ein Motiv des Helfens hervor. Er wollte unterstützen und Hoffnung geben, betonte jedoch ebenfalls die Vorstellung von einem beidseitigen Wachstum sowie die Erschließung neuer Perspektiven. Idealerweise, so hoffte der angehende Pate, würde sich über die Zeit eine Freundschaft entwickeln. Als Ben und sein Patenjugendlicher dessen Freund Hamed zu einem ihrer Treffen in einem Restaurant einluden, war dieser von dem Format, das ihm bis dahin völlig fremd war, begeistert. Hamed bemühte sich daraufhin selbstständig bei WG um eine eigene Patenschaft.

Als ich mich mit Hamed im Juli 2020 für ein Interview verabrede, ist er 17 Jahre alt. Das Gespräch mit Hamed vermittelte sein damaliger Pate, der ebenfalls Teil der Fokusgruppe war. Die beiden wurden im vorherigen November in eine Patenschaft gematcht. Seinen Paten hat Hamed zum Zeitpunkt unseres Treffens jedoch bereits seit einigen Monaten nicht mehr gesehen. Jener plante gerade ein Auslandssemester und entschied sich bald darauf, die Beziehung offiziell zu beenden.

Während unseres Gesprächs in einem Café auf einem belebten Platz erfahre ich von Hamed, dass seine Entscheidung für eine Patenschaft auf seinem Interesse gründete, Menschen kennenzulernen. Neue Kontakte und Bekanntschaften in Deutschland verknüpft er mit der Möglichkeit, in der hiesigen Kultur richtig anzukommen. »Kultur« und eine damit verbundene Mentalität spielen in unserem Gespräch immer wieder eine Rolle. Hamed kontrastiert etwa eine deutsche Offenheit und Freundlichkeit mit den »gesperrten Gedanken« und dem Misstrauen, welche die Menschen aus Afghanistan und dem Iran prägten. Er betont die Unterschiedlichkeit zwischen beiden Kontexten: »Es ist komplett anders hier. Es ist eine völlig andere Welt.« (Interview 11.07.2020)²⁴ Er erklärt, dass es dieses Erleben von Differenz sei, das (gerade junge) Menschen beim Ankommen in Deutschland vor Herausforderungen stellt. Mittlerweile mehrere Jahre in Deutschland, hat er sich bereits an vieles gewöhnt und einen Umgang damit gefunden. Rückblickend reflektiert er jedoch, dass gerade für seine Anfangszeit in Deutschland eine Patenschaft hilfreich gewesen wäre:

[A]lso jetzt sind für mich viele Sachen schon klar, was ich machen kann, was meine Rechte sind, wie oft ich trinken soll oder was auch immer. Aber trotzdem wäre es sehr, sehr viel besser gewesen, als ich nach Deutschland gekommen bin und so einen Pate

24 Die nachfolgenden Zitate entstammen, wenn nicht anders gekennzeichnet, ebenfalls diesem Interview.

zu haben, so jemand der einfach so mit dir rausgeht und den du viele Sachen fragen kannst, wirklich von Anfang an [...].

Eine solche Ansprechperson für »private Fragen, die man nicht einfach jedem stellen kann«, ist für ihn zentral, besonders weil er sich mit derlei Dingen nicht an seine Eltern wenden kann. Sie beherrschen die deutsche Sprache nicht, was ihr Ankommen hier deutlich erschwert. Dadurch ist sein Verhältnis zu ihnen von einer Inversion der Verantwortlichkeiten gekennzeichnet: Hamed muss für seine Eltern behördliche Schreiben übersetzen, sie zu Terminen begleiten, er kümmert sich um den monatlichen Großeinkauf im Supermarkt und organisierte die erste Wohnung nach der Unterbringung der Familie im Heim. »Das größte Problem ist die Sprache. Weißt du, wenn sie nicht reden können, dann können sie auch nicht arbeiten. Und keine Arbeit – dann hat es nix genutzt, hier zu sein.« Seine Überforderung angesichts der großen Verantwortung, die er übernehmen muss, wird an einer Aussage besonders deutlich: »Jedes Mal, wenn das Jobcenter einen Brief schickt, geht mein Herz kaputt – wie soll ich das jetzt übersetzen?«

Eine Patenschaft vergleicht Hamed mit einer Freundschaft. Hieraus leitet er ein Ideal der Gegenseitigkeit ab: Beide Seiten müssten sich um die Beziehung kümmern, sie pflegen. Auch sei es wichtig, dass sich beide Seiten öffneten, denn nur so entstehe Vertrauen. Er hebt in unserem Gespräch positiv hervor, dass Ben, der Pate seines Freundes, viel über seine Vergangenheit erzählt. Hamed berichtet Ben im Gegenzug ebenfalls von seinen Erfahrungen in Afghanistan und dem Iran sowie über seinen Fluchtweg. »Wenn man erzählt, bekommst du ein besseres Vertrauen, gewinnst du auch sein Vertrauen«. Neben dieser freundschaftlichen Basis ist für Hamed der Erfahrungsvorsprung essenziell, nicht nur bezogen auf die Sprache und das Wissen der Mehrheitsgesellschaft, sondern auch hinsichtlich der Lebenserfahrung. Für Hamed ist es etwa ein Vorteil, dass sein Pate bereits die Schule beendet hat, nun im Studium steht und einen Auslandsaufenthalt vorbereitet. Er stellte ihm viele Fragen über die Schule und die Arbeitswelt. Auch hätte er gern Unterstützung bei schulischen Inhalten in Anspruch genommen. Dazu kam es in der Patenschaft jedoch bislang nicht, auch wenn der Pate diesbezüglich bereitwillig seine Hilfe anbot. Hamed betont jedoch, dass die beratende Funktion von Pat:innen – besonders in Patenschaften mit Jugendlichen – nicht in Bevormundung übergehen dürfe. Vielmehr sollten Pat:innen begleitend zur Seite stehen: »[W]enn jemand da ist und erzählt, was für einen Weg du gehen solltest und alles anders machen solltest – . Es ist viel einfacher dann, finde ich, wenn jemand dir den Weg zeigt und über das alles erzählt.«

Nach Beendigung von Hameds erster Patenschaft intensivierte sich sein Kontakt mit Ben. Sie entschieden sich schließlich, ihr Verhältnis in einer offiziellen Patenschaft zu formalisieren. Über ihre Patenschaft berichteten Ben und Hamed in einem Video, welches sie in dem Projekt »STORY KITCHEN – Online Digital Storytelling Training« der Organisation Social Visions gemeinsam erstellten.²⁵ Als das Video aufgenommen wurde, waren Hamed, Ben und sein Mann gerade in Prag, nachdem sie bereits drei Wochen zusammen in Wien verbrachten. Der Anlass hierzu war Hameds erfolgreich bestandener Mittlerer Schulabschluss.

25 Das Video ist unter folgendem Link zu finden: <https://www.wirgestaltenev.de/news/60/41/Patenstory-Hamed-Ben>, vom 31.03.2026.

In dem Video betont der Jugendliche, dass das vertrauensbasierte Verhältnis zwischen ihm und seinem Paten daher rühre, dass Ben seinen Erzählungen und Plänen stets vorurteilsfrei begegnet. Der Patenonkel, wie Ben sich indes selbst bezeichnet, bemüht sich bewusst, dem Jugendlichen neue Perspektiven zu vermitteln. Er habe sich »auf die Fahne geschrieben, dass ich mir erstmal alles anhöre und erstmal alles mitmache und schaue wie es mir damit geht. Und hinterher einfach sage, ›Hey, das mach ich nicht noch mal!‹ oder ›Hey, wir können das auf jeden Fall noch'n bisschen verstärken.« Ben unterstreicht in dem Video ein Wegbegleiter ohne Bevormundung sein, Orientierung geben, aber nicht einschränken zu wollen. Ihre Beziehung vertiefte sich in Zeiten der COVID-19-Pandemie und seither treffen sie sich sehr häufig. Ben schätzt, dass sie im Monat circa 200 Stunden miteinander verbringen. Hamed kommt mehrfach die Woche zu ihm und übernachtet dort auch. Urlaube planen er und sein Mann nur noch gemeinsam mit dem Jugendlichen. Der Pate steht auch der Mutter von Hamed beratend zur Seite und bemüht sich, die Familie als Ganzes zu unterstützen.

Als ich Hamed kennenlernte, wurde schnell deutlich, dass seine Vorstellungen einer Patenschaft weit über schulische Unterstützung hinausgingen. In seinen beiden Paten suchte und fand er Ansprechpartner, die ihm in jenen Lebensbereichen Orientierung gaben, in denen ihm seine Eltern nicht beiseite stehen konnten. Er profitierte sowohl von den Deutschkenntnissen, dem soziokulturell spezifischen Wissen der Mehrheitsgesellschaft als auch von der Lebenserfahrung der beiden Paten. Rückblickend hätte er sich besonders in der ersten Phase des Ankommens in Deutschland eine Patenschaft gewünscht, die ihm hätte helfen können, kulturelle Unterschiede einzuordnen und zu verarbeiten sowie ein neues Umfeld zu navigieren. Von entscheidender Bedeutung war für ihn, dass seine Paten seine Autonomie respektierten und nicht zu bestimmend agierten. Eine Patenschaft verstand er als Freundschaft, in der eine gewisse Reziprozität und insbesondere auch Vertrauen vorherrschen müssen. Der Rückhalt und die Bestärkung, die Hamed in seinen Patenschaften erfuhr, fungierten für den Jugendlichen als Katalysator für seine Persönlichkeitsentwicklung: Das Vertrauen habe ihm »Mut [gegeben], was anderes, was Größeres anzufangen«.

6.5 Lisa: »Wir haben uns gefunden – so richtige Love-Story«

Lisa ist zum Zeitpunkt unseres Interviews im Frühsommer 2020 24 Jahre alt und studiert Gender Studies. Sie pflegt ihre Patenschaft mit Zaynab bereits seit circa fünf Jahren und besucht ihr elfjähriges Patenmädchen noch immer wöchentlich, in den Sommerferien mitunter mehrfach die Woche. Wir kennen uns bereits seit Beginn meiner Forschung im Januar 2019, da Lisa neben ihrer Patenschaft auch als Honorarkraft im Verein die wöchentliche Hausaufgabenhilfe betreut. Für unser knapp dreistündiges Interview treffen wir uns im Außenbereich eines Cafés unweit des Vereins WG.

Für Lisa ist ihr privilegierter Hintergrund ein wichtiges Movens für ihr Engagement. Die Patin betont in unserem Austausch mehrfach, aus einem wohlhabenden Elternhaus

zu kommen und scheint über diesen Umstand in ständiger Reflexion. Die Diskrepanz zu den finanziellen Möglichkeiten ihrer Patenfamilie bezeichnet sie als »ekelhaft«. Sie engagierte sich bereits in ihrer Schulzeit ehrenamtlich als Schwimmlehrerin für Kinder. Als sie dann für ihr Studium nach Berlin kam, entwickelte sie erneut das Bedürfnis, etwas mit Kindern zu tun. Sie suchte zudem sozialen Anschluss und intergenerationalen Austausch außerhalb ihrer »Studi-Bubble«. Damit hob sie sich von ihren Freund:innen ab, die zu der Zeit alle nur auf Party aus waren. Schließlich nahm sie an einer Orientierungsveranstaltung der Stiftung Gute-Tat teil, die daraufhin den Kontakt zum Verein WG herstellte. Dort wurde sie als Ehrenamtliche zunächst in das wöchentlich stattfindende Kiezcafé integriert. Nach etwa einem Jahr übernahm sie die Hausaufgabenhilfe als Honorarkraft. Lisa betont in unserem Gespräch, dass ein Ehrenamt auch wirklich zu einem passen müsse, sonst solle man sich lieber anderweitig orientieren. Für sie schien es zu passen. Sie gehört nunmehr zu den dienstältesten Mitstreiter:innen bei WG, die viele weitere Honorarkräfte und Ehrenamtliche kommen und gehen sah.

Lisa teilt mit mir ihre Überzeugung, dass *jedes* Kind eine Vertrauens- und Bezugsperson außerhalb der eigenen Kernfamilie haben sollte. Diese könnten ihrer Meinung nach durchaus auch bezahlt sein. Für sie selbst war das in ihrer Kindheit und Jugend etwa die langjährige Geigenlehrerin. Da jedoch besonders bei sozioökonomisch benachteiligten Kindern derartige Bezugspersonen häufig schwieriger zu erreichen seien, so überlegt sie weiter, könnten gerade diese Kinder von Formaten wie Patenschaften profitieren. Es dürfe nicht von den finanziellen Möglichkeiten der Familien abhängen, ob den Kindern eine vertrauensvolle Sorgebeziehung ermöglicht wird oder nicht.

Die Patenschaft von Lisa und Zaynab wurde nicht auf die sonst übliche Weise gemacht. Lisa unternahm vor fünf Jahren mit einigen Kindern aus dem Kiezcafé vermehrt Ausflüge ins Freibad. Zaynab gehörte als Wasserratte in dieser Gruppe zum harten Kern. Als die beiden begannen, sich auch zu zweit zu verabreden, intensivierte sich ihr Verhältnis. Ihre Beziehung formalisierten sie dann einige Monate später in Form einer offiziellen Patenschaft. Es habe einfach gepasst zwischen ihnen. Lisa muss lachen, als sie diese Aussage trifft und reflektiert dabei den großen Altersunterschied zu dem damals sechsjährigen Mädchen. Aus ihrer Sicht haben sie sich jedoch gefunden, es sei eine richtige *love story* gewesen. Lisa betont mehrfach die Bedeutung gegenseitiger Sympathie in einer Patenschaft, die zwischen ihr und Zaynab zweifelsohne zu bestehen scheint. Im Laufe unseres Gesprächs wiederholt die Patin, dass auch sie wirklich Spaß an den gemeinsamen Aktivitäten habe.

Amina, die Mutter von Zaynab, stimmte der Patenschaft sofort zu. Sie war mit dem Format bereits vertraut, da zwei ihrer älteren Töchter zu einem früheren Zeitpunkt ebenfalls Patenschaften führten. Amina zählt zu den regelmäßigesten Besucherinnen des Kiezcafés. Auch sie ist eine der Honorarkräfte. Lisa beschreibt Amina, die vor vielen Jahren aus dem Libanon nach Deutschland kam, als aufopferungsvolle Mutter, die alles dafür tut, dass ihre Kinder die bestmöglichen Teilhabechancen und Bildungsperspektiven erhalten und ein gutes Leben führen. Die Mutter sei sich ihrer begrenzten Fähigkeiten, ihre Kinder schulisch zu unterstützen, jedoch bewusst und versuche, diesen Umstand verschiedentlich zu kompensieren: Ihre Töchter besuchen im Zeitraum meiner Forschung regelmäßig die Hausaufgabenhilfe des Kiezcafés. Zudem bemühte sich Amina um eine Nachhilfe, die ihre Töchter in der Vorbereitung auf deren Ab-

schlussprüfung unterstützen konnte. Aus Lisas Erzählungen geht hervor, dass sie auch zu Amina ein enges Verhältnis pflegt und ihr die Beziehung zu dieser unabhängig von ihrer Patenschaft mit Zaynab viel bedeutet.

6.5.1 Das Kind steht im Zentrum der Beziehung

Herausfordernde Momente in ihrer Patenschaft schildert Lisa in unserem Gespräch nur wenige. Eine schwierige Phase in der mehrjährigen Beziehung bringt sie jedoch mit der aufkeimenden Pubertät des Mädchens in Zusammenhang. Besonders die Monate vor dem Ausbruch der COVID-19-Pandemie hatte sie Sorge, dass Zaynab es nicht mehr cool finden könnte, sich mit ihrer Patin zu treffen: »Das war auf jeden Fall so 'ne Phase, wo ich schon auch so'n bisschen Angst hatte, dass das endet und so. Aber ich glaub, das hatte ich auch mega schnell, weil mir Zaynab einfach viel bedeutet.« (Interview 16.06.2020)²⁶ Lisa berichtet mir, in dieser Zeit vermehrt auf die Bedürfnisse des Mädchens eingegangen zu sein: Sie begleitete sie und eine Freundin beispielsweise in ein nahegelegenes Einkaufszentrum zum Shoppen. Das Mädchen wolle eben ein Teenie sein und coole Dinge unternehmen, so interpretiert die Patin in der Retrospektive diese Phase der Beziehung, darf vieles jedoch noch nicht alleine. Indem sie ihr Patenkind bei derartigen Unternehmungen begleitete, positionierte sich Lisa als Aufsichtsperson, die Zaynab einen sicheren Raum schuf, der es ihr ermöglichte, ihren Bedürfnissen nachzugehen. Wenn das Mädchen dann bei einem solchen Treffen den Großteil der Zeit mit ihrer Freundin sprach, so überlegt Lisa rückblickend, aber zehn Minuten mit der Patin über ihre Gefühle kommunizierte, sei das schon bedeutsam gewesen. Für Lisa ist es wichtig, derartige Durststrecken in der Beziehung durchzuhalten, schließlich hätten wichtige Bezugspersonen während den herausfordernden Phasen ihrer eigenen Jugend auch durchgehalten. Sie unterstreicht, dass es gerade die langfristigen Beziehungen und Freundschaften im Leben seien, die die einen Unterschied machten.

Die Einschränkungen der COVID-19-Pandemie halfen ihnen schließlich aus dieser Schlappe wieder heraus: Ich erfahre, dass für Lisa zu keinem Zeitpunkt zur Debatte stand, während der pandemischen Kontaktrestriktionen auf den Besuch bei der Patenfamilie zu verzichten. Diesbezüglich ist sie eine Ausnahme. Die Mehrzahl der Pat:innen hatte im Vergleich dazu entweder Angst davor, sich in den Familien mit dem Virus anzustecken, wenn sie die weiten Familiennetzwerke beobachteten, in denen der Kontakt aufrechterhalten wurde, oder davor, selbst ein Infektionsrisiko darzustellen. Zudem waren viele von ihnen vermehrt mit eigenen Belastungen beschäftigt und konnten nur wenig Energie für ihre Patenschaften aufbringen. Für Lisa hingegen waren die Familienbesuche für die Aufrechterhaltung ihrer mentalen Gesundheit bedeutsam, denn ihr half das Gefühl, gebraucht zu werden, über die schwierigen Monate hinweg. Dass sie zwei bis drei Mal die Woche mit verschiedenen Spielen im Gepäck eine nicht-digitale Form der Ablenkung in die Familie brachte, schienen selbst die älteren Schwestern von Zaynab zu begrüßen. Zudem wollte Lisa die Kinder der Familie nicht mit den Hürden, die durch den Distanzunterricht gerade für bildungsbenachteiligte Familien entstanden, allein

26 Die nachfolgenden Zitate entstammen, wenn nicht anders gekennzeichnet, ebenfalls diesem Interview.

lassen. Allen voran befürchtete die Patin jedoch mit einer zu langen Kontaktpause die Verbindung zu dem Mädchen zu verlieren. Für ihren Entschluss, den Kontakt zu ihrer Patenfamilie aufrechtzuerhalten, nahm Lisa einen Streit mit ihrem Partner in Kauf, der das kritisierte.

Für Lisa stellt das Patenkind das Zentrum ihrer Beziehung dar:

Zaynab nimmt immer mehr Raum in unserer Patenschaft ein als ich, das liegt halt an der Altersdifferenz. Aber dafür kann ich irgendwie auch voll viele Sachen machen, die ich irgendwie mit Leuten in meinem Alter oder mit erwachsenen Leuten nicht so machen kann. Und mir macht das auch voll viel Spaß irgendwie, so zu spielen oder Quatsch zu machen.

Die Patin bezieht die asymmetrische Ausrichtung ihrer Freundschaft mit Zaynab hauptsächlich auf den Altersunterschied, betont jedoch zugleich eine Form der Reziprozität: Auch sie zieht etwas aus der Beziehung zu dem Kind, das sie in anderen Beziehungen nicht zu finden vermag. Wie auch schon andere Pat:innen hebt sie zudem den Effekt einer Auszeit hervor, den die Treffen mit Zaynab für sie haben:

[B]ei voll vielen Sachen, so wenn ich auch gestresst bin oder so, ist mir trotzdem voll wichtig, die [Patenfamilie] zu sehen, weil das für mich oft so 'ne Auszeit bedeutet. Also ich guck halt oft nicht auf mein Handy, wenn ich bei denen bin. Zaynab und ich spielen ja auch oft etwas oder machen irgendwelche Ausflüge, die mich dann immer so voll ablenken [...]. Man redet halt voll oft so irgendwie über andere Themen [...].

Neben dieser Auszeit schätzt sie das Spielerische, dem sie sich in ihrer Patenschaft hingeben kann, sowie die Vielfalt an Perspektiven, die sie durch den Austausch über verschiedene Differenzlinien hinweg erhält und die ihr helfen, ihre eigenen Privilegien sowie ihren Klassismus kritisch zu hinterfragen. Sich auf Aktivitäten einzulassen, die nicht ihrem üblichen Freizeitrepertoire entsprechen, wird für Lisa zu einer Möglichkeit, ihre eigenen Ansprüche und Vorurteile zu reflektieren:

Ich würd' da vielleicht [zu manchen Aktivitäten] nicht selber hingehen, aber mir macht das auf jeden Fall Spaß da hinzugehen und vielleicht... also ich finde bei so manchen Sachen steht man sich dann vielleicht auch so selbst im Weg, wenn man Sachen so uncool findet. Also ich vergleiche das manchmal so mit Touri-Aktivitäten: So manche Touri-Aktivitäten können halt auch wirklich einfach Spaß machen, aber man ist immer so »Uh, ich will nicht so uncooler Touri sein!« und so sehe ich das halt auch mit so voll vielen so poppigen mainstream-Sachen, die jetzt irgendwie cool sind [...] bei den Teens.

Neben derlei Momenten der Perspektiverweiterung hebt die Patin auch alltägliche Dinge, die sie von der Patenfamilie erhält, als bedeutsam hervor wie etwa Rezepte und Essen. Daneben schätzt sie besonders ihre Integration in deren Familien- und Freundeskreis: »Also die haben mich natürlich nicht von einem Tag auf den anderen aufgenommen. Aber mittlerweile bin ich da so voll drin und die würden, glaub ich, auch viele Sachen für mich machen, ohne das überhaupt zu hinterfragen.« Was diese Hilfsbereitschaft betrifft, so ist Lisa der Meinung, dass sie womöglich sogar noch weiter geht als

die ihrer eigenen Mutter. Im Gegenzug hofft die Patin, dem Mädchen neben schulischer Unterstützung und beruflichen Perspektiven auch Selbstbewusstsein, Offenheit gegenüber verschiedensten Dingen und Menschen, eine Form des kritischen Denkens und die Fähigkeit, Dinge zu hinterfragen, vermitteln zu können.

Herausfordernd erlebt Lisa die Themenfelder Sexualität und Religion. Diesbezüglich scheinen ihre Wertvorstellungen und Überzeugungen am stärksten von denen der Patenfamilie abzuweichen. Ihre Strategie ist es, diese Themen weitestgehend zu vermeiden. Sie ist der Meinung, dass man nicht alles miteinander aushandeln muss. Man könne und solle hier Differenzen einfach akzeptieren. Als das Mädchen etwa anfang, Kopftuch zu tragen, war die Patin sehr darum bemüht, nicht die Position eines vorurteilsbelasteten weißen Feminismus »á la Alice Schwarzer« zu verkörpern, der in dem Kopftuch ein Symbol für die Unterdrückung muslimischer Frauen versteht. Sie mutmaßt, dass in der ersten Woche, die das Kind das Kopftuch trug, mindestens sechs Lehrer:innen, die sich bislang wenig für Zaynab interessierten, diese aufsuchten, um sicherzustellen, dass sich in der Kopfbedeckung nicht eine Form familiärer Unterdrückung manifestierte. Von derlei Positionierungen und Unterstellungen versucht sich Lisa dezidiert zu distanzieren.

Als ich mich erkundigte, was es ihrer Meinung nach für eine gelingende Patenschaft braucht, benennt sie die folgenden Aspekte:

Offenheit für das Gegenüber. Nicht mit irgendwelchen Ideen, was die andere Person ist oder sein sollte da ran gehen und vielleicht auch Sachen, die man selber vielleicht nicht so ganz vertritt oder so – offen da sein, das zu verstehen oder eben auch zu sagen, »Hier sind unsere Grenzen, das ist aber auch okay, dass wir irgendwie nicht miteinander zusammenpassen« oder sowas.

Weiterhin seien Verständnis gegenüber den Kindern und dafür, dass diese auch einfach mal Quatsch machen, essentiell, ebenso wie Geduld, über Durststrecken hinweg dabei zu bleiben. Das Kind stehe im Zentrum der Beziehung, so unterstreicht die Patin abermals. Lisa ist es nicht wichtig, mit Zaynab über alles sprechen zu können. Ihr ist es aber wichtig, dass Zaynab das Gefühl hat, mit *ihr* über alles sprechen zu können.

Als wir uns nach unserem Interview das nächste Mal im Verein sehen, berichtet mir Lisa, noch lange über unseren Austausch nachgedacht zu haben – wann habe man schon einmal so viel Zeit für das Thema?! Hinsichtlich gelingender Patenschaften und der Gefahr einer Ausbeutung von (weiblichen) Ehrenamtlichen ergänzt sie, dass eine Patenschaft nur dann funktionieren könne, wenn das Patenkind und dessen Familie nicht multiple Problemlagen hätten, mit denen Pat:innen einen Umgang finden müssen. Dann würden Patenschaften nicht funktionieren, weil die Ehrenamtlichen schlichtweg ausgenutzt und überfordert würden. Derlei abzufangen ist für Lisa Aufgabe des Staates, nicht der Freiwilligen. Sie sei sehr froh, in der Patenschaft mit Zaynab nicht mit derartigen Problemlagen konfrontiert zu sein: »Das wäre jetzt für mich mehr Arbeit als irgendwie auch bisschen Spaß.«

6.5.2 Die Beziehung verändert sich so schnell...

Über zwei Jahre später treffe ich Lisa zur Weihnachtsfeier von WG wieder. Sie ist heute ohne Zaynab da, für die derartige Veranstaltungen – nun vollends in der Pubertät angekommen – ihren Reiz verloren haben. Lisa erzählt mir, die Patenfamilie nach wie vor wöchentlich aufzusuchen. Sie unternimmt nunmehr mit dem Mädchen hauptsächlich etwas bei der Familie zu Hause, da die Jugendliche kaum noch Lust auf auswärtige Aktivitäten hat. Das findet die Patin manchmal langweilig. Aber sie betont auch, es zu genießen, etwa gemeinsam Karten zu spielen. Gerührt berichtet sie mir, dass auch die älteren Schwestern ihres Patenkindes ihren wöchentlichen Besuch freudig erwarteten: Sie komme immer immer zwischen 17 und 18 Uhr und die Mädchen würden ab 17 Uhr den Wecker stellen und gemeinsam auf ihre Ankunft warten.

Als anstrengend an einer langjährigen Patenschaft – in ihrem Fall nunmehr über sieben Jahre – beschreibt sie, dass sich die Beziehung so schnell verändere. Das treffe natürlich auch auf anderweitige Freundschaften zu. Durch den Altersunterschied zu den Patenkindern, so konkretisiert sie ihre Aussage, die in den Jahren der Patenschaft rasantere Entwicklungen durchliefen als Erwachsene, vollzögen sich die Veränderungen jedoch schneller und intensiver. Vor diesem Hintergrund hebt sie die Bedeutung ihrer Beziehungen zu den Geschwistern des Patenkindes sowie zu deren Mutter hervor, die ihr neben dem Verhältnis zu Zaynab in den vergangenen Jahren zusehends wichtiger geworden sind. Zu einem Zwischengespräch mit der Koordinatorin erklärte Lisa dem Mädchen, dass es okay sei, sollte es irgendwann feststellen, die gemeinsamen Treffen nicht mehr zu wollen. Die Patin ist sich jedoch sicher, so unterstreicht sie mir gegenüber, dass die Beziehungen zu den anderen Familienmitgliedern, allen voran zu der Mutter, auch einen solchen Entschluss des Patenmädchens überdauern würden. Bemerkenswert ist, dass Lisa, die nunmehr ihr Studium beendet hat und sich aktuell auf diverse Stellen bewirbt, einen Umzug in eine andere Stadt ausschließt. Sie ist sich sicher, dass eine solche Distanz für die Beziehung zu ihrem Patenkind und dessen Familie nicht funktionieren würde.

* * *

Die Patenschaft von Lisa und Zaynab gehörte zu den längsten im Verein WG. Auch nach vielen Jahren bemühte sich die Patin darum, den wöchentlichen Rhythmus der Treffen mit ihrer Patenjugendlichen aufrechtzuerhalten und bezog das Verhältnis zu der Patenfamilie bewusst in ihre Zukunftspläne ein. Beides ist ungewöhnlich. Die Herausforderungen, die sie in der Beziehung erlebte, bezogen sich vor allem auf Veränderungen in ihrem Verhältnis zu dem Mädchen, die sie mit dessen Pubertät in Zusammenhang brachte und die bei der Patin Unsicherheit und eine gesteigerte Vulnerabilität produzierten: Sie befürchtete, dass Zaynab das Interesse an der Patenschaft verlieren könnte – eine weitere Dimension der Komplexität von Machtdynamiken in Patenschaften. Die Patin bemühte sich angesichts derartiger ›Durststrecken‹ umso mehr, sich sensibel an den Bedürfnissen ihres jüngeren Gegenübers auszurichten und gemeinsame Aktivitäten anzupassen. Dass sie das Mädchen stets ins Zentrum der Beziehung rückte, führte nicht dazu, dass die Patin eine Reziprozität in der Patenschaft vermisste. Denn auch Lisa

zog über die Dauer der Beziehung stets etwas Positives aus den gemeinsamen Treffen: Sie fühlte sich in die Familie integriert und von dieser unterstützt. Sie vermochte zudem, durch die Patenschaftstreffen ihrem eigenen Alltag und dessen Verpflichtungen zu entfliehen, hatte Spaß und fühlte sich gebraucht. Weiterhin boten sich ihr fortwährend Momente der kritischen Selbstreflexion und Perspektiverweiterung, die sie schätzte.

Patenschaften, wie sie Lisa und Zaynab pflegten, werden hauptsächlich durch die Bindung und Nähe zwischen den Akteuren getragen. Ist die Triebfeder der Patenschaftsbeziehung hingegen vor allem ein Motiv des Helfens, der Wille, etwas Gutes zu tun, und/oder eine politische Überzeugung der Pat:innen, so fällt es den Freiwilligen schwerer, das Verhältnis angesichts eigener Herausforderungen und/oder Irritationen im Miteinander aufrechtzuerhalten. Das Engagement ist dann geprägt von hohen Selbstansprüchen, Erwartungen an das Gegenüber und an die Beziehungsentwicklung. Des Weiteren besteht die Gefahr, dass sich ein (unreflektiertes) Bedürfnis nach Reziprozität in eine Erwartung von Dankbarkeit übersetzt, die wiederum die Asymmetrie in der Beziehung und das Potenzial für affektive Dissonanzen zusätzlich verstärkt. Auch in Lissas Motivation für ihre Patenschaft fanden sich jene Aspekte des Helfens, das Bedürfnis gebraucht zu werden und ihre politische Überzeugung. Entscheidend erscheinen mir in ihrer Beziehung mit Zaynab und deren Familie jedoch die gegenseitige Sympathie und Zuneigung gewesen zu sein. Diesbezüglich hatten sie einen leichteren Start als andere Patenschaften: Ihre Beziehung sah sich nie mit der Notwendigkeit konfrontiert, die anfängliche Künstlichkeit und all die damit einhergehenden Herausforderungen, die ein klassischer Matching-Prozess beinhaltet, bewältigen zu müssen.

6.6 Eva: »Man will ja auch 'ne gute Patin sein«

Eva ist eine der Studierenden, die sich im Rahmen des Praktikumsprojektes bewarb. In dem Motivationsschreiben, zu dem ich alle Interessierten aufforderte, formuliert sie folgendermaßen:

Dieses Praktikum interessiert mich besonders, da es zum Einen einen Beitrag zum Gemeinwohl leistet und zum anderen in einem größeren Forschungskontext stattfindet. Zudem wird sich auf fachlicher Ebene nicht nur inhaltlich mit dem Seminar und anthropologischen Methoden auseinandergesetzt, sondern es werden auch Eindrücke von den Möglichkeiten nach der Universität geboten. (Motivationsschreiben 02.09.2019)

Aus ihrem Schreiben geht weiterhin hervor, dass sie bereits in der Geflüchtetenarbeit tätig war und durch Praktika, Ehrenämter und Au-pair-Aufenthalte ebenfalls Erfahrungen in der Arbeit mit Kindern sammeln konnte. Auf die Bezeichnung des Praktikumsprojektes, »Integration als dialogischer Prozess«, nimmt Eva dezidiert Bezug:

Besonders interessant finde ich zudem den dialogischen Ansatz; auch in meinen bisherigen Erfahrungen sozialen Engagements hat sich die Zusammenarbeit und das Ge-

sprach von Mensch zu Mensch als sehr bereichernd gezeigt. Außerdem glaube ich, dass Integration immer beide Seiten involvieren sollte.

Eva setzte sich mit dem Themenfeld um Integration und der Problematik einer einseitigen Integrationsforderung an migrantisierte Personen also bereits auf einer konzeptuellen Ebene auseinander. Ihre bisherige Erfahrung zeigte ihr darüber hinaus den Stellenwert einer direkten Begegnung. Im späteren Erstgespräch mit Mirjam, an dem ich teilnehmen darf, vertieft sie diesen Aspekt und benennt hier den Unterschied zwischen dem Ansatz von Integration und Inklusion. Sie vertritt Letzteren und artikuliert ihren Anspruch, einen Raum schaffen zu wollen, in dem jeder so sein kann, wie er ist.

Zu unserem ersten Treffen als Fokusgruppe (17.09.2019) bitte ich die Anwesenden noch einmal, ihre Motivation für die Patenschaft kurz für sich festzuhalten und dann vorzutragen. *Was verstehst du unter einer Patenschaft? Warum ist eine Patenschaft sinnvoll? Welche Erwartungen hast du an die Patenschaft sowie den Verein?* Unter einer Patenschaft versteht Eva zu diesem Zeitpunkt, »voneinander [zu] lernen«, Unterstützung anzubieten, direkt helfen zu können, einen Safe Space zu kreieren und eine Ansprech- und Vertrauensperson zu sein. Auch wenn Eva mit ihrem ersten Stichpunkt einen beidseitigen Wissenszuwachs hervorhebt und annimmt, dass auch sie etwas von der Beziehung erhält, nämlich »mehr Sensibilität und einen Umgang mit komplexen Themen«, »Sprachbarrieren [zu] umgehen«, eine »gegenseitige Bereicherung« füreinander zu sein und die »eigene Perspektive« infrage zu stellen, reflektiert sie zugleich das Erfahrungs- und Wissensgefälle in der Beziehung. Denn während sie erwartet, sich vor allem in Selbstreflexion und zwischenmenschlichen Umgangsformen weiterzuentwickeln, stellt sie sich darauf ein, ihrem Patenkind alltagsweltliche Unterstützung in Form von Hausaufgabenhilfe, kreativen Unternehmungen und Ausflügen anzubieten. Sie ist vorbereitet, sich dabei voll und ganz an dem Patenkind zu orientieren. Diesen Selbstanspruch wiederholt sie auch beinahe fünf Monate später in einem Fokusgruppentreffen, zu dessen Zeitpunkt ihre Patenschaft zu dem achtjährigen Sero bereits weithin gediehen ist:

Ich find schon, dass so ein bisschen Druck da ist, dass man dann auch – man will ja auch 'ne gute Patin oder 'n guter Pate sein und dass dann so die Erwartung ist, jetzt musst du auch was Wertvolles in die Patenschaft reingebracht haben. Den Anspruch will ich ja auch selber haben. Ich will ja auch was Schönes in die Patenschaft reintragen und nicht nur irgendwie nehmen. (Fokusgruppe 31.01.2020)

Eva schafft es, ihre Bereitschaft zu geben und sich fortwährend den Bedürfnissen des Patenkindes und dessen Familie anzupassen, in den folgenden Jahren aufrecht zu erhalten. Ihre Patenschaft ist eine der intensivsten, die ich im Verlauf meiner Forschung beobachten konnte. Nichtsdestotrotz – oder vielleicht auch gerade darum – ist auch diese Beziehung von diversen Herausforderungen geprägt.

Im Erstgespräch mit der Koordinatorin erklärt Eva, sich einen jüngeren Jungen als Patenkind zu wünschen, da sie mit jüngeren Kindern bereits durch frühere Tätigkeiten sowie ihre Brüder Erfahrungen sammeln konnte. Eine potenzielle Herausforderung in der Patenschaft, so antwortet Eva auf die Frage der Koordinatorin, stelle ihre Schwierigkeit dar, sich gegenüber fremden Schicksalen abzugrenzen. Sie nehme sehr viel

Anteil und sei schnell mitgenommen und betroffen, gerade wenn sie Schicksalsschläge und Herausforderungen direkt miterlebe. Aus diesem Grund habe sie nicht Soziale Arbeit studiert. Sie könnte dabei nicht die nötige Distanz aufrechterhalten. Eine weitere Schwierigkeit könnte sein, dass sie manchmal ausgenutzt werde, was sie ebenfalls darauf bezieht, sich nur schwer abgrenzen zu können.

Das Kennenlernetreffen, bei dem sich normalerweise Pat:in und Patenkind sowie die Eltern das erste Mal begegnen, läuft bei Eva, die gemeinsam mit Helen, einer anderen Studentin des Praktikumsprojektes, zwei Brüder vermittelt bekommen soll, zur Irritation aller Beteiligten etwas anders ab. Eva, die bereits weit vor der verabredeten Zeit in den Vereinsräumlichkeiten erscheint, ist sichtlich nervös und gibt an, einen guten Eindruck machen zu wollen. Leila, die Mutter der Jungen, erscheint mit ihrem dreijährigen Sohn um die Patinnen zu treffen und den Vertrag zu unterzeichnen. Ihre älteren Söhne, um die es heute eigentlich gehen sollte, sind nicht anwesend. Dass die Familie bereits über Erfahrungen mit Patenschaften verfügt, lässt Mirjam schlussfolgern, dass die Mutter über den Ablauf der Vermittlung eigentlich hätte Bescheid wissen müssen. Die Koordinatorin ärgert sich über die Situation und geht davon aus, dass die Jungen erst gar nicht gefragt wurden. Den Kindern müsse jedoch, so ihre Überzeugung, Mitspracherecht und Handlungsmacht eingeräumt werden. Es gehe schließlich um sie. Der Mutter der Jungen wird unterstellt, über die Köpfe ihrer Söhne hinweg – nicht auf Augenhöhe mit ihnen – zu bestimmen und damit ihre elterliche Autorität unangemessen auszuagieren. Mirjam konstatiert, dass sich an den unterschiedlichen Umgangsformen mit den Kindern das Aufeinanderprallen der Kulturen abzeichne.

Im weiteren Verlauf dieses ersten Treffens mit den neuen Patinnen spricht die Mutter über die vergangenen drei Patenschaften ihrer Söhne und hebt eine davon als besonders positiv hervor. Eva berichtet mir später, dabei ein komisches Gefühl bekommen zu haben. Sie habe sich unter Druck gesetzt gefühlt, den hohen Erwartungen, die ihre Vorgängerinnen bei Leila aufbauten, nicht zu entsprechen. Diese Befürchtung sollte sich viele Monate später als unbegründet herausstellen, als die Mutter in Evas Abwesenheit Mirjam bittet, einen positiven Vermerk in deren Akte zu machen. Sie sei sehr, sehr zufrieden. Derartige Aktenverweise, in denen die ›Qualität‹ von Pat:innen festgehalten wird, existieren bei WG nicht.

Leila berichtet uns Anwesenden zu dem Kennenlernetreffen weiterhin über ihre bisherigen Erfahrungen in Deutschland, ihre Deutschkenntnisse, ihre Berufswünsche, ihre Familie und die Bildungsaspirationen, die sie – selbst in Syrien Lehrerin gewesen – für ihre Kinder hegt. Der Mutter ist der schulische Erfolg ihrer Kinder offensichtlich sehr wichtig. Mirjam kommentiert die strengen Vorgaben der Mutter jedoch kritisch und betont, wie wichtig auch Freizeit und alternative Lernformen für die Kinder seien. Die Kinder hätten in der Schule schon genug Druck. Im Vergleich zu anderen Eltern zeigt sich Leila in ihren Vorstellungen, welchen Stellenwert schulische Inhalte in den Patenschaften spielen sollen, äußerst bestimmt. In einem späteren informellen Gespräch erfahre ich von Mirjam, dass sie bereits in mehreren Konfliktgesprächen versucht habe, der Mutter zu vermitteln, worum es dem Verein bei den Patenschaften geht. Leila habe nunmehr bereits mehr Verständnis für den Stellenwert der freizeitlichen Gestaltung der Patenschaften. Mirjam empfiehlt den beiden neuen Patinnen im Anschluss an das Ken-

nenlernesgespräch dennoch, in ihren Patenschaften mit Hausaufgabenunterstützung zu beginnen, um nicht gleich mit der Mutter in Konflikt zu treten.

Zum Ende des Kennenlernetreffens bittet Leila, dass eine der zwei neuen Patinnen sie nach Hause begleitet, um mit dem älteren Sohn für eine am kommenden Tag anstehende Klassenarbeit zu lernen. Dieser Wunsch löst bei der Koordinatorin abermals Irritation aus, da er als überzogenes Anspruchsdenken der Mutter interpretiert wird. Auch wenn Mirjam die Strenge und die Erwartungen der Mutter an die Patenschaft kritisiert, erklärt sie nach dem Treffen reflektierend: »Das sind halt die, die dann auch weiterkommen« – im Gegensatz zu jenen Eltern, die zu Hause sitzen und sich nicht trauen. Die frisch gebackenen Patinnen werden in diesem Zuge dennoch ermutigt, die Forderungen der Mutter einzugrenzen, sollte es ihnen zu viel werden. Das würde diese schon verstehen.

Eva kann an diesem Abend den Besuch bei der Familie nicht einrichten und lernt ihr Patenkind stattdessen am darauffolgenden Wochenende kennen. Helen, die andere Patin, willigt in das spontane Nachhilfetreffen ein. Beide Patinnen reflektieren diesen ungleichen Start im Nachhinein sehr verschieden. Helen überlegt in einem Fokustreffen viele Monate später, ob ihre Einwilligung in dieses erste Treffen mit ihrem Patenkind zu Lernzwecken nicht dazu geführt habe, dass sie auch in den folgenden Monaten von der Mutter und den Kindern vorrangig mit der Rolle einer Nachhilfelehrerin – im Gegensatz zu Eva – assoziiert wurde, die nicht ihren eigenen Vorstellungen einer Patenschaftsbeziehung entspricht. Eva hingegen bedauert, an diesem ersten Abend verhindert gewesen zu sein, da damit der Start in ihre Patenschaft von einer Absage an den Wunsch der Mutter geprägt war. Dieser Überlegung liegt der Anspruch zugrunde, den Bedürfnissen der Familie nachkommen und diese nicht enttäuschen zu wollen – ein Thema, das auch in den kommenden Monaten von Relevanz sein sollte.

In den kommenden Wochen lotet Eva ihre Rolle(n) in dem Patenschaftsgefüge aus und verhandelt dabei verschiedene Ansprüche und Erwartungen: Nach einem mehrstündigen Treffen mit ihrem Patenkind und dessen Bruder, circa fünf Wochen nach deren Kennenlernen, sind die drei auf dem langen Weg zu der Großmutter der Jungen.²⁷ Die Brüder verhalten sich in der S-Bahn laut und Eva spürt zunehmend die Blicke der sie umgebenden Menschen. Sie bittet die Jungen diskret um Zurückhaltung, allerdings wenig erfolgreich, denn ein weiterer Fahrgast schaltet sich ein und weist die Kinder zurecht: »*Tamam!* Jetzt hört auf sie!« Der Patin ist das äußerst unangenehm, denn sie fühlt sich in ihrer Rolle als Aufsichtsperson von dem fremden Mann verkannt. Als es ihr schließlich zu viel wird, hebt sie gegenüber den Jungen die Stimme und droht ihnen, die Eltern anzurufen. In der Reflexion hierüber äußert sie sich später verunsichert: »Zum ersten Mal stehe ich wirklich im Konflikt. Bin ich Autoritätsperson oder Freundin?« Sero fällt der Wechsel in ihrem Verhalten ebenfalls auf und er kommentiert das Schimpfen, was Evas Unsicherheit weiter verstärkt. Von der Mutter wird die Patin wiederholt zu eben solcher Strenge gegenüber ihrem achtjährigen Patenkind und dessen Bruder angehalten. Eva findet diese Rollenzuweisung jedoch schwierig und erklärt: »Ich will nicht so von oben herab [handeln], sondern auch wie 'ne Freundschaft

27 Eva berichtete von der Situation ausführlich in unserer Fokusgruppe und fertigte hierzu eine Vignette an. Die nachfolgenden Beschreibungen und Zitate basieren auf dieser Vignette sowie den Aufzeichnungen unserer Fokusgruppentreffen.

... ein bisschen.« (Fokusgruppe 17.12.2029) Sie ist bestrebt, ihre Rolle explizit von der der Mutter abzugrenzen, aber stößt dabei an Grenzen. Sie fühlt sich unwohl, gegenüber den Jungen durchzugreifen, nimmt jedoch gleichzeitig wahr, dass das äußere Umfeld und nicht zuletzt auch die Mutter der Jungen genau das von ihr verlangen. Zudem verletzt sie die Vorstellung, Dritte würden ihre Rolle als Aufsichtsperson gegenüber den Jungen nicht ernst nehmen. Sie schafft es zunächst nicht, dieses Spannungsverhältnis für sich aufzulösen und verbleibt in der Reflexion hierüber irritiert.

6.6.1 Integration in die Familie

In den folgenden Monaten intensiviert sich die Beziehung von Eva zu der Familie ihres Patenkindes stetig. Ihre Patenschaft ist geprägt von mehrstündigen Treffen, die oft den ganzen Tag in Anspruch nehmen. Zu einer Verabredung mit den Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin erwähne ich, dass Eva manchmal acht bis neun Stunden mit der Patenfamilie verbringt, woraufhin Mirjam sofort entgegnet, dass die Patin hier unbedingt lernen müsse, Grenzen zu setzen. Sie hält derlei lange Treffen nicht für angemessen und befürchtet eine Überlastung der Patin. Zu dem nächsten Treffen unserer Fokusgruppe berichte ich von der Reaktion der Koordinatorin, woraufhin Eva sogleich bekräftigt, dass derartige Treffen für sie keineswegs eine Belastung darstellen. Im Gegenteil. Sie betont, die Aktivitäten im familiären Umfeld ihres Patenkindes, die über den Austausch mit dem Jungen hinausgehen, als äußerst wichtig zu empfinden.

Als im Februar 2020 der Geburtstag von Seros Bruder gefeiert wird, beschreibt Eva in einer Vignette, sich zunehmend in den Familienverbund integriert zu fühlen:

Es findet die Geburtstagsfeier des Bruders meines Patenkindes statt. Ich wurde eingeladen, etwas früher als die Gäste zu kommen. Da ich wegen meiner Prüfungen die letzten zwei Wochen nicht kommen konnte, kommt mir der Empfang besonders herzlich vor. Die Mutter, Leila, umarmt mich und sagt »Wir haben dich sehr vermisst. Du bist doch Teil unserer Familie!« Mir fällt auf, wie sehr ich die Energie vermisst habe. Nach und nach treffen die Verwandten ein, die ich inzwischen auch alle kenne und die mich ebenfalls herzlich begrüßen. Als die eingeladenen Kinder dazustoßen, sitze ich mit ihnen zunächst im Wohnzimmer, ohne darüber nachzudenken. Kurz darauf holt mich Leila in die Küche zu den Erwachsenen. Es sind viele Frauen hier, Freundinnen und Verwandte, die alle nur Arabisch sprechen. Ich sitze etwas hilflos in der Menge und versuche, nicht teilnahmslos auszusehen. Doch trotz der Sprachbarriere fühle ich mich nicht fehl am Platz. Besonders die beiden Omas und die Tanten haben häufig Körperkontakt zu mir, mal eine Hand an der Schulter, mal am Knie oder am Rücken. Ich fühle mich wahrgenommen und gewertschätzt [sic!] – auf nonverbale Weise. Auch beim Essen – das Leila extra auch vegan gemacht hatte – nehmen die Verwandten häufig Bezug auf mich, geben mir Nachschlag und fragen, ob es mir schmeckt.

In unserer Fokusgruppe führt Eva aus, sich zunächst bei den Jungen im Wohnzimmer der Familie wohler gefühlt zu haben, weil diese alle Deutsch sprechen. Sie wird von der Mutter jedoch in den Kreis der Erwachsenen in die Küche gerufen und gefragt, warum sie überhaupt bei den Kindern sitze. Bei den Frauen ist am heutigen Tag ihr Platz. Nonverbale Gesten geben ihr trotz Sprachbarrieren das Gefühl, Teil der Gruppe zu sein. Eva

hebt Gefühle der Wertschätzung und Sichtbarkeit hervor, welche jedoch diffuseren Affekten der Hilflosigkeit und Anspannung ambivalent entgegenstehen, die sie bewusst zu kaschieren versucht.

Die Nähe zu der Familie nimmt in den kommenden Wochen und Monaten spürbar zu. Die alles verändernde COVID-19-Pandemie und die Ängste, Vorsichtsmaßnahmen und neuen Verhaltensweisen spielen dabei eine wesentliche Rolle. Eva verfasst hierzu eine weitere Vignette:

Es ist ein Samstag Anfang März 2020 und die Corona-Angst hat sich auch schon in der Familie verbreitet. Mein Patenkind und ich sitzen gerade am Wohnzimmertisch und zeichnen, als ich eine Nachricht bekomme: Mein Mitbewohner kommt aus einem Risikogebiet mit Ausgangssperre in unser Wohnheim zurück. Ich erwähne es bei Sero nur beiläufig, aber kurz darauf kommt seine Mutter ins Zimmer und besteht darauf, dass ich ein paar Tage bei ihnen bleibe. Ich bin sehr zögerlich, will nicht zusätzlich eine Belastung sein. Auch der Vater und die Kinder wiederholen, dass ich bleiben soll. Also einigen wir uns auf eine Nacht, bevor ich nach Bayern zu meiner Familie fahre. Kurzerhand eile ich los, um einen kleinen Koffer zu packen. Wieder zurück will Leila, Seros Mutter, auch mit meiner Mutter telefonieren und sie unterhalten sich eine Weile. Nach dem Essen helfe ich noch beim Abspülen – was ich heute zum ersten Mal darf, mit der Begründung, dass ich jetzt Teil der Familie sei. Bevor wir ins Bett gehen, zeigt mir Leila, wo ich Sachen fürs Frühstück finde, erklärt, dass ich alles im Bad benutzen könne und in ihrem Bett schlafen solle. Sie und der Kleine legen sich dazu und wir hören auf YouTube Koran. Obwohl ich nicht muslimisch bin, bewegt mich das Video. Das Kind ist sehr aktiv und es dauert eine Weile, bis es ruhig wird. Aber die Situation hat dennoch etwas sehr Beruhigendes und Vertrautes. Irgendwann merke ich, wie Leila aufsteht und zu ihrem Mann geht. Nach einer Weile höre ich Gebet aus dem Wohnzimmer. Um halb sechs wache ich am nächsten Morgen auf, weil ich Stimmen höre. Seros Bruder ist zum Beten gegangen. Ich schlafe wieder ein und um sieben kommt Sero ins Zimmer und wir quatschen und spielen leise zusammen, bis sein älterer Bruder aufwacht. Zusammen verbringen wir den Morgen und die beiden helfen mir, Kaffee zu machen.

Aus dieser Vignette geht hervor, dass die wachsende Nähe zu der Familie des Patenkindes durch verschiedene Aspekte hervorgerufen und verstärkt wurde: Da war die Sorge der Mutter um die Patin, die aufgrund der sich zuspitzenden und allseits Unsicherheit hervorruhenden pandemischen Situation beschloss, Eva solle bei der Familie bleiben. Diese transzendierte damit die Rolle des Gastes und wurde Teil einer familiären Intimität, die sie bislang nicht erfuhr. Ein weiterer bedeutsamer Aspekt der Nähe war die Kontaktaufnahme Leilas zu der Mutter der Patin. Auch ein derartiger Austausch zwischen den Eltern von Patin und Patenkind war vergleichsweise selten. Mitunter besuchten Patenkinder die Wohngemeinschaften von Pat:innen und lernten infolgedessen deren Mitbewohner kennen oder trafen auf Partnerinnen oder eigene Kinder der Pat:innen. Die Eltern der Pat:innen waren jedoch meist nicht direkt beteiligt, sondern erkundigten sich lediglich bei ihren Kindern über die Entwicklung der Patenschaft.

Als wir die Vignette in unserem nächsten Fokusgruppengespräch besprechen, ist es das erste Mal, dass ich höre, dass Pat:innen bei ihren Patenfamilien übernachteten. Normalerweise wird von Vereinsseite häufig vor einer zu intensiven Nähe gewarnt – hin-

sichtlich eines möglichen negativen Effektes auf das Patenkind, aber vor allem bezüglich einer fehlenden Abgrenzung und potenziellen Überforderung der Pat:innen. Evas Äußerungen lassen jedoch keineswegs darauf schließen, dass sie sich vereinnahmt oder eingeengt fühlt. Vielmehr interpretiert sie die Situation als Ausdruck der Zuneigung und als Bestätigung, dass sie in die Familie aufgenommen wird und freut sich darüber.

Zwischen eigenen Überzeugungen und sozialen Erwartungen/Verpflichtungen

Die neuen Dynamiken, die sich durch die COVID-19-Pandemie einstellen, bergen jedoch auch Reibungen. Während der pandemischen Einschränkungen müssen viele Patentandems ihre Kontaktwege und Aktivitäten neu verhandeln. Die Empfehlung des Vereins an die Ehrenamtlichen im Mai 2020, als erste Kontaktbeschränkungen gelockert werden, lautet, sich mit den Patenkindern im Freien zu treffen und Aufenthalte in den Wohnungen der Familien aufgrund der erhöhten Ansteckungsgefahr zu vermeiden. Diese Maßgabe stößt jedoch bei vielen Familien wiederholt auf Unverständnis.

Auch Eva und Helen werden von der Mutter in die Wohnung der Familie eingeladen. Vor der Pandemie war das für ihre Treffen üblich. Nun wollen die Patinnen das jedoch unbedingt vermeiden, denn beide nehmen die Kontakteinschränkungen sehr ernst. Eva sucht das Gespräch mit der Mutter. Diese verortet jedoch die Verantwortung und damit auch die Entscheidungsmacht über die Frage, ob ein Besuch in der Wohnung angemessen ist, bei sich – es sei schließlich ihr Haushalt. Die Mutter verhält sich nachfolgend in den Nachrichten kurz angebunden, was Eva stark verunsichert. Die beiden Patinnen suchen infolgedessen in verschiedenen Formaten Beratung, Konsolidierung und Rückmeldung. Außerdem stimmen sie sich eng miteinander ab und besprechen ihr Vorgehen. Helen verarbeitet die Situation in einer Vignette:

Ich komme kurz nach 14 Uhr mit dem Fahrrad an und schreibe Eva, ob sie schon da ist. Sie bejaht. Dann muss sie bereits drinnen sein, denke ich mir. Etwas unsicher klinge ich und gehe durch den Hof zum Hinterhaus. Es kommt mir wie gestern vor, dass ich zuletzt hier war, dabei ist es bereits über einen Monat her. Die Wohnungstür ist offen, ich höre schon Stimmen. Leila begrüßt mich in ihrem kuscheligen rosa Plüschanzug. Ein breites Lächeln auf den Lippen fragt sie, wie es mir und meinen Eltern gehe. Ramo sagt Hallo, Marlo ist auch sofort da und beginnt, mir und Eva irgendwelche Dinge zu zeigen. Sero tobt im Flur herum. Ich bin noch unsicher, was jetzt passiert. Wir wollten die Jungs abholen und direkt raus gehen mit ihnen, da Corona es leider noch nicht wieder zulässt, andere Menschen nach Lust und Laune zu Hause zu besuchen. Eva sagt, sie hätten schon gefragt, ob wir erst noch etwas Schule machen können. Zum Glück muss ich vorerst nicht darauf antworten, da sich die Aufmerksamkeit von allen auf eine Waage richtet, die kaputt zu sein scheint. Ich bleibe hinter ihnen stehen, die Wohnungstür ist noch angelehnt. Irgendwann mache ich sie zu, Eva steht auf und sagt, wir könnten ja mit Abstand am Tisch sitzen. Leila geht bereits ins Wohnzimmer, schaut uns einladend an und meint: »Können Sie reinkommen, kein Problem!« Bereits im Vorfeld versicherte sie uns mehrere Male, es sei okay für die Familie, wenn wir zu ihnen nach Hause kämen, dass wir doch zu ihren Leuten gehörten. Es fiel uns sehr schwer zu erklären, warum es beim Einhalten der Eindämmungsmaßnahmen aber hauptsächlich geht, ohne unhöflich oder zurückweisend zu wirken. Wir einigen uns also darauf, etwas Schule zu machen und dann rauszugehen. Also Schuhe aus und ins Wohnzim-

mer. Dort werkeln Eva und Leila weiter an den Waagen rum. Ich halte mich raus und setze mich zu den Jungs aufs Sofa, die beide an ihren Handys spielen.

Wir reden darüber, wann sie wieder in die Schule können, welche Spiele sie spielen und wie es mit dem Fasten läuft, da gerade Ramadan ist. Sie müssen um 3 Uhr nachts aufstehen, um zu essen, erzählt Sero. Und dann essen sie abends 8:42 Uhr oder so, meint Ramo. Ob sie auch nichts trinken dürfen, frage ich. »Immer fragen das alle. Auch mein Freund, wenn ich erzähle, dass ich faste«, sagt Ramo lachend. Ihm falle es nicht schwer, nicht zu trinken, aber nicht zu essen schon. Er hat oft Hunger. Ich wahre immer noch etwas Abstand, was in dem großen Wohnzimmer gut geht, doch die Luft ist stickig und warm und ich denke mir, dass es jetzt wahrscheinlich eh schon zu spät ist.

Später, als wir endlich draußen sind mit den drei Jungs, sagt Eva, dass wir jetzt genau das gemacht hätten, was wir nicht machen wollten, alle Prinzipien gebrochen hätten. Ich erzähle von meiner Unsicherheit am Anfang. Ihr ist es genauso gegangen. Dann standen wir aber plötzlich in der Wohnung und natürlich fühlte sich auch alles sehr vertraut an, was es nicht einfacher machte. Früher oder später würden wir uns ja auch sowieso wieder regelmäßig treffen, sprechen wir beide unsere Gedanken laut aus. Ob das die richtige Herangehensweise ist? Wir kommen direkt auf der anderen Straßenseite an einem Spielplatz an. Die sind jetzt zum Glück schon mal wieder geöffnet.

Eva kontaktiert im Anschluss an das hier beschriebene Treffen die Koordinatorin per E-Mail und interpretiert das als Hilferuf: »Ich krieg's nicht alleine hin, nein zu sagen.« (Fokusgruppe 19.05.2020) Sie nimmt infolgedessen ebenfalls an einem virtuellen Patenstammtisch teil und äußert in diesem ihre Angst, die ihr angediehene Gastfreundschaft, das in sie gesetzte Vertrauen und die Nähe, die sich in den vergangenen Monaten zwischen ihr und der Patenfamilie gebildet hat, zu verletzen oder gar zu verlieren. Mirjam, die sich zu dem Stammtisch nach Evas Schilderungen als erste zu Wort meldet, rät der Patin, sich in diesem Fall klar abzugrenzen. Sie soll der Familie gegenüber verdeutlichen, wozu sie bereit ist und wozu nicht. Die Familien *müssten* einfach die Einstellungen der Ehrenamtlichen akzeptieren – schließlich sei das Ganze freiwillig und unentgeltlich. Die Patin erwidert auf den Ratschlag der Koordinatorin, die Erwartungen der Familie nicht enttäuschen zu wollen. Sie fühle sich ihnen gegenüber verpflichtet und wolle ihnen nicht den Eindruck vermitteln, sie *wolle* die Familie nicht besuchen. Die Patenfamilie verstehe sich, so erfahren die Anwesenden des Stammtischs weiter, besonders in Pandemiezeiten für die Patin als familiäre Anlaufstelle in Berlin. Die Koordinatorinnen schließen daraus auf einen kulturellen Konflikt: Da die Patin von der Familie quasi adoptiert worden sei, werde nun auch sie fremdbestimmt und müsse sich entgegen ihrer individuellen Bedürfnisse anpassen und unterordnen. Den Vorschlag der Koordinatorinnen, ein offizielles Schreiben von Seiten des Vereins aufzusetzen, hält die Patin nicht für zielführend, da die Mutter bereits argumentierte, der Verein habe das nicht zu entscheiden. Es handele sich um eine Familienangelegenheit.

In unserer Fokusgruppe, die fünf Tage nach dem Stammtisch stattfindet, besprechen wir die Situation ebenfalls ausführlich. Eva unterstreicht, dass die Kontaktbeschränkungen, die aufgrund staatlicher Lockerungen der pandemischen Restriktionen nunmehr bloße Empfehlungen darstellen, es für sie um ein Vielfaches erschweren, eine Position zu beziehen, die ihren eigenen Überzeugungen gerecht wird:

Ich hatte auch wirklich 'n schlechtes Gewissen dann, weil ich das Gefühl hatte, dass ich meine eigene Verantwortung eigentlich nicht... die Grenzen, die ich gesetzt habe, ignoriert hatte und gemacht hab, was die Familie wollte und dass ich damit eigentlich nicht richtig lag. (Fokusgruppe 19.05.2020)²⁸

Die Patin selbst hat in Berlin keinen Kontakt zu Risikogruppen. Evas Konflikt besteht also in erster Linie darin, ihre eigenen Prinzipien und Handlungsideale auszuhandeln und zu verteidigen. Daneben spielt jedoch auch der Schutz der Patenfamilie für sie eine wichtige Rolle. Inwiefern eine solche Sorge um das Gegenüber in dessen Bevormundung umschlagen kann, reflektiert sie treffend folgendermaßen: »Wo hört denn auf, dass man Verantwortung übernimmt für andere Leute, weil man annimmt, dass man es besser weiß als sie? Das fand ich dann schwierig. [...] Ist es unsere Aufgabe, zu entscheiden, was das Beste für die Familien ist? Ich weiß es nicht.« Auf meine Rückfrage, was sie von dem Begriff der *Fremdbestimmung* und dem Verweis auf eine kollektivistische Werteprägung hält, welche die Koordinatorin zum Stammtisch einwarf, entgegnet Eva, sich davon sehr angesprochen gefühlt zu haben: Sie tue sich schwer, sich als Individuum durchzusetzen, weil sie wahrnimmt, Teil der Gemeinschaft zu sein und die damit einhergehenden Erwartungen nicht enttäuschen zu wollen. Sie kehrt noch einmal zu ihrem vormaligen Argument zurück, angesichts der COVID-19-Schutzmaßnahmen gegenüber der Familie Verantwortung übernehmen zu wollen. Sie könne nicht unterscheiden, ob es ihre Pflicht als Teil der Gemeinschaft sei, hinzugehen, oder eben nicht hinzugehen. Sie sei es nicht gewohnt, dass ihr eine Gruppe – die Patenfamilie – so viel Selbstbestimmung abspricht, und es ihr so schwer macht, das zu tun, was sie für richtig hält.

Die Spannungen verstärken sich, als der Vater beginnt, sich auf Verschwörungserzählungen zu beziehen. Auch diesbezüglich hat Eva Schwierigkeiten, sich zu positionieren, ohne das Gegenüber zu verletzen und bezeichnet die Situation als »eine volle Ladung von Wertkollision.« Ich erkundige mich bei ihr, inwiefern sich die Situation auf die emotionale Nähe in der Beziehung zu der Familie auswirkt und sie entgegnet: »Ich habe mich auf jeden Fall emotional distanzierter gefühlt in dem Moment.« Sie reflektiert weiter: »Okay, ich bin doch nicht ganz Teil davon, so wie es sich manchmal anfühlt und ich bin doch weiter weg, als es manchmal rüberkommt.« Auf die Nachfrage einer weiteren Teilnehmerin, wie sie auf den Wertekonflikt schließlich reagierte, antwortet Eva: »Ich habe mich da wirklich unwohl gefühlt [...] Ich war sehr im Konflikt, weil das für mich sehr wichtig ist [...], meine Werte auch klar zu vertreten. Aber irgendwie mit 'nem 50-jährigen Mann da zu diskutieren [...] – ich hab's nicht gemacht.« Gefragt, wie sehr sie das Verhältnis durch den aktuellen Konflikt gefährdet sieht, erklärt sie:

Schon viel, das belastet mich auch viel [...], weil mir das schon sehr nahe geht – an sich die Beziehung auch mit der Familie. Weil ich das auch so nicht erwartet hatte und mich das sehr freut, dass mir so viel Vertrauen entgegengebracht wird, dafür, dass ich nicht die gleiche Religion teile, dass ich ganz anders aufgewachsen bin usw. Das ist der größte Punkt, der mich daran gehindert hat, dass ich nicht hingehge [...], dass ich die Familie nicht enttäuschen will oder so, dass ich dem irgendwie nicht gerecht werden kann.

28 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Fokusgruppentreffen.

Die Patin spürt, dass die Bindung, die sie über soziokulturelle Unterschiede hinweg zu der Patenfamilie aufbauen konnte, mit Erwartungen und Verantwortung einhergeht: »[G]ewissermaßen muss ich zu dem Familienbild, das sie haben, auch irgendwie beitragen... – wo ich selber anders aufgewachsen bin.« Zugleich befürchtet sie, dass ein hiervon abweichendes Verhalten die noch nicht gefestigte Bindung gefährden könnte. Auf den Ratschlag ihrer Co-Patin Helen, ihre eigenen Werte nicht unter die der Familie zu stellen, entgegnet sie:

Aber es ist nicht nur einseitig. Ich kann das [Verhältnis zu der Familie] nicht nur als Privileg oder als 'ne schöne Sache sehen, weil damit einher halt gewisse Punkte gehen, damit dieses Privileg genossen werden kann. Also ich hab' das Gefühl, dass die Beziehung auch darauf aufbaut, dass ich viel an so Familienaktivitäten teilnehme. Und wenn ich das nicht mach', geht dieser Status auch verloren. Also ich sehe das nicht als Aufgabe per se, oder als Druck. Aber es fühlt sich nach 'nem Druck an. Also es fühlt sich einfach so an, als wär' da 'ne hohe Erwartung, die ich zu erfüllen hab. [...] Vielmehr als dass ich mir das selber so ausgesucht hab.

Besonders beeinflusst fühle sie sich, wenn die Mutter ihres Patenkindes mit Verweis auf den Koran unterstreicht, dass Familie das Wichtigste sei und man immer füreinander da sei. Eva resümiert den Konflikt: »Die Situation, so wie sie jetzt ist, das belastet mich zu sehr, als dass ich das so weitermachen kann.«

Der Konflikt wird nicht aufgelöst. Jedoch erledigt sich die Situation zunächst gewissermaßen von selbst, als in den kommenden Wochen die Kontaktbeschränkungen angesichts fallender Infektionszahlen abermals gemildert werden. Als wir uns nach drei Wochen erneut digital in der Fokusgruppe treffen und ich Eva auf die Situation anspreche, erklärt sie, dass sie sich aus dem Dilemma gerettet habe, weil sie zwei Wochen nicht in Berlin war. Als sie zuletzt mit der Mutter ihres Patenkindes telefonierte, sei alles entspannt gewesen – so wie immer:

Also ich konnte mich gar nicht mehr so erinnern an meine Sorgen vor zwei, drei Wochen. Darum bin ich auch froh, dass ich das auch aufgeschrieben hab' und auch so'n bisschen die Videoaufnahmen von den Gesprächen [unserer Fokusgruppe habe], weil es jetzt, da es schon so länger her ist, schon wieder so'n bisschen surreal wirkt, dass mich das belastet, dass ich nicht nach Hause kann zu ihnen. (Fokusgruppe 09.06.2020)

Die zuvor erlebte affektive Intensität des Konfliktes ist Eva nicht länger gegenwärtig. Die vormalige Situation sei hauptsächlich durch die Einschränkungen und neuerlichen Lockerungen bedingt gewesen. Eva betont nunmehr, dass es sonst keine Konflikte gegeben habe. Die von ihr selbst als Wertekollision bezeichneten Momente der Fremdbestimmung und der Druck, den sie hinsichtlich familiärer Verpflichtungen und Erwartungen verspürte, treten hinter jene Umstände, die außerhalb des Handlungsradius' der beteiligten Akteure liegen: pandemiebedingte Kontakteinschränkungen. Die Lockerungen dieser Vorgaben ermöglichen es Eva, zu den bisher in der Patenschaft etablierten Verhaltensmustern zurückzukehren und an die Beziehungsentwicklung anzuknüpfen.

Als Anfang Oktober 2020 neuerliche pandemiebedingte Einschränkungen bevorstehen, aktualisiert sich der Konflikt aus dem Frühjahr:

Und die ganzen Thematiken vom letzten Mal von Frühling und Winter werden jetzt wahrscheinlich wieder, glaub ich, neu ausdiskutiert. Von daher [...] hab' ich schon so ein bisschen Angst, wie das jetzt alles wird. Aber ich glaube dieses Mal will ich auf jeden Fall ein bisschen strikter durchsetzen, dass ich dann nicht zu ihnen nach Hause gehe, wenn ich mich nicht wohlfühle damit. (Fokusgruppe 09.10.2020)²⁹

Eva plant, zeitnah »eine klare Message [zu] senden«. Die erste Belastungsprobe für ihren Vorsatz, diesmal besser auf ihre Grenzen zu achten, betrifft den Plan der Mutter Leila, für die Patin eine Geburtstagsparty auszurichten. Es soll einen veganen Kuchen nur für sie geben und sie soll Freundinnen mitbringen: »So viele liebe Gesten – und dass man dann das irgendwie so hart ablehnen muss, find' ich sehr schwer.« Meinem Vorschlag, noch einmal mit den Verhaltensmaßgaben des Vereins zu argumentieren, entgegnet Eva: »Das Problem ist, das ist alles ein Déjà-vu vom letzten Mal.«

Anpassung und Akzeptanz

Im Sommer 2020 plant die Patenfamilie von Eva deren Familie in Bayern zu besuchen. Dieser Plan ruft bei der Patin ebenfalls Unsicherheiten hervor:

Ich bin ein bisschen überrumpelt, [...]. Also die wollen wirklich unbedingt zu uns nach Hause nach Bayern kommen und ähm – find' ich richtig schön. Und auch weil meine Großeltern einen Bauernhof haben, das wollen sie auch unbedingt sehen. Aber ich hab' auch 'n bisschen Angst weil... Also erstens ist meine Mutter halt auch alleinerziehend, so. Zweitens ist unser Haus so voll mit so komischen Gemälden an der Wand und so [...]. Überall sind irgendwelche Aliens hingemalt und so, ist so super [...] – also nicht weiß und *clean*. Und ich habe so ein bisschen Angst davor, wie das wird, wenn man so 'ne ganz traditionelle Vorstellung hat. Und ich weiß auch welche Wohnungen ihr [der Mutter] gefallen – hat sie schon öfter gesagt, welcher Stil ihr gefällt. Und das ist auf jeden Fall nichts, was ihr gefallen wird. [...] Ich habe einfach ein bisschen Angst, wie das wird, wenn diese zwei Welten aufeinandertreffen. (Fokusgruppe 01.07.2020)

Das Aufeinandertreffen zweier Welten, wie die Patin es hier bezeichnet, ist eine Erfahrung, die sie selbst wöchentlich in ihrer Patenschaft austariert. Offensichtlich macht es für Eva jedoch einen Unterschied, dass nicht sie, sondern ihre Patenfamilie das Aufeinandertreffen dieser beiden Welten in erster Linie verhandelt. Deren Reaktion entzieht sich ihrer Kontrolle. Sie äußert mehrfach die Befürchtung, dass ihre Herkunft und der dort vorherrschende Lebensstil bei der Patenfamilie nicht auf Zustimmung treffen, Irritationen hervorrufen und abgewertet werden könnten.

Diese Befürchtung ist nicht gänzlich unbegründet, wie ein Blick zurück zeigt: Bei einem Treffen unserer Fokusgruppe im Februar 2020 formuliert Eva eine Abwehrhaltung gegenüber Leilas Vergleichen zwischen einer syrisch-muslimischen und einer deutsch-christlichen Gesellschaft und Lebensweise:

Also es kommen öfter so Situationen, wo ich dann so ein bisschen [wanke] zwischen [...]: »Nee, ich bin auch mit schönen Sachen aufgewachsen und auch unsere Geburts-

29 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Fokusgruppentreffen.

tagsfeiern waren schön« zu »Ja, ist super toll, kenn ich nicht, noch nie gesehen.« [...] Weil ich dann fast in so 'ner Verteidigungsposition mich fühle, als müsst ich sagen, »Ja, in Deutschland gibt's vielleicht auch mal schöne Sachen und so.« Und das will ich überhaupt nicht, [...] so 'ne Position einnehmen müssen zwischen den beiden Seiten. [...] Und dann komm' ich manchmal in so Situationen, wo ich fast verteidigen will Sachen, wo ich nicht mal dahinterstehe, wenn's dann immer um Christentum [geht] [...] – obwohl ich nicht mal christlich bin. (Fokusgruppe 17.02.2020)

Die anderen Teilnehmenden der Fokusgruppe können Evas Bedenken hinsichtlich des Besuches der Patenfamilie in Bayern nicht so recht teilen. Sie bestärken sie, dass die Erfahrung gar witzig sein könnte und dass Eva ja bereits die Welt der Patenfamilie kenne und es somit nur fair sei, wenn das andersherum auch der Fall wäre. Zudem wird von einer Teilnehmerin betont, dass ein solcher Austausch sehr viel bewirken könne, egal wie er ausgeht. Sie unterstreicht, dass für uns Pat:innen schließlich auch vieles ungewohnt gewesen sei, als wir das erste Mal in die Wohnungen der Patenfamilien gegangen sind. Eva ergänzt daraufhin ihre Bedenken, dass ein Gespräch mit dem Vater, in dem er sehr konservative Einstellungen äußerte, ihr besonders schwer im Magen liege. Sie wolle sich jedoch auch nicht verstellen. Entweder würden ihr Hintergrund und ihre Lebensweise akzeptiert, oder es funktioniere eben nicht. Eva erkennt den anstehenden Besuch in Bayern schließlich als eine Herausforderung an, der sie sich stellen muss. Die damit für sie einhergehenden Anstrengungen stehen in engem Bezug zu ihrem Selbstanspruch, in der Beziehung authentisch zu agieren, sowie ihrer Erwartung an die Familie, etwaige Differenzen zu akzeptieren. Sie scheint jedoch skeptisch, ob sie und ihr Gegenüber diesen Ansprüchen gerecht werden können. In der Fokusgruppe beratschlagen wir, dass Eva ja die Patenfamilie schon im Vorhinein darauf einstimmen oder selbst dazu Witze machen könne. Sie solle das Ganze nicht so ernst nehmen, rät eine Teilnehmerin.

Bei gleicher Gelegenheit berichtet uns Eva, auch hinsichtlich ihres Kleidungsstils in ihrer Patenschaft immer wieder zu verhandeln. Wir erfahren von einem Patenschaftstreffen, zu dem sie in einer löchrigen Hose bei der Familie erschien und in ihren Sandalen keine Socken trug. Sogleich kommentierte einer der Patenjungen ihre Kleidung. Sie wog bereits vor dem Treffen die Angemessenheit ihrer Kleidung ab, entschied sich jedoch bewusst dafür. Die Patin überlegt auch in diesem Zusammenhang, bis wohin der Respekt gegenüber den Normen und Wertvorstellungen des Gegenübers – zu denen sie auch Kleidungs Vorschriften zählt – gehen soll. Obwohl die restliche Familie ihres Patenkindes nichts zu ihrer Kleiderwahl sagte, habe Eva wiederholt deren Blicke gespürt. Sie reflektiert in diesem Zuge, über die beschriebene Situation viel gegrübelt und ihr möglicherweise zu viel Bedeutung beigemessen zu haben. Meine Frage, ob sie sich das nächste Mal anders kleiden würde, bejaht sie. Sie habe sich einfach nicht wohl gefühlt. Nichtsdestotrotz unterstreicht sie auch hier, dass sie sich nicht verstellen will. Es gehe schließlich um gegenseitige Akzeptanz.

6.6.2 Komplexe Machtgefüge und unerwartete Vulnerabilitäten

In der Pubertät werden Patenschaften häufig neu verhandelt oder auch beendet. Im Herbst 2023 wird Helens Patenschaft zu Seros älteren Bruder Ramo beendet und sie

übernimmt die Patenschaft für den dritten Sohn der Familie, den jüngeren Marlo. Als ich Helen bei einer der Veranstaltungen des Vereins wiedertreffe, äußert sie sich sehr erfreut über die Möglichkeit, als Patin in der Familie zu bleiben und wirkt ganz angetan von dem kleinen Jungen und der Bindung, die sie zu ihm aufbaut. Wenige Zeit später verleiht jedoch die Mutter ihrem Wunsch Nachdruck, Eva solle fortan die Patenschaft für Marlo übernehmen. Das begründet sie mit dem intensiven, regelmäßigen und zuverlässigen Kontakt zu ihr. Ich erfahre später, dass Mirjam diese Aushandlung zwischen der Familie und Helen aufwendig moderierte. Im Zuge dessen wurde der Mutter vermittelt, dass sie die Patin nicht dergestalt behandeln könne. Leilas Bitte, die Patinnen auszutauschen, wird von den Koordinatorinnen mit einer fehlenden Wertschätzung der Patin Helen und deren Beziehung zu dem Kind verbunden. Schlussendlich wird ihrem Wunsch jedoch stattgegeben und Eva bleibt als Patin von Marlo der Familie erhalten. Helen berichtet mir zu einer anderen Gelegenheit, dass sie die Situation als äußerst unangenehm empfand. Die finale Entscheidung sei jedoch auch für sie akzeptabel gewesen. Sie bleibt ebenfalls für die kommende Zeit im Verein und widmet sich im Rahmen eines studentischen Werkvertrags dem Projekt »check it out«.

Evas Patenschaft war von Anbeginn geprägt von ihrem Anspruch, eine gute Patin zu sein. Die Verantwortung, die sie dieser Rolle zuwies, nahm sie sehr ernst. Sie wolle nicht immer nur nehmen, sondern auch geben. Gebraucht zu werden und etwas Sinnvolles tun zu können, waren zentrale Motive für ihr Engagement. Sie verbrachte viel Zeit in der Familie, nahm bei Unternehmungen häufig den älteren Bruder ihres Patenkindes mit oder verabedete mit Helen Treffen zu viert. Eva hob jedoch wiederholt hervor, dass Sero *ihr Patenkind* sei, dem sie sich individuell widmen wollte. Über die verstreichenden Monate hinweg intensivierte sich ihr Verhältnis zu der Patenfamilie und insbesondere zu der Mutter. Das wachsende Vertrauen und das Gefühl der Zugehörigkeit zum Familienverbund, welche sie über die komplexen soziokulturellen Differenzen hinweg in dieser Intensität nicht für möglich gehalten hätte, wurden für sie zunehmend wichtig.

Im Lauf der Beziehungsentwicklung traten unterschiedliche Herausforderungen für die Patin auf, die sich besonders eignen, die Komplexität und Kontextgebundenheit von Machtdynamiken und Handlungsräumen in Patenschaften zu illustrieren. Besonders in der Anfangsphase der Beziehung erlebte die Patin Irritationen und Unsicherheiten, die ihre Rolle gegenüber dem Patenjungen betrafen und durch die widerstreitenden Ideale von Augenhöhe und Autorität hervorgerufen wurden. Eva widerstrebte es, eine autoritäre Rolle gegenüber ihrem Patenkind einzunehmen, und sie hoffte, als Freundin agieren zu können. In der beschriebenen Episode während der S-Bahn-Fahrt irritierte sie jedoch zugleich die Wahrnehmung, dass Außenstehende ihr das Vermögen, den Jungen und seinen Bruder zurechtzuweisen, absprachen. Bedeutsam ist dabei, dass diese konkurrierenden Ideale und Verhaltensweisen nicht nur von den direkt an der Patenschaft beteiligten Akteuren stammten. Vielmehr waren es die vermeintlichen Erwartungen und Ansprüche Dritter an die Patin, die ihr affektives Erleben mitbestimmten und in ihre Positionierung gegenüber den Jungen einfließen. Der in der Mentoringforschung vielfach hervorgehobene Vorteil von Pat:innen, in ihren Beziehungen zu den Kindern flexi-

bel zwischen egalitären und autoritären Rollen changieren zu können, war für die Patin zu diesem Zeitpunkt nur schwer umsetzbar.

Sprachbarrieren kennzeichneten die Mehrzahl der Patenschaften, die ich in meiner Forschung beobachten und begleiten konnte. Für viele Patenkinder war Deutsch nicht die Erstsprache und die Kommunikation mit ihren Pat:innen gestaltete sich streckenweise holprig. Meist gab es im Austausch zwischen Pat:innen und den Eltern ihrer Patenkinder umso größere Verständnisschwierigkeiten. Die unterschiedlichen sprachlichen Fähigkeiten waren eine bedeutende Komponente in dem Erfahrungsgefälle in Patenschaften: Die Beziehungen sollten besonders auf sprachlicher Ebene das Potenzial der Wissensvermittlung an die Patenkinder einlösen. Die Vermittlung von Sprachkenntnissen spielte in Evas Patenschaft jedoch keine zentrale Rolle. Sowohl die Kinder als auch deren Mutter wiesen im Vergleich zu anderen Patenfamilien ein hohes Deutschniveau auf. In der beschriebenen Situation des Kindergeburtstages traten hingegen Verständnisschwierigkeiten mit den Verwandten und Bekannten der Familie auf. Da Eva kein Arabisch beherrschte, war sie darauf angewiesen, dass die Anwesenden nonverbal mit ihr interagierten. Entsprechende Gesten erlaubten es ihr, trotz Sprachbarrieren am Geschehen teilzuhaben und sich als Teil der Gruppe zu fühlen. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit war für Eva jedoch fragil: Es war durchdrungen von Anspannung und Hilflosigkeit, welche sie bewusst versuchte, zu überzeichnen und stattdessen ihre Teilnahme am Geschehen auszudrücken. Die beschriebene Situation verdeutlicht, wie die Erfahrung von Nicht-Zugehörigkeit aufgrund von Sprachbarrieren, die migrantische Akteure häufig machen, auch den Freiwilligen in der sozialräumlichen Umgebung der Patenfamilien zuteilwerden kann.

Evas zunehmende Eingliederung in die Familie führte weiterhin dazu, dass divergierende Normen und Werte stärker zutage traten. Die Patin stand vor der Herausforderung, sich hinsichtlich ihrer Prinzipien neu zu positionieren und ihre gewohnten Verhaltensmuster zu hinterfragen. Besonders deutlich wurde dies im Zusammenhang mit den pandemiebedingten Kontakteinschränkungen. Diese fungierten in vielen Patenschaften wie ein Brennglas auf latente Spannungen und Konflikte in den Beziehungen. Für Eva kristallisierte sich in dieser herausfordernden Zeit die Verhandlung ihrer eigenen Bedürfnisse und Überzeugungen mit den Erwartungshaltungen, die aus der sozialen Verantwortung als Mitglied der Patenfamilie hervorgingen, als bedeutsame Reibungsfläche heraus.

Wie ich bereits verschiedentlich hervorgehoben habe, wurden in der koordinierenden Begleitarbeit der Pat:innen in herausfordernden Situationen meist deren individuelle Bedürfnisse und Grenzen als primärer Orientierungsrahmen für die Beratung herangezogen. Die entsprechende Handlungsformel lautete oftmals Abgrenzung. Wie diese von den Pat:innen konkret umgesetzt werden konnte und wie die Freiwilligen wiederum damit umgehen konnten, wenn eine Abgrenzung weitere Spannungen in der Beziehung provozierte, wurde vielfach nicht näher bestimmt. Besonders interessant erscheint mir im Rahmen des oben beschriebenen Stammtisches der Verweis der Koordinatorin auf die *freiwillige* Natur der Tätigkeit, die es umso dringlicher mache, die Bedürfnisse der Ehrenamtlichen zu schützen. Die familiäre Bindung, die Evas Patenfamilie hingegen betonte, überschrieb jedoch die ursprüngliche Freiwilligkeit des Verhältnisses und löste den Verein als Akteur mit Handlungsmacht aus dem Verhältnis. Die Koordinatorin

schien die emotionale Nähe zwischen Patin und Patenfamilie und das damit einhergehende Gefühl der Verpflichtung zu unterschätzen – obwohl eine enge zwischenmenschliche Beziehung eine der zentralen Zielsetzungen des Patenschaftsformats war. Die Episode verdeutlicht, dass sich auch Pat:innen mit dem Aufbau einer zwischenmenschlichen Nahbeziehung in vulnerable Positionen begeben, welche Vorstellungen eines unidirektionalen Machtgefälles in Zweifel ziehen. Mit dem Verweis auf eine kollektivistische Werteprägung wurde die Situation von den Koordinatorinnen kulturalisiert und als Fremdbestimmung gerahmt. Obwohl für Eva die Einordnung des Konfliktes entlang individualistischer respektive kollektivistischer Werte stimmig erschien, fühlte sie sich im Umgang hiermit von den Koordinatorinnen allein gelassen. Die Rückmeldungen von Vereinsseite waren ihr zu unkonkret und damit wenig hilfreich.

Eva befand sich in einem Dilemma, das sich in affektiven Dissonanzen und Anstrengungen äußerte: Konfrontiert mit divergierenden Normen und Wertvorstellungen, konnte sie nicht länger auf ihre gewohnten Verhaltensregister zurückgreifen. Es war unklar, wessen Perspektive Deutungshoheit erlangen würde. Ihr fiel es indes schwer, die Erfahrungen und Herausforderungen in Worte zu kleiden. Sie benannte die Situation wiederholt als Konflikt und umschrieb ihre Empfindungen mit Begriffen wie Unwohlsein und einem Druck, den sie angesichts unausgesprochener Erwartungen empfand. Eva wirkte in den Austauschformaten, die sie zur Einordnung und Bearbeitung ihrer Anstrengungen – sprich zur Affektbewältigung – nutzte, sichtlich bedrückt, orientierungslos, hin und hergerissen zwischen den Ansprüchen ihrer Patenfamilie und ihren eigenen. Wenige Wochen später war ihr die erfahrene Belastung jedoch nicht länger unmittelbar zugänglich, erschien ihr sogar surreal. Dies hebt den flüchtigen Charakter von Affekten hervor. Die äußeren Umstände, die Kontakteinschränkungen und deren spätere Lockerungen prägten entscheidend das Arrangement, in dem die beschriebenen Konflikte ihre Schlagkraft entwickelten. Mit der Veränderung dieses Arrangements verloren die darin erlebten Affekte ihre Intensität – ja ihre Authentizität. Ein Interview mit einem größeren zeitlichen Abstand zu den beschriebenen Episoden erhöhter affektiver Intensität hätte höchstwahrscheinlich nicht vermocht, diese in einem Narrativ einzufügen.

Patenschaften stellen eine Arena der Begegnung her, in der sich beide Parteien mit unbekannten oder ungewohnten Situationen, Lebensumständen und Verhaltensweisen auseinandersetzen. Dabei sind es vielfach zunächst die Pat:innen, die in das Wohnumfeld ihrer Patenfamilien Einblicke erhalten und lernen (sollen), dieses auf eine akzeptierende und wertschätzende Weise zu verarbeiten. Dass dies indes keine Einbahnstraße ist, illustriert etwa der Familienbesuch in Bayern. Eva rang um ein authentisches Auftreten gegenüber ihrer Patenfamilie und befürchtete zugleich, damit nicht auf Akzeptanz zu stoßen. Die Patin schien nicht überzeugt, dass die Patenfamilie ihrer Herkunft und ihren Lebensumständen die gleiche wertschätzende Neugier entgegenbringen würde, um die sie sich selbst in den Begegnungen mit ihrer Patenfamilie Woche für Woche bemühte.

In patenschaftlichen Hilfebeziehungen wird den Familien die passivere Rolle der Hilfe-Empfangenden zugeschrieben. Häufig passen sie sich in dieser Rolle den Konzepten, Erwartungen und Zielsetzungen des Vereins und der Pat:innen an. Dass Leila die Initiative ergriff und die offiziell vereinbarte Patenschaftskonstellation zwischen

Helen und ihrem jüngsten Sohn eigenmächtig ihren Vorstellungen anpassen wollte, war für die Patin und die Koordinatorinnen zunächst eine unangenehme Überraschung. Die Mutter entsprach damit nicht dem ihr zugewiesenen Verhaltensrepertoire und produzierte hierdurch Dissonanzen. Der Verein schaltete sich ein, um die Bedürfnisse, Entscheidungen und die durch diese hervorgerufenen Empfindungen der Beteiligten zu begleiten. Der Mutter wurde in diesem Zuge vermittelt, dass sie nicht auf diese Weise mit der Patin umgehen könne. Damit versuchten die Koordinatorinnen einerseits, Helen zu schützen, und andererseits, ihre eigene Rolle als Vermittlerinnen im Prozess des Matchings und Begleitens von Patenschaften wieder aufzunehmen. Besonders interessant erscheint mir in diesem Zuge die Vermutung der Koordinatorin, dass das Verhalten der Mutter mit gelingender Integration zusammenhängen könnte: Sie sei nicht mehr nur passive Empfängerin der ihr angebotenen Hilfe, sondern beanspruche selbstbewusst für sich, die Gestaltung der Hilfebeziehung aktiv nach eigenen Vorstellungen mitzugestalten.

6.6.3 Ein Blick zurück: »Ich bin als Mensch mit ihren Werten kompatibel«

Ich treffe mich mit Eva im Herbst 2024 um auch ihre Patenschaftsgeschichte zu besprechen. Unser letztes Treffen liegt zu diesem Zeitpunkt schon beinahe vier Jahre zurück und ich bin gespannt, von ihren Erfahrungen zu hören. Wir treffen uns zu zweit in einem gemütlichen Café. Wie ich von Vereinsseite weiß, ist sie zu diesem Zeitpunkt noch immer als Patin mit der Familie verbunden und besucht sie nunmehr zweiwöchentlich. Meine Darstellungen ihrer Patenschaft mit Sero kommentiert sie gleich zu Beginn unseres Treffens als sehr akkurat. Die von ihr erlebten Konflikte und Spannungen seien treffend beschrieben worden.

Eva unterstreicht, dass Abgrenzung bis heute ihre größte Schwierigkeit sei, auch wenn sie aufgrund ihrer nunmehr geringeren zeitlichen Kapazitäten zwangsläufig besser darin werden musste. Auch die Herausforderung, eine autoritäre mit einer freundschaftlichen Rolle gegenüber ihrem Patenjungen Sero versöhnen zu wollen, ist nach wie vor relevant, wobei sich ihr Konflikt in den vergangenen Jahren verschoben hat: Sie berichtet mir von Situationen, in denen sie von ihrem Patenjungen als Vertraute zur Komplizin gemacht wurde, wodurch sie sich sowohl hinsichtlich ihrer eigenen Moralvorstellung als auch gegenüber den Erziehungsidealen der Mutter in einem Interessen- und Loyalitätskonflikt wiederfand. Dass eine Flexibilität zwischen egalitären und autoritären Rollen von der Mentoringforschung als genuines Merkmal von Pat:innen hervorgehoben wird, das viele Vorteile birgt, überrascht und erleichtert sie gleichermaßen.

Weiterhin unterstreicht sie, dass die Art und Weise, wie die Patenschaft ihrer Co-Patin Helen ein Ende fand, ihr sehr leidtue. Ich erfahre, dass sie in die damalige Aushandlung und das Konfliktgespräch mit der Mutter Leila zu keinem Zeitpunkt einbezogen wurde und erst durch die von mir verfasste Patenschaftsgeschichte hiervon erfuhr. Dieser geringe Kontakt zu dem Verein ist sinnbildlich für ihre Patenschaft: In den vergangenen Jahren war es meist die Mutter Leila, die Mirjam und Kerstin aufsuchte und auftretende Spannungen mit diesen direkt verhandelte. Das war ungewöhnlich. In anderen Patenschaften waren zumeist die Pat:innen die ersten Kontaktpersonen für die Koordinatorinnen. Je enger ihre Beziehung zu der Familie wurde, desto unsicherer war sich

Eva bezüglich der Rolle, die der Verein in dieser einnehmen sollte. Sie spricht von einem Spannungsverhältnis zwischen der formalen Ehrenamtsbeziehung und einer sich zunehmend familiär entwickelnden Bindung zu der Patenfamilie. Sie fragt sich rückblickend, ob sie ihrer Rolle als Ehrenamtliche gegenüber dem Verein gerecht wurde, wenn dieser zunehmend an Bedeutung für ihre Patenschaftsbeziehung verlor. Rückblickend hätte sie sich einen Workshop zu einer so intensiven emotionalen Beziehung und der Herausforderung, in dieser Abgrenzung zu üben, gewünscht.

Wir tauschen uns ebenfalls noch einmal über ihre Unsicherheit darüber aus, dass ihr Lebensstil von der Patenfamilie nicht anerkannt werden könnte, und ihre Bereitschaft zur Akzeptanz und Wertschätzung gegenüber der Familie womöglich größer sei als umgekehrt. Sie bekräftigt, dass auch das nach wie vor ein für sie relevantes Thema ist. Sie habe noch immer Angst, von der Familie Ablehnung zu erfahren, und erläutert in diesem Zusammenhang, dass die Eltern als Geflüchtete nicht freiwillig in Deutschland seien und eigentlich nicht aus ihrer Kultur weg wollten. Eva zeigt hierfür Verständnis und stellt sich ebenso wie auch schon Sophie und Laura (s. 6.2.2) in diesem Zusammenhang die Frage, was Integration bedeutet. Die Patenfamilie sei hier bestens angekommen: Beide Eltern gehen einer Arbeit nach, die Mutter strebt demnächst ihre B2-Deutschprüfung an und die beiden Jungen, Sero und Ramo, sind hier aufgewachsen und typische Berliner Jungs. Das ist auch der Grund, warum die Mutter, die sich nach ihrem Herkunftsland sehnt, nicht erwägt, in dieses zurückzukehren. Eva resümiert, dass sie als Veganerin, die grundsätzlich keinen Alkohol trinkt, »als Mensch mit ihren Werten kompatibel« sei, und das für die emotionale Nähe, die sich zwischen Patin und Familie entwickeln konnte, vermutlich eine entscheidende Voraussetzung war.

In einem späteren Telefonat im Januar 2026 erkundige ich mich noch einmal nach dem Besuch der Patenfamilie in Bayern. Seit dem ersten Besuch im Sommer 2020, bei dem Leila mit ihrem Mann und ihren drei Kindern gemeinsam mit Eva deren Mutter und Großeltern besuchte, entwickelte sich eine Regelmäßigkeit: Eva fuhr auch die darauffolgenden Jahre in unterschiedlichen Konstellationen – zuletzt allein mit ihren Patenkindern Sero und dem jüngeren Marlo – nach Bayern. Gerade für den Jüngsten sei das kleine Dorf, aus dem Eva stammt, zu einem »Wunschort« geworden, so erklärt sie mir, und er erkundige sich regelmäßig, wann sie diesen wieder gemeinsam besuchen würden. Im Rückblick auf den Sommer 2020 beschreibt Eva, dass ihre Patenfamilie sehr offen gewesen sei. Sie unterstreicht in diesem Zusammenhang, dass sie generell Meinungen und Lebensweisen, die sich von ihren eigenen unterscheiden, gut akzeptieren könnten. Eva sorgt sich heute nicht länger um etwaige Reaktionen der Patenfamilie gegenüber ihren eigenen familiären Verhältnissen, spürt jedoch nach wie vor die Last der Verantwortung, dem wachsenden Erwartungshorizont der Patenfamilie zu genügen. Auch vor diesem Hintergrund beschreibt Eva die Besuche in Bayern, bei denen sie die Aufsicht und die Unterhaltung ihrer Patenkinder allein übernimmt, als »mega anstrengend«. Die Patin mutmaßt, dass ihre eigene Familie die Patenfamilie noch immer als eine Verpflichtung betrachte und nicht verstehe, dass ihr Verhältnis zu den Jungen und deren Mutter weit über ein übliches Engagement in der Vereinsarbeit hinausgeht. Evas jüngere Brüder nehmen das deutlicher wahr. Sie waren ebenfalls bereits bei der Patenfamilie in Berlin zu Gast und bezeichnen sie als die »andere Familie« ihrer älteren Schwester.

7. Affekte in Forschung, Patenschaften und Gesellschaft

Im Folgenden fasse ich meine bisherigen Darstellungen zusammen und nehme im Anschluss eine Synthese meiner Ergebnisse vor. In diesem Zuge unterstreiche ich, für welche fachtheoretischen und praxisgeleiteten Felder meine Forschung von Interesse sein kann.

In Kapitel eins und zwei meiner Arbeit stellte ich zunächst mein Forschungsfeld vor, einen Berliner Verein, der im Stadtteil mit dem höchsten Prozentsatz an Menschen mit einem sogenannten ›Migrationshintergrund‹ angesiedelt ist. WG widmete im Zeitraum meiner Forschung den Großteil seiner Arbeit der Vermittlung und Begleitung von Patenschaften für geflüchtete Kinder und Jugendliche und adressierte damit Chancen(un)gleichheit, (Un-)Möglichkeiten der Teilhabe, Begegnung und Integration. Meine Zugänge ins und Rollen im Feld waren und sind bis heute entscheidend geprägt von meiner multiplen Involviertheit. Ich nahm durch meine Doppelrolle als Forschende und Patin verschiedene Perspektiven ein, die sich durch spezifische Erwartungen und Verhaltensregister auszeichneten. Meine eigene Patenschaft bildete die autoethnografische Säule meiner Forschung. Im Verlauf der Monate verstärkten die sich intensivierenden Beziehungen sowie die Erfahrungen, die ich als Patin sammelte, meine Teilnahme im Feld und meine Rolle als Insiderin. Durch die Etablierung einer Fokusgruppe mit Studierenden des Instituts für Sozial- und Kulturanthropologie der FU Berlin wurde das Netz meiner Zugänge, Verpflichtungen und Rollen noch einmal komplexer. Ich war hier besonders zu Beginn vor allem Dozentin, später nahm ich häufig die Rolle einer weiteren begleitenden Koordinatorin ein, um daraufhin vor allem auch als Patin in einen *peer*-Austausch mit den Teilnehmenden zu treten.

Diese multiple Involviertheit war für meine Forschung essenziell. Die damit einhergehenden Verschränkungen verschiedener Positionalitäten und der hohe Grad an Einfluss, den ich auf mein Forschungsfeld nahm, stellten mich jedoch im gesamten Forschungsverlauf vor methodologische und forschungsethische Herausforderungen. Das ist für Forschungen, die einem engagierten Anspruch folgen, nicht ungewöhnlich und lässt sich weder vermeiden noch aufheben. Ich bemühte mich, dem sowohl im Austausch mit meinen Forschungspartner:innen als auch in der Darstellung meiner Ergebnisse mit größtmöglicher Transparenz zu begegnen und die Komplexität entsprechend zu reflektieren. Engagierte Momente meiner Forschung verortete ich insbesondere in der Anlei-

tung der Studierenden im Bereich der Lehre sowie in den kollaborativ-partizipativen Dimensionen der Fokusgruppe: Ich ließ die Teilnehmenden eng an den Schritten meiner Forschung teilhaben und ihren weiteren Verlauf durch unseren Austausch prägen. Außerakademische Öffentlichkeiten erreichten wir mit unseren in dem viersprachigen Encounter-Blog veröffentlichten Vignetten. Weiterhin war mein eigenes Engagement als Patin zu nennen sowie kollaborative Momente mit den Koordinatorinnen, die sich durch einen engen Austausch und mein Mitwirken im Verein auszeichneten und zunehmend auch konzeptuelle Dimensionen einschlossen. Als besonderes Moment der Kollaboration ordnete ich zudem die von mir ehrenamtlich moderierte Reflexionsgruppe ein, die aus meinem Forschungsprojekt hervorging. Als engagiert lässt sich meine Forschung darüber hinaus hinsichtlich einer Gesellschaftskritik verstehen. Diese bezieht sich einerseits auf die Diskurse und Praktiken um Migration, Integration und Diversität und andererseits auf den gesellschaftlich-politischen Umgang mit freiwilligem Engagement und Patenschaften im Speziellen, wie ich im nachfolgenden Synthesekapitel darstellen werde. Mein Forschungsprojekt war somit auf unterschiedliche Weisen engagiert, wodurch sich je eigene methodologische, epistemologische und forschungsethische Überlegungen und Herausforderungen ergaben. Diese waren eng miteinander verwoben und bedingten sich gegenseitig. Anthropolog:innen in allen Karrierestufen sehen sich zunehmend mit einem Anspruch, »die gesellschaftliche Bedeutung ihrer Forschungen öffentlich zu vermitteln und bereits bei der Konzeption ihrer Forschungsvorhaben zu berücksichtigen« (Dilger et al. 2025a, S. 28), konfrontiert. Die verschiedenen Dimensionen, Möglichkeiten und Erfordernisse öffentlicher/engagierter Forschung lassen sich aus meiner Sicht durch ihr hohes Maß relationaler Bedingtheit jedoch nur begrenzt vorausplanen.

Entscheidend beeinflusst wurden meine Forschung und die Beziehungen im Feld von der COVID-19-Pandemie und den daran gekoppelten Einschränkungen des öffentlichen Lebens. Die Einblicke, die ich während dieser besonderen Zeit erhielt, lassen wichtige Rückschlüsse zu auf die Veränderungen in der zivilgesellschaftlichen Engagementlandschaft, auf den institutionellen sowie individuellen Umgang mit den damaligen Herausforderungen, auf die Konsequenzen für benachteiligte Akteursgruppen und nicht zuletzt auf die Fortführbarkeit und den Wirkraum von Patenschaften. Diese Aspekte führte ich hauptsächlich in den Patenschaftsgeschichten aus.

Mein Forschungsinteresse entwickelte sich entlang affekt- und emotionstheoretischer Ansätze. Entsprechend früh lenkte ich meine Aufmerksamkeit auf die relationalen Dynamiken dieses ungewöhnlichen Begegnungsformates. Ein solcher Fokus stellt im Feld der Mentoringforschung, die von psychologisch argumentierender, evidenzbasierter Wirksamkeitsforschung dominiert ist, eine eklatante Forschungslücke dar. Für die Darstellung und Analyse meiner empirischen Ergebnisse erwies sich eine konzeptuelle Unterscheidung zwischen Emotionen und Affekten als notwendig. Hiernach lassen sich Emotionen – stark verkürzt – als linguistisch kategorisierte und soziokulturell etablierte Dimension affektiver Relationen (von Scheve/Slaby 2019, S. 43) beschreiben. Auf der Grundlage dieser Unterscheidung führte ich den Begriff der *Affektbewältigung* ein, der das soziologische Konzept der *Emotionsarbeit* nach Arlie R. Hochschild erweitert. Mit dem Begriff der Affektbewältigung lassen sich all jene Herausforderungen und Anstrengungen adressieren, die sich durch Erfahrungen einer erhöhten affektiven In-

tensität auszeichnen, jedoch (noch) nicht mit jenen selbstreflexiven, bewertenden und handlungsanleitenden Qualitäten ausgestattet sind wie etwa Emotionen. Ich argumentierte, dass sich Momente von Affektbewältigung, die auch in vertrauten und alltäglichen Beziehungskonstellationen und Umgebungen auftreten können, in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen häufen. Dies ist auf die Unmöglichkeit zurückzuführen, die Beziehung und das emotionale Verhältnis zwischen Patin und Patenkind abschließend zu definieren. Die beteiligten Akteure können sich nicht auf ein geteiltes *kulturelles Modell* der Beziehung beziehen, anhand dessen sie ihr Verhalten, ihre Erwartungen und Gefühle ausrichten (Seise 2023b). Ein genuines Charakteristikum von Patenschaften ist hingegen die in ihnen angelegte Rollen-Flexibilität und -Ambivalenz. Das bedeutet wiederum, dass für die Akteure vertraute *Gefühlsregeln* und Verhaltensregister im Miteinander oftmals nicht greifen. Hinzu kommt eine soziokulturelle Diversität: Patenkinder und Pat:innen beziehen sich mitunter auf divergierende Beziehungsverhältnisse und Ideale (etwa bezüglich Autorität), an denen sie ihr Erleben orientieren, was die Rollen-Flexibilität und -Ambivalenz in diesen Patenschaften umso komplexer macht und Momente der Affektbewältigung mehrt. Die später vorgestellten Patenschaftsgeschichten lassen sich als Illustrationen verschiedener Dimensionen von Affektbewältigung lesen.

Im dritten Kapitel beschrieb ich die in Deutschland wirkmächtigen Integrationsdiskurse und -praktiken sowie den politischen und gesellschaftlichen Umgang mit freiwilligem Engagement. Als zivilgesellschaftliche Form der Integrations- und Geflüchtetenarbeit waren Patenschaften bei WG sowohl konzeptionell als auch strukturell signifikant von beiden Feldern geprägt. Ein Blick auf die Entwicklungen der letzten Jahre ermöglichte es, sowohl die Diskurse und Politiken um Integration und Diversität als auch die Rahmenbedingungen und individuellen Bestrebungen freiwilligen Engagements in ihrer aktuellen Ambivalenz und Komplexität herzuleiten. Lange Jahre hielt die Bundesrepublik am Credo fest, kein Einwanderungsland zu sein, was den politischen Umgang mit Migration und Vielfalt entscheidend prägte. Während dieser Standpunkt nunmehr vollständig revidiert wurde und Maßnahmen zur Integration migrantisierter Akteure umgesetzt werden, werden diese nach wie vor nach ihrem Nutzen für die bundesdeutsche Wirtschaft eingeordnet und bewertet. Ihre Zugehörigkeit zur deutschen Gesellschaft wird weiterhin auf der Grundlage eindimensionaler Vorstellungen von Identität in Frage gestellt. Konfrontiert mit einer komplexen Bringschuld, die in dem integrationspolitischen Slogan »Fordern und Fördern« Ausdruck findet, können migrantisierte Akteure oftmals nicht den diffusen Anforderungen an eine gelingende Integration genügen. Über Generationen hinweg haftet ihnen das Attribut der Fremdheit an, welches sie abwertet und benachteiligt. Von Bedeutung ist jedoch, dass solch abwertende und exkludierende Strukturen und identitätspolitische Marginalisierungsprozesse zunehmend auf Werte und Ansprüche einer offenen Gesellschaft treffen, die sich diskriminierenden, rechtspopulistischen und rassistischen Tendenzen entgegenstellen möchte. Hier war auch die Arbeit des Vereins WG zu verorten, der mit seinem offenen Integrationsverständnis Dialog und Augenhöhe anstrebte. Damit wendete er sich gerade an jene Akteure der Zivilgesellschaft, die sich zum Ziel setzten, mit ihrem freiwilligen Engagement einen konkreten Beitrag zu den Idealen von Toleranz, Offenheit und Wertschätzung zu leisten. Solch ambivalente Dynamiken wurden treffend als »bipolare Linie der

postmigrantischen Gesellschaft« (Foroutan 2016, S. 246) beschrieben. Gleichsam lassen sich derartig ambivalente Tendenzen auch im Denken, Fühlen und Handeln einzelner Akteure erkennen, wie ich später Bezug nehmend auf die Herausforderungen der Koordinatorinnen sowie einzelner Pat:innen herausarbeitete.

Ehrenamtliches, freiwilliges und zivilgesellschaftliches Engagement sind Begriffe, die in der Praxis vielfach synonym verwendet werden. Diese terminologische Vermengung übernahm ich in meiner Arbeit. Ein Blick auf die begriffliche Genese erwies sich dennoch als notwendig, um die heute vorzufindende Engagementlandschaft in Deutschland sowie deren Herausforderungen auf struktureller und individueller Ebene näher konturieren zu können: Abseits des Dispositivs von *Amt und Ehre* (Neumann 2016) suchen Engagierte in ihren freiwilligen Tätigkeiten zunehmend eine Balance zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Erfordernissen und bilden dabei ein komplexes Verantwortungsbewusstsein aus. Diese neue Motivkomposition trifft auf einen Sozialstaat, der aufgrund sukzessiver finanzieller Kürzungen in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend Leerstellen aufweist. Mittels moralischer Verantwortungsbefugnisse und gezielter Finanzierungen, die jedoch einem notorischen Innovationsdiktum unterworfen überwiegend auf kurze Projektlaufzeiten ausgerichtet sind, wurden Modi geschaffen, die Engagementbereitschaft von Bürgerinnen gezielt zu fördern. Dabei werden entsprechende Tätigkeitsfelder vor dem Hintergrund fehlender professioneller Strukturen zunehmend eingehegt und kontrolliert. Das Ergebnis sind prekäre und unzureichende finanzielle und personelle Ausstattungen in Trägerprojekten, die sich sowohl im Tagesgeschäft als auch auf konzeptueller Ebene negativ niederschlagen. Ich schloss das dritte Kapitel mit einem Blick auf freiwilliges Engagement für Geflüchtete. Bei diesen spezifischen Formen der Hilfebeziehung sind historisch tradierte Vorstellungen von Bedürftigkeit, *deservingness* (Holmes/Castañeda 2016) und Dankbarkeit sowie viktimisierende Zuschreibungen vorzufinden, die von den beteiligten Akteuren zunehmend reflektiert, jedoch vielfach (noch) nicht aufgelöst werden (können). Patenschaften bei WG waren mit der Zielgruppe geflüchteter Kinder ebenfalls dieser spezifischen Engagementform zuzuordnen und auf mögliche, dem Format inhärente paternalistische Tendenzen sowie deren individuelle Ausprägungen zu befragen.

Im vierten Kapitel fokussierte ich das Patenschaftsformat. Ich gab zunächst eine Einführung in den Stand der Mentoringforschung und erweiterte den darin angesiedelten positivistischen Bias mit einem Fokus auf Effizienz und Wirkung der Beziehungen um qualitative Perspektiven, die demgegenüber vielfach eine kritische Haltung einnehmen. Mit einem Schwerpunkt auf den Motiven, Erfahrungen und Herausforderungen der beteiligten Akteure bearbeiten letztere Studien die vernachlässigte Frage nach dem *Wie* der Beziehungsgestaltung. In diesem Forschungsstrang ist auch meine Arbeit angesiedelt. In Anlehnung an die enge Verzahnung von Forschung und Praxis im Feld von Mentoring und Patenschaften leitete ich vom Forschungsstand ausgehend über zu den Vorstellungen, Konzepten und Erwartungen, die bei WG zum Tragen kamen. Zunächst betrachtete ich die vielfältigen Motive der Akteure für diese besondere Begegnungsform. Bedeutsam war, dass Verein und Pat:innen im Verlauf der Beziehungsentwicklung versuchten, den vordergründigen Wunsch der Patenfamilien nach schulischer Unterstützung zugunsten von Zielen zu lenken, die den freizeithlichen Bereich und die zwischenmenschliche Beziehungsebene betonten. Hieran anschließend beschrieb ich

das komplexe Asymmetriegerüst in Patenschaften. Neben dem Altersunterschied traten das spezifische soziokulturelle Wissen der Mehrheitsgesellschaft, Deutschkenntnisse, sozioökonomische Bedingungen sowie das Niveau formaler Bildung als bedeutsame Differenzmarker hervor. Hinzu kamen die Rollenzuschreibung in den Hilfebeziehungen (Hilfe-Gebende respektive Hilfe-Empfangende) und eine damit begründete einseitige Semi-Professionalisierung von Pat:innen. Soziokulturell spezifische Ideale von Autorität konnten die strukturelle Asymmetrie weiter akzentuieren. Ich zeigte, dass Pat:innen nichtsdestotrotz oftmals nach Gegenseitigkeit und einer zwischenmenschlichen Nahbeziehung auf Augenhöhe strebten. Diese Gemengelage konfrontierte die Freiwilligen mitunter mit äußerst herausfordernden Aushandlungen bezüglich ihrer Rollen und dem Verhältnis von Nähe und Distanz in den Beziehungen, die ich in den Patenschaftsgeschichten empirisch ausleuchtete. Weiterhin betrachtete ich im vierten Kapitel Bestrebungen, Patenschaften an soziokulturell distinkten Erziehungs- und Entwicklungsidealen von Selbstwirksamkeit und dyadischen Beziehungskonstellationen auszurichten, sowie die diesen zugrundeliegenden Vorstellungen und Zuschreibungen.

In dem darauffolgenden Kapitel fünf beschrieb ich schließlich die Praktiken der Auswahl von Pat:innen und Patenkindern sowie deren Vorbereitung und Vermittlung bei WG. Insbesondere aus der Perspektive der koordinierenden Vereinsarbeit vertiefte ich die in den vorherigen Kapiteln eingeführten Vorstellungen von der Zielgruppe geflüchteter Patenfamilien und deren Hilfebedürftigkeit, die Rollenzuschreibung an helfende Freiwillige als stabile und belastbare Bezugspersonen, eine einseitige Semi-Professionalisierung und eine ungleich verteilte Praxis der Begleitung während der Patenschaftserfahrung. Es zeigte sich, dass die Koordinatorinnen in den verschiedenen Tätigkeitsbereichen von Auswahl, Vermittlung und Begleitung der Patenschaften sowie der weiteren Projektarbeit auf ihre langjährige Erfahrung und ihre Intuition zurückgriffen. Sie waren hierdurch in der Lage, institutionelle Einschränkungen, die etwa die Zielgruppe der Patenfamilien exkludierend festlegten, aufzuweichen oder formelle Vorgaben und Kontrollmechanismen, die für die Freiwilligen eine zusätzliche Belastung darstellen konnten, zu umgehen. Abschließend beleuchtete ich in diesem Kapitel Herausforderungen und Anstrengungen, mit denen die Koordinatorinnen konfrontiert waren, da auch diese entscheidend die individuellen Patenschaftserfahrungen prägen konnten.

In Kapitel sechs widmete ich mich schließlich dem empirischen Herzstück meiner Forschung. Hierin stellte ich sechs Patenschaften überwiegend aus der Perspektive von Pat:innen vor. Mit meiner eigenen Patenschaft eröffnete ich dieses Kapitel in dem Versuch, einen moralischen Zeigefinger auf andere Pat:innen zu vermeiden. Vielmehr hoffe ich, anhand meiner Erfahrungen gezeigt zu haben, dass Herausforderungen und Konflikte Teil jeder Patenschaftsbeziehung sein können – auch oder gerade dann, wenn sich die handelnden Akteure um eine angemessene, machtkritisch reflektierte und sensible Positionierung bemühen. Die Patenschaftsgeschichten illustrieren spezifische Beziehungsdynamiken und Herausforderungen mit vielfältigen Momenten der Affektbewältigung und Emotionsarbeit. So zeichnet mein eigenes Fallbeispiel etwa die Höhen und Tiefen in der Beziehungsentwicklung, meine Schwierigkeiten in der Aushandlung der multiplen (Macht-)Asymmetrien und Erfahrungen von Selbstwirksamkeit sowie spezifische, themenbezogene Konflikte nach. Fragen nach Macht, Positionalitäten und Rollen in ihren Patenschaften stellten sich auch Laura und Sophie angesichts der schuli-

schen Schwierigkeiten ihrer Patenkinder. Der Druck, den sie verspürten, sich von dem freizeitlichen Schwerpunkt und dem freundschaftlichen Charakter ihrer Beziehung zu lösen, resultierte vor allem aus dem eigenen Anspruch, aus einer privilegierten Position heraus dem Gegenüber bei schulischen Schwierigkeiten zu helfen. Auch Marias Patenschaftsgeschichte beschäftigt sich mit den eigenen Ansprüchen an die Beziehung, an das Gegenüber und an das Selbst und erzählt von der schmerzhaften und enttäuschenden Wahrnehmung, keine (ausreichende) emotionale Reziprozität von dem Patenkind zu erhalten. Michaels Geschichte beschreibt ebenfalls das Aushandeln eigener Ansprüche und Vorstellungen für das Patenkind. Seine Bestrebungen, erzieherisch auf seinen Patenjungen einzuwirken, mochten zunächst irritierend wirken. Sie deckten sich jedoch größtenteils mit den Wünschen und Erwartungen der Mutter des Jungen, gegenüber denen er sich manchmal abgrenzen musste. Die Patenschaftsgeschichte von Lisa und Zaynab erzählt von einem äußerst vertrauten und nahen Verhältnis. Die Herausforderungen für die Patin bestanden vor allem darin, an der Beziehung trotz sich verändernder Lebensumstände festzuhalten und den Kontakt nicht zu verlieren. Die Angst vor dem Verlust der Beziehung einte Lisa mit Eva, auch wenn sich die Hintergründe hierfür unterschieden. Eva erlebte eine zwischenmenschliche Nahbeziehung, die ihre anfänglichen Vorstellungen und Erwartungen an die Patenschaft bei weitem übertraf. Dabei war die Aushandlung zwischen freundschaftlicher Augenhöhe und erzieherischer Autorität in ihrer Patenschaft von Anfang an bedeutsam. Eva fand sich wiederholt in Situationen wieder, in denen sie Erwartungen und Vorstellungen von Nähe und Distanz verhandeln musste – Themen, die auch bei Maria, wenn auch in umgekehrter Lagerung, eine entscheidende Rolle spielten. Auch Eva erfuhr eine vulnerable Position, in der sie verschiedene Ideale und Werte verhandeln musste.

Ich hätte die Patenschaftsgeschichten auf verschiedene Weise anordnen können, da sich unterschiedliche Parallelen und interessante Vergleiche, Widersprüche und Kontraste zwischen den Darstellungen finden lassen. Ich entschied mich, die Beispiele grob anhand der Ähnlichkeiten in den Herausforderungen und affektiven Anstrengungen, die die Pat:innen aushandeln mussten, aneinanderzureihen. Letztlich lassen sich alle diese Anstrengungen als Momente der Rollenaushandlung interpretieren, die – wie ich in dieser Arbeit verschiedentlich herausgearbeitet habe – ein genuiner und fortwährender Prozess in Patenschaften ist. In der gemeinsamen Beziehungsgestaltung mussten die beteiligten Akteure unterschiedliche Erwartungen, Ansprüche und strukturelle Erschwernisse austarieren und einhegen. In manchen Fällen betraf dies Fragen von Autorität und das Streben nach Ebenbürtigkeit. In anderen Fällen handelte es sich um das Haushalten mit den eigenen Kapazitäten oder auch um das Ringen mit der Positionierung bei themenspezifischen Reibungen. Vielfach spielten soziokulturelle Differenzen in Normen, Werten und Verhaltensweisen eine Rolle. All diese Aspekte berührten auf die eine oder andere Weise das Verhältnis von Nähe und Distanz und erzeugten damit ein Spannungsfeld zwischen Begegnung und Abgrenzung, das von den beteiligten Akteuren nicht zuletzt auf einer affektiv-emotionalen Ebene ausgehandelt werden musste.

Ich bemühte mich, die Patenschaftserfahrungen in der Komplexität und Ambivalenz zu erhalten, wie sie sich mir im Laufe meiner Forschung darstellten. Es ging mir nicht darum zu bewerten, ob die dargestellten Patenschaftstandems eine sinnstiftende Beziehung führten und welche Wirkungsdimensionen sie zu adressieren vermochten. Eine

solche Bewertung kann je nach individuellem Hintergrund und den persönlichen Motiven für eine Patenschaft sehr unterschiedlich ausfallen. Ich bin jedoch der Ansicht, dass der Prozess der Sinnstiftung durch sensible Austausch- und Reflexionsformate maßgeblich begleitet und unterstützt und damit positiv beeinflusst werden kann.

Der Zugang zu den Patenfamilien und ihren Kindern war in meiner Forschung begrenzt. Dies spiegelt eine problematische Leerstelle sowohl in der Mentoringforschung als auch in der Praxis der Vorbereitung und Begleitung von Patenschaften wider. Umso wichtiger war es mir, die wenigen Perspektiven von Patenkindern und ihren Eltern sowie von einem Patenjugendlichen, die mir im Rahmen meiner Forschung zugänglich gemacht wurden, trotz ihrer Begrenztheit darzustellen. Dabei wurde deutlich, dass die Familien und der Jugendliche insbesondere die Begegnung mit Mitgliedern der deutschen Mehrheitsgesellschaft schätzten, die ihnen anderweitig oftmals verschlossen blieben. Durch diese Begegnungen erhielten sie, nicht zuletzt durch die Sprache, wertvolle Unterstützung in Alltagsfragen. Weiterhin betonten die Eltern, die sich nach der Flucht herausgelöst aus ihrem verwandtschaftlichen Netzwerk in der Isolation einer Kernfamilie wiederfanden, die Bedeutung der Betreuung ihrer Kinder durch zusätzliche Bezugspersonen, die sie sowohl zeitlich als auch in Erziehungs- und Schulfragen unterstützten und entlasteten. Insbesondere am Beispiel von Safia und ihrer Tochter wurde deutlich, dass auch die Eltern und Kinder in Patenschaften Herausforderungen und Anstrengungen erlebten, die sie bewältigen mussten. Daher soll an dieser Stelle noch einmal betont werden, dass Erfahrungen der Affektbewältigung für *alle* an einer Patenschaft beteiligten Akteure relevant sind und entsprechend begleitet werden sollten.

Meine Arbeit leistet Beiträge zu drei miteinander verknüpften Forschungs- und Praxisfeldern, die ich in den folgenden drei Unterkapiteln abschließend zusammenfasse. Ich spreche methodologisch zu der *Affektforschung* und stelle anhand meiner Forschungszugänge und methodischen Vorgehensweise Möglichkeiten dar, sich der flüchtigen Erfahrungsdimension der Affekte empirisch anzunähern. Weiterhin unterstreichen meine Ergebnisse die Relevanz der affektiv-emotionalen Dynamiken und Herausforderungen, welche die an Patenschaften beteiligten Akteure in ihren Begegnungen miteinander zu bewältigen haben – ein Feld, dem sich die *Mentoringforschung* jenseits von Fragen zu Effizienz und Wirkung stärker zuwenden sollte. Schließlich ist meine Arbeit auch für die *Migrationsforschung* von Interesse, denn Patenschaften sind eine äußerst erkenntnisreiche Linse auf den gesellschaftlichen, politischen, und individuellen Umgang mit Migration, Integration, Diversität sowie die (Un-)Möglichkeiten der Begegnung über soziokulturelle und sozioökonomische Grenzen hinweg.

7.1 Affekte in zwischenmenschlichen Nahbeziehungen erforschen

Wie lässt sich über Nahbeziehungen und die affektiven und damit oftmals subtilen, mitunter schwer zugänglichen Facetten zwischenmenschlicher Begegnung forschen? Für die Sozial- und Kulturanthropologie, die sich bislang insbesondere der »Fokussierung elaborierter kultureller Bedeutungssysteme« (Röttger-Rössler 2016, S. 6) widmete, blieb das sprachlich weniger zugängliche und reflektierte, häufig präbewusste Feld der Affekte empirisch vielfach unerschlossen. In meiner Forschung stellten sowohl die autoethno-

grafische Betrachtung meiner eigenen Patenschaft als auch der kollaborativ-partizipative Ansatz, den ich mit der Fokusgruppe verfolgte, entscheidende Zugänge zur Dimension der Affekte in Patenschaften dar.

Tabea Häberlein plädiert in ihrem Beitrag *Teilnehmende Beobachtung als dichte Teilhabe* (2014) dafür, das forschende Selbst in jene zwischenmenschlichen Beziehungsgefüge einzubinden, die im Zentrum des Forschungsinteresses stehen. Erst als die Ethnologin in die von ihr untersuchten verwandtschaftlichen Generationenbeziehungen involviert wurde, gewann sie entscheidende Einsichten. Was also hätte im Falle meiner Forschung, die sich dem *Wie* der Beziehungsentwicklung und -gestaltung in Patenschaften widmete, näher gelegen, als selbst eine Patenschaft zu übernehmen? Neben meinen persönlichen Motiven, die ich zu Beginn meiner Patenschaftsgeschichte dargestellt habe, waren Überlegungen, die eigene Patenschaftserfahrung zum epistemischen Werkzeug zu machen, von Bedeutung. In meiner Doppelrolle als Patin und Anthropologin verbanden sich Autoethnografie und *affective scholarship* (Stodulka/Selim/Mattes 2018). In den 18 Monaten meiner Datenerhebung dokumentierte und reflektierte ich neben den diversen anderen Facetten teilnehmender Beobachtung insbesondere die sukzessive Annäherung und Momente zunehmender Vertrautheit, Spannungen und Konflikte mit meiner Patenjugendlichen sowie meine sich verändernden Erwartungen und Ansprüche an das Engagement und unser Miteinander. Diese akribische und kontinuierliche Dokumentation ermöglichte mir einen unmittelbaren und systematischen Zugang zu der affektiven Erfahrungsebene in Patenschaften und wie diese die Beziehungsentwicklung prägte. Dabei fokussierte ich in meinen Notizen und Protokollen gerade auch jene herausfordernden, manchmal heiklen und oft flüchtigen Erfahrungen und Gedanken, die in narrativen Erhebungsmethoden vielfach durch einen moralischen Selbstanspruch gefiltert werden. Als ich zu einem vorweihnachtlichen Treffen auf diese Aufzeichnungen verzichtete, stellte sich eindrücklich dar, wie rasch die Erfahrungen verblassten. In einer Vignette, die ich einige Wochen später dazu anfertigte, formulierte ich folgendermaßen: »Ich besinne mich lediglich auf ein Gefühl, eine Stimmung, die geprägt schien von einer neuen Form der Vertrautheit.«

Über die Intensität, Komplexität und Ambivalenz meiner Patenschaftserfahrung trat ich in einem zweiten Schritt mit anderen Pat:innen in Austausch. Dieser Austausch war aus erkenntnistheoretischer Sicht notwendig, da er als Korrektiv und Ergänzung meiner Erfahrungen als Patin entscheidende Momente der *affektiven Triangulation* eröffnete. Die Reflexion und Diskussion meines affektiv-emotionalen Erlebens ermöglichten zudem wertvolle Einblicke in die Erfahrungen anderer Freiwilliger in informellen Gesprächen und Interviews sowie eine Annäherung an ein Gespräch auf Augenhöhe mit diesen: Wiederholt berichteten und reflektierten meine Gesprächspartner:innen erst auf der Grundlage meiner Schilderungen über Herausforderungen und Anstrengungen, die sie selbst erlebten. Damit prägte ich auf besondere Weise die Dynamik meiner Gespräche im Feld. Ich bemühte mich, diese Wechselwirkungen sowohl in der Dokumentation meiner Daten als auch in der Darstellung meiner Ergebnisse transparent darzustellen.

Der kollaborativ-partizipative Ansatz der Fokusgruppe mit den Studierenden der Sozial- und Kulturanthropologie bildete einen entscheidenden weiteren Zugang zu der affektiven Erfahrungsdimension in Patenschaften. Die Regelmäßigkeit unserer Treffen und das wachsende Vertrauen erlaubten es uns, miteinander ein *affektives Arrangement*

zu kultivieren, in dem wir uns gemeinsam jene subtileren relationalen Zusammenhänge in unseren Patenschaften erschließen konnten. Ich vermute außerdem, dass die Höhen und Tiefen meiner eigenen Patenschaftsbeziehung eine entscheidende Voraussetzung für eine sensible Moderation der Fokusgruppe darstellten. In unserem Austausch zeigte sich zudem deutlich die Flüchtigkeit von Affekten, die insbesondere für narrative Erhebungsmethoden eine Herausforderung darstellt: Wie schnell sich das affektive Erleben einem reflexiven Zugriff entziehen kann, beschrieb ich in der Patenschaftsgeschichte von Eva. Bereits wenige Wochen nach den Spannungen mit ihrer Patenfamilie, die sich aus den pandemischen Kontakteinschränkungen ergaben, konnte Eva kaum noch die Intensität, mit der sie den Konflikt erlebte, erinnern. Sie bezeichnete diese gar als surreal. Es waren ihre Notizen und die Aufzeichnungen unserer gemeinsamen Diskussionen, die ihr die Vergegenwärtigung des Erlebten ermöglichten.

Wie sich ein solcher Habitus der kontinuierlichen Dokumentation und besonders auch der Austausch in der Gruppe auf das Vermögen der Reflexion und Artikulation von Affekten auswirken kann, möchte ich abschließend noch einmal anhand eines weiteren Treffens unserer Fokusgruppe illustrieren: Wir tragen uns gegenseitig erste Vignetten vor, die wir planen zu veröffentlichen. Noch bevor Karoline eine erste Version ihrer Vignette¹ vorliest, bricht es förmlich aus ihr heraus. Sie schildert uns ihren Konflikt, in ihrer Patenschaft als Lehrerin bezeichnet zu werden, und hinterfragt die dahinter liegenden Implikationen zu den Erwartungen von Augenhöhe, zu Machtasymmetrien und zum Umgang mit Autorität. Auch fragt sie sich, ob ihr Bedürfnis, die Patenschaftsbeziehung zu definieren, vielleicht vordergründig auf den Austausch und die Reflexionen in unserer Fokusgruppe zurückzuführen sei. Ihre Ausführungen reihen sich ohne Unterbrechung aneinander, sie scheint kaum Luft zu holen und ist äußerst erregt. Ihr Narrativ ist von einer Intensität geprägt, die uns übrige Teilnehmende sichtbar beeindruckt. Nachdem sie endet, bleiben wir zunächst sprachlos. Karoline vermochte in unseren bisherigen Treffen ihren Zwiespalt nur schwer in Worte zu kleiden. Auch die später von ihr vorgetragene erste Fassung ihrer Vignette bleibt in ihrer Fähigkeit, den erlebten Konflikt in seiner Intensität zu artikulieren, damit zugänglich zu machen und die Anwesenden zu affizieren, weit hinter ihrem vorherigen spontanen Statement zurück. Ich spreche Karoline hierauf an, die daraufhin reflektiert:

Also das ist 'ne ganz andere Dimension [...], wie ich irgendwie darüber nachgedacht habe. Weil auch wenn ich sonst [in Form von Feldnotizen] aufgeschrieben hab', was wir [in den Patenschaftstreffen] gemacht haben oder was vielleicht interessant war oder so – ich kam eigentlich nie dazu, dass ich so 'ne Kettenreaktion hatte und dann mir das und das und das eingefallen ist. (Fokusgruppe 03.03.2020)

Diese Kettenreaktion verweist auf eine affektive Intensität, die Karoline deren eindrückliche Versprachlichung ermöglichte. Ich bin der Ansicht, dass die diesem Treffen vorangegangenen Reflexionsmomente und die Verschriftlichung der Vignette entscheidende Vorbedingungen für ihr mitreißendes Narrativ bildeten: Karoline setzte sich bereits im

1 Die finale Version dieser Vignette, die im Encounter-Blog veröffentlicht wurde, habe ich in Kapitel 4.2.4 dargestellt.

Vorfeld umfangreich mit dem von ihr beschriebenen Spannungsfeld auseinander und reflektierte schriftlich ihre diesbezügliche Positionierung. Hierdurch wurde ihre emotionale Kompetenz (*emotional literacy*) (Stodulka/Dinkelaker/Thajib 2019, S. 280) gestärkt. Jedoch erst das spezifische Arrangement der Fokusgruppe, in der wir *gemeinsam* über das von Karoline geschilderte Thema reflektierten, Rückfragen stellten und diskutierten, erlaubte ihr schließlich, ihren Zwiespalt dergestalt in Worte zu kleiden.

Die systematische Dokumentation und Reflexion meiner autoethnografischen Erfahrungen als Patin sowie auch der kollaborativ-partizipative Ansatz, den ich mit der Fokusgruppe verfolgte, prägten entscheidend mein Erkenntnisinteresse für die Bedeutung der affektiven Erfahrungsdimension in Patenschaften. Die aus meinem Forschungsdesign resultierenden Positionierungen erwiesen sich zugleich als Schlüsselmomente, um die Flüchtigkeit und Unmittelbarkeit des affektiven Erlebens in Patenschaften empirisch zugänglich zu machen und einzuordnen.² Zweifellos verstellte mir dieses Vorgehen jedoch zugleich den Blick für andere Aspekte von Patenschaftsbeziehungen, die eine distanziertere Positionierung im Feld möglicherweise befördert hätte. Hier zeigt sich, wie wichtig es ist, die Leerstellen zu identifizieren, die sich aus der thematischen Fokussierung und methodischen Festlegung ergeben. Sie verdeutlichen den Blickwinkel aus dem heraus die Forscherin das Geschehen wahrgenommen und interpretiert hat.

Durch die Kognitivierung und Versprachlichung der affektiven Erfahrungen als Pat:innen, die mit deren Dokumentation und gemeinsamer Reflexion einhergingen, veränderte sich zugleich deren Intensität (von Scheve/Slaby 2019, S. 44f.). Dieser Effekt ist für die Verarbeitung der Patenschaftserfahrung von Bedeutung, wie ich nachfolgend noch einmal ausführen werde.

7.2 Affektbewältigung und gemeinschaftliche Sinnstiftung

Wie gehen die an einer Patenschaft beteiligten Akteure mit den Herausforderungen und Anstrengungen um, die sich aus den künstlich gestifteten Beziehungen ergeben? Welchen Stellenwert kann der Austausch in einer *affective community of care* für die Prozesse der *Gefühlsbildung* und gemeinschaftlichen Sinnstiftung einnehmen?

Während der Beschäftigung mit den Aufzeichnungen von Interviews und Fokusgruppendifkussionen war ich stellenweise irritiert, wie viel ich über meine eigenen Erfahrungen und Gefühle als Patin sprach. Ich erkannte jedoch bald, dass ich meine Redebeiträge nicht nur als *prompts* in Interviews und informellen Gesprächen nutzte, oder damit eine Form der affektiven Triangulation anstrebte, die meine autoethnografische

-
- 2 Ein kombiniertes Forschungsdesign aus autoethnografischen und kollaborativ-partizipativen Elementen, welches Studierende einbezieht und damit die Möglichkeiten von Triangulation, multipler Involviertheit, Reflexivität sowie des gemeinschaftlichen Austauschs und der gegenseitigen Rückversicherung erweitert, lässt sich aus meiner Sicht auch fruchtbar auf andere Forschungsfelder und Erkenntnisfragen übertragen. Spätestens seit der reflexiven Wende wird ein Forschungsethos in Frage gestellt, bei dem die Ethnologin allein im erkenntnisgenerierenden Zentrum ihrer Forschung steht. In der Auslotung von Formaten, die Studierende aktiv an Forschungen beteiligen, liegt meines Erachtens ein großes Potenzial, um die zunehmenden Forderungen nach partizipativen und kollaborativen Ansätze einzulösen. Entsprechende Ansätze sind bisher noch Mangelware.

Perspektive erweiterte. Als Patin hatte ich vielmehr das Bedürfnis, meine Erfahrungen mitzuteilen, meine Gefühle, Irritationen, Ärgernisse und Verwunderungen zu besprechen. Ich sehnte mich nach Feedback und empfand Erleichterung, wenn ich meinte, bei meinem Gegenüber ein einfühlsames Nicken zu erkennen, das Verständnis für mein Denken und Handeln zu signalisieren schien – zu sehen, dass meine Erfahrung resonierte, dass ich nicht allein war. Mir erschloss sich die Bedeutung der Gemeinschaft für die komplexen Prozesse der Affektbewältigung sowie für eine Annäherung an eine kognitiv zugänglichere Form der Emotionsarbeit.

Da unsere Fokusgruppentreffen für die Mehrzahl der teilnehmenden Studierenden Teil eines Praktikumsprojektes waren, stellten sie den damit verbundenen Aktivitäten von vornherein mehr Ressourcen zur Verfügung, als andere Freiwillige dies vermochten.³ Die positive Wirkung des engen Austauschs im Rahmen unserer Fokusgruppe wurde sowohl von den teilnehmenden Studierenden, die die Wichtigkeit unserer Treffen mit gruppentherapeutischem Charakter auch lange nach dem Ende des Projekts betonten, als auch von den Koordinatorinnen von WG hervorgehoben. Die Pat:innen aus unserem Projekt seien besonders verbindlich und reflektiert und ihre Beziehungen im Vergleich zu anderen Patenschaften von längerer Dauer. Weiterhin seien sie für die Koordinatorinnen besser erreichbar und zugleich der Betreuungsaufwand deutlich geringer, da die Gruppe bereits viele Herausforderungen abfing.

Selbstreflexion, die kontinuierliche Dokumentation der eigenen Erfahrungen und insbesondere einen sicheren Raum, in dem Erfahrungen besprochen, Parallelen entdeckt, Ratschläge ausgetauscht, Anteilnahme signalisiert und gemeinsam Handlungsstrategien erarbeitet werden können, halte ich für wertvoll und notwendig. Wie ich zu Beginn meiner Patenschaftsgeschichte bereits hervorhob, bin ich der Ansicht, dass diese Komponenten entscheidend zu der Beständigkeit meiner Beziehung zu Lara beitrugen. Doch worin genau besteht der Mehrwert derartiger Austauschformate? In der Fokusgruppe diskutierten wir die von uns erlebten vielfältigen Facetten von Patenschaftserfahrungen, unsere Ambivalenzen, Zweifel und Einsichten. Unser Austausch führte uns wiederholt vor Augen, dass eine einheitliche Definition des Patenschaftsformats nahezu unmöglich ist. Ich hoffe in dieser Arbeit deutlich gemacht zu haben, dass Pat:innen oftmals völlig unterschiedliche Erfahrungen in ihren Patenschaften machen. Sie bringen individuelle Motivationen, Erwartungen und Bedürfnisse sowie diverse familiäre und sozioökonomische Hintergründe mit, die sich entscheidend auf die Möglichkeiten der Beziehungsgestaltung auswirken. Das Gleiche gilt natürlich auch für die Patenkinder und ihre Familien. Auch sie bilden keineswegs eine homogene

3 Die bei den Studierenden involvierten Leistungspunkte in einem verpflichtenden Praktikumsmodul, das Teil ihres Bachelorstudiengangs war, werfen die Frage eines ›reinen‹ Ehrenamtes respektive einer Entlohnung des Engagements auf. Der Soziologe und Patenschaftskoordinator Bernd Schüler unterstreicht diesbezüglich die intrinsische Motivation zum Engagement: »Konzipiert als bürgerschaftlicher Beitrag, entscheiden sich Menschen aus freien Stücken dafür, Verantwortung für das Aufwachsen der jungen Generation zu übernehmen und so Solidarität zu leben. Demnach sind es die intrinsischen, wertbezogenen und auch biografischen Quellen, die die besondere Qualität dieser Unterstützung ausmachen.« (Schüler 2023, S. 202) Andere Stimmen hingegen sprechen sich für eine Öffnung gegenüber etwa finanziellen Vergütungen der Freiwilligen in Mentoringangeboten aus (vgl. Hurrelmann 2023).

Gruppe. Unser Austausch in der Fokusgruppe verdeutlichte jedoch ebenso eindrücklich, dass wir uns in den verschiedenen Erzählungen wiederfinden konnten und in der Lage waren, uns empathisch aufeinander zu beziehen. Eine ähnliche Resonanz erlebte ich bei Treffen und Workshops, die der Verein organisierte, um einen Austausch zwischen den Pat:innen zu ermöglichen. Auch bei anderen Freiwilligen beobachtete ich dann das Bedürfnis, über die eigenen Erfahrungen zu berichten, die der anderen zu kommentieren, zu vergleichen und Verhalten und Handlungsoptionen gemeinsam auszuloten.⁴ Ich beobachtete, dass sich die Erzählungen auch in diesen Austauschformaten Bahn brachen und eine vibrierende Atmosphäre der Gemeinsamkeit erzeugten. Bei derlei Gelegenheiten schien es den Pat:innen stets zu gelingen, einen kleinsten gemeinsamen Nenner zu finden, der ein momentanes Gefühl von Verständnis, Unterstützung und Gemeinschaft ermöglichte.

Ich interpretiere eine solche Verbalisierung der eigenen Erfahrung in der Gruppe als eine Form des gemeinschaftlichen *emotional meaning making* (Röttger-Rössler 2019a, S. 67). In der Gruppe können bislang vielfach noch nicht versprachlichte affektive Erfahrungen einer ungewohnten Beziehungskonstellation, in der das Rollenverhältnis nicht eindeutig zu bestimmen ist, durch ihre Artikulation und Diskussion für das Selbst und für andere zugänglich(er) gemacht werden. Damit geht ein Prozess der Kognitivierung einher, der eine gewisse Distanzierung gegenüber der Erfahrung ermöglicht. Die Resonanz der kommunizierten Erfahrungen wirkt dabei zugleich gruppenkonstituierend und ›befreit‹ die Teilnehmenden von der Wahrnehmung, mit ihrem Erleben und Empfinden allein zu sein. Es formiert sich eine *affective community of care*, in der ein Prozess der *Gefühlsbildung* (Röttger-Rössler 2019a) angestoßen werden kann. Im Zuge dessen ebnen gegenseitiges Zuhören, Empathie und gemeinsames Diskutieren von Erfahrungen und Handlungsoptionen den Weg von der oftmals als isoliert empfundenen Affektbewältigung hin zu einer gemeinschaftlich reflektierten, sinnstiftenden und handlungsanleitenden Emotionsarbeit, die Orientierung und Konsolidierung verspricht.

Treffen Menschen aufeinander, die spezifische Erfahrungen – beruflicher, privater oder ehrenamtlicher Natur – gemein haben, so führt dies häufig dazu, dass sie diese miteinander teilen und eine spontane Erfahrungsgemeinschaft bilden. Ich argumentiere jedoch, dass der *peer*-Austausch unter Pat:innen insbesondere jene Herausforderungen, welche die Abwesenheit eines geteilten kulturellen Modells von Patenschaft, die unterschiedlichen Erwartungshaltungen, diffuse oder widersprüchliche Gefühlsregeln sowie soziokulturell divergierende Verhaltensregister des Gegenübers hervorrufen, abmildern oder kompensieren kann. Das eigene Verhalten sowie das des Gegenübers werden dann gemeinsam in der Gruppe besprochen, eingeordnet und bewertet. Die Resonanz unter Pat:innen kann die individuelle Erfahrung überbrücken und dafür sorgen, dass Anstrengungen und Konflikte in Patenschaften weniger als singuläre Herausforderungen oder gar als individuelles Versagen erlebt werden. Idealerweise können sie stattdessen als charakteristische Herausforderungen dieses besonderen Begegnungsformats eingeordnet werden. Ich bin der Ansicht, dass dies entscheidend zu dem Erfolg und der Dauer von Patenschaften beiträgt, da Beziehungen häufig zu zerbrechen drohen,

4 Dabei prägten natürlich immer auch die individuellen Dispositionen, über die eigenen Erfahrungen vor anderen Menschen zu berichten, die Dynamik in derlei Austauschformaten.

wenn Pat:innen nicht in der Lage sind, mit den affektiv-emotionalen Herausforderungen einen für sie sinnvollen Umgang zu finden. Eine gelingende Affektbewältigung und Emotionsarbeit bilden demnach den Kitt, der die fragilen Patenschaftsbeziehungen zusammenhält.

Die anspruchsvollen Rollen, die Freiwillige gegenüber ihren Patenkindern einnehmen können und sollen, werden im Zuge der Forderung nach einer zunehmenden Semi-Professionalisierung (vgl. Rhodes 2020) stetig weiter ausdifferenziert. Sie werden jedoch selten hinsichtlich der Herausforderungen und Anstrengungen befragt, die diese Rollen und Verantwortlichkeiten mit sich bringen. Affekte und Emotionen in Patenschaftsbeziehungen wurden und werden in der überwiegend psychologischen Mentoringforschung, die die Wirkung und Effizienz der Beziehungen nicht zuletzt für Mittelgeber nachweisen will und muss, bis auf wenige Ausnahmen vernachlässigt. Der Bedürftigkeit, die auch die Pat:innen in die Beziehungen einbringen, wird kaum Beachtung gezollt. Die Bedeutung von Reflexions- und Austauschformaten wird – wenn überhaupt – lediglich erwähnt, jedoch mögliche Modi und Inhalte selten näher bestimmt. Weitet man jedoch das Verständnis einer gelingenden Patenschaftsbeziehung auf jene affektiv-emotionalen Dynamiken aus, welche die sich begegnenden Akteure – Pat:innen wie Patenkinder – verarbeiten und aushandeln, so erweist sich diese Leerstelle in der Mentoringforschung und -praxis als folgenswer. Denn sollten es nicht die Freiwilligen und Patenkinder sein, die die Begegnung positiv und damit als Ressource für ihre weitere Biografie einordnen – oder eben nicht? Dabei orientieren sie sich an ihren Erwartungen, Zielsetzungen sowie der Beziehungsentwicklung, die von affektiv-emotionalen Erfahrungen durchdrungen sind und konstituiert werden.

Meine Arbeit hat vornehmlich Einblicke in die Affektbewältigung und Emotionsarbeit auf Seiten der Pat:innen und Koordinatorinnen ermöglicht. Auf die Herausforderungen und Anstrengungen, die Patenkinder und deren Familien verhandeln, vermochte meine Forschung lediglich in den kurzen Exkursen ein Schlaglicht zu werfen.⁵ Diese Leerstelle spiegelt die unzureichende Praxis der Vorbereitung und Begleitung der Kinder und ihrer Familien ebenso wie eine eklatante Lücke in der Mentoringforschung wider. Auch hierzu muss zukünftig noch viel geschehen. Einerseits wäre es wünschenswert, wenn die Mentoringforschung ihre Kapazitäten vermehrt auf die Perspektive der Patenkinder und ihrer Familien ausrichten würde. Zugleich benötigt es in der Mentoringpraxis mehr Ressourcen, um die Vorbereitung und Begleitung *aller* an einer Patenschaft beteiligten Akteure zu bewerkstelligen. Hierdurch würde vermieden, strukturell bestehende Asymmetrien durch die einseitige Semi-Professionalisierung von Pat:innen weiter zu verstärken.

5 Besonders vor dem Hintergrund einer doppelten Halbsprachigkeit, die ich bei vielen Patenkindern beobachten konnte – ein Begriff der beschreibt, dass Kinder sowohl in ihrer Erst- wie auch in ihrer Zweitsprache Ausdrucksschwierigkeiten aufweisen – verdienen Prozesse der Affektbewältigung und Emotionsarbeit, die Patenkinder und deren Familien in den Beziehungsgefügen leisten, eine gesonderte Aufmerksamkeit. Welches Vokabular nutzen sie um ihre Erfahrungen zu kommunizieren? Und wie ließen sich die beschriebenen Prozesse des *meaning making* angesichts sprachlicher Hürden sensibel und zielgruppengerecht begleiten?

Die in dieser Arbeit ausgeloteten Austauschformate basieren auf der *educated social sensibility* (Zink 2019, S. 291) eines sozioökonomischen Milieus der akademisch gebildeten Mittelklasse, dem die Mehrzahl der Pat:innen, die Koordinatorinnen von WG sowie auch ich selbst angehören. Dieses Milieu ist geprägt von einem Ideal psychologischer Autonomie, welches die Zielsetzungen des Patenschaftsformates prägte (s. 4.2.4). Zugleich zeichnet sich dieses Milieu auch durch die zunehmende Hinterfragung und Psychologisierung der eigenen Erfahrung und den Wunsch, diese selbstreflexiv zu durchdringen und in sinnhafte Zusammenhänge einzuordnen, aus. Die vorliegende Arbeit, die einen Fokus auf die Emotionsarbeit und Affektbewältigung in Patenschaften mit geflüchteten Kindern und Jugendlichen setzt, lässt sich somit einerseits als ein in akademische Kontur gegossenes *Symptom* dieses spezifischen Milieus interpretieren, welches die Prozesse der Selbstreflexion und Sinnsuche ihrer Protagonist:innen beschreibt und analysierbar macht. Andererseits treibt sie diese Psychologisierung zugleich mit ihrem *Appell*, die Praxis der Vorbereitung und Begleitung von Pat:innen durch moderierte Austausch- und Reflexionsformate zu ergänzen, weiter voran. Meine multiple Involviertheit als autoethnografisch forschende Patin hat diese Wechselwirkung in besonderem Maße bestimmt, da sie maßgeblich meine Aufmerksamkeit während der Datenerhebung sowie meine spätere analytische Fokussierung lenkte.

Hieraus muss sodann abgeleitet werden, dass Austausch- und Reflexionsformate sensibel an die unterschiedlichen Akteursgruppen in Patenschaftsformaten angepasst werden müssen. Es ist nicht davon auszugehen, dass Patenkinde(r) (und ihre Familien) auf die gleiche Weise von den hier beschriebenen, überwiegend sprachlichen Reflexions- und Austauschformaten profitieren, wie die ehrenamtlichen Pat:innen. Stattdessen müssen mit jenen – idealerweise ebenfalls in partizipativen und kollaborativen Formaten – Modi ausgelotet und erprobt werden, die ihre soziokulturellen und sozioökonomischen Prägungen und Voraussetzungen sowie die daran gekoppelten spezifischen Bedürfnisse und Erwartungen an Patenschaften berücksichtigen.

7.3 Von der Patenschaft in die Gesellschaft

Zu Beginn dieser Arbeit stellte ich zwei Vignetten gegenüber. Die erste illustrierte die sozialräumliche und lebensweltliche Segregation der Stadt Berlin. Die zweite deutete auf das Potenzial von Patenschaften hin, diese Segregation zu überwinden – zumindest auf der Ebene einzelner Akteure. Wir alle tendieren in unseren privaten Kontakten zumeist dazu, die uns gewohnten Blasen zu navigieren. Das ist menschlich, denn hier fühlen wir uns wohl und sicher. Wir wissen, wie wir uns zu verhalten haben, und wir wissen auch in etwa, was wir von unserem Gegenüber erwarten können. Mit anderen Worten: Wir kennen die relevanten Gefühlsregeln, teilen die dazugehörigen Emotionsrepertoires und beziehen uns in unserem Verhalten auf die gleichen kulturellen Modelle (von Beziehungen). Patenschaften überbrücken als künstlich gestiftete Beziehungen diese gewohnten Gefilde und ermöglichen Erfahrungen, die außerhalb des Vertrauten liegen. Das ist das Wertvolle an ihnen und das ist zugleich eine der größten Herausforderungen: Die an einer Patenschaft beteiligten Akteure werden beständig eingeladen, über den eigenen Tellerrand zu blicken und Menschen, die nicht zum gewohnten Umfeld gehören, ken-

nen und akzeptieren zu lernen. Freiwillige, die sich für ein Engagement in Patenschaften entscheiden, sind auf diese Perspektiverweiterung eingestellt. Sie gehören zu jenen, die nach einer offenen Gesellschaft (Scheer 2020) streben.

Eine Vielzahl der Patenschaftsprojekte, denen ich im Laufe meiner Forschung begegnete, so auch die von WG, definierten Geflüchtete als ihre Zielgruppe. Diese Projekte entstanden im Nachgang des sogenannten ›Sommers des Willkommens‹ in einer Zeit, in der beträchtliche finanzielle Mittel für Integrationsprogramme bereitgestellt wurden, die auf eine ungewöhnlich hohe Bereitschaft zum freiwilligen Engagement in der Gesellschaft reagierten. Trägervereinen wie WG lag das Bestreben zugrunde, einem zunehmenden Rechtsruck in Deutschland zwischenmenschliche Begegnungen entgegenzusetzen, die sich durch das Interesse am Gegenüber und beidseitige Lernprozesse auszeichneten. Sie bildeten einen Gegenpol zu hegemonialen Integrationsvorstellungen und -politiken, die migrantisierten Akteuren defizitäre und starre kulturelle Prägungen zuschreiben und eine einseitige Bringschuld implizieren. Obwohl WG und auch viele der von dem Verein vermittelten Pat:innen diese Paradigmen explizit kritisierten, konnte ich sowohl auf konzeptueller als auch auf individueller Ebene Defizitzuschreibungen beobachten, die dazu tendierten, das Gegenüber abzuwerten. Diese weisen in Hilfebeziehungen innerhalb sowie außerhalb Deutschlands eine lange Tradition auf und spiegeln eine historische Kontinuität im Umgang mit dem ›Anderen‹ wider. Eine solche Beständigkeit ist nicht einfach aufzulösen. Gerade darum bedarf sie einer Reflexion, die sich an folgenden Fragen orientieren könnte: Welche Wirkmacht entwickeln Identitätskonstruktionen und Abgrenzungsprozesse, die von diskriminierenden und exkludierenden Migrations- und Integrationsdiskursen in Politik und Medien, von Ehrenamtsvorstellungen, moralisierenden Verantwortungsappellen sowie ethischen Selbstbildern geprägt sind, in patenschaftlichen Hilfebeziehungen? Wann münden ein Wissensgefälle und strukturelle Asymmetrien in ein Machtgefälle mit paternalistischen Tendenzen, die das Gegenüber als defizitär abwerten?

Im Laufe meiner Forschung habe ich oft gezögert, problematische Zuschreibungen von Defiziten sowie eine paternalistische Form des Helfens gegenüber meinen Forschungspartner:innen anzusprechen. Ich befürchtete, ihren Einsatz, ihre Empathie und kritische Selbstreflexion sowie ihren Willen, die Welt ein wenig besser zu machen, in Frage zu stellen. Ich hatte Sorge, sie zu verletzen, damit unser Verhältnis zu irritieren und möglicherweise auch meine Forschungszugänge und die etablierten Beziehungen im Feld zu gefährden. Mein Zögern interpretiere ich im Rückblick als Scheu, in ihnen eine Erfahrung *Weißer Zerbrechlichkeit*⁶ hervorzurufen. Damit reproduzierte ich jedoch gewissermaßen die Tabuisierung der Benennung von Rassismus in Deutschland. Diese verhindert, Rassismus als allgegenwärtiges Problem zu adressieren, welcher unser aller Fühlen, Denken und Handeln beeinflusst: Menschen – so die dem zugrunde liegende

6 *Weißer Zerbrechlichkeit* lässt sich wie folgt definieren: »White fragility is a state in which even a minimum amount of racial stress becomes intolerable, triggering a range of defensive moves. [...] Racial stress results from an interruption of what is racially familiar. These interruptions can take a variety of forms and come from a range of sources. [One such example] that [can] trigger racial stress for white people [is]: Suggesting that a white person's viewpoint comes from a racialized frame of reference (challenge to objectivity) [...]« (DiAngelo 2016, S. 247)

irrtümliche Annahme – üben Rassismus nur aufgrund ihrer rechten Gesinnung und offenkundigen Menschenfeindlichkeit aus, nicht unbewusst und unreflektiert aufgrund kognitiv tief verankerter Mechanismen, die die Formierung unserer Gesellschaft seit Jahrhunderten geprägt haben:

Die Nicht-Benutzung des Konzeptes des Rassismus abseits vom eliminatorischen Antisemitismus hat aber auch zur Folge, dass es keine breitere öffentliche Rassismus-Diskussion gibt: Die vielen subtilen (und damit umso wirksameren) strukturellen und institutionellen Formen des Rassismus werden damit ausgeblendet. Der Rassismusbegriff betont in Abgrenzung zu anderen Termini wie z.B. »Ausländer*innen«- oder »Fremdenfeindlichkeit« die strukturelle Komponente und zielt nicht etwa auf die Dimension negativer persönlicher Affekte und Absichten. Auch »rechtsextreme Einstellungen« oder »Vorurteile« sind häufig keine adäquaten Begrifflichkeiten, denn es geht nicht um Einstellungen, sondern um den Rückgriff auf sozial geteilte Wissensbestände und nicht um ein richtiges oder falsches Urteil in Bezug auf gegebene Gruppen, sondern mitunter um die Konstruktion der Gruppen(grenzen) selbst. (Wagner 2014, S. 180f.)

Meine Zurückhaltung gegenüber Forschungspartner:innen zu äußern, dass wir bestimmte Einstellungen, Zuschreibungen und Praktiken reflektieren sollten, trug zu diesem ambivalenten und problematischen alltäglichen Rassismus bei. Dabei stellte ich jedoch wiederholt fest, dass mein Zögern unbegründet war: Meine Gesprächspartner:innen zeigten sich – wurde das Thema offen angesprochen – hinsichtlich rassismuskritischer (Selbst-)Reflexion, *white saviourism* und Machtdynamiken meist deutlich offener, als ich erwartete.

Das sukzessive Dokumentieren, Reflektieren und Diskutieren meiner Affekte und Emotionen half mir, mein Unbehagen, heikle Themen im Feld anzusprechen, selbst als eine Facette von *white fragility* einzuordnen. Dies ist entscheidend, um diese schließlich zu überwinden. Ich erkannte zudem in meinem Denken und Handeln viele problematische Muster wieder. Wiederholt beobachtete ich an meinen eigenen Reaktionen Defizitzuschreibungen an meine Patenjugendliche sowie das Bestreben, sie hiervon zu emanzipieren. Seitenweise sinnierte ich in Feldprotokollen zu den Treffen mit meiner Patenjugendlichen darüber, wie ich meine (politische) Meinung äußern und sie auf den Berg- und Talfahrten ihres Erwachsenwerdens begleiten konnte, ohne ihre Ansichten und Maßstäbe abzuwerten, sie zu bevormunden oder meine Position als ältere Patin mit akademischem Hintergrund, die der Mehrheitsgesellschaft angehört, auszunutzen. Verschiedene Ideale und Wertvorstellungen konkurrierten permanent miteinander. Ich versuchte, meine Impulse und Gewohnheiten im Denken, Fühlen und Handeln zu reflektieren und zu regulieren, um einen Umgang mit rassistischen und paternalistischen Tendenzen zu finden. Auch das waren Momente der Affektbewältigung und Emotionsarbeit.

Begegnungsformate wie Patenschaften können durch das Überwinden sozialräumlicher und lebensweltlicher Segregation auf der Ebene einzelner Akteure zum Gelingen sozialer Integration beitragen. Sie machen dabei für die Einzelne unmittelbar erfahrbar, dass Menschen soziokulturell spezifische Verhaltensweisen haben, die dann im Mitein-

ander ausgehalten werden müssen – von beiden Seiten. Häufig verstehen wir unsere eigene Art zu leben, zu denken und zu fühlen als die Norm, selbst dann, wenn wir uns als neugierig und offen beschreiben und mit kulturellrelativistischen und machtkritischen Ansätzen vertraut sind. Schnell wird dann hinterfragt, kritisiert und manchmal versuchen wir auch, das Gegenüber von vermeintlich falschen Ansichten, Werten und Verhaltensweisen zu »befreien«. Die Konzepte und Zielsetzungen von WG ebenso wie einige der Patenschaftsgeschichten, die ich in dieser Arbeit vorgestellt habe, illustrieren spezifische Aspekte dieser Tendenz. Sie betonen jedoch ebenso, wie die Akteure deren Problematik zunehmend reflektieren und einen respektvollen Umgang mit Diversität suchen. Eine der größten Herausforderungen in Patenschaften ist es darum aus meiner Sicht, eine Begegnung zu gestalten, die Unterschiede anerkennt, ohne sie abschaffen zu wollen. Dabei hat meine Arbeit gezeigt, dass Erfahrungen affektiver Dissonanz nicht auf migrantische Akteure beschränkt sind, die soziokulturell divergierende Emotionsrepertoires navigieren müssen. In Patenschaftsbeziehungen, die vielfach zwischen Mitgliedern der Dominanzgesellschaft und Angehörigen von Minderheiten gestiftet werden, können derlei affektive Dissonanzen auf beiden Seiten Schlagkraft entfalten.

In meiner Forschung konnte ich beobachten und erfahren, dass sich die Machtdynamiken in Patenschaften um ein Vielfaches komplexer gestalten, als es ein eindimensionales Verständnis von helfenden und Hilfe-empfangenden Akteuren suggeriert. Strukturelle Zwänge, Kontrollmechanismen sowie finanzielle und personelle Knappheit in den Patenschaftsprogrammen können die Handlungsräume von Koordinatorinnen und Pat:innen maßgeblich einschränken. Weiterhin spielen (zu) hohe Erwartungen an die Tätigkeiten von Freiwilligen und deren Wirkmacht eine bedeutende Rolle, die einerseits ihrer persönlichen Motivlage und politischen Überzeugung entstammen, jedoch auch vor dem Hintergrund einer ausgehöhlten sozialstaatlichen Versorgungslandschaft und damit verknüpfter moralischer Verantwortungsapelle betrachtet werden müssen: In dem Bewusstsein ihrer eigenen Privilegien streben viele Freiwillige danach, sich für eine gesellschaftlich benachteiligte und/oder vulnerable Gruppe einzusetzen, diese zu unterstützen und damit einen Beitrag zu leisten für mehr gesellschaftliche Gerechtigkeit, gegen rassistische Stereotype, strukturelle Ungleichheiten und fehlende Kontakte zwischen der Mehrheitsbevölkerung und Minderheiten. Dies ist ein hoher Anspruch an das eigene Engagement. Hinzu kommen komplexe Prekaritäten und Hilfebedarfe der Patenkinder und ihrer Familien, denen gegenüber Pat:innen Position beziehen müssen. Sich dabei abzugrenzen und die eigenen Kapazitäten im Blick zu behalten, fällt vielen nicht leicht. Zudem haben auch Freiwillige Bedürfnisse, von denen sie sich erhoffen, sie mit ihrem Engagement zu erfüllen. Zu nennen sind hier etwa die Erfahrung von Selbstwirksamkeit sowie der Wunsch nach einer bedeutungsvollen zwischenmenschlichen Nahbeziehung mit dem Patenkind.

Eine einseitige Darstellung des Machtgefälles zwischen Patin und Patenkind wird diesen vielfältigen Herausforderungen, denen sich die Akteure in dem komplexen Beziehungsgefüge stellen müssen, nicht gerecht. Sie birgt die Gefahr, dass problematische Entwicklungen auf singuläre Umstände, individuelle (Un-)Fähigkeiten und Eigenschaften reduziert und externe und strukturelle Faktoren als Ursache für Erschwernisse in den Patenschaften übersehen werden. Irritationen, negative Gefühle und Überforderung werden dann von Pat:innen oftmals als persönliches Scheitern betrachtet und kön-

nen mit Schamgefühlen einhergehen. Infolgedessen werden sie selten reflektiert und kommuniziert. Wird jedoch kein Umgang mit negativen Erfahrungen gefunden, bleiben Irritationen, Konflikte und Überforderungen unausgesprochen und damit vielfach unbearbeitet, so birgt dies die Gefahr eines Backlashs jener Repertoires negativer Stereotype und generalisierender, reduzierender Erklärungsmuster, denen man etwas entgegenzusetzen wollte. Zudem unterschätzt eine unterkomplexe Binarität zwischen ressourcenreichen Gebenden und empfangenden Bedürftigen die Handlungsmacht der Patenkinder und ihrer Familien und fördert eine verkürzte und entmachtende Vorstellung von Handlungsunfähigkeit und Opferrolle auf Seiten Letzterer.

Vor dem Hintergrund dieser multiplen Herausforderungen und Anstrengungen können Patenschaften als eine spezifische *Kultur der Reibung* verstanden werden, in der »kulturelle Differenzen und Pluralität anerkannt, begrüßt und die mit ihnen möglicherweise verbundenen Konflikte ausgetragen werden« (Warstat/Dilger 2021a, S. 12).⁷ »Die Reibungs-Metaphorik weckt – neben dem positiven Beiklang von Bewegung und Bewegtheit – durchaus negative Assoziationen wie das Wundscheuern, Reibungsverluste, Konflikt etc., die auch zu unauflösbaren Blockaden und Stillstand führen können.« (Ebd., S. 28) Gerade mit Blick auf mögliche negative Effekte liegt daher in sensibel moderierten und fachtheoretisch fundierten Austausch- und Reflexionsformaten ein bedeutsames Potenzial, über patenschaftliche Hilfebeziehungen die Annäherung an ein offenes Integrationsverständnis zu ermöglichen, das gleichberechtigte und respektvolle Begegnungen anstrebt. Diese Formate können einen Raum stiften für gemeinschaftliche Prozesse der Affektbewältigung und Emotionsarbeit, wie ich im vorherigen Unterkapitel ausgeführt habe. Zugleich sollten mit ihnen systematisch die zumeist subtileren Zuschreibungen, Erwartungshaltungen und Handlungsimpulse adressiert werden, die paternalistische und abwertende Dynamiken einer Hilfebeziehung mit migrantisierten oder geflüchteten Akteuren hervorrufen und verstärken können. Machtreflexive Auseinandersetzungen von zivilgesellschaftlichen Akteuren nehmen stetig zu. Sie benötigen jedoch die entsprechenden finanziellen und personellen Voraussetzungen, um dauerhaft zielführend angeleitet und umgesetzt werden zu können. Es genügt nicht, ausschließlich jene bereits »erleuchteten und reflektierten« Personen in das Begegnungsformat zu matchen, wie es eine Koordinatorin einmal überspitzt ausdrückte. Ebenso wenig lassen sich komplexe Inhalte in einmaligen Abendveranstaltungen vermitteln. Stattdessen müssen dringend langfristige finanzielle Strukturen geschaffen werden, die den Institutionen, die zivilgesellschaftliche Hilfebeziehungen ermöglichen, die nötigen Kapazitäten bereitstellen, um diese anspruchsvolle konzeptuelle und begleitende Koordinationsarbeit umzusetzen.

Aus meiner Sicht ist die Stiftung von Begegnungen, wie sie Patenschaften ermöglichen, in unserer täglich vielfältiger werdenden Einwanderungsgesellschaft alternativlos – gerade weil sich solche Erfahrungen in den meisten Fällen nicht von selbst ergeben. Ohne diese Begegnungen scheitern wir jedoch im Miteinander, weil wir nebeneinander

7 Dies trifft insbesondere auf jene Projekte zu, die migrantisierte und geflüchtete Akteure als ihre Zielgruppe festgelegt, wobei der Begriff aus meiner Sicht auch auf anderweitige Formate, die etwa Kindern psychisch erkrankter Eltern Pat:innen vermitteln, anwendbar ist.

her leben, übereinander sprechen und nicht miteinander. Das trat in den letzten Monaten der Fertigstellung meiner Dissertationsschrift angesichts des zunehmenden Rechtsrucks, der durch Deutschland und ganz Europa geht, mit aller Deutlichkeit zutage. Im Wahlkampf für die Bundestagswahl im Februar 2025 wurde die Frage nach dem Umgang mit Migration und Integration zum entscheidenden Schlüsselthema. Dabei wurde die Grenzziehung zwischen Dominanzbevölkerung und migrantisierten Akteuren mit größtem Nachdruck unterstrichen und als Unterscheidung zwischen einem Innen und einem Außen stilisiert. Fragen nach einem angemessenen Umgang mit einer zunehmenden Diversität in Deutschland haben also seit Beginn meiner Forschung nichts an Aktualität verloren – im Gegenteil. Gerade jetzt braucht es die Bestrebungen einer offenen Gesellschaft.

Am 22. Februar 2025 veranstaltete das Bündnis »Berlin ist #unkürzbar« in der Hauptstadt eine Großdemonstration gegen die weitreichenden finanziellen Kürzungen des Berliner Senats in Bildung, Kultur und Wissenschaft. WG rief in einer E-Mail an die Pat:innen des Vereins dazu auf, sich an dieser Demonstration zu beteiligen. Von den Kürzungen seien auch Berliner Patenschaftsprojekte betroffen. Einzelne Trägervereine mussten ihre Arbeit bereits vollständig einstellen. Dass an diesem Februarwochenende die Demonstration gegen die folgenreichen Einsparmaßnahmen in den Bereichen Soziales, Kultur und Wissenschaft mit der Bundestagswahl zusammenfiel, verdeutlicht ein zunehmendes Spannungsfeld: Während fortan zivilgesellschaftliche Trägervereine von Patenschaftsprojekten und anderweitigen Begegnungsformaten in Berlin um ihre Existenz bangen müssen, avanciert die Grenze zwischen einem ›Wir‹ und einem migrantisierten ›Sie‹ zum entscheidenden Politikum. Fragen nach sozialer Gerechtigkeit und gesellschaftlichem Zusammenhalt werden politisch indes weitestgehend ausgeblendet. Vor diesem Hintergrund und hinsichtlich den in dieser Arbeit beschriebenen komplexen Beziehungsdynamiken, Herausforderungen und Reflexionsmodi in Patenschaften lassen sich folgende Fragen formulieren: Wie wollen und wie können wir das Miteinander gestalten? Wer entscheidet über die Voraussetzungen der Begegnungen? Welche Vorstellungen haben wir von unserem Gegenüber? Welche Werte sind für wen zentral und wie können diese offen und sensibel adressiert werden? Wer kann und muss wie mit den Herausforderungen und Anstrengungen umgehen, die sich aus einer Pluralität von Werten und Verhaltensnormen ergeben? Wie können Unsicherheiten, Irritationen, Verletzungen und Enttäuschungen adressiert werden, ohne dabei jene stereotypen Zuschreibungen zu reproduzieren, die Resultat und zugleich Grundlage von Ausgrenzung, Benachteiligung und Rassismus sind? Diese Fragen haben nicht nur für Patenschaftsformate mit geflüchteten und migrantisierten Zielgruppen Relevanz. Vielmehr sollten wir uns als sich zunehmend diversifizierende Einwanderungsgesellschaft alle um eine Auseinandersetzung mit diesen Inhalten bemühen und uns dabei nicht von deren Komplexität und den damit einhergehenden unbequemen Herausforderungen und Ambivalenzen abschrecken lassen.

Epilog: »Ein Selbstverständnis als lernendes System«

Am 01.11.2024 führe ich mit den Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin noch einmal ein offizielles Gespräch¹ zu meiner Forschung. Ähnlich wie auch schon vor dem Gespräch mit Maria (s. 6.3.3) bin ich sehr aufgeregt. Als wir uns zu dritt bei Kaffee und Kuchen in den neuen Räumlichkeiten des Vereins im großen Besprechungsraum niederlassen, scherze ich, dass ich mich fühle wie beim Gang zum Schafott. Diese humorvolle Überspitzung bezieht sich auf mein Empfinden, kurz vor einer Urteilsverkündung zu stehen. Wie würden die beiden Gatekeeper meiner Forschung, die mir meine Arbeit mit ihrer Offenheit, ihrem Vertrauen und ihrer Unterstützung überhaupt erst ermöglichten, nun deren Ergebnis bewerten? Den beiden Koordinatorinnen von WG liegt zu diesem Zeitpunkt mein Manuskript vor und sie haben sich die Zeit genommen und die Mühe gemacht, mir hierzu Rückmeldung zu geben. Bevor ich beginne, Teile unseres Gesprächs aufzuzeichnen, tauschen wir uns bereits zwei Stunden über die methodischen Vorgehensweisen sowie über inhaltliche Schwerpunktsetzungen meiner Forschung aus. Wir verständigen uns über Schlüsselthemen, zu denen sie beinahe sechs Jahre nach Beginn meiner Forschung Stellung beziehen möchten. Es sind die Themen »rassismuskritische Selbstreflexion«, »Bewusstwerdung«, ein »Selbstverständnis als lernendes System« sowie der Stellenwert der Werteverhandlung in demokratischen Gesellschaften.

Die beiden Koordinatorinnen drücken zunächst ihre Wertschätzung für den Perspektivwechsel und die verschiedenen Reflexionsebenen aus, die meine Forschung intendiert und bezeichnen diese als »Brennglas auf ihre Arbeit«:

Das hat uns wahnsinnig zum Nachdenken angeregt und regt das immer noch an, unsere Arbeit zu überdenken. Also diese Reflexion auch selber mehr in die Arbeit mit reinzunehmen und auch die Ehrenamtlichen damit von Beginn an zu konfrontieren, vor allem was diese unterschiedlichen Rollen in einer Patenschaft anbelangt, dass das wirklich eine Herausforderung sein kann. Da, denke ich, sollten wir auf jeden Fall nochmal rangehen und auch schon direkt in der Einführungsveranstaltung nicht nur unterschiedliche Rollen benennen, die implizit mit einer Patenschaft einhergehen, sondern auch gleich benennen, dass es unweigerlich da auch zu Irritationen kommen wird, zu Überlegungen, welche Rolle soll ich als ehrenamtliche Patin jetzt einnehmen, und dass

1 Die nachfolgenden Zitate entstammen diesem Gespräch.

damit also auch so die Höhen und Tiefen einer Patenschaft einhergehen. Und wir müssen das auf jeden Fall gut begleiten. Das hat irgendwie diese Arbeit nochmal ganz stark hervorgehoben. Das ist ein ganz wichtiger Part, ist eine ganz wichtige Aufgabe auch für uns, und da sehe ich einen großen Mehrwert drin.

Meine intensive Immersion in die Arbeit von WG im Rahmen der teilnehmenden Beobachtung aber auch als Patin habe es ihnen dabei überhaupt erst ermöglicht, sich auf meine Forschung und den Dialog einzulassen, den ich mit dieser anstrebte:

Du hast dich nämlich auf Augenhöhe auf alles eingelassen hier bei uns so. Das fand ich irgendwie sehr schön. Und das hat's uns, glaube ich, auch leichter gemacht, da uns darauf einzulassen und da im Dialog mit dir zu sein und dann die Ergebnisse auch anzunehmen. Da sind ja vielleicht ein paar Punkte in der Arbeit, die für uns vielleicht kritisch sind, wo wir uns auch hinterfragen müssen. Aber das hilft ja dann zur Bewusstwerdung des Ganzen sehr, und das nehme ich für mich auch mit, dass wir mit dem, wo wir stehen, nicht fertig sind, sondern weitermachen und uns kritisch hinterfragen in vielen Belangen.

Insbesondere die Notwendigkeit, die Perspektive der Patenkinder und ihrer Eltern stärker in die Begleitung der Patenschaften einzubeziehen, aber auch die Herleitung des kolonialen Ursprungs vieler Hilfebeziehungen der zivilgesellschaftlichen Integrationsarbeit seien für sie wertvoll gewesen. Wir stellen zudem fest, dass ein Ringen um adäquate Begrifflichkeiten eine zentrale Parallele zwischen meiner Forschung und ihrer Koordinationsarbeit ist. Hinsichtlich der verschiedenen Machtkonstellationen und -dynamiken in Patenschaften tauschen wir uns über den schmalen Grat aus, der zwischen einer historisch tradierten Tendenz zu paternalistischer Bevormundung in Hilfebeziehungen einerseits und der Notwendigkeit einer Aushandlung von Werten und Überzeugungen in einer vielfältigen, demokratischen Gesellschaft andererseits besteht:

Also wie stark ist es eben auch mit einem, sag ich mal, rassistischen Blick auch aus der Geschichte heraus, mit dem Helfen? Das ist ja so, dass der Begriff, der dahintersteckt, [meint], dass eben Leute, die weniger Ressourcen haben, unterstützt werden. Und da auch nochmal hinzugucken, inwiefern fördern wir so ein Denken, auch mit den Patenschaften. Oder wie können wir sie auch anders gestalten, dass es eben auf Gleichberechtigung [abzielt], inklusiv auch von staten geht.

Wir diskutieren diesen Aspekt ausführlich. Es wird deutlich, dass Mirjam und Kerstin in den vergangenen Jahren, aber auch in der Auseinandersetzung mit meiner Arbeit, viel über dieses Spannungsfeld reflektiert haben. Wann nimmt man sich zurück? Wann ist es notwendig, Konflikte auszuhalten und auszuhandeln – in einer Patenschaftsbeziehung, aber auch in der Gesellschaft insgesamt?

Was bedeutet Integration, was können Patenschaften leisten [...]? Bis zu welchem Punkt kann man auch die eigenen Werte hintenanstellen oder möchte sie unbedingt verhandeln, um dann auch gemeinsam ein Stück weiterzukommen? Das ist ja eine ganz wichtige Frage und [die] kann man nie pauschal beantworten, weil für jeden

irgendwie auch etwas anderes wichtig ist. Für den einen sind die eigenen Werte unumstößlich, für den anderen dann doch ein Stück verhandelbar. Und über allem schwebt so die Frage: Wie wollen wir zusammenleben in einer vielfältigen Gesellschaft? Und da ist für mich immer der Blick auf unsere Demokratie zunehmend wichtig, auch vor den jetzigen politischen Herausforderungen, was so die Wahlen anbelangt. Dass irgendwie immer so die Frage mitschwebt: Je mehr Vielfalt es gibt in unserer Gesellschaft, wie können wir doch dieses Gut der Demokratie versuchen zusammenzuhalten – also indem wir dann zwangsweise, glaube ich, auch in Aushandlungsprozesse gehen müssen und uns verständigen müssen, wie wir auf einen gemeinsamen Nenner kommen, und auch gemeinsame Werte, vielleicht auch neue schaffen für unsere Gesellschaft. Aber deswegen glaube ich eben nicht daran, dass man alles nur so stehen lassen kann und akzeptieren sollte, weil es sonst wahrscheinlich die Gefahr birgt, dass doch zu viele Missverständnisse entstehen oder zu viel nebeneinander stattfindet und nicht miteinander. Ich glaube, zu jedem Miteinander, zu jeder Beziehung gehört Aushandlung und das ist manchmal schwer. Da drückt man sich ja auch in den eigenen Freundschaften oder in den eigenen Partnerschaften oft davor. Und manchmal drückt man es lieber weg und denkt so: »Naja, nicht so wichtig, es geht ja auch so weiter, indem man schöne Sachen miteinander unternimmt. Man muss sich nicht immer darüber streiten, was jetzt richtig und wichtig ist.« Aber auf Dauer ist es, glaube ich, doch ein ganz wichtiger Punkt. Das sollte man vielleicht auch nochmal mehr betonen, dass Ehrenamt nicht bedeutet, immer nur die eigenen Werte hintenanzustellen. Also, es kommt darauf an, wie man damit umgeht, wie man sie reflektiert und einordnet – und das sagst du ja auch ganz entscheidend in deiner Arbeit, und dazu hast du einen ganz großen Beitrag geleistet, auch mit der Reflexionsgruppe: Dass man da immer wieder drüber reden muss, um eben nicht paternalistisch etwas von oben indoktrinieren zu wollen, sondern wirklich ein Miteinander zu gestalten, und das ist ganz schön anstrengend.

Mirjam verknüpft mit diesen Herausforderungen den Begriff der *Ambiguitätstoleranz* und verwendet für die in Patenschaften notwendigen Aushandlungsprozesse einen Ausdruck von Martin Luther: »Es ist nicht ein Sein, sondern ein Werden.« Die im Zuge der Patenschaftsvorbereitung vermittelten Informationen und Wissensbestände seien bedeutsam, sie würden jedoch nicht die Begleitung in Patenschaften ersetzen:

Aber du kannst nicht alles im Vorfeld klären, und das ist der Prozess, den dann auch die Paten durchmachen. Und den begleiten wir dann eben durch die Reflexionsgruppe. Und das ist, glaube ich, das Gute daran. Und das dann auszuhalten, dass nicht alles fertig ist und wir gar nicht wissen: Was wird denn da am Ende ausgehandelt? Wie wird denn das Ergebnis sein? Das ist halt das Spannende, dann auch gesamtgesellschaftlich.

Dabei würden die Prozesshaftigkeit und die Notwendigkeit einer ständigen Reflexionsbereitschaft, so Mirjam, die Pat:innen ebenso betreffen wie sie als Koordinatorinnen. Mirjam spricht sich diesbezüglich für ein »Selbstverständnis als lernendes System« aus:

Das habe ich, seitdem ich hier arbeite, noch nirgendwo so intensiv gemerkt: Dass ich ganz viel nicht weiß, oder dass, wenn ich in 'nem Moment, wo ich denke, okay, ich habe jetzt etwas verstanden, beim nächsten Gespräch, bei der nächsten Begegnung schon

wieder mich hinterfragen muss, weil jemand anderes da eine ganz andere Meinung hat oder anders drauf reagiert. Und so ist das in den Patenschaften eben auch [...]. Das ist halt immer ein sehr individuelles Geschehen, was so eine Patenschaft, so ein Tandem ausmacht. Und man braucht von allen so eine Bereitschaft, da dran auch zu arbeiten.

Ich spreche noch einmal die Engagementlandschaft in Deutschland an und die Herausforderungen, die sich aus den prekären Projektfinanzierungen und dem notorischen Innovationszwang ergeben, der den Handlungsspielraum von Trägervereinen wie WG entscheidend eingrenzt. Trotz dieser Einschränkungen und Unmöglichkeiten, die sich von der Ebene politischer Entscheidungen und hegemonialer Diskurse entlang einer neoliberalen Einhegungs- und Verwertungslogik auf die Vereinsebene auswirken, drückt sich Mirjam am Ende unseres Austauschs hoffnungsvoll aus. Diese Hoffnung schöpft sie aus den Idealen und Bestrebungen der Freiwilligen und der Familien, die den Verein WG aufsuchen, um am Status Quo etwas zu verändern:

[A]ber ich bin da durchaus optimistisch. Es ist natürlich alles nicht so einfach, unsere Gesellschaft, wie sich da manches grad politisch, gesellschaftlich entwickelt. Aber ich habe ja das Vorrecht der Einzelgespräche immer mit denen, die in die Patenschaft gehen wollen. Manche motiviert tatsächlich ja auch die schlechte [politische] Lage, oder die für sie schlechte Lage. Und sie sagen, mich motiviert das jetzt, praktisch zu werden und an einer Stelle einen Unterschied zu machen, mich mit einzubringen und für ein gutes gemeinsames Miteinander einzusetzen. Und das ist ja auch letztendlich, finde ich zumindestens, immer die Verantwortung des Einzelnen. Also wir sind ja keine Politiker, wir bestimmen nicht die Gesetze, wir machen hier nicht die großen Veränderungen. Aber in unserem persönlichen Leben: Wie lebe ich denn da? Und das, finde ich, ist dann die jeweilige Verantwortung. Und wenn die jemand für sich so umsetzt und das dann konkret werden lässt, das finde ich immer schön, und das finde ich immer ganz toll. Auch wenn natürlich immer noch viel mehr geht ...

Literatur

- Adams, Tony E. und Andrew F. Herrmann. 2023. Good Autoethnography. *Journal of Autoethnography* 4 (1): 1–9. <https://doi.org/10.1525/joae.2023.4.1.1>
- Alisch, Monika. 2018. Sozialräumliche Segregation: Ursachen und Folgen. In: *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung*, hg. Ernst-Ulrich Huster, Jürgen Boeckh und Hildegard Mogge-Grotjahn, 503–522. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19077-4_22
- Amoruso, Gloria, Florian Amoruso-Stenzel und Sarah Häseler. o. D. *Die Beziehung(squalität) in Mentoring- und Patenschaftsprogrammen in Theorie und Praxis. Methoden & Ergebnisse einer trägerübergreifenden Wirkungsmessung mit Anwendungsempfehlungen aus dem Projekt »Wirkung Hoch Drei«*. Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V. https://www.kipa-berlin.de/app/download/14583834227/240221_Wirkung-Hoch-Drei_Doku_A4_final_digital-2.pdf?t=1708548860 vom 31.03.2026.
- Amoruso-Stenzel, Florian. 2022. *Mental Health: Wie halten sich Koordinator:innen fit?* <https://opentransfer.de/mental-health-wie-halten-sich-koordinatorinnen-fit/> vom 31.03.2026.
- Amoruso-Stenzel, Florian, Bernd Schüler und Gloria Amoruso. 2018. *Qualität von Patenschafts- und Mentoringprogrammen einschätzen und entwickeln. Eine Einführung in die »Elements of Effective Practice for MentoringTM« aus den USA – und die ersten Erfahrungen deutscher Programme damit*. Berlin. Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V. https://www.kipa-berlin.de/app/download/13883820927/Qualitaet_Bericht_A4_final_web.pdf?t=1583089608 vom 31.03.2026.
- Arant, Regina, Georgi Dragolov, Björn Gernig, Klaus Boehnke und unter Mitarbeit von Jonas Anttoni Seppälä. 2019. *Zusammenhalt in Vielfalt. Das Vielfaltsbarometer 2019 der Robert Bosch Stiftung*. Stuttgart. Jacobs University Bremen. https://www.bosch-stiftung.de/sites/default/files/publications/pdf/2019-03/Vielfaltsbarometer%202019_Studie%20Zusammenhalt%20in%20Vielfalt.pdf vom 31.03.2026.
- Armbruster, Heidi. 2009. Anthropologische Ansätze zu Migration. In: *Anthropologie der Migration. Theoretische Grundlagen und interdisziplinäre Aspekte*, hg. Maria Six-Hohenbalken und Jelena Tošić, 52–69. Wien: Facultas.
- Arndt, Susan. 2020. »Rassen« gibt es nicht, wohl aber die symbolische Ordnung von Rasse. Der »Racial Turn« als Gegennarrativ zur Verleugnung und Hierarchisierung von

- Rassismus. In: *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, hg. Maureen M. Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche und Susan Arndt, 340–362. Münster: UNRAST.
- Barysch, Katrin N. 2016. Selbstwirksamkeit. In: *Psychologie der Werte. Von Achtsamkeit bis Zivilcourage – Basiswissen aus Psychologie und Philosophie*, hg. Dieter Frey, 201–211. Berlin, Heidelberg: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-662-48014-4_18
- Beer, Ingeborg, Ulrike Milstrey, Helene Weiss und Renate Timme. 2024. *Perspektivwechsel. Kooperative und partizipative Forschung zur Stärkung der gesellschaftlichen Teilhabe von Menschen mit Fluchtgeschichte in der Hauptstadtregion Berlin-Brandenburg*. vhw-Schriftenreihe 46. Berlin. https://www.vhw.de/fileadmin/user_upload/o8_publicationen/vhw-schriftenreihe-tagungsband/PDFs/vhw_Schriftenreihe_Nr._46_Perspektivwechsel_WEB.pdf vom 31.03.2026.
- Birman, Dina und Lyn Morland. 2014. Immigrant and Refugee Youth. In: *Handbook of Youth Mentoring* (Second Edition), hg. David L. DuBois und Michael J. Karcher, 355–368. Thousand Oaks, CA: SAGE. <https://doi.org/10.4135/9781412996907.n24>
- Braun, Katherine. 2017. Decolonial Perspectives on Charitable Spaces of »Welcome Culture« in Germany. *Social Inclusion* 5 (3): 38–48. <https://doi.org/10.17645/si.v5i3.1025>
- Braun, Tina. 2023. Die vielfältigen Effekte erfassen: Herausforderungen bei der Wirksamkeitsmessung von Jugend-Mentoring. In: *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration*, hg. Gisela Jakob und Bernd Schüler, 168–177. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Busse, Heide, Rona Campbell und Ruth Kipping. 2018. Developing a Typology of Mentoring Programmes for Young People Attending Secondary School in the United Kingdom Using Qualitative Methods. *Children and Youth Services Review* 88: 401–415. <https://doi.org/10.1016/j.childyouth.2018.03.025>
- Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie. *Aktion Mensch*. <https://www.cbp.caritas.de/de/verband/kooperationspartner/aktion-mensch/aktion-mensch> vom 31.03.2026.
- Center for Evidence-Based Mentoring. *Home*. <https://www.cebmentoring.org/home-page/> vom 31.03.2026.
- Cervone, Emma. 2016. The Politics and Conundrums of Decolonized Collaboration. In: *Indigenous Studies and Engaged Anthropology. The Collaborative Moment*, hg. Paul Sillitoe, 95–114. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315588377-5>
- Colley, Helen. 2002. A »Rough Guide« to the History of Mentoring from a Marxist Feminist Perspective. *Journal of Education for Teaching* 28 (3): 257–273. <https://doi.org/10.1080/026074702000021403>
- Colley, Helen. 2003. *Mentoring for Social Inclusion. A Critical Approach to Nurturing Mentor Relationships*. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203458310>
- Colley, Helen. 2016. Man erwartete von allen das Unmögliche. *Telemachos. Fachbrief über Patenschaften und Mentoring*, Nr. 05, 2–10. https://www.kipa-berlin.de/app/download/13095496527/Telemachos_05_12-2016.pdf?t=1559148083 vom 31.03.2026.
- D’Andrade, Roy. 1995. Moral Models in Anthropology. *Current Anthropology* 36 (3): 399–408. <https://doi.org/10.1086/204377>
- Der Tagesspiegel. 2020. *Neue Zahlen zu Bevölkerung in Berlin. 35 Prozent der Berliner haben Migrationshintergrund*. <https://www.tagesspiegel.de/berlin/neue-zahlen-zu-bevoelk>

- erung-in-berlin-35-prozent-der-berliner-haben-migrationshintergrund/25589402.html vom 31.03.2026.
- Deutscher Bildungsserver. 2023. *Bundeskongress »Aktion zusammen wachsen 2008 – 2023: Bildungspatenschaften – eine Erfolgsgeschichte für die Zukunft«*. https://www.bildungsserver.de/veranstaltung.html?veranstaltungen_id=36287&pk_campaign=no_campaign_rss&pk_source=neuigkeiten&pk_medium=rss vom 31.03.2026.
- DiAngelo, Robin. 2016. White Fragility. *Counterpoints*. 497: 245–253.
- Dietze, Gabriele. 2016. Ethnosexismus. Sex-Mob-Narrative um die Kölner Sylvesternacht. *movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies* 2 (1): 177–185.
- Dilger, Hansjörg, Gisela Welz, Beate Binder und Thomas G. Kirsch. 2025a. Einleitung. Public Anthropology in den ethnologischen Fächern. In: *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*, hg. Hansjörg Dilger, Gisela Welz, Beate Binder und Thomas G. Kirsch, 13–42. Frankfurt, New York: Campus. https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1_001
- Dilger, Hansjörg, Gisela Welz, Beate Binder und Thomas G. Kirsch (Hg.). 2025b. *Public Anthropology. Wissenspraktiken und gesellschaftliche Interventionen der ethnologischen Fächer*. Frankfurt, New York: Campus. <https://doi.org/10.12907/978-3-593-45943-1>
- Drotbohm, Heike. 2023. Solidarität. In: *Umkämpfte Begriffe der Migration*, hg. Inken Bartels, Isabella Löhr, Christiane Reinecke, Philipp Schäfer und Laura Stielike, 315–328. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839457122-021>
- DuBois, David L. und Michael J. Karcher (Hg.). 2014. *Handbook of Youth Mentoring* (Second Edition). Thousand Oaks, CA: SAGE. <https://doi.org/10.4135/9781412996907>
- DuBois, David L., Nelson Portillo, Jean E. Rhodes, Naida Silverthorn und Jeffrey C. Valentine. 2011. How Effective Are Mentoring Programs for Youth? A Systematic Assessment of the Evidence. *Psychological Science in the Public Interest: A Journal of the American Psychological Society* 12 (2): 57–91. <https://doi.org/10.1177/1529100611414806>
- Eliasoph, Nina. 2016. The Mantra of Empowerment Talk: An Essay. *Journal of Civil Society* 12 (3): 247–265. <https://doi.org/10.1080/17448689.2016.1215895>
- Ellis, Carolyn. 2007. Telling Secrets, Revealing Lives. *Qualitative Inquiry* 13 (1): 3–29. <https://doi.org/10.1177/1077800406294947>
- Esser, Hartmut. 2001. *Integration und ethnische Schichtung*. MZES Arbeitspapiere 40. Mannheim.
- Foroutan, Naika. 2016. Postmigrantische Gesellschaften. In: *Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklung und Stand der Integration*, hg. Heinz U. Brinkmann und Martina Sauer, 227–254. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-05746-6_9
- Frankenberg, Heiko und Frank Aufhammer. 2012. *Auswirkungen des Mentoren-Programms »Balu und Du« auf die körperliche Stressregulation unter besonderer Berücksichtigung persönlicher Mentoren-Kompetenzen*. Abschlussbericht. Osnabrück. https://26302012.fs1.hubspotusercontent-eu1.net/hubfs/26302012/Publicationen/V24a_2012_Abschlussbericht_Auswirkungen_des_Mentoren-Programms_Balu_und_Du_auf_die_koerperliche_Stressregulation.pdf vom 31.03.2026.
- Frey, Dieter (Hg.). 2016. *Psychologie der Werte. Von Achtsamkeit bis Zivilcourage – Basiswissen aus Psychologie und Philosophie*. Berlin, Heidelberg: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-662-48014-4>

- Garringer, Michael, Janis Kupersmidt, Jean Rhodes, Rebecca Stelter und Tammy Tai. 2015. *Elements of Effective Practice for Mentoring. Research-informed and Practitioner-approved Best Practices for Creating and Sustaining Impactful Mentoring Relationships and Strong Program Services*. MENTOR. <https://files.eric.ed.gov/fulltext/ED594036.pdf> vom 31.03.2026.
- Gesemann, Frank. 2023. Gemeinsame Schritte für bessere Teilhabechancen. Ein aktueller Überblick über Patenschaften für geflüchtete Kinder und Jugendliche in Deutschland. In: *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration*, hg. Gisela Jakob und Bernd Schüler, 117–127. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Gesemann, Frank, Iris Nentwig-Gesemann, Alexander Seidel und Bastian Walther. 2020. Lotsen-, Mentoren- und Patenprojekte. Systematisierungen – Wirkungen – forschungsmethodische Zugänge. Eine Einführung. In: *Engagement für Integration und Teilhabe in der Einwanderungsgesellschaft*, hg. Frank Gesemann, Iris Nentwig-Gesemann, Alexander Seidel und Bastian Walther, 1–25. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31631-0_1
- Glick Schiller, Nina, Linda Basch und Cristina Blanc-Szanton. 1992. Transnationalism. A New Analytic Framework for Understanding Migration. *Annals of the New York Academy of Sciences* 645: 1–24. <https://doi.org/10.1111/j.1749-6632.1992.tb33484.x>
- Goldner, Limor und Ofra Mayseless. 2008. Juggling the Roles of Parents, Therapists, Friends and Teachers – A Working Model for an Integrative Conception of Mentoring. *Mentoring & Tutoring: Partnership in Learning* 16 (4): 412–428. <https://doi.org/10.1080/13611260802433783>
- Goldner, Limor und Miri Scharf. 2014. International and Cross Cultural Aspects in Youth Mentoring. In: *Handbook of Youth Mentoring*, hg. David L. DuBois und Michael J. Karcher, 189–199. Thousand Oaks, CA: SAGE. <https://doi.org/10.4135/9781412996907.n13>
- Gozzer, Laura. 2022. *Sich und anderen gerecht werden. Ethische Selbstentwürfe ehrenamtlicher Patinnen und Paten*. Frankfurt: Campus.
- Grillo, R. D. 2003. Cultural Essentialism and Cultural Anxiety. *Anthropological Theory* 3 (2): 157–173. <https://doi.org/10.1177/1463499603003002002>
- Gute-Tat. *Konzept und Stiftungsarbeit*. <https://www.gute-tat.de/stiftung/> vom 31.03.2026.
- Ha, Kien N. 2003. Die kolonialen Muster deutscher Arbeitsmigrationspolitik. In: *Spricht die Subalterne Deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, hg. Hito Steyerl und Encarnación Gutiérrez Rodríguez, 56–107. München: Unrast Verlag.
- Ha, Kien N. 2009. The White German's Burden. Multikulturalismus und Migrationspolitik aus postkolonialer Perspektive. In: *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*, hg. Sabine Hess, Jana Binder und Johannes Moser, 51–72. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839408902-004>
- Häberlein, Tabea. 2014. Teilnehmende Beobachtung als dichte Teilhabe. Ein Plädoyer zur ethnologischen Forschung über soziale Nahbeziehungen. *Sociologus* 64 (2): 127–153. <https://doi.org/10.3790/soc.64.2.127>
- Hale, Charles R. 2006. Activist Research v. Cultural Critique: Indigenous Land Rights and the Contradictions of Politically Engaged Anthropology. *Cultural Anthropology* 21 (1): 96–120. <https://doi.org/10.1525/can.2006.21.1.96>

- Hans, Silke. 2016. Theorien der Integration von Migranten – Stand und Entwicklung. In: *Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklung und Stand der Integration*, hg. Heinz U. Brinkmann und Martina Sauer, 23–50. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-05746-6_2
- Harrel-Bond, Barbara. 2002. Can Humanitarian Work with Refugees be Humane? *Human Rights Quarterly* 24: 51–85. <https://doi.org/10.1353/hrq.2002.0011>
- Hess, Sabine, Jana Binder und Johannes Moser (Hg.). 2009. *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839408902>
- Hess, Sabine und Johannes Moser. 2009. Jenseits der Integration. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Debatte. In: *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*, hg. Sabine Hess, Jana Binder und Johannes Moser, 11–26. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839408902-001>
- Hochschild, Arlie R. 1979. Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. *American Journal of Sociology* 85 (3): 551–575. <https://doi.org/10.1086/227049>
- Hofstede, Geert. 1980. Culture and Organizations. *International Studies of Management & Organization* 10 (4): 15–41. <https://doi.org/10.1080/00208825.1980.11656300>
- Holmes, Seth M. und Heide Castañeda. 2016. Representing the »European Refugee Crisis« in Germany and Beyond. Deservingness and Difference, Life and Death. *American Ethnologist* 43 (1): 12–24. <https://doi.org/10.1111/amet.12259>
- Hurrelmann, Klaus. 2019. *Mentoring ist keine Erziehung, gibt aber wichtige Impulse*. Telemachos. Fachbrief über Patenschaften und Mentoring, Nr. 17, 2–8. https://www.kipa-berlin.de/app/download/13792014527/Telemachos_17_2019.pdf?t=1589046554 vom 31.03.2026.
- Hurrelmann, Klaus. 2023. Impulse aus der dritten Zone: Patenschaften und Mentoring als notwendige Unterstützung bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben junger Menschen. In: *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration*, hg. Gisela Jakob und Bernd Schüler, 40–48. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Jakob, Gisela. 1993. *Zwischen Dienst und Selbstbezug. Eine biographieanalytische Untersuchung ehrenamtlichen Engagements*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-07671-1>
- Jakob, Gisela. 2001. Wenn Engagement zur »Arbeit« wird ... Zur aktuellen Diskussion um freiwilliges Engagement im Wandel der Arbeitsgesellschaft. In: *Bürgerengagement in Deutschland. Bestandsaufnahme und Perspektiven*, hg. Rolf G. Heinze, 167–188. Opladen: Leske + Budrich. https://doi.org/10.1007/978-3-663-09452-4_6
- Jakob, Gisela. 2015. *Ehrenamt. Bürgerschaftliches Engagement oder Lückenbüßer für Facharbeit in Zeiten leerer Kassen?* Vortrag bei der Tagung »Überleben in der psychosozialen Arbeit« der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie und der Hochschule Darmstadt. https://sozarb.h-da.de/fileadmin/documents/Fachbereiche/Soziale_Arbeit/L_ehrende/Jakob/Jakob_Buergerschaftliches_Engagement.pdf vom 31.03.2026.
- Jakob, Gisela. 2018. Bürgerschaftliches Engagement in der Sozialen Arbeit. In: *Soziale Arbeit. Eine elementare Einführung*, hg. Gunther Graßhoff, Anna Renker und Wolfgang Schröer, 713–726. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15666-4_49

- Jakob, Gisela (unter Mitarbeit von Clara Heinz & Anne-Marie Schwalm). 2019. *Bürger-schaftliches Engagement in Patenschafts- und Mentoringprojekten*. Forschungsbericht. Beiträge zur Forschung in der Sozialen Arbeit und Sozialpolitik. Darmstadt. https://sozarb.h-da.de/fileadmin/documents/Fachbereiche/Soziale_Arbeit/Isasp/Downloads-isasp/Prof._Dr._Gisela_Jakob_Buergerschaftliches_Engagement_in_Patenschaf-ts-_und_Mentoringprojekten.pdf vom 31.03.2026.
- Jakob, Gisela. 2021. Engagementpolitik. *Blätter der Wohlfahrtspflege* 168 (3): 93–97. <https://doi.org/10.5771/0340-8574-2021-3-93>
- Jakob, Gisela und Bernd Schüler. 2023a. Eine neue Kultur des Engagements für junge Menschen. Zur Entwicklung von Patenschaften und Mentoring, ihrer Unterstützung und Erforschung in Deutschland. Ein Überblick. In: *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration*, hg. Gisela Jakob und Bernd Schüler, 9–38. Weinheim: Beltz Ver-lagsgruppe.
- Jakob, Gisela und Bernd Schüler (Hg.). 2023b. *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und In-tegration*. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Jungk, Sabine und Serafina Morrin. 2020. »Und dann sitzt man selber erstmal da und denkt: Will ich jetzt nicht helfen?«. In: *Engagement für Integration und Teilhabe in der Einwanderungsgesellschaft*, hg. Frank Gesemann, Iris Nentwig-Gesemann, Alexander Seidel und Bastian Walther, 273–286. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31631-0_11
- Karakayali, Serhat. 2009. Paranoic Integrationism. Die Integrationsformel als unmög-licher (Klassen-)Kompromiss. In: *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur In-tegrationsdebatte in Europa*, hg. Sabine Hess, Jana Binder und Johannes Moser, 95–104. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839408902-006>
- Karcher, Michael J., Gabriel P. Kuperminc, Sharon G. Portwood, Cynthia L. Sipe und An-drea S. Taylor. 2006. Mentoring Programs: A Framework to Inform Program Devel-opment, Research, and Evaluation. *Journal of Community Psychology* 34 (6): 709–725. <https://doi.org/10.1002/jcop.20125>
- Keller, Heidi. 2015. *Die Entwicklung der Generation Ich*. Wiesbaden: Springer. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-10392-7>
- Keller, Thomas E. und Julia M. Pryce. 2010. Mutual but Unequal: Mentoring as a Hybrid of Familiar Relationship Roles. *New directions for Youth Development* 2010 (126): 33–50. <https://doi.org/10.1002/yd.348>
- Kirsch, Stuart. 2018. *Engaged Anthropology. Politics Beyond the Text*. Oakland, California: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/california/9780520297944.001.0001>
- Kolehmainen, Marjo und Katariina Mäkinen. 2021. Affective Labour of Creating Atmo-spheres. *European Journal of Cultural Studies* 24 (2): 448–463. <https://doi.org/10.1177/1367549419886021>
- Kollender, Ellen. 2016. »Die sind nicht unbedingt auf Schule orientiert«. Formationen eines »racial neoliberalism« an innerstädtischen Schulen Berlins. In: *Rassismus in der postmigrantischen Gesellschaft*, hg. Kijan Espahangizi, 39–64. Bielefeld: transcript Ver-lag.

- Kosse, Fabian, Thomas Deckers, Pia Pinger, Hannah Schildberg-Hörisch und Armin Falk. 2020. The Formation of Prosociality: Causal Evidence on the Role of Social Environment. *Journal of Political Economy* 128 (2): 434–467. <https://doi.org/10.1086/704386>
- Kotthoff, Helga. 2017. Von Syrx, Sternchen, großem I und bedeutungsschweren Strichen. Über geschlechtergerechte Personenbezeichnungen in Texten und die Kreation eines schrägen Registers. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 90: 91–115. <https://doi.org/10.17192/obst.2017.90.8823>
- Kusenbach, Margarethe. 2003. Street Phenomenology. *Ethnography* 4 (3): 455–485. <https://doi.org/10.1177/146613810343007>
- Linstroth, J. P. 2016. Urban Amerindians and Advocacy: Toward a Politically Engaged Anthropology. Representing Urban Amerindigenities in Manaus, Brazil. In: *Indigenous Studies and Engaged Anthropology. The Collaborative Moment*, hg. Paul Sillitoe, 115–145. London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315588377-6>
- Lorenzen, Jule-Marie. 2017. *Integration durch Mentoring. Jugendliche am Übergang von Schule in Ausbildung und Studium*. Weinheim, Basel: Beltz Verlagsgruppe.
- Lorenzen, Jule-Marie und Darius Zifonun. 2011. Mentoring – Zwischen ehrenamtlichem Engagement und professioneller Sozialer Arbeit. *eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft* 01/2011. https://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_lorenzen_zifonun_110121.pdf vom 31.03.2026.
- Low, Setha M. und Sally E. Merry. 2010. Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas. *Current Anthropology* 51 (S2): S203–S226. <https://doi.org/10.1086/653837>
- Mannitz, Sabine und Werner Schiffauer. 2002. Taxonomien kultureller Differenz: Konstruktion von Fremdheit. In: *Staat – Schule – Ethnizität. Politische Sozialisation von Immigrantenkindern in vier europäischen Ländern*, hg. Werner Schiffauer, Gerd Baumann, Riva Kastoryano und Steven Vertovec, 67–100. Münster: Waxmann.
- Mannitz, Sabine und Jens Schneider. 2014. Vom »Ausländer« zum »Migrationshintergrund«: Die Modernisierung des deutschen Integrationsdiskurses und seine neuen Verwerfungen. In: *Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung*, hg. Boris Nieswand und Heike Drotbohm, 69–96. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03626-3_3
- Markus, Hazel R. und Shinobu Kitayama. 1991. Culture and the Self: Implications for Cognition, Emotion, and Motivation. *Psychological Review* 98 (2): 224–253. <https://doi.org/10.1037/0033-295X.98.2.224>
- Mathias, John. 2010. Of Contract and Camaraderie: Thoughts on What Relationships in the Field Could Be. *Collaborative Anthropologies* 3 (1): 110–120. <https://doi.org/10.1353/cla.2010.0010>
- Mentoring Europe. *Advocating for Mentoring*. <https://www.mentoringeurope.eu/advocacy/> vom 31.03.2026.
- Morland, Lyn. 2016. *Fragen Sie nach den Wünschen*. Telemachos. Fachbrief über Patenschaften und Mentoring, Nr. 03, 2–8. https://www.kipa-berlin.de/app/download/12857647127/Telemachos_03_09-2016.pdf?t=1559148083 vom 31.03.2026.
- Mörsch, Carmen. 2016. Stop Slumming! Eine Kritik kultureller Bildung als Verhinderung von Selbstermächtigung. In: *Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart*, hg. Maria d. M. Castro Varela und Paul Mecheril, 173–183. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839436387-012>

- Mostafanezhad, Mary. 2013. »Getting in Touch with your Inner Angelina«. *Celebrity Humanitarianism and the Cultural Politics of Gendered Generosity in Volunteer Tourism*. *Third World Quarterly* 34 (3): 485–499. <https://doi.org/10.1080/01436597.2013.785343>
- Mühlhoff, Rainer. 2019. Affective Disposition. In: *Affective Societies. Key Concepts*, hg. Jan Slaby und Christian von Scheve, 119–130. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260-10>
- Müller-Kohlenberg, Hildegard. 2018. *Handbuch Mentoring für Grundschul Kinder*. Balu und Du: 53 Bausteine für Theorie und Praxis. Ibbenbüren: Münstermann.
- Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften. 2016. *Stellungnahme »Menschen stärken Menschen«. Patenschaften für Flüchtlinge: Das Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V. mahnt die mangelnde finanzielle Ausstattung an und fordert mehr Qualität statt Quantität*. <https://www.freiwillige-managen.de/files/2016/01/Netzwerk-Stellungnahme-Bundesprogramm-2016-1.pdf> vom 31.03.2026.
- Neumann, Daniela. 2016. *Das Ehrenamt nutzen. Zur Entstehung einer staatlichen Engagementpolitik in Deutschland*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839432785>
- Oltmer, Jochen. 2016. Europäische und deutsche Migrationsverhältnisse im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Einwanderungsgesellschaft Deutschland. Entwicklung und Stand der Integration*, hg. Heinz U. Brinkmann und Martina Sauer, 51–97. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-05746-6_3
- Pinl, Claudia. 2018. *Ein Cappuchino für die Armen. Kritik der Spenden- und Ehrenamtsökonomie*. Köln: PapyRossa.
- Preston, Justin M., Óscar Prieto-Flores und Jean E. Rhodes. 2019. Mentoring in Context: A Comparative Study of Youth Mentoring Programs in the United States and Continental Europe. *Youth & Society* 51 (7): 900–914. <https://doi.org/10.1177/0044118X18813700>
- Pryce, Julia. 2012. Mentor Attunement: An Approach to Successful School-based Mentoring Relationships. *Child and Adolescent Social Work Journal* 29 (4): 285–305. <https://doi.org/10.1007/s10560-012-0260-6>
- Raithelhuber, Eberhard. 2018. How »Godparents« Are Made for »Unaccompanied Refugee Minors«: An Ethnographic View Into the Training of Future Youth Mentors. *Child & Youth Services* 39 (4): 250–283. <https://doi.org/10.1080/0145935X.2018.1498330>
- Raithelhuber, Eberhard. 2021. »If We Want, They Help Us in Any Way«: How »Unaccompanied Refugee Minors« Experience Mentoring Relationships. *European Journal of Social Work* 24 (2): 251–266. <https://doi.org/10.1080/13691457.2019.1606787>
- Raithelhuber, Eberhard. 2023a. Handlungsfähigkeit gemeinsam herstellen: Anregungen aus der Agency-Debatte für soziale Mentoringprogramme. In: *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration*, hg. Gisela Jakob und Bernd Schüler, 74–83. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Raithelhuber, Eberhard. 2023b. Mentoring for Social Inclusion: A Call for Social Work to Engage with an Emerging Model of Social Intervention. *European Journal of Social Work*: 1–12. <https://doi.org/10.1080/13691457.2023.2236319>

- Rhodes, Jean E. 2020. *Older and Wiser. New Ideas for Youth Mentoring in the 21st Century*. Cambridge, Massachusetts, London: Harvard University Press.
- Roberts, Rebecca. 2016. Flüchtlinge zweiter Klasse. Palästinenser im Libanon. *Bundeszentrale für politische Bildung*. <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/laenderprofil/e/228365/palaestinenser-im-libanon> vom 31.03.2026.
- Röbke, Thomas. 2023. Welten verbinden, Synergien erzeugen, Grenzen mitbedenken: Patenschaften und Mentoring aus der Perspektive Bürgerschaftlichen Engagements. In: *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration*, hg. Gisela Jakob und Bernd Schüler, 49–59. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Roß, Paul-Stefan. 2020. Engagement in Patenschaftsprojekten zwischen persönlicher Beziehung und Öffentlichkeit. In: *Engagement für Integration und Teilhabe in der Einwanderungsgesellschaft*, hg. Frank Gesemann, Iris Nentwig-Gesemann, Alexander Seidel und Bastian Walther, 373–386. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31631-0_17
- Röttger-Rössler, Birgitt. 2002. Emotion und Kultur: Einige Grundfragen. *Zeitschrift für Ethnologie* 127 (2): 147–162.
- Röttger-Rössler, Birgitt. 2016. *Multiple Zugehörigkeiten. Eine emotionstheoretische Perspektive auf Migration*. Working Paper 04. Berlin. https://refubium.fu-berlin.de/bitstream/handle/fub188/19021/MultiplexZugehrigkeiten_Workingpapers_final.pdf?isAllowed=y&sequence=1 vom 31.03.2026.
- Röttger-Rössler, Birgitt. 2018. Multiple Belongings. On the Affective Dimensions of Migration. *Zeitschrift für Ethnologie* 143 (2): 237–262.
- Röttger-Rössler, Birgitt. 2019a. Gefühlsbildung (The Formation of Feeling). In: *Affective Societies. Key Concepts*, hg. Jan Slaby und Christian von Scheve, 61–72. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260-5>
- Röttger-Rössler, Birgitt. 2019b. Gefühlsbildung. Zur Erziehung und Formung von Emotionen. In: *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, hg. Hermann Kappelhoff, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann und Christina Schmitt, 312–318. Berlin: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05353-4_45
- Rüzgar, Arif und Christian Schaft. 2014. Die Ökonomie der Migrationsdebatte. Verwerfungslogik als wirtschaftspolitische Grundlage und die Diskurslinien in der »deutschen« Auseinandersetzung mit Migration. In: *Migration, Asyl und (Post-)Migrantische Lebenswelten in Deutschland. Bestandsaufnahme und Perspektiven migrationspolitischer Praktiken*, hg. Miriam Aced, Tamer Düzyol, Arif Rüzgar und Christian Schaft, 67–81. Berlin: Lit.
- Sánchez, Bernadette. 2021. *Mentoring hat ein Erbe des Rassismus*. Telemachos. Fachbrief über Patenschaften und Mentoring, Nr. 25, 3–9. <https://www.kipa-berlin.de/app/download/13997454827/Telemachos+Fachbrief+Nr.+25.pdf?t=1672763914> vom 31.03.2026.
- Sarrazin, Thilo. 2011. *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*. München: Deutsche Verlags-Anstalt. <https://doi.org/10.3196/2194584511641107>
- Scheer, Monique. 2020. How Does Diversity Make Us Feel? Exploring Emotional Regimes of Multicultural Societies. In: *Diversities, Theories & Practices. Festschrift for Reinhard Joh-*

- ler, hg. Jan Hinrichsen, Jan Lange und Raphael Reichel, 61–83. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V.
- Scheper-Hughes, Nancy. 1995. The Primacy of the Ethical: Propositions for a Militant Anthropology. *Current Anthropology* (36): 409–440. <https://doi.org/10.1086/204378>
- Schiffauer, Werner. 2017. Einleitung. In: *So schaffen wir das das. Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten*, hg. Werner Schiffauer, Anne Eilert und Marlene Rudloff, 13–34. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839438299-001>
- Schiffauer, Werner, Anne Eilert und Marlene Rudloff (Hg.). 2017. *So schaffen wir das das. Eine Zivilgesellschaft im Aufbruch. 90 wegweisende Projekte mit Geflüchteten*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839438299>
- Schönwälder, Karen. 2010. Germany. Integration Policy and Pluralism in a Self-conscious Country of Immigration. In: *The Multiculturalism Backlash. European Discourses, Policies and Practices*, hg. Steven Vertovec und Susanne Wessendorf, 152–169. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group.
- Schott-Leser, Hannah. 2018. *Ehrenamt im Kontext von Flucht und Marginalisierung. Eine rekonstruktive Untersuchung pädagogischer Laientätigkeit auf Basis von Patenschaftsbeziehungen mit jungen Menschen in prekären Lebenslagen*. Leverkusen-Opladen: Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.3224/84742195>
- Schott-Leser, Hannah. 2019. *Um Übertragungen zu erkennen, braucht es professionelle Supervision*. Telemachos. Fachbrief über Patenschaften und Mentoring, Nr. 19, 3–11. https://www.kipa-berlin.de/app/download/13792014527/Telemachos_17_2019.pdf?t=1589046554 vom 31.03.2026.
- Schüler, Bernd. 2016. *Patenschaften? Mentoring? Die Crux mit den Begriffen*. Telemachos. Fachbrief über Patenschaften und Mentoring, Nr. 02. https://www.kipa-berlin.de/app/download/13926385827/Telemachos_Fachbrief_02_08-2016.pdf?t=1589044752 vom 31.03.2026.
- Schüler, Bernd. 2020. Jenseits von Enthusiasmus und Ernüchterung. Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche im Spiegel von Forschungsergebnissen aus 25 Jahren. In: *Engagement für Integration und Teilhabe in der Einwanderungsgesellschaft*, hg. Frank Gesemann, Iris Nentwig-Gesemann, Alexander Seidel und Bastian Walther, 77–108. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31631-0_4
- Schüler, Bernd. 2023. Vieles in einem: Zentrale Befunde und Trends der Forschung sowie offene Fragen für die weitere Gestaltung von Mentoring für junge Menschen. In: *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration*, hg. Gisela Jakob und Bernd Schüler, 191–208. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Seise, Franziska. 2023a. »Auch wie 'ne Freundschaft... ein bisschen«: Herausforderungen der Rollenabgrenzung und -aushandlung in Patenschaften. In: *Patenschaften und Mentoring für Kinder und Jugendliche. Eine neue Kultur des Engagements zur Förderung von Bildung, Teilhabe und Integration*, hg. Gisela Jakob und Bernd Schüler, 158–166. Weinheim: Beltz Verlagsgruppe.
- Seise, Franziska. 2023b. Emotionsarbeit in Patenschaften: Der Kitt, der uns zusammenhält. In: *Anthropologie der Emotionen. Affektive Dynamiken in Kultur und Gesellschaft*, hg.

- Thomas Stodulka, Anita von Poser, Gabriel Scheidecker und Jonas Bens, 251–262. Berlin: Dietrich Reimer Verlag. <https://doi.org/10.5771/9783496030874-251>
- Seise, Franziska, Clara Bolldorf, Mona Hartel, Josefine Hilbeck, Leonie A. Koll, Nina McAllister, Dennis Lange, Stefanie Roth, Katharina Sonnberg und Elena Tietze. o. D. Patenschaften – Einblicke in Begegnungen und Gedanken. *Encounter-Blog*. <https://www.encounter-blog.com/de/patenschaften-einblicke-in-begegnung-en-und-gedanken/> vom 31.03.2026.
- Slaby, Jan. 2019. Affective Arrangement. In: *Affective Societies. Key Concepts*, hg. Jan Slaby und Christian von Scheve, 109–118. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260-9>
- Slaby, Jan und Rainer Mühlhoff. 2019. Affect. In: *Affective Societies. Key Concepts*, hg. Jan Slaby und Christian von Scheve, 2–41. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260-2>
- Slaby, Jan und Christian von Scheve (Hg.). 2019. *Affective Societies. Key Concepts*. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260>
- Statistisches Bundesamt (Destatis). 2020. *Bevölkerung und Erwerbstätigkeit. Bevölkerung mit Migrationshintergrund – Ergebnisse des Mikrozensus 2019*. https://www.statistischebibliothek.de/mir/servlets/MCRFileNodeServlet/DEHeft_derivate_0006278/9/2010220197004_korr24112020-4.pdf vom 31.03.2026.
- Stibenz, Maryam. 2011. *Deutsche Leidkultur. Migranten sind keine defizitären Menschen, die man bekehren muss*. Tagesspiegel. <https://www.tagesspiegel.de/meinung/deutsche-leidkultur-7542895.html> vom 31.03.2026.
- Stock, Inka. 2019. Buddy Schemes between Refugees and Volunteers in Germany: Transformative Potential in an Unequal Relationship? *Social Inclusion* 7 (2): 128–138. <https://doi.org/10.17645/si.v7i2.2041>
- Stodulka, Thomas, Samia Dinkelaker und Ferdiansyah Thajib. 2019. Fieldwork, Ethnography and the Empirical Affect Montage. In: *Analyzing Affective Societies*, hg. Antje Kahl, 279–295. London, New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780429424366-16>
- Stodulka, Thomas, Nasima Selim und Dominik Mattes. 2018. Affective Scholarship: Doing Anthropology with Epistemic Affects. *Ethos* 46 (4): 519–536. <https://doi.org/10.1111/etho.12219>
- Sullivan, Noelle. 2018. International Clinical Volunteering in Tanzania: A Postcolonial Analysis of a Global Health Business. *Global Public Health* 13 (3): 310–324. <https://doi.org/10.1080/17441692.2017.1346695>
- Sutter, Ove. 2017. »Willkommen!«. Emotionale Politiken des zivilgesellschaftlichen Engagements für Flüchtende. *Zeitschrift für Volkskunde* (1): 3–23.
- Thelen, Tatjana. 2015. Care as Social Organization: Creating, Maintaining and Dissolving Significant Relations. *Anthropological Theory* 15 (4): 497–515. <https://doi.org/10.1177/1463499615600893>
- Thiel, Ansgar, Andreas Walther, Klaus Seiberth und Reinhard Johler. 2015. Europa und seine Fremden. Migration, Integration und die Gestaltung kultureller Vielfalt. In: *Europa und seine Fremden. Die Gestaltung kultureller Vielfalt als Herausforderung*, hg. Reinhard Johler, Ansgar Thiel, Josef Schmid und Rainer Treptow, 13–25. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839403686-001>

- Thonhauser, Gerhard. 2019. Feeling. In: *Affective Societies. Key Concepts*, hg. Jan Slaby und Christian von Scheve, 52–60. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260-4>
- Trnka, Susanna und Catherine Trundle. 2014. Competing Responsibilities: Moving Beyond Neoliberal Responsibilisation. *Anthropological Forum* 24 (2): 136–153. <https://doi.org/10.1080/00664677.2013.879051>
- Trnka, Susanna und Catherine Trundle. 2017. Introduction. Competing Responsibilities: Reckoning Personal Responsibility, Care for the Other, and the Social Contract in Contemporary Life. In: *Competing Responsibilities. The Politics and Ethics of Contemporary Life*, hg. Susanna Trnka und Catherine Trundle, 1–24. Durham, London: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1220q09.3>
- Vertovec, Steven. 2007. Super-diversity and Its Implications. *Ethnic and Racial Studies* 30 (6): 1024–1054. <https://doi.org/10.1080/01419870701599465>
- von Poser, Anita, Edda Heyken, Thi M. T. Ta und Eric Hahn. 2019. Emotion Repertoires. In: *Affective Societies. Key Concepts*, hg. Jan Slaby und Christian von Scheve, 241–251. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260-21>
- von Poser, Anita und Edda Willamowski. 2020. The Power of Shared Embodiment: Renegotiating Non/belonging and In/exclusion in an Ephemeral Community of Care. *Culture, Medicine and Psychiatry* 44 (4): 610–628. <https://doi.org/10.1007/s11013-020-09675-5>
- von Scheve, Christian und Jan Slaby. 2019. Emotion, Emotion Concept. In: *Affective Societies. Key Concepts*, hg. Jan Slaby und Christian von Scheve, 42–51. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260-3>
- Wagner, Constantin. 2014. Wer ist ›wir‹? Weißsein und Strukturen, Institutionen und Praktiken der Herrschaft. In: *Migration, Asyl und (Post-)Migrantische Lebenswelten in Deutschland. Bestandsaufnahme und Perspektiven migrationspolitischer Praktiken*, hg. Miriam Aced, Tamer Düzyol, Arif Rüzgar und Christian Schafft, 177–199. Berlin: Lit.
- Warstat, Matthias und Hansjörg Dilger. 2021a. Einleitung: Kulturelle Vielfalt und institutioneller Wandel. In: *Umkämpfte Vielfalt. Affektive Dynamiken institutioneller Diversifizierung*, hg. Matthias Warstat und Hansjörg Dilger, 7–48. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Warstat, Matthias und Hansjörg Dilger (Hg.). 2021b. *Umkämpfte Vielfalt. Affektive Dynamiken institutioneller Diversifizierung*. Frankfurt, New York: Campus Verlag.
- Weiston-Serdan, Torie. 2023. *Critical Mentoring. A Practical Guide*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003443872>
- Wessendorf, Susanne. 2014. *Commonplace Diversity: Social Relations in a Super-diverse Context*. Basingstoke: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1057/9781137033314>
- WIR GESTALTEN e.V. a. *Aktuelles. Dankesabend*. <https://www.wirgestaltenev.de/news-vom-31.03.2026>.
- WIR GESTALTEN e.V. b. *Ehrensache!* <https://www.wirgestaltenev.de/uploads/images/Ehrensache.pdf> vom 31.03.2026.
- WIR GESTALTEN e.V. c. *Über uns*. <https://www.wirgestaltenev.de/%C3%BCber-uns/wir-gestalten-ev> vom 31.03.2026.

- WIR GESTALTEN e.V. d. *Was sind Kiezpatenschaften?* <https://www.wirgestaltenev.de/kiezpatenschaften-fuer-fluechtlingskinder/was-sind-kiezpatenschaften> vom 31.03.2026.
- WIR GESTALTEN e.V. 2023. *Vorgestellt.* <https://www.wirgestaltenev.de/%C3%BCber-uns/gestalten-vorgestellt> vom 31.03.2026.
- Zink, Veronika. 2019. Affective Communities. In: *Affective Societies. Key Concepts*, hg. Jan Slaby und Christian von Scheve, 289–299. London, New York: Routledge, Taylor & Francis Group. <https://doi.org/10.4324/9781351039260-25>
- zur Nieden, Birgit. 2009. »... und deutsch ist wichtig für die Sicherheit!« Eine kleine Genealogie des Spracherwerbs Deutsch in der BRD. In: *No integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa*, hg. Sabine Hess, Jana Binder und Johannes Moser, 123–136. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839408902-008>

